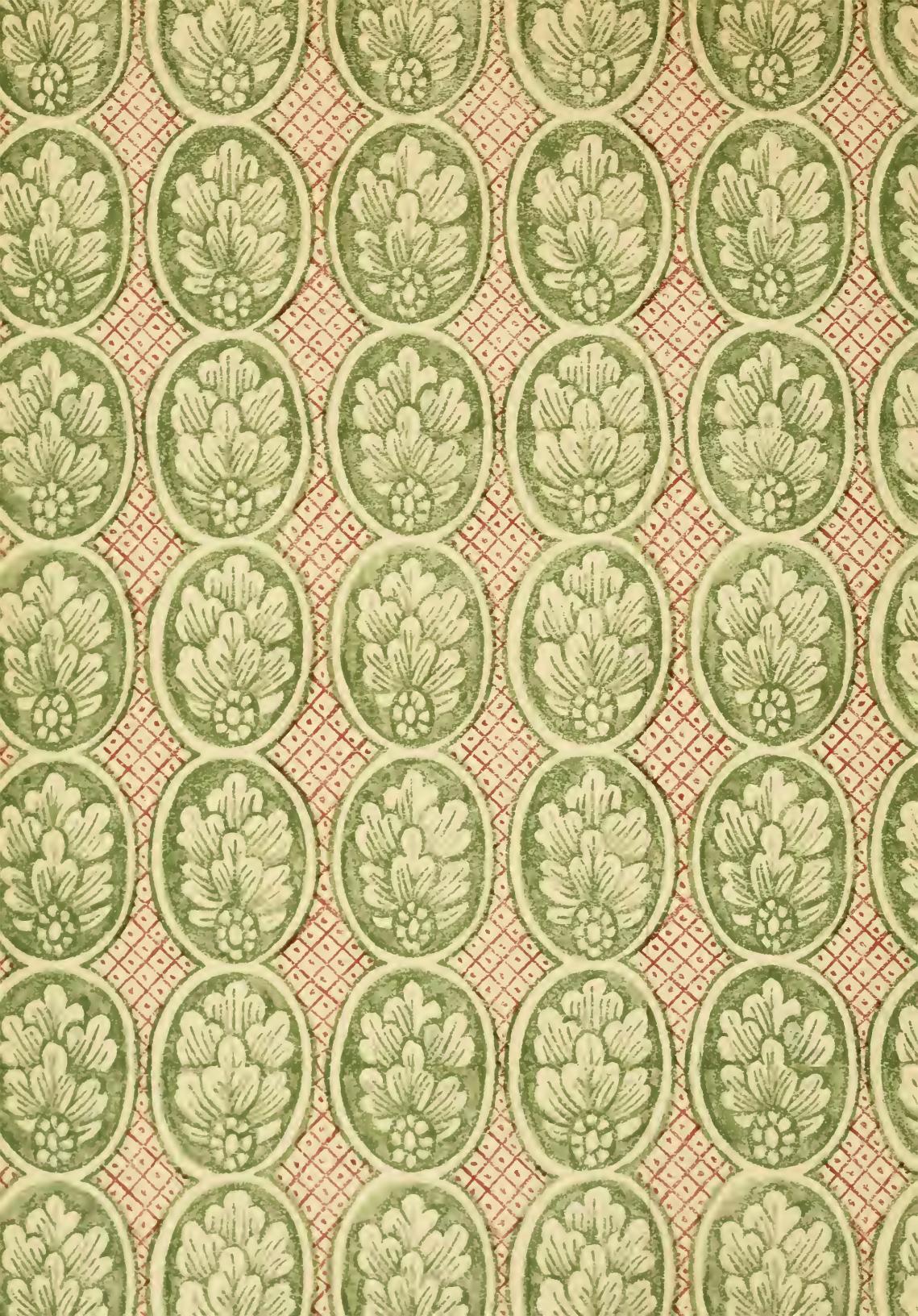

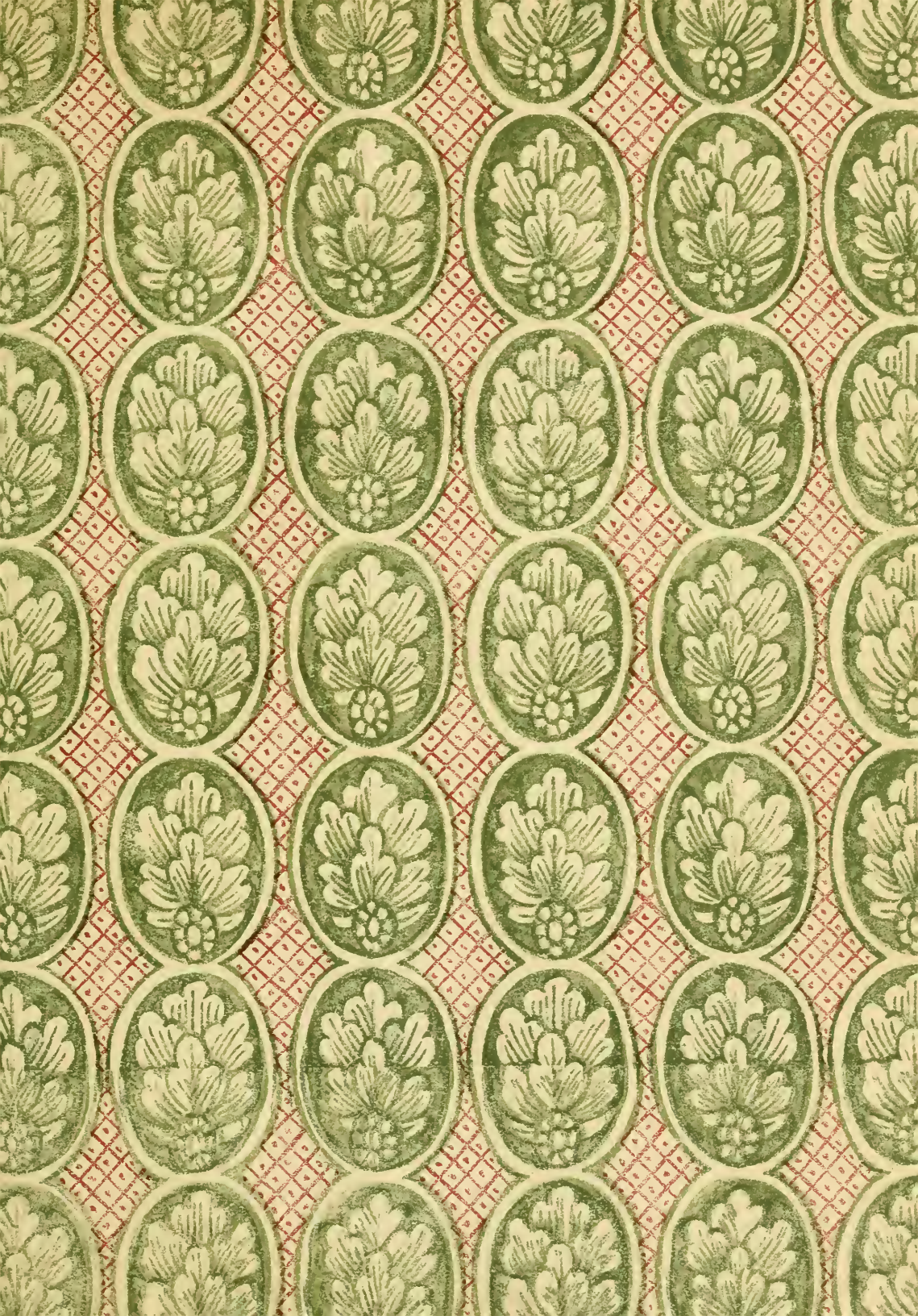

Die neue Rundschau

XXIter Jahrgang der freien Bühne

1910

Band 2

Berlin / S. Fischer / Verlag

LIBRARY
MAR 3 1 1967
UNIVERSITY OF TORONTO

AP
3.3
N5
1910
Bd. 2

Inhaltsverzeichnis

Romane, Novellen, Briefe, Reisen, Gedichte:

Paul Barchan, Die Petersburger Welt 670
Henriette Feuerbach, Briefe an ihre Schwägerin Sophie Heydenreich 486
Irene Forbes-Mosse, Berberitzchen 530
Efraim Frisch, Die Kantine 808
Otto Erich Hartleben, Briefe an Freunde 791
Gerhart Hauptmann, Emanuel Quint 448, 616, 742
Johannes V. Jensen, Dr. Pickles 664
Detlev von Liliencron, Briefe 649
Robert Michel, Unter einem Rebenzweig 676
Jakob Schaffner, Der Schulmeister von Gagern 498

Aufsätze:

Lucia Dora Frost, Züchtung 777
Ernst Heilborn, Von allerlei Heiligem in Humboldts Leben . . 832
Adolf Koelsch, Die Mission populärer Naturwissenschaft . . . 473
Alfred Manes, Ohne soziale Extreme 822
Friedrich Naumann, Das preußische Herrenhaus 729
Samuel Saenger, Demokratie 441
Oskar A. H. Schmitz, Was ist ein Barbar? 526
Werner Sombart, Jüdischer Geist im modernen Wirtschaftsleben 585
J. von Uexküll, Die Umwelt 638

Rundschau:

Oskar Bie, Akrobatik 571
Oskar Bie, Bilder und Menschen 860
Julius Elias, Jungfranzösische Malerei 558
Arthur Eloesser, Berliner Theatersaison 699
Willi Handl, Die Bücher der Verzweiflung 855
Ludwig Hatvany, Ludwig Hevesi 564
Moritz Heimann, Der Laie und das Museum 692
Robert Hessen, Der Ärztestand 849
Johannes V. Jensen, Björnson 839
Karl Jentsch, Rudolf von Bennigsen 534
Karl Joël, Neues Denken 549
Junius, Die preußischen Samurai 713
Junius, Chronik: Aus Junius' Tagebuch 864
Karl Lamprecht, Bildungsinteressen und Marktinteressen . . . 680
Paul Mongré, Der Komet 708
Emil Münsterberg, Arbeitslosigkeit 540
Daniel Ricardo, Neuyork 685
Samuel Saenger, Kulturträger 843

Anmerkungen:

Ludwig Bauer, Der Tod des Schülers Kamillo 577
Ludwig Bauer, Tragödie der Dummheit 877
Martin Beradt, Die Versucherin 727
Oskar Bie, Tempel-Ausgabe 726
Oskar Bie, Sumurun 874
Arthur Bonus, Irrlehre 871
Felix Braun, Schattenbilder 875
Julius Elias, Paris 879
Siegmund Feldmann, Die Anthropoplastik 583
Alfred Gold, Empfindsamkeiten 723

Moritz Heimann, Novellen von Dauthendey 579
Arthur Holitscher, De Costers Tyll Ulenspiegel 725
Norbert Jacques, Der zahme Hahn 580
André Jolles, Jean Moréas 721
Julius Meier-Graefe, La Nouvelle Revue française 722
Christian Morgenstern, Gelegentliches 582
Emil Muensterberg, Bodelschwingh 873
Samuel Saenger, August Bebel 576
Samuel Saenger, Kulturtag 720
Karl Scheffler, Die sichere Versorgung 718

Demokratie/ von Samuel Saenger

I

Unter dem Regiment des eisernen Kanzlers war Haß gegen die Demokratie, die Verachtung ihrer (provisorischen) Lebensformen, die Verdächtigung ihrer Bekenner patriotische Pflicht. Für Bismarcks Staatsgedanken war der aufgeklärte Absolutismus der Mutterboden. Seine wunderbar schmiegsame Intelligenz und die Anpassungsfähigkeit des geborenen Politikers wußten sich natürlich mit den Beschränkungen abzufinden, die die Verfassung und das Gegenspiel der Fraktionen seinem Herrscherwillen auferlegten; aber er haßte sie zeitlebens mit dem Instinkthaß des Künstlers, der den Eigenwillen der spröden Materie verflucht, bis er ihn bezwungen hat. Daß in einem hochgebildeten und arbeitsfrohen Volke die Parteien auch Ideen und Ideale vertreten, daß Ideen oder letzte Orientierungen über die wünschenswerten Gestaltungen des nationalen Lebens die Kristallisationspunkte für die Parteibildung sind und oft noch in Entscheidungen sich spüren lassen, in denen der Fraktionsgeist und der Egoismus der Führer über den Gemeinsinn triumphieren, ja daß sie denkökonomische Notwendigkeiten sind, um die zerstreuende Vielmeinerei und Vielstrebigkeit von Millionen — durch teilweise Vergewaltigung — zu vernichten: das zu bedenken und gutwillig zu berücksichtigen ist Bismarck nie in den Sinn gekommen. Er haßte sie sämtlich; er führte ihnen recht deutlich die liebeleere Basis seiner Beziehungen zu Gemüt, indem er sie nach dem Bedürfnis der Stunde suchte und mied; er stigmatisierte sie abwechselnd: die Konservativen als schollenblinde Frondeure („Deklaranten"), die Liberalen als dem Leben ferne Ideologen, die Fortschrittler als Kryptorepublikaner, die Zentrumskatholiken als geborene Gegner des evangelischen Kaisertums; daneben schuf er die besondere Rubrik der Reichsfeinde, eine nach Millionen zählende Gruppe; und ganz zuletzt, als das Heldenspiel vorüber ist, ruft er ihnen allen, ein zweiter Coriolan, das Wort grenzenloser Vereinsamung und Verbitterung zu: Get you home, you fragments! Er hatte sie der Reihe nach zu Fragmenten zerrieben, pulverisiert; mit jener Brutalität, die mit Messern schneidet, den trügerischen Schein eines dauernden Einverständnisses, eines Zusammenklangs der politischen Grundstimmung ihnen genommen; aber am meisten doch immer wieder den Liberalen und Demokraten die ganze Härte seiner Instinktabneigung zu fühlen gegeben: ihnen, mit deren Sehnsucht und idealischem Wollen er das Reich vorbereitet und bis zum Bruch im Jahre 1879 staatsrecht-

lich und finanzpolitisch eingerichtet hatte. Immer, versteht sich, im Interesse des einigen Reiches, das er, nach preußischem Vorbild, als Machtorganisation, und nur als solche, empfand. Aber er hatte die organische Entwicklung der bürgerlichen Parteien, als Behälter für die möglichen Richtungen der wirtschaftlichen Interessen und politischen Ideale und kulturellen Stimmungen, unterbunden und ihre Herkunft aus der Zeit der Verfassungskämpfe verwischt.

Es ist bezeichnend und für unseren politischen Zustand von heute ungemein charakteristisch: die alten bürgerlichen Parteien hat er denaturiert und demoralisiert. Man betrachte daraufhin das Leben Bennigsens, des Mitbegründers des Nationalvereins, eines echten Liberalen der älteren Zeit, der das englische Vorbild im Herzen und wohl heimlich trauernd ins Grab trug. Er wurde bismärckisch, gewiß. Er wollte die Einheit und mußte bekennen, daß der Erfolg die eisernen Methoden legalisierte. Aber in sein Leben kam doch ein Knick, und innerlich hat er nie ganz den Zweifel überwunden, warum über dem notwendigen Rahmen, der Einheit, der Inhalt, das köstliche Gut der politischen und persönlichen Freiheit, durchaus geopfert werden müsse. Es konnte ihn nicht trösten, daß über die zwei Neubildungen, das Zentrum und die Sozialdemokratie, Bismarck ebensowenig eigentliche Gewalt besaß, wie er ihre Entstehung und Ausbreitung zu hindern vermocht hatte. Aber beide neue Parteien waren um Ideen kristallisiert. Die eine um die Idee des theokratischen Gottesstaates; die andere um die Idee der Überwindung und Aufhebung des Klassenstaates. Surrogate von Ideen lassen sich morden, ihre Anhänger vergewaltigen. Aber jene unvermeidlichen Ideen, die aus der Logik der Entwicklung geboren sind und die überindividuellen Lebensnöte symbolisieren, triumphieren über alle Machtpolitik. An diesem Gesetz der historischen Vernunft scheiterte Bismarck.

So beschaffen war das Temperament des gewaltigen Mannes, der die Einheit Deutschlands schaffen half und doch, von der Bühne abtretend, politisch ein Provisorium zurückließ, das in mancher Hinsicht ans Chaos grenzt. Er lebte in Machtvorstellungen, geschliffen im Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland. Der Staat ist eine Machtorganisation, dessen Eigenleben alle anderen Interessen der Bürger, ja alle Sonderinhalte des individuellen und kollektiven Bewußtseins unterzuordnen sind. Am besten lenkt ihn Ein Kopf und Ein Wille. In wem die großartige Spannung dieser idée maîtresse als Erlebnis nachzittert, der begreift, wie die tüchtigsten Köpfe und edelsten Willen daneben zu kleinem Format zusammenschrumpfen mußten: die Volksmänner von Rotteck, Welcker, Waldeck bis auf Richter, die Liberalen von Bennigsen und Forckenbeck bis auf Bamberger und Lasker; wie sie ihre Gefolgschaft bei denen verloren, die nicht, wie das millionenstarke Industrievolk, von den Dämonen des Kapitalismus an den Rand des die nackte Notdurft deckenden Lebensunterhaltes getrieben wurden. Hier, an der äußersten Grenze des gesellschaftlichen Daseins, wohin von dem

Kulturglanz nur ein kümmerlich trüber Schein drang und nun die Priester des Kommunistischen Manifests ihre neuen Hoffnungen trugen, hier hatte auch die Allgewalt Bismarcks ihr Ende. Aber in der bürgerlichen Welt, auch wo seine Leitung der inneren Angelegenheiten scheinbar mit Erbitterung bekämpft wurde, bis hinein in die Reihen des Fortschritts, war Bismarck der Inbegriff politischen Denkens und nationalen Fühlens geworden. Wir durchlebten die goldenen Tage der Bourgeoisie und die Zeit des Bismarckkultus sans phrase. Man bekämpfte ihn wohl schon, wichtige Händlerinteressen vertrugen nicht die Hinneigung zum geschlossenen Handelsstaat und die Begünstigung des Agrar- und Industriefeudalismus; aber man fühlte sich als Sekte, fühlte, daß der Liberalismus als Ausdruck einer modernen bürgerlichen Lebensauffassung alle Suggestivkraft verloren hatte. Die Jugend, die Universitäten, die Intellektuellen, das unerschöpfliche Reservoir, aus dem bis 48 und bis zur Konfliktszeit die Sturmgesellen der Freiheit und einer (relativen) Volkssouveränetät herkamen, Männer von der kernigen Art eines Dahlmann oder Gervinus, hatten die alten Fahnen verlassen. Große Teile des Volkes wurden unpolitisch. Die Kreise der Bildung und des satten Besitzes fingen an, die Kraft, die der Heros, ein neuer Herzog Sforza, an die Bezwingung der parlamentarischen Widerstände wenden mußte, für nutzlos vertan zu halten. Innerhalb dieser bürgerlichen Gesellschaft war nur der Widerstand der im Zentrum geeinigten Katholiken unbesiegbar ernst. Und sofort besann sich Bismarck, sofort zog er sich von der einzig ideologisch gefärbten Unternehmung seines Lebens zurück und stempelte den Kulturkampf zur grotesken Sinnlosigkeit. Sein Ausgangspunkt war natürlich kein ideologischer, obwohl in des Urhebers Seele eine Art protestantischer Unterströmung Triebkraft hatte; er war vielmehr national — das Zentrum begünstigt den Polonismus — und machtpolitisch bestimmt. Die Kirche nicht Stütze und Dienerin der staatlichen Allmacht, sondern Staat im Staate, ein Absolutes neben einem zweiten Absoluten: das war ebenso unerträglich wie widersinnig. Aber unterwegs mußte Bismarck über die ungeheuere Modernität des Unternehmens erschrecken: in seiner Konsequenz lag die Abstreifung alles Theokratischen vom Staatlich-politischen; so empfanden es auch die Liberalen, im Einklang mit der Stimmung der Bildungskreise, während die Fortschrittler, getreu ihrem Grundsatz, aus ihren Grundsätzen sich den Strick zum Selbstmord zu drehen, sich zum 'demokratischen' Zentrum schlugen. Das sah wie Verrat einer konservativen Lebensmacht, wie Konzession an Demokratie und Fortschritt, wie Ideologie aus. Diese früher größte Macht im deutschen Leben, in den Freiheitskriegen die Quelle aller Schwungkraft, ein Erbstück von Reformation und Humanismus, ein Geschenk von Wissenschaft und Philosophie, die (freilich stark angenagte) Wurzel aller Selbstbestimmungsbedürfnisse und Freiheitsräusche des modernen Menschen, der Abneigung gegen Polizei und Bureaukratie, des

Verlangens nach Selbstverwaltung, Geschworenengerichten, Repräsentativverfassung und Parlamentarismus; der Regulator des öffentlichen Gewissens, die Kontrollbehörde der öffentlichen Gewalten: sie hatte in Europa seit dem ersten Napoleon keinen zweiten Hasser wie Bismarck. Für Napoleon waren die Mitglieder der liberalen Intelligenz von vor 1789 die 'Ideologen', die ewigen Narren von Menschen und Dingen. Was waren das für Menschen? Sie waren beseelt von reinen und schönen Motiven, sie glaubten an die Autorität des Gewissens, an die sieghafte Kraft von Vertrauen und Loyalität, an die urmenschliche Gleichwertigkeit des Nächsten. Zu Mathieu Dumas gewendet, fragt Napoleon barsch: „General, Ihr gehörtet doch nicht auch zu jenen Dummköpfen, die an die Freiheit glaubten?" Er verfolgte sie, er jagte den Rest, der standhaft geblieben war, wie die mannhafte Madame de Staël, durch ganz Europa . . . Viel respektvoller hat Bismarck von den deutschen Freiheitsaposteln und Ideologen nicht gedacht, wenn auch an den Ausbruch zäsarischer Gewaltakte bei ihm nicht zu denken ist. Die Professorenweisheit war ihm dünkelhaft (1851), ihre Erziehungsmethode raubt dem Individuum, das „ihren Experimenten auf Gymnasien und Universitäten unterworfen wird, den Glauben an jede Autorität in dieser und jener Welt". Freiheitsfeindliche Tendenzen „über die in der Verfassung gegebene Macht hinaus" lehnt er sarkastisch ab. Die (vor 1870) liberalisierende preußische Beamtenschaft nennt er in einem Briefe an Wagner „krebsfräßig an Haupt und Gliedern"; er betrachtete auch sie als die individuelle Trägerin des revolutionären Prinzips. „In dem Prinzipienstreit, welcher in diesem Jahre Europa in seinen Grundfesten erschüttert hat, ist ein solcher, der sich nicht vermitteln läßt. Die Prinzipien beruhen auf entgegengesetzten Grundlagen, die einander ausschließen. Das eine zieht seine Rechtsquelle angeblich aus dem Volkswillen, in Wahrheit aber aus dem Faustrecht der Barrikaden. Das andere gründet sich auf eine von Gott eingesetzte Obrigkeit von Gottes Gnaden." Das Vereinsrecht, eines der Grundrechte eines freien Volkes, nennt er den Blasebalg der Demokratie, der die Kohlen unter der Asche aufbläst. „Ich betrachte alle diese Grundrechte als Eroberungen der Revolution auf Kosten des allgemeinen Grundrechts des friedlichen Bürgers auf ungestörten Schutz durch die Obrigkeit, und sehe in dem Vereinswesen die gefährlichste Waffe der Geister, die verneinen, gegen jede obrigkeitliche Autorität. Darin liegt die Schneide jener Schere, mit welcher die konstitutionelle Delila dem Simson der Monarchie die Locken verschneidet, um ihn den demokratischen Philistern wehrlos auszuliefern." (27. April 1850.) Man wird finden, daß die Reden und Erlässe, die Bismarck zweiunddreißig Jahre später hielt, um die Kronrechte von den Volksrechten ein für allemal abzugrenzen, noch erstaunlich gut dem Gedanken- und Gefühlskreis seiner Junkerzeit sich einfügen. Man wird finden, daß dieser Gefühls- und Gedankenkreis noch heute unverändert im Gemüt des grund-

herrlichen Ostelbiers tief verankert ist und unter dem Schlinggewächs spärlicher Zeitanpassungen zäh fortwuchert. In dem Gehirn des wunderbar genialen Märkers lebten bis zuletzt, ungebrochen und unverbogen im Wandel der Zeiten und Erfahrungen, Anfang und Ende mit ehernen Klammern umschlingend, erhöht natürlich und in anschaulichste Bewußtheit umgesetzt, — lebten bis zuletzt Kastenvorstellungen von staatlicher Ordnung und gesellschaftlicher Struktur. Inzwischen hatte sich eine gewerbliche und soziale Revolution vollzogen; aber sie ließ jene Grundorientierung innerlich unberührt. Sie bildet zu den aufwühlenden Vorstellungen individueller Emanzipation, die von Rousseau ausgehen, von England und Frankreich aus zum Enthusiasmus angefacht und schon vom Lutherwerk in Schwung gebracht worden waren, den polaren Gegensatz. Selber ein Revolutionär, in den Mitteln, um Preußen über Deutschland auszudehnen, blieben seine staatsrechtlichen, seine sozialen und soziologischen Grundanschauungen vor-märzlich; anti-konstitutionell; anti-evolutionistisch; anti-kapitalistisch: insofern der Kapitalismus zunächst nivelliert und Marktwerte über Menschenwerte stellt; anti-liberal: insofern der Liberalismus grundsätzlich die Gleichheit der Kampfbedingungen gewährt und die erbliche Gebundenheit an Beruf und Kaste, die erbliche Bevorrechtung in Staat und Gemeinde nicht anerkennt. Mit dem Kopf hat Bismarck den Auf- und Ausbau der bürgerlich-demokratischen Gesellschaft erlebt, nicht mit dem Herzen. Dieses wurzelte in einem starren System abgestufter Herrschafts- und Treuverhältnisse, mit dem König als oberstem Feudalherrn und Patriarchen, der auf der Spitze der Pyramide thront. Und in diesen 'gottgewollten' Abhängigkeiten übt des Patriarchen Wohlwollen, als des Stellvertreters göttlicher Gnade, ausgleichende Gerechtigkeit: patriarchalischen Ursprungs ist die soziale Gesetzgebung, die Bismarck gegen den Widerstand der seinen Grundherrninstinkten verhaßten freien Konkurrenzmächte durchsetzte.

II

So war, so mußte sein der 'lange, ungebrochene Wille', der Deutschland die Einheit gab. Er schuf den Rahmen . . für ein Bild, das er nicht malte und nicht mochte. Das Leben, das dieser Rahmen umfaßte, war demokratisch in seiner Wurzel; konnte nur noch geknebelt, nicht mehr bezähmt, beherrscht werden. Man spürt deutlich, wie es am Ende seines Lebens ihm entgleitet. Sein Vertrauen in die providentielle Kraft der Krone ist ganz offenbar erschüttert; an seinem Jugendglauben an das produktive Vermögen der Auslesemenschen seiner Kaste nagt der Zweifel. Das Arbeitsvolk nahm seine 'Wohltaten' hin, aber es entzog sich durch die wunderwirkende Organisierung seiner Presse und Vereine der bevormundenden Liebe von Obrigkeit und Bourgeoisie. Menschenüberfluß, Exportindustrie, Welthandel, Weltpolitik, Kolonien, Imperialismus, — die neuen Herrenmenschen in Bank und Rechenstube, die neuen

Herdenmenschen in der eisernen Zucht ihrer Parteidisziplin, daneben und dazwischen die Auflockerung aller festen Überlieferungen durch allgemeine Schulpflicht und Bildung und Wissenschaft und Technik, das ökonomische und kulturelle Übergewicht der Großstadt: dieses ungeheuere Neue war zu reich und zu fremdartig für den engen Zirkel des Bismärckischen Staatsideals. Er half sich, indem er eine Atmosphäre des Boykotts gegen alle bewußt demokratischen oder liberalen Regungen schuf. In ihr sind wir groß geworden, erst gläubig und mit einigem Bangen vor der brausenden Naturgewalt, die man Volk heißt; dann mit wachsender Ablehnung und Kritik. Heute, zwanzig Jahre nach der Bismarckära, ist die Angst vor der Demokratie einfach die Bankrotterklärung der politischen Intelligenz. Nie, zu keiner Zeit der geschichtlichen Überlieferung, hat es eine weniger chaotische Masse gegeben, nie hob sie sich durch Ordnungssinn, Bildungstrieb und Organisierungstendenz von dem durch Laune und unbeherrschte vernunftlose Gier großmäulig gemachten Mob deutlicher ab. Masse und Mob lassen sich nicht mehr identifizieren. Und in jedem einzelnen organisierten Proletarier hat sich, als Folge dieses Entwicklungsprozesses, der durch keine Gewalt der Welt bei dem liberalen (individualistischen) Ausgangspunkt festgehalten werden konnte, ein Menschgefühl und ein Wertgefühl herausgebildet, das so stark ist, weil seine Vernunft ihm sagt: ein Teil der Kollektivleistung bist du selbst! Diese Masse kann staatswilliger gemacht werden, als sie ist, sie ist fast schon überall zu reif und lebenserfahren, um in vagen Utopien, im Übermorgen der Illusion zu leben. Statt sie zu entrechten oder durch Scheinrechte ihr Mißtrauen zu steigern, sollte staatsmännische Weisheit sie berechten. Denn die Torheit der grundsätzlichen Budgetverweigerung lebt nur in wenigen Gehirnen noch; die Unvermeidbarkeit des wirtschaftlichen Imperialismus ist vielen demokratisch Gesinnten deutlich; und nicht einmal der politische Radikalismus wendet sich in Deutschland gegen die Krone, sondern dagegen, daß sie zur Gefangenen einer feudal-klerikalen Klique gemacht werde, die soweit geht, dem gemäßigten bürgerlichen Liberalismus jedes Anrecht auf politische und parlamentarische Herrschaft zu weigern und selbst Großgewerbe, Großhandel und Stadtaristokratie, sechzig Jahre nach Oktroyierung der preußischen Verfassung, politisch und kulturell als Feind zu behandeln. Ein wirklicher bürgerlicher Großblock gegen den 'inneren' Feind aber wäre erst denkbar, nachdem dieser politische Atavismus aus dem Wege geräumt, nachdem der preußische Konservative — liberal geworden wäre.

Diesen Zusammenhang zwischen Demokratisierung der Arbeit und der Demokratisierung der politischen Verfassung nicht sehen zu wollen, ist Romantik. In einer Welt, in der nichts stillsteht, in der sich alles bewegt, die ganz dynamisch geworden ist, in der alles Denken und Fühlen individualisiert, in welcher alle Arbeit organisiert ist, in solcher Umwelt nennt der fünfte Kanzler organisch eine Politik nach

der Maxime des seligen Walpole: quieta non movere. 'Autorität', 'gottgewollte Abhängigkeiten'! Ihr alter Sinn ist leer geworden, er wird nicht geglaubt. Nicht um die Entwurzelung der Autorität, sondern ihres gefährlich falschen Ausdrucks in unerträglich gewordenen Herrschaftsansprüchen handelt sich's. Regenten und Regierte verstehen in Preußen einander nicht mehr, es ist als ob in beiden nicht mehr das gleiche Blut kreiste. Die Auslesemenschen an der Spitze sind diskreditiert, weniger weil ihr guter Wille als weil ihre Fähigkeit bezweifelt wird, auch nur das wichtigste Friedensgeschäft, den Imperialismus, erfolgreich zu betreiben; denn der ist händlerisch determiniert. Wer leugnet auf diesem Felde die Superiorität des englischen und besonders des amerikanischen Verfahrens, das — in Südamerika und in Ostasien — unverschleierten Kundenfang betreibt. Wem diese erzdemokratischen Methoden nicht passen, der ersinne andere Methoden, unsere Millionen vor dem Verhungern zu schützen, oder halte das Rad der Industrialisierung und Imperialisierung der Erde auf. Es ist kein Verrat an der Sache des Fortschrittes, zu sagen, daß diese Methoden nicht schön sind. Sie haben dahin geführt, die Künste der kaufmännischen Diplomatie und Bedenkenlosigkeit sehr oft höher zu bewerten als Leistungen von kulturell unvergleichlich höherer Art. Edlere Geister haben vor dem rauhen Liberalismus des freien Konkurrenzkampfes zu den tausend Spielarten des Sozialismus ihre Zuflucht genommen und den Segen der liberalen Auslesefaktoren bezweifelt, wenn nicht verflucht. Aber alle diese Gegensätze sind im legitimen Kampfe miteinander, man schützt sich jedenfalls nicht vor ihren üblen Begleiterscheinungen, indem man sich an abgelebte Formen des ancien régime klammert und eine feudale Klique (die den Stolz früherer Zeiten ausmacht) mit der Leitung dieser durch und durch kapitalisierten und demokratisierten Gesellschaft betraut. Die Autorität, die diese Gruppe beansprucht, stammt noch aus der Epoche der statischen Verhältnisse des Ständestaates, der Treuverhältnisse mit dekorativem Aufputz, in denen Erblichkeit, Kaste, Stand den zu allen Zeiten mächtigsten Auslesefaktor, die persönliche Leistung, gefesselt hielten. Doch die einzige Art von Autorität, die die Masse der Regierten auf die Dauer allein noch mit Kopf und Herzen verträgt, die sie aber, richtig geleitet, gern und willig gewährt und die keine Demagogie in einem gesunden und gebildeten Volke entwurzeln kann: sie zieht aus der individuellen und kollektiven Leistung, aus der Leistung starker Individuen oder starker Verbände ihre Säfte. Von der ersten Art haben wir zu viel, von der zweiten zu wenig. Das Lebensinteresse des Staates fordert heute, daß die Autorität der Funktion, der gesellschaftlich notwendigen Leistung, des persönlichen und kollektiven Verdienstes auch politisch inthronisiert, daß die Autorität der aristokratischen Gebärde und des traditionellen Anspruchs ganz wesentlich eingeschränkt werde. Wie das zu geschehen habe, ist eine Frage der politischen Technik und geht uns hier nichts an.

***

Emanuel Quint/ Roman von Gerhart Hauptmann

(Dritte Fortsetzung)

Sechstes Kapitel

Die Lehrersfrau hatte sogleich bei ihrem Eintritt in die Stube Quint, den sie nicht zum ersten Male sah, wiedererkannt. Vor etwa acht Tagen waren die Brüder Scharf von Glaubensgenossen in Preußen an ihren Mann und ihr Haus als exemplarisch treue Diener am Wort empfohlen worden. Der Lehrer, ein vierzigjähriger bibelgläubiger Mann, hatte, wie sich das in den Kreisen derer, die auf Christum harren, von selbst versteht, die Brüder mit herzlicher Liebe aufgenommen. Als er den Grund ihrer Reise erfuhr, obgleich sie den Irrwahn, der sie beherrschte, verschwiegen hatten, äußerte der schlichte Mann ein leises Befremden, wenn nicht Bedenklichkeit. Denn die Glut und der Eifer, mit dem die Scharfs Emanuel suchten, und die Fülle des Lobes und der Bewunderung, die sie über ihn ausschütteten, auch was der Lehrer über den Verkauf ihres Hauses erfuhr: dies alles mußte beängstigend wirken.

Seine Sorgen hielt der Lehrer Stoppe auch seiner Ehefrau gegenüber nicht zurück. Es ist schon bedenklich, wenn allzeit fleißige Arbeiter ihre Arbeitsstätte verlassen und müßig gehen. Bedenklicher aber, wenn sie Dinge wörtlich und gläubig auffassen, die auf ihrer Weise genommen sein wollen oder schweren Schaden stiften. So schienen die Prophezeiungen eines ehemaligen Schäfers, namens Thomas, vom nahen Weltuntergang ein unwiderleglicher Glaubensartikel im Geiste der Brüder Scharf geworden zu sein, und so war ihnen der Apostelberuf Emanuel Quints, den sie suchen kamen, über jeden Zweifel erhaben.

Der Lehrer hielt es für seine Pflicht, die beiden vor jenen falschen Propheten zu warnen, den Wölfen in Schafskleidern, von denen die Bibel mit Abscheu spricht, er mußte sich aber eingestehen, daß nach stundenlangem, ja tagelangem Beten, Singen und Ringen der Glaube an die himmlische Sendung des gesuchten Landfahrers felsenfest wie je in den Seelen der Brüder gegründet stand.

Daran konnten auch alle Gespräche nichts ändern, wodurch die frommen Eiferer meistens die Nacht zum Tage machten, eingedenk des Wortes, das da sagt: „Wachet, denn der Bräutigam ist nicht ferne von euch": und es kam am Ende so weit, wie es denn nicht anders sein konnte, daß der Lehrer Stoppe beinahe in den Glaubensstrudel hineingezogen wurde und jedenfalls mit einer gewissen Spannung der Erscheinung Quints entgegensah.

Einem bestimmten und überzeugten Wesen vermag der Zweifel, selbst in starken Naturen und gebildeten Seelen, auf die Dauer nicht stand zu halten, um wie viel weniger in einem glaubenswilligen Herzen, wie das des Lehrers war, und nachdem ihm die Scharfs immer wieder von der Predigt Quints auf dem

Marktplatz der Kreisstadt, von dem Wunder, das er angeblich an ihrem Vater verrichtet hatte, von vielerlei Gebetserhörungen und wunderbaren Heilungen berichtet hatten, schien ihm die wundertätige Kraft des Gesuchten tatsächlich erwiesen zu sein: nur wußte er nicht, ob diese und seine Mission auf himmlischem oder satanischem Grunde beruhte, oder vielleicht mesmeristischer Magnetismus, verbunden mit falsch verstandener, noch zu läuternder Heilandsliebe sei.

Auch aus den Jugendtagen Quints erzählten die Brüder Wunderdinge, die sie von seiner Mutter gehört hatten. Der Lehrer erfuhr, sie sei eine noch nicht vierzigjährige Tischlersfrau, die Emanuel, ihren ersten Sohn, mit in die spätere Ehe gebracht hatte. Schon als sechs- oder siebenjähriges kleines Kind sei Emanuel vor jedem aufgerichteten Kreuz am Wege stillgestanden und habe sich nachdenklich in den Anblick versenkt. Er habe die wunderlichsten Fragen getan und sei Sonntag für Sonntag in die protestantische Kirche gegangen, während er, bei jeder Gelegenheit, die immer offene katholische Kirche aufgesucht habe. Einst sei der katholische Pfarrer zu Emanuels Mutter gekommen und habe gesagt, daß ihr Sohn wie gemacht für einen künftigen Diener der wahren Kirche wäre, er habe der Mutter Geld geboten und die Versicherung abgelegt, es werde für den Jungen zeit seines Lebens gesorgt sein fortan. Der Junge aber habe zum Erstaunen der Mutter den Vorschlag des Pfarrers abgelehnt und sei auch unter der Wut des Vaters festgeblieben. Angeblich hatte er als den Grund seiner Weigerung ausgesprochen, daß er, wie Jesus, in Armut zu leben und zu sterben entschlossen sei.

Der Lehrer hatte die Brüder Scharf nach einiger Zeit in das Haus der Schuberts hinübergebracht, von wo aus sie dann während längerer Zeit ihre Nachforschungen anstellten, immer und von Stunde zu Stunde gewaltiger aufgeregt. Wer je erlebt hat, wie eine liebe, ersehnte Illusion, auf die man mit realen Bemühungen hinarbeitet, zuweilen gegen alle Vernunft ins Ungeheuere wächst, den wird es auch keineswegs in Verwunderung setzen, daß bald das Schubertsche Haus zur Brutstätte vieler phantastischer Irrtümer und Gesichte geworden war.

Als nun Quint gefunden wurde und später bei den Schuberts in Herberge lag, hatten die Scharfs eines Tages den Lehrer besucht und ihm das glückliche Wiederfinden, sowie allerlei neues Wunderbares berichtet von Quint. Aufgefordert mit ihnen zu gehen, hielt sich jedoch der Lehrer zurück, allerlei wichtige Pflichten vorschützend. Hingegen konnte noch am Abend desselben Tages Frau Stoppe ihrer wachsenden Neugier nicht widerstehen. Sie machte sich auf und kam in dem Schubertschen Hause an, als Quint es verließ, um allein für sich durch die Ödeneien des Gebirgskammes im beginnenden Mondschein hinzuwandeln.

An jenem zweiten Pfingstfeiertag, wo die Lehrersfrau die hundertjährige Greisin tot, Quint aber bei der Leiche zum zweiten Male getroffen hatte, brachte

sie ihn um die zehnte Stunde mit sich zur Schule zurück. Die Schule war ein winziges Holzhäuschen, und Stoppe, der sie, bei seinen Bienenstöcken im Garten beschäftigt, kommen sah, fand sich auf sonderbare Weise von dieser Annäherung, vielleicht ein wenig unangenehm, berührt. Aber er ging seiner Frau entgegen und reichte auch ihrem Begleiter die Hand.

Während die Frau eine saubere Kammer zurecht machte, da sie Emanuel angemerkt hatte, daß er unsäglich müde war, zeigte der Lehrer ihm seine Bienen. Emanuel trat an die Stöcke heran, und, obgleich der erfahrene Imker zur Vorsicht mahnte, vollkommen ohne jede Furcht, ließ er nicht nur die aufgeregten Bienen auf Gesicht und Händen herumkriechen, sondern griff sie ohne Bedenken da und dort aus den Haaren oder von seinen staubigen Füßen auf und setzte sie auf das Flugloch zurück.

In ihrer kleinen Küche, die mit einigem Kupfergeschirr, irdenen Töpfen, Geräten aus Blech und Zinn aufs properste glänzte und zugleich Wohnstube war, erzählte, als Quint längst in der Kammer und zwar in einem sauberen Bette lag, die Lehrersfrau ihrem Gatten, wo sie ihn diesen Morgen gefunden hatte. Dieser Zufall und auch leider der Narr hatten ihr unverkennbar einen nicht geringen Eindruck gemacht. Sie war von dem seltsamen Umstand erschüttert, daß die alte, von allen gemiedene Frau, die, wie es hieß, um ihrer vergangenen Sünden willen nicht sterben konnte, durch ihn erlöst, ja beinahe in seinen Armen gestorben war. Hätten wir, sagte sie, diesen frommen und gütigen Menschen damals zur Seite gehabt, die Kinder wären uns nicht gestorben. Und damit fing sie still und lautlos zu weinen an, während sie gleichzeitig sich erhob und am Herd hantierte.

Was dieser Frau den eigentlichen Inhalt ihres einsamen Daseins gegeben hatte, waren zwei Kinder gewesen, die ihrer Mutter den neuen Lebensinhalt, die Trauer um sie, hinterlassen hatten.

Stoppe richtete nun die folgende Mahnung an seine Frau:

„Wir sollen ergeben sein. Wir sollen nicht ungeduldig sein. Wir sollen fröhlich sein und wie der Apostel sagt: Unser Fleisch soll ruhen in der Hoffnung des Herrn. Wir sollen aber nicht ungeduldig sein und täglich das Fenster aufmachen und womöglich nach falschen Propheten Auslug halten. Denn Jesus, der wahre Heiland, hat gesagt, wie du bei Lukas im 21. Kapitel und 8. Vers jederzeit lesen kannst: ‚Sehet zu, laßt euch nicht verführen. Denn viele werden kommen in meinem Namen und sagen, ich sei es, und die Zeit sei herbeigekommen. Folget ihnen nicht nach!‘ — Und es steht bei Matthäus: ‚So stark werde die Kraft der falschen Propheten sein, daß verführet werden in den Irrtum, wo es möglich wäre, auch die Auserwählten.‘ Also hüten wir uns! hüte dich.“

„Ich glaube nicht,“ sagte die Frau, „daß er Unrechtes denkt oder tut und irgend wie Böses im Herzen trägt, ich habe auch nicht gesagt, ich hielte ihn für einen

Propheten. Auch hält er sich selber nicht dafür. Mir kommt es vor, er spricht als Mensch, er handelt als Mensch und er wandelt schlechthin nur als ein Mensch."

Der Lehrer wiegte bedenklich seinen weichen Johanneskopf, der allerdings den Schmuck eines wohlgepflegten, üppigen, blonden Bartes trug, was ihn jedoch von Ansehen keineswegs männlicher machte.

„Es ist," hub er wieder zu reden an, „nicht zu vermeiden, ihm für mancherlei die Verantwortung zuzuschieben, was, wie du ja ebenfalls weißt, geschehen ist. Tue ein jeder seine Pflicht und diene Gott im Verborgenen an dem ihm zugewiesenen Ort. Mich hat er nach meinem Wunsch und Willen und in Erhörung meiner Gebete in dieses entlegene Amt gesetzt, wo ich in dem Maße ihm näher zu sein glaube, als ich ferner gerückt von den Menschen bin. Gott hat mir bei meinem Wirken Segen gegeben und macht es mir täglich deutlich, wie ich für meine rings in ärmlichen Hütten verstreuten Bergbewohner und ihre Kinder nicht ganz ohne Nutzen bin. Daran, meine ich, lassen wir uns genügen."

Nun sagte die Frau, die eine Pfarrerstochter war und durch mancherlei Mißgeschicke im Elternhause denken gelernt hatte: aus solchen Betrachtungen folge noch nicht, daß dieser Emanuel Quint etwa, weil er auf andere Art und Weise dem Heiland diene, verwerflich und auf Irrwegen sei. Sie erinnerte an die Gemeinschaft der Heiligen, die, von den Aposteln gegründet, noch heute sogar von den Kanzeln als in Jesu Christo bestehend angenommen wird, und drückte, während sie einen frischgebackenen Eierkuchen, noch in der Pfanne, dem Gatten unter die Nase schob, die feste Überzeugung aus, daß Quint, wenn irgendeiner, in dieser Gemeinschaft, ein echter und rechter Heiliger wäre.

„Er macht mir meine Gebirgsleute aufsässig. Sie laufen mit roten Köpfen umher, erzählen sich überspannte Dinge und bringen am Ende sich und uns mit der Obrigkeit in Konflikt;" dies sagte der Lehrer ein wenig unwirsch, schwieg und aß seinen Eierkuchen. Er fuhr dann fort: „An wen wird sich die Behörde halten, zum Schluß nun gar, wo wir diesen Menschen beherbergen? Wer wird die schweren Folgen zu tragen haben, als ich, wenn das Ärgernis weiter um sich greift?" Die Frau aber gab ihm diese Antwort: es käme doch alles nur darauf an, ob Quint ein Betrüger oder ein echter Bekenner wäre, sei er aber ein solcher und wirklich erfüllt vom reinen apostolischen Geist, so könne es doch keine Frage sein, ob man sich entschließen müßte, ihn von sich zu stoßen oder ihm nachzufolgen. Denn leiden um des willen, der für uns am Kreuze ohne Bedenken gestorben sei, wäre doch wohl die höchste Gnade, die uns auf Erden zu teil werden könnte.

Daraufhin wurde der Lehrer still.

Ungefähr um die zweite Stunde am Nachmittag erschien Anton Scharf bei den Lehrersleuten. Mit lautem Gepolter trat der bleiche nervige Mann ins

Haus, während die Lippen unter den blonden Barthaaren seines schmalen Spitzbarts unruhig zuckten. Das braune Haupthaar stand aufgerichtet, bürstenförmig um seinen Kopf. Er rief dem Ehepaar ein „Gott grüß euch" entgegen mit großer Lebhaftigkeit. Er warf die Mütze irgendwohin auf eine der Bänke der kleinen Schulstube, darin er die Lehrersleute mit dem Aufhängen eines Bildes „Der Heiland über das Meer schreitend" beschäftigt fand. Er war auf eine besondere Art erregt, die einen feierlichen Grundcharakter hatte. Aber es war auch Wildheit in ihr! Ein nicht zu verkennender Einschlag von Trotz, Kampflust, ja von Lust zur Gewalttätigkeit.

„Bruder," rief er den Lehrer an, daß die Schulstube dröhnte, „die Zeichen und Wunder mehren sich. Wir haben in diesen letzten Tagen Dinge gesehen, die sich jedermann zu Gemüte führen soll. Wir haben die Kraft der Apostel, die Kraft Gottes lebendig gesehen! Uns ist ein Kind geboren, sage ich euch, es wandelt einer unter uns, von dem geschrieben steht, daß er kommen sollte. Nicht wir allein haben ihn gesehen! Hundert Arme, Kranke, Mühselige und Beladene haben sein Angesicht leuchten sehen, seine Stimme reden gehört und sind gesund geworden. Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, dieser ist mehr denn ein Apostel und ein Prophet! Und auch die Kinder der Welt spüren sein Nahen und regen sich. Sie recken die Hälse! Sie wittern den Tag des Gerichts! Sie machen sich auf, mit Schwertern und Stangen, ihn zu fangen! Aber es stehet nirgends geschrieben, daß Jesus zum zweiten Male von ihnen gekreuzigt werden wird."

Drohend erhob der irregeführte Mann seine Faust nach der preußischen Seite des Gebirges hin, von der er, wie es schien, den Ansturm der Widersacher des Gottesreiches erwartete.

„Wenn aber dieses anfängt zu geschehen," fuhr er funkelnden Auges zu reden fort, „so sehet auf und hebet euere Häupter auf, darum, daß sich euere Erlösung nahet!" Mit dieser Lukasstelle schloß er, zog ein mächtiges rotes Taschentuch und wischte die hellen Tropfen von Stirn und Nacken.

Der Lehrer Stoppe, dessen Stimme ruhig, beinahe eisig klang, wollte wissen, worum es sich eigentlich handele, was aber nicht sogleich bei dem aufgestörten Zustande Anton Scharfs zu ermitteln war. Nur soviel schien festzustehen, daß Quint auf der preußischen Seite behördlich verfolgt wurde, und davon hatte der Lehrer auch bereits reden gehört und zwar durch Passanten am heutigen Morgen. Schließlich beruhigte sich auch Scharf soweit, daß er Genaueres mitteilen konnte.

Es war am Morgen ein Gendarm bis vor die Hütte der Schubertleute geritten gekommen, die, gerade so, wie am gestrigen Tage, von vielen hilfsbedürftigen Menschen umlagert war. Er hatte in ziemlich barschem Ton zunächst viele der Wartenden ausgefragt und endlich alle mit lauten Befehlen fortgewiesen, zugleich betonend, daß Quint ein arbeitsscheues, behördlich gesuchtes Individuum und nichts weiter sei. — Dann war der Gendarm mit klirrenden Sporen und

schleppendem Pallasch in das Haus und die Stube der Schuberts eingetreten und hatte das Ehepaar, die Tochter und ihn — nämlich Anton Scharf, der zugegen war, Martin war auf der Suche nach Quint schon seit gestern abwesend! — hatte die drei, mit Blei und Notizbuch in der Hand, aufs peinlichste ausgefragt.

Er hatte dabei wohl gehofft, meinte Scharf, er werde uns Betteleien oder gar noch Ärgeres nachweisen, aber Emanuel spreche, wie man ja wisse, durchaus niemals irgend jemand um Gaben an. Er, Anton, hätte denn auch dem Herrn Wachtmeister heimgeleuchtet und ihm den Beweis erbracht, daß sie unabhängige, vorläufig durchaus nicht unbemittelte Leute seien, die niemand um Gaben ansprechen brauchten. Augenscheinlich habe dies dem Wachtmeister nicht in den Kram gepaßt und man sehe daraus, wie wichtig es wäre, für Zukunft und Gegenwart durch einige Mittel vor Mangel geschützt und dadurch der Bosheit der Kinder der Welt entrückt zu sein.

Man konnte unschwer erkennen, wie sich Stoppe durch diese Erzählung, gleichwie durch das ungebändigte Wesen des jüngeren Scharf, aufs neue beunruhigt fand und er wies mit bleichem Gesicht darauf hin, daß man der Obrigkeit nicht zu widerstreben nach einem ausdrücklichen Heilandswort gehalten sei. Er bat den etwas verblüfften Scharf, den er nach Herrnhutischer Sitte Bruder nannte, sich zu beruhigen und fragte ihn lange, zwar mit milden und gütigen Worten, aber beinahe noch eingehender als der Wachtmeister, nach Emanuels Vorleben aus, ob da nicht etwa sündliche Dinge verborgen lägen.

„Nein," sagte der Bruder Scharf, „ich glaube, ich glaube mit Freudigkeit!" Er war überzeugt, Emanuel habe sich auf Grund eines göttlichen Vorwissens schon am gestrigen Morgen seinen Verfolgern entzogen und fürchtete seltsamerweise nichts für ihn. Sobald er erfuhr, daß Quint mit ihm unter einem Dache war, durchzuckte es ihn und er schlug sich zugleich mit der harten Hand vor die breite Stirn, als sei ihm nun erst, mit einem Male, etwas verständlich geworden: nämlich ein unwiderstehlicher Zug und Drang hierher, in das kleine Blockhaus der Lehrersleute. Schon bewies sich übrigens, wie ein Blick aus dem Fenster lehrte, in anderen Bergbewohnern die Kraft dieser selben Anziehung.

Der Lehrer, in seinem Gewissen bedrängt und als ein Mann von echter und tiefer Frömmigkeit, schlug vor, nach apostolischer Weise Gott im Gebet anzugehen und um Erleuchtung der Seelen zu bitten. Er war von der Macht des Gebets überzeugt, gemäß der Verheißung Jesu, die da sagt: „was ihr erbittet in meinem Namen, das alles will ich euch geben." Er ging mit geringeren Sachen, als diese war, im Gebet zu Gott und wenn er mit Gleichgesinnten fromme Meinungen austauschte, so unterließ er es nicht, auf gewisse Winke hinzuweisen, die ihm Gott hatte zuteil werden lassen, nach dem Gebet, und auf bestimmte, unzweifelhafte Erhörungen.

Nachdem nun die drei in stillen und lauten Gebeten, wobei auch die Frau des Lehrers sanfte und innige Worte fand, Gott, Vater, Sohn und Geist um Aufschluß darüber inständig gebeten hatten, ob Quint in der Gnade oder aber von einem Geist des Irrtums besessen sei, hörten sie plötzlich unter den Fenstern die Klänge eines Chorales aufschwellen, von Kinder- und Frauenstimmen gesungen, der ihren erschrockenen Herzen eine unwiderlegliche Antwort schien:

O Jesus, süßes Licht,
nun ist die Nacht vergangen,
nun hat dein Gnadenglanz
aufs neue mich umfangen.

Und sie stimmten in diesen Choral mit ein.

Es war aber Martha Schubert, die gekommen war und ihn intoniert hatte. Und es waren auch bereits wieder von allen Seiten viele Kinder und Frauen, sowie einige Männer herbeigeeilt, von denen die meisten, schon weil es Feiertag war, sich am Gesange beteiligten. Der böhmische Josef und Schwabe hatten den Tod der Greisin im Wirtshaus der sieben Gründe bekannt gemacht und auch der erlösenden Wirkung mit besonders lauter Überzeugung Erwähnung getan, die der Wunderdoktor dabei, ihrer Meinung nach, ausgeübt hatte. Von da aus nahm das Gerücht in kurzer Zeit von Hütte zu Hütte seinen Weg, wobei auch die augenblickliche Herberge Quints, das Schulhaus, zugleich bekannt wurde.

Und plötzlich, ehe es Stoppe hindern konnte, stieß Anton Scharf, zu leidenschaftlicher Glut der Zeugnisablegung hingerissen, das Fenster des Schulzimmers auf und schrie in die immer wachsende Menge hinaus, wie ein Wahnwitziger, Worte, die ihm aus der Geschichte der Apostel im Gedächtnis hafteten: „Denn Moses hat gesagt zu den Vätern: einen Propheten wird euch der Herr euer Gott erwecken aus eueren Brüdern, gleich wie mich, den sollt ihr hören in allem, das er zu euch sagen wird. — Und es wird geschehen, welche Seele denselben Propheten nicht hören wird, die soll vertilget werden aus dem Volk!"

Während nun alles dieses im Parterre und an der Vorderseite des Hauses vor sich ging, schlief der Prophet einen totenähnlichen Schlaf in der Giebelkammer. Frau Maria Stoppe jedoch fürchtete, als sie die Wogen der Erregung steigen sah und besonders die laute Begeisterung Bruder Antons, man möchte ihn vielleicht aus seiner wohlverdienten Ruhe aufwecken. Ihre Besorgnis teilte sie Bruder Anton und dann der draußen harrenden Menge mit, unter die sie getreten war, mit der vollen Zutraulichkeit einer Frau, die fast einen jeden der Harrenden persönlich kannte und fast jedem etwas Gutes gelegentlich angetan hatte.

Sie versuchte die Wartenden zu beruhigen und mahnte, selbst ein Bild der Gelassenheit, die Schar der ärmlichen Menschen zur Geduld. Sie betonte, daß Emanuel Quint zweifellos ein wahrer und redlicher Diener Gottes wäre. Das

sei genug! und man brauche und möge ihm nicht Kräfte und Absichten zuschreiben, die seiner schlichten Demut durchaus zuwider wären.

Die Wirkung jedoch dieser letzten Mahnung ward durch viele durcheinanderrufende Stimmen aufgehoben, die sich nicht genug tun konnten in der Beteuerung wundertätiger Wirkungen, die, jedweden Zweifel ausschließend, von Emanuel sollten verrichtet worden sein.

Nun aber drängte sich durch die schwatzende Menge der ehemalige Schneidergeselle Schwabe an die Frau des Lehrers heran, stotternd und mit der ihm eigenen Schüchternheit dem Wunsche Ausdruck verleihend, ihr etwas unter vier Augen mitzuteilen. Im dunklen Hausflur, hinter der von Frau Maria, die Hand auf der Klinke, verschlossen gehaltenen Türe, erzählte er, man sei nun auch auf österreichischer Seite Quint hart an der Ferse, und es wäre keineswegs unwahrscheinlich, dürfe auch keinen Menschen irgend verwundern, wenn österreichische Polizei vor der Schule erscheinen sollte, bevor noch eine Stunde verstrichen wäre. Eine Minute danach wiederholte Schwabe alles im Schulzimmer, vor dem Lehrer selbst und vor Anton Scharf.

Der Lehrer meinte: wenn es der Gendarm aus Spindelmühle wäre, so könne er es wohl verhindern, daß Quint verhaftet und fortgeführt würde, er könne vielleicht auch sonst für ihn gut sagen, wenn nicht die vielen armen Leute rings das Schulhaus umlagerten: was in den Augen der Behörde ein Unfug sei. Quint ist aber ohne Subsistenzmittel, fuhr er fort, weshalb man ihn möglicherweise, trotz aller Einreden, ohne weiteres über die nahe preußische Grenze bringt, das heißt, ihn an die Gendarmen drüben ausliefert. Ihn wecken, ihm alles selbst eröffnen, schloß er, würde vielleicht das ratsamste sein.

Als sie in dieser und ähnlicher Weise noch berieten, erschien Martin Scharf und fragte, ob Quint im Hause wäre. Das allgemeine „Ja", womit man ihm antwortete, hatte zur Folge, daß der überwachte und übermüdete Mann schluchzend unter Tränen der Freude zusammensank.

Wie wenn aber etwa der Funke in einen Haufen erhitzter und brennbarer Stoffe fällt, und der Haufen in Flammen auflodert, so ward durch den unvermittelten Ausbruch Martin Scharfs die kleine Gemeinde in einen schluchzenden Rausch der Tränen versetzt, einen Paroxysmus der Brüderlichkeit und Gemeinsamkeit, der sich außer durch Tränen in Umarmungen und apostolischen Küssen äußerte.

Emanuel war nun doch in seinem verhängten Zimmer von dem Lärm und Gepolter unten im Hause aufgewacht und lag horchend und grübelnd auf dem Rücken. Er deutete die Geräusche, die er schon bei den Schuberts kennen gelernt hatte, sogleich auf sich und wußte, daß eine gläubige Menge, Hilfe aus aller Not von ihm fordernd, seiner wartete. Unwillkürlich die Hände faltend betete er zu dem Göttlichen tief versenkt in seine Seele.

Dies aber war stets das Wesen seines Gebetes, daß er sich ganz nur als Werkzeug unter den Willen der Gottheit stellte und in einer vollkommen kindlichen Weise um Führung und Leitung bat. Er übersah den vergangenen Tag. Er hatte nicht das Gefühl irgend etwas außer Gott im Leben gesucht zu haben, noch auch vermöge eigenen Willens und klarer Absicht den Weg bis hierher gegangen zu sein: dennoch lautete seine Frage: „Bin ich auf rechtem Wege geschritten? Habe ich auch wirklich nicht meinen, sondern deinen Willen getan?" und er warf sich, im Geiste bemüht, den letzten Rest von eigenem Willen aus sich zu tilgen, aufs neue vor Gott aufs Angesicht und flehte: „mache mich ganz nur zu einem Wort, einem Hauch, einem Blick, einem Herzschlag von dir!

Es wird gesagt, daß Jesus Christus die Kraft des Wunders seinen Aposteln hinterlassen hat. Ich bin kein Apostel. Ich bin seiner ganz unwürdig. Die Liebe des Heilands ist wie ein Meer! die meine ist nur ein sickerndes Bächlein. Die wahre Heilandsliebe ist eine Kraft, die nicht nur kranke Leiber sogleich zu Gesunden macht, sondern sie verwandelt verdammte und zur Hölle verfluchte Seelen mit einem Hauch ihres Mundes in selige Engel des Paradieses. Ich bin ein Blinder. Auf meinem äußeren geschlossenen Augendeckel liegt von dem Schatten solcher Liebe ein Schein. Ja, wäre ich dessen sicher, daß es wirklich ein Schatten des Schattens der Heilandsliebe ist, ich könnte damit allein schon die Wüste der Welt zum tausendjährigen Paradiese verwandeln.

Aber ich kann keine Wunder tun. Ich will keine Wunder tun. Es sei ferne von mir, zu meinen, ich könne mehr tun, als da bereits geschehen ist, aus der Liebesfülle der ewigen Weisheit. Sollte ich etwa dein Werk verbessern wollen, du heiliger Geist? Ich bin nicht so hochmütig, diesen Wahnwitz der Überhebung berge ich in mir nicht.

Du weißt das, der du in mir bist! Dir ist nichts verborgen! Aber warum sendest du diese Bedürftigen hinter mir her, die etwas wollen, was irdisch, nicht himmlisch ist, etwas, was ihnen vielleicht die Kinder der Welt, nicht die Kinder des Himmels vorenthalten? Sie dauern mich, ich fühle ein überquellendes Mitleid in meiner Brust. Ich möchte ihnen gern und von Herzen gern alles das geben und mitteilen, was Himmlisches in mir ist, geschweige das Irdische, wovon mich zu trennen mir nichts bedeutet. Führe mich! Lehre mich, ob ich ihnen und wie ich ihnen Mitleid und Liebe beweisen soll, meinen tastenden, in irdischer Finsternis tappenden Brüdern und Schwestern! Oder soll ich mich abkehren von ihnen und ihrer kläglichen, bitteren, flüchtigen Lebensnot und ganz zurückkehren in dein Herze?

Aber freilich, warum denn bin ich hier in die Welt gestellt? Warum denn bin ich herabgesendet in diesen irdischen Leib der Gebrechlichkeit und trage dich in mir wie ein Licht? Soll ich nicht meinen Mitbrüdern leuchten? Wem soll man leuchten, als denen, die im Finsteren sind? Wem soll man Gott bringen

als dem Gottlosen? Wen soll man heimholen, als das verirrte, verlaufene Schaf? Wen soll man trösten und zurückführen als den in Finsternis Ausgestoßenen? In Finsternis, wo Heulen und Zähneklappern ist? Wer kehrt zurück und wird mit Jubel empfangen von der Liebe des Vaters im Vaterhaus? Wer anders als der verlorene Sohn, der da ausgezogen war im Hochmut seines geringen Vermögens und mit den Schweinen Treber aß" — und Quint warf sich herum, rang seine Hände, drückte sein Angesicht in die Kissen und flüsterte weinend: „Ich habe gesündigt im Himmel und vor dir. Herr, Herr, ich bin nicht wert, daß ich dein Sohn heiße".

Unvermittelt gleichsam kam ein Gefühl der Zerknirschung über ihn, das mit dem glühenden Wunsche für den Vater zu leiden, zu sterben, sich auszulöschen verbunden war, — ein Gefühl von Schuld erfüllte ihn, deren Ursache ihm verborgen war, denn er hätte sich nicht erinnern können, jemals, wie der verlorene Sohn, mit eigenem Willen in die Fremde gegangen zu sein. Aber er zweifelte nicht an der eigenen Schuld. Und jetzt glaubte er zu begreifen, in diesem Rausch, nicht nur warum die verirrten Schafe ihm nachfolgten, sondern auch, daß gerüstete Männer zu Pferd, mit Waffen zum Töten der Menschen, rastlos auf ihn fahndeten. Weshalb er gehetzt wurde wie ein Wild. Seine Schuld lag früher! sie lag nicht im Irdischen. Nicht daß man Gott nachzufolgen sich bemühte, in Jesu Fußstapfen, war die Schuld, sondern daß man den Vater verlassen hatte.

Und in seiner Seele überdachte er lange hin und her die Mythe vom Sündenfall, bis er plötzlich mit einem Ruck sich vom Bette erhob, dabei leise sprechend: „so will ich euch weiter dienen, meine Brüder und Schwestern". Und es kam über ihn eine neue Entschlossenheit, die ihn mit einer Art freudiger Hoheit umgab, als er unter den bänglichen Menschen in der Schulstube plötzlich erschien. Er liebte die Brüder Scharf und sie hatten für ihn eine grenzenlose menschliche Zuneigung. Mit Leidenschaft küßten sie seine Hände, was er um ihretwillen mit leisem Lächeln geschehen ließ.

Die Leute aber, die draußen standen, drängten, kaum daß sie das Angesicht Quints durch das Fenster erkannt hatten, mit einem stürmischen Anlauf ins Haus. Der böhmische Josef war unter ihnen. Es gelang zwar der Lehrersfrau, den Schlüssel im Schloß der Haustür umzuwenden, aber da Emanuel Quint das kleine Katheder bestiegen hatte, ward sie von den Brüdern umgestimmt. Sie öffnete wieder und Weiber, Kinder, Greise und Männer, voran der böhmische Josef, strömten herein. Aller bemächtigte sich eine erwartungsvolle Festlichkeit, still schoben sie eins um das andere sich in die Schulbänke, und die keinen Platz bekamen, standen und hockten eng gedrängt. So viele indessen waren gekommen aus irgendeinem, dumpfen Triebe heraus, daß sie Kopf an Kopf den Hausflur erfüllten, die Schwelle draußen und schließlich dichtgezwängt einen weiten Raum vor dem offenen Schulfenster, durch das sie mit offenem Munde hereinblickten.

Es war eine tiefe Stille eingetreten, ehe Quint zu reden begann. Seine Predigt, in die das Piepsen der Sperlinge von draußen hereinschallte, ward aber an diesem Morgen in einem Ton gesprochen, der hinreißen mußte, wenn man auch ihren Inhalt meist nicht verstand.

„Die Kraft Jesu," begann er, „sei in den Schwachen mächtig. Und der Apostel sage: ‚wenn ich schwach bin, so bin ich stark', und also solle sich niemand fürchten etwa um seiner Schwäche willen oder weil er unwissend sei, oder krank oder etwa arm. — Auch solle sich niemand fürchten, wenn er verfolgt werde von den Kindern der Welt. Jesus sei gekreuzigt, seine Apostel verfolgt und getötet worden. Aber es habe nichts auf sich mit denen, die den Leib töten. Die da tot sind, werden getötet, die aber lebendig sind in Christo, können nicht getötet werden von den Toten. Wer Ohren hat, zu hören, der höre," fuhr er fort: „wir wandeln im Fleisch, aber wir streiten nicht fleischlich. Wir sind der Friede, wir sind die Liebe Gottes, sonst nichts, wir sind der Geist! Christus ist in menschlichem Leibe auf Erden gewandelt. Er wandelt noch unter uns. Aber sofern wir ihn selbst mit Augen gesehen, mit den Händen berührt hätten, nach dem Fleisch, so kennen wir ihn doch jetzt nicht mehr, außer im Geist.

Er ist in uns und wir in ihm. Damit sind wir getrost und haben viel mehr Lust, außer dem Leibe in seinem Geiste zu wallen, als dazu, leiblich zu wallen. Denn so ist jegliche Trübsal, die uns drohen will, zeitlich und leicht: uns, die wir nicht sehen auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare. Denn was sichtbar ist, das ist zeitlich, was aber unsichtbar ist, das ist ewig.

Wollen sie uns verfolgen, quälen und hinrichten auf Erden, so zerbrechen sie unser irdisches Haus, aber nur, auf daß offenbar werde, daß wir ein Bau sind, nicht mit Händen gemacht, sondern von Ewigkeit zu Ewigkeit, in Gott.

Gott der Herr ist der Geist. Wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit. Darum können sie uns nicht fangen mit Schwertern und Stangen! Können uns nicht in einen Kerker legen, außer mit vielen offenen Türen ins Himmelreich.

Möge uns nicht betrüben, daß wir töricht sind vor der Welt: was töricht ist vor der Welt, was unedel ist vor der Welt, was verachtet ist vor der Welt, hat Gott erwählt. Freilich, daß ihr nicht töricht bleibet in Fleisch, sondern teilhaftig werdet jener göttlichen Torheit, die weiser ist denn Menschen, und der göttlichen Schwachheit, die stärker ist, als die Macht der Könige, dazu helfe euch Gott. Er helfe euch zu der verborgenen Weisheit, auf daß ihr nicht greifet nach Brot, außer nach dem Leibe des Herrn Jesu Christi, weder nach Wein, außer nach dem Blute des Herrn! Weder nach einem Gastmahl, denn nach seinem heiligen Abendmahl! Denn wenn wir fröhlich sind, so freuen wir uns im Herrn, wenn wir traurig sind, so gilt es seiner Trübsal.

Wer Ohren hat zu hören, der höre: ziehet den natürlichen Menschen aus, sterbet im Leib und werdet im Geiste wiedergeboren! Der natürliche Mensch

vernimmt nichts von dem, was ich sage, vernimmt vom Geist Gottes nichts. Es ist ihm eine Torheit und kann es nicht erkennen. Solche aber sagen von mir, wie die Juden von Paulus sagten: ‚er ist um Christi willen zum Narren geworden'. Es ist aber nichts verborgen, es wird dereinst offenbar und denen unser Evangelium verdeckt ist bis diese Stunde, die mögen ausharren und der Verheißung warten mit der Geduld.

Denn Gott, der da heißt das Licht, aus der Finsternis hervorleuchtend, der hat einen hellen Schein in unsere Herzen gegeben, daß durch uns entstünde die Erleuchtung und Erkenntnis der Klarheit Gottes im Angesicht Jesu Christi. Dann wird sich des Herrn Klarheit mit aufgedecktem Angesicht in uns allen spiegeln.

Ihr Männer, liebe Brüder, und ihr Weiber, liebe Schwestern, fürchtet euch nicht darum, daß ich verfolgt werde. Wir haben das Zeugnis unseres Gewissens, daß wir in Einfältigkeit und göttlicher Lauterkeit, nicht in fleischlicher Weisheit auf der Welt mit Frieden wandeln. Unser Amt ist, Christum zu predigen, Versöhnung und Frieden. Haben wir Trübsal, so ängsten wir uns nicht. Ist uns bange, so verzagen wir nicht. Leiden wir Verfolgung, so werden unsere Seelen doch nicht gefangen! Werden wir unterdrückt, doch bleiben wir frei. Denn es ist keine Liebe und Sehnsucht so heiß in uns, so unwiderstehlich glühend als die, allezeit das Sterben des Herrn Jesu an unserem Leibe zu tragen und das Leben des Herrn Jesu in unseren Herzen."

Ungefähr bis zu der Anrede: „Ihr Männer, liebe Brüder, und ihr Weiber, liebe Schwestern, fürchtet euch nicht!" — hatten alle mit Andacht zugehört. Es versteht sich von selbst, daß Anton und Martin Scharf durch den Vortrag des Narren in Christo vollständig hingenommen waren. Aber auch der bärtige Schullehrer hing, ohne nur einen Blick zu verwenden, am Munde Quints und hatte über dieser seltsam neuen Verkündigung des Geistes alle seine Bedenken, betreffend wahre und falsche Propheten und den Gehorsam gegen die Obrigkeit, beiseite getan. Die Frau des Lehrers, die neben Martha Schubert auf der niedrigen Schwelle des kleinen Katheders saß, blickte, mit dem Mädchen zugleich, andächtig zu dem Prediger auf, sichtlich von einer Andacht befallen, die mehr der Verzückung ähnlich sah. Aber nun hob ein Geflüster an. In den Bänken reckten sich mehrere Hälse. Ein Säugling quäkte laut aus der Menge, die unter dem Fenster stand. Und wie das Geflüster nicht enden wollte und sich viele Gesichter von Emanuel ab- und forschend den Vorgängen unter dem Fenster zuwandten, war es kein anderer als der böhmische Josef, der sein braunes häßliches Indianer- oder Zigeunerantlitz entrüstet herumwandte und Ruhe gebot.

Es half einen kurzen Augenblick. Dann war es, als sei draußen vor der Tür mit einemmal ein Habicht mitten unter Scharen von Spatzen hineingestürzt: so flogen die Menschen, mit lautem Gekreisch, auseinander. Sogleich pflanzte sich das Geschrei in den Hausflur fort, von wo sich die Menge unter Knüffen und

Gepolter ins Freie wälzte. Nun stießen auch die Weiber im Schulzimmer gellende Schreckenslaute aus, wodurch eine jähe Panik entstand, die jedermann kopflos durch Tür und Fenster ins Freie trieb.

Nachdem nun jene sich von ihrer Verblüffung erholt hatten, die noch im Zimmer geblieben waren, wußten sie nicht sogleich, was etwa die allgemeine Flucht verursacht hatte. Da tönte der Ruf „Polizei!" mit lauter Stimme warnend gerufen, durchs Fenster herein.

Es waren aber außer Quint, dem Lehrer und seiner Frau, außer Martha Schubert und den Gebrüdern Scharf auch Schwabe und der böhmische Josef im Zimmer geblieben. Dieser seufzte laut und kopfschüttelnd ein: „jaja!" schob eine Schulbank zurecht, die im Durcheinander der allgemeinen Flucht beinahe umgestürzt worden war, und sagte dann, daß alle Menschen eben leider so und nicht anders wären. Er schloß mit einer Bibelerinnerung irgend woher: „der Geist sei willig, das Fleisch sei schwach".

Dagegen erhob sich Anton Scharf und redete, mit trotziger Wut und Entrüstung, ein wenig unzusammenhängend, so:

„Wenn ihr denkt wie ich, lieben Brüder und Schwestern, so lasset uns diese Stätte Gottes, diese Krippe des Herrn, dieses neue Bethlehem mit Riegeln verschließen und mit Fäusten verteidigen, gegen den Ansturm der Welt. Hier hat der Dornbusch des Herrn gelodert. Hier hat die Stimme des Herrn aus dem Dornbusch geredet zu uns. Hier ist heiliges Land! Und kein Abgesandter des höllischen Abgrundes soll es betreten."

Damit riß der ekstatische Mensch die niedrigen Schaftstiefeln sich von den nackten Füßen los, was dem Narren ein kleines Lächeln abnötigte.

Quint war im übrigen ruhig geblieben und blieb es auch jetzt, als er durch ein Schütteln des Kopfes die Heftigkeit seines treuen Bekenners mißbilligte. „Wir haben," sagte er, „nichts mit Gewalt zu tun. Es ist die Weise der wahren Jünger des Heilandes von Ewigkeit, daß sie dem Übel nicht widerstreben: auf Erden nicht widerstreben und nicht mit Gewalt.

Wer immer mich sucht, der findet mich!"

Inzwischen war die Lehrersfrau zweien österreichischen Gendarmen entgegengegangen, die sie durchs Fenster hatte herankommen sehen. Der Lehrer, im Begriff ihr nachzufolgen und gegen die Polizeileute beizustehen, besann sich anders. Er trat mit einem Entschluß ans Katheder, zu Quint und richtete die treuherzig offene Frage an ihn: „sage mir, was du willst, daß wir tun sollen".

Quint erhob sich schlicht und ein wenig bleich, und indem er kaum merklich die Achseln zuckte, antwortete er: „wandelt in Jesu Christi Fußstapfen!", erhob sich und schritt gelassen dem Ausgang zu.

Die Zurückgebliebenen aber hörten, wie er in seine Kammer ging.

Die Gendarmen verhandelten mit der Lehrersfrau zunächst in behaglicher

Höflichkeit, was sie jedoch nicht hinderte, auf der Verhaftung Quints zu bestehen und dieses Ziel, ihrer Order gemäß, schnurstracks zu verfolgen. Ins Schulzimmer tretend ließen beide Herren zugleich sich mit einem erstaunten „Aha!" vernehmen, da unerwarteterweise ihnen zwei Leute entgegentraten, wie Schwabe und der böhmische Josef, deren Leumund in den Amtsstuben auf beiden Seiten der Grenze ein gleicher war. Nachdem die Scharfs ihren Namen gesagt hatten, wurde auch ihnen überraschenderweise, wie irgendeine freundliche Neuigkeit, ihre Verhaftung mitgeteilt.

Nun wollten sie wissen, was sie verbrochen hätten.

„Ja, mein Lieber," lachte der eine Grünrock den ihn mit Blicken vernichtenden Anton an: „was du verbrochen hast, wirst du wohl selber wissen. Übrigens habt ihr, was man so sagt, einen guten Umgang!" Und er machte eine Bewegung mit dem Kopf nach Schwabe und dem böhmischen Josef hin.

Schwabe kroch in sich selber zusammen.

Allein der böhmische Josef, der vollkommen furchtlos den österreichischen Gesetzesvollstreckern in die Augen sah, meinte in schnellem, nicht gerade wohlerzogenem Tonfall: „wenn er immerhin manchen schon manchmal eine Nase gedreht habe — und er werde mit Gottes Hilfe noch manchem manchmal eine Nase drehen! — so würden sie ihm doch nicht etwa einen Strick zum Aufhängen daraus machen, daß er einer Bibelstunde beiwohne".

„Ja was!" meinte der Grünrock, „Bibelstunde?!"

Da aber fuhren die Scharfs auf ihn ein. Einander mit heftigen Stimmen unterbrechend, redeten sie von allerlei apokalyptischen Dingen, von denen keiner der Herren Grünröcke jemals auch nur das geringste gehört hatte, und bauschten den sehr gewöhnlichen Vorgang der Predigt Quints, in einer Schulstube, zu einem ungeheuren Ereignis auf. Mit Drohen, Bitten und Schreien war es beinah ein Bekehrungsversuch, an diesen braven und ahnungslos lächelnden Offizianten, die einander mit Blicken sagten, daß es sich hier um Leute handele, die vielleicht nicht ins Zuchthaus gehörten, wohl aber in eine Irrenanstalt.

„Na, wir wissen ja schon," sagte einer der Grünröcke!

Siebentes Kapitel

Die Polizisten hegten Emanuels wegen Fluchtverdacht. Wahrscheinlich war ihnen das Auftauchen und Verschwinden Quints und sein Entweichen mit dem böhmischen Josef von preußischer Seite mitgeteilt worden. Deshalb wurden dem armen Sünder, den man mit den Worten: „da ist der Verführer!" in der Kammer gegriffen hatte, Handschellen angelegt.

Den beiden Scharfs, die mit großer Heftigkeit forderten, daß man sie ebenfalls binden möge, gelang es indessen nicht, Fluchtverdacht zu erwecken, und sie mußten, mit Qualen im Herzen, ohne Fesseln und in großem Abstand von Quint,

der vorangeführt wurde, mit dem zweiten Polizisten den Weg nach der preußischen Grenze antreten.

Obgleich man belebtere Pfade und Steige soviel wie möglich zu meiden versuchte, kam man doch bald an einigen Bauden vorbei, in denen das Feiertagsleben, im Nahen des Abends, lebhaft bemerklich war: mit Türenschlagen, Rufen der Kellnerinnen und Fiedelmusik. Dort aber konnte ein solcher Transport eines langen, mageren, seltsam giraffenartigen Menschen, der gefesselt vor einem Gendarmen herschritt, nicht unbemerkt bleiben. Der Weg war weit und im Ganzen beschwerlich und als eine Stunde verflossen war, fand sich der Österreicher mit seinem Delinquenten keineswegs mehr allein. Es hatten sich Kinder angeschlossen, die loszuwerden nicht möglich war. Es hatten sich Weiber und Männer aus dieser und jener Baude dazugesellt, die zu denen gehörten, deren Aberglauben dem armen Gefesselten günstig war. Es liefen auch schwitzende Trupps von Ausflüglern hinterher, solche, zum Teil, die den gleichen Weg hatten und andere, denen ein Umweg um des Verbrechers Willen lohnend erschien. Der zweite Gendarm mit den Brüdern Scharf blieb weit zurück und fand auch mit seinen ungefesselten, sichtlich ungefährlichen Leuten, weniger Publikum.

In der Seele des Narren regte sich eine schwere und qualvolle Bitterkeit. Er war von dem reinen Geiste der Schrift und nebenher von reiner Menschenliebe erfüllt gewesen und wiederum brach, wie so oft, die ganze Verachtung der Welt über ihn herein. Sie war diesmal für ihn noch unbegreiflicher, je weniger die Entehrung, in die man ihn durch die Fessel gestoßen hatte, irgend einen begreiflichen Sinn zu enthalten schien. Man führte ihn wie ein reißendes Tier. Seine Empörung wollte aufwallen, wenn er hinter sich Getrappel, Gespräch und Geschrei vernahm und Worte, die Vermutungen ausdrückten, ob Diebstahl, Totschlag, oder Raubmord die Ursache seiner Verhaftung sei. Die Mitläufer nahmen kein Blatt vor den Mund und der arme Quint, dessen ärgster Fehler — man weiß allerdings, daß Müßiggang aller Laster Anfang ist! — vielleicht eine gewisse Scheu vor der Arbeit war, mußte Proben eines Freimuts mit jeder Minute hinnehmen, der seine etwas zu hohe Stirn, seine spitze Nase, seinen roten Bart, seine langen Arme und Beine, ja sogar seine Sommersprossen betraf. Einige meinten, er sei ein Giftmörder.

Da aber fühlte er, daß , sofern er schreien wollte: ich bin es nicht! der Schrei wie von Steinen zurückhallen würde. — Daß, wenn er zu sagen unternähme: ich bin ein friedlicher Heilandsjünger, sonst nichts! dies nur ein gräßliches und wüstes Gelächter entfesseln würde. Sofern er aber die ganze Wahrheit nicht verschwieg und jenen etwa zu eröffnen anfinge, daß er, mit ihnen verglichen, der Freie und nicht der Gefangene sei, der Begnadigte und nicht der Verfluchte, dann, wußte er, würden rings im Geröll von rasenden Händen kaum spitze Steine genug zu finden sein, Gott damit zu steinigen.

Deshalb ward er allmählich froh und es überkam ihn der unvergleichliche Friede einer tiefen Gelassenheit. Das Trappeln und Reden hinter ihm drein berührte ihn auf keine andere Weise, als etwa das Geräusch einer langsam rinnenden Steinlawine, eines Baches, eines Pferdegetrappels, oder sausenden Windes berührt. Es kam ihm vor, als wanderten hinter ihm Gebilde aus Erz, aus Stein, oder aus Ton, Tote, die in sich kein Leben hatten! Vergessene, Verlassene und Begrabene, die irgend wann einmal vielleicht dazu bestimmt sein könnten, durch den Liebesodem des Schöpfers geweckt und zu dem gemacht zu werden, was er war.

Und immer heller strahlte in seiner Seele ein göttliches Glück, so daß er manchmal unwillkürlich den bläulichen Gottestischrock an sich zog, wie um das innere Leuchten zu verbergen. Und dann dachte er sich: Ich bin ein Licht! Warum sehen sie eigentlich nicht, daß ich leuchte? Doch wohl, weil sie unrettbar mit dem schwarzen Star des Todes behaftet sind. Warum sehen sie eigentlich nicht, daß sie mir in unaussprechlicher Weise Gutes tun, indem sie mir ähnliches zu erfahren geben, wie ihm, dem Heiland, dem ich nachleben, den ich von innen her immer besser ergründen will. Machen sie mich nicht mit ihrer Härte, mit ihrem Hohn, mit ihrer Unwissenheit und Gleichgültigkeit dem Heiland ähnlicher, so daß ich in einem Gebiet meines Wesens, meiner Erfahrung, meiner Schmerzensempfindung ihm gleich geworden bin? Erkennen sie nicht, daß er diesen ihm bekannten, öffentlichen Marter- und Kreuzesweg greifbar nahe neben mir hinwandelt? Möchte ich doch dem Gendarm die Hände küssen, der mich diesen und keinen anderen Weg geführt! Ja, bemerken sie denn nicht das Unerhörte, wodurch ich während ganzer nicht kurzer Zeitspannen so in den Heiland versunken war und er in mir, daß er selber, in meiner Gestalt, vor ihnen mit Handschellen an den Knöcheln, hinwandelte.

Der deutsche Gendarm, dem Quint in der Nähe der Pichlerbaude übergeben werden sollte, brach, als er seiner ansichtig wurde, in ein joviales Gelächter aus, in das sogleich die Herren aus Böhmen, sowie die Menge der Mitläufer einstimmten. Er sagte dabei mit Bezug auf das lange Haar des Toren, das in der Zeit des Einsiedlerlebens nicht gekürzt worden war: „es sei aber nun wirklich die allerhöchste Zeit für das Haareschneiden", und diese Worte riefen deshalb eine noch lautere, humoristische Wirkung hervor, weil es fast so schien, als ob der vierschrötige Kavallerist als Barbier und nur zum Zwecke gekommen wäre, Emanuel Quinten das Haar zu schneiden, und dieser wiederum nur zu dem Zweck, eben diese Arbeit von ihm verrichten zu lassen.

Noch war das Gelächter nicht gänzlich verstummt, als plötzlich ein Knabe, der etwa elf Jahre alt sein mochte, sich dicht vor Quint hindrängte und ihm einen Keil Roggenbrotes, der mit Fett bestrichen war, zureichte. Der grübelnde Tor sah ihn an und, wie es schien, erwachte nun erst ins Leben zurück. Als er die Absicht des blassen, hager aufgeschossenen Jungen begriffen hatte, vergaß der

Narr, daß er Handschellen um die Knöchel trug, und wollte, merklich gerührt, wie segnend die Rechte auf seinen Scheitel tun. Die somit entstandne Bewegung, die kläglich genug zu sehen war, konnte von dem Jungen nicht anders gedeutet werden, als habe der arme Sünder das Brot entgegen zu nehmen vergeblich versucht, und es ward ihm zugleich zu Gemüte geführt, daß er in seiner herzlichen Aufwallung gerade den Umstand, nämlich die Fessel um Menschenhände, vergessen hatte, durch den sein Mitleid besonders erregt worden war. So erlitt die gute Tat eine unerwartete, kurze Verzögerung und erregte das von dem Jungen gefürchtete Aufsehen. Jäh schoß ihm das Blut ins Angesicht. Aber nur einen Augenblick beherrschte ihn Ratlosigkeit, dann hatte er bereits die zerlumpte Seitentasche im Rock des Sträflings bemerkt und blitzschnell den Kanten Brot dort festgesteckt. Jetzt sah man zwei braune, nackte Füße, eiligen Laufs, die Sohlen nach rückwärts geworfen, über die Kammwiese sich entfernen und schließlich verschwinden.

Über das neue Gelächter, das nun entstand, suchte man doch mit einer gewissen Beschämung hinwegzukommen. Einige aus der Menge entfernten sich. Andre begannen sogar etwas Geld zu sammeln, das sie Quint einhändigen wollten, nachdem die Gendarmen ihre Papiere gegenseitig geordnet hatten. Aber Emanuel regte sich nicht. „Zum Donnerwetter, so nimms doch, dummes Kamel!" schrie der deutsche Gendarm ihm zu und löste danach, scheinbar unwirsch, die Handschellen. Aber sei es nun, daß die Seele Quints noch von dem Lichtstrahl der ewigen Güte geblendet war, den Gott ihm durch einen Knaben gesandt hatte und daß er darum nicht sah, was man ihm bot! Oder glaubte er, seine Hände zu beflecken, wenn er Geld von diesen wandelnden Leichen nahm? Kurz, seine freien Hände fielen nur schlaff herab und hingen offen und still zur Erde.

Während des Abstiegs ins Hirschberger Tal hinunter hatte Emanuel die Brüder Scharf neben sich. Der Gendarm hegte kein Mißtrauen. Er hatte sich eine von den Zigarren angezündet, die er aus freundlichst präsentierten Zigarrentaschen zu sich gesteckt hatte und, indem er sein schweres Pferd behaglich am Zügel mit sich zog, ließ er die Häftlinge unbesorgt voranschreiten.

Natürlich waren die Brüder froh, wieder mit Quint vereint zu sein, zugleich aber zitterten sie vor großer Entrüstung über das, was ihnen und vor allem, was Quint widerfahren war. Besonders war es Anton Scharf, der, kaum auf den abschüssigen Weg achtend und oftmals ausgleitend, mit fast immer geballter Rechten, Drohungen und Verwünschungen wider die Weltkinder von sich gab. Er sagte: „Sie wollen nicht Gutes tun! Sie haben Augen und sehen nicht! Sie haben Ohren und hören nicht! Der Fluch Gottes, der über ihnen ist, macht sie blind und taub!"

Martin Scharf, der während des Ganges über die Berge bereits vieles mit seinem Bruder durchgesprochen und hin und her erwogen hatte, was nun wohl gegen die Mächte der betörten Welt für Maßregeln zu ergreifen seien, erbat nun für das, was sie tun wollten, Emanuels Sanktion. Es war, wie sie meinten,

unmöglich, sie beide und Quint lange in Haft zu behalten. Demnach wollten sie sich, sofern sie freigelassen wären, zu einer gewissen frommen und adligen Dame begeben, die sehr alt, sehr reich, sehr wohltätig und in der ganzen Provinz als die „Gurauer Frele" bekannt und geachtet war. Bei diesem alten Gurauer Fräulein wollten die Brüder um Schutz für Quint bitten und, nachdem dies geschehen und der große Einfluß der Dame dahin gewirkt haben würde, daß man die friedlichen Bahnen Quints fortan ungestört ließe, wollten die Scharfs eine Gemeinschaft von Gleichgesinnten zusammenrufen, eine Gemeinschaft der Würdigsten, um Quint geschart, und diesen als ihren Führer verehrend.

„Die Nachfolge Jesu," sagte Quint hierauf, „müsse ein jeder für seinen Teil aufnehmen und durchführen und es könne und müsse hierbei nur einer, der Heiland selbst, der Führer sein. Er aber, Quint, werde sich niemals so weit vermessen und vergessen, irgendwo in der Welt der Erste zu sein, wo der Heiland der Letzte gewesen wäre."

Sie waren bis an eine Stelle gelangt, wo der Gendarm auszuruhen beabsichtigte und plötzlich erklang sein donnerndes: „Halt!" Die Häftlinge standen still und erwarteten den Beamten, der prustend und gutmütig fluchend näher kam, um sich auf einer Bank niederzulassen, die man zum Gebrauche der fremden Touristen hier aufgestellt hatte. „Ruht euch aus, Kerls," sagte er, „wir haben noch weit! Wenn euch nun nicht der Teufel geritten hätte, so brauchte ich jetzt, an den Feiertagen, nicht in den Bergen herumkriechen, was bei meinem Speck nämlich kein Vergnügen ist. — Na, ihr macht allerdings auch Gesichter, wie neun Meilen schlechter Weg. Das weiß Gott!" Dies sagte er mit einem seltsam forschenden Blick seiner kleinen Augen, zugleich breit lächelnd und seinen behelmten Kopf schüttelnd. „Wenn man nur wüßte, was euch in die Kaldaunen gefahren ist. Ich glaube, ihr seid verrückt geworden. Ich hab' auch mal einen Kerl transportiert, der kam aber wirklich später ins Irrenhaus, der wollte mir immer einreden, daß er es schwarz auf weiß, ich weiß nicht von wem, bescheinigt in Händen habe, er werde lebendigen Leibes mit Wagen und Pferden gen Himmel kutschieren. Schließlich sollte der Wagen ja wohl, hol mich dieser und jener! noch feurig sein. — Was ist denn los? Was habt ihr denn? Hol mich dieser und jener! Glaubt ihr vielleicht, daß in drei Tagen die Welt untergeht? Bis dahin, o weh! Da wird noch mancher Kognak getrunken werden! — Macht doch die Menschen nicht verrückt! Ihr macht ja das Gesindel in den Häusern da oben richtig wahnsinnig! Wer redet euch denn solchen Unsinn ein? Ich war doch wahrhaftig oft genug in der Garnisonskirche. Hol mich dieser und jener, was Religion und was unser Herr Christus ist, weiß ich doch wahrscheinlich besser als ihr! Aber so 'n Blödsinn ist mir doch noch nicht vorgekommen."

„Herr Gendarm," sagte Martin Scharf, „wir haben nichts getan, als wozu der Geist des Herrn uns getrieben hat. Wir sollen Zeugnis ablegen von Christo! Wir sollen es heute tun und nichts auf morgen verschieben, Herr Gendarm! Ja,

wenn wir es eine Stunde verschieben wollten, wer weiß, er wäre vielleicht versäumt für die Ewigkeit." „Herr Gott ja, Mensch, glaubt ihr, wir haben auf euch gewartet? Wird nicht in allen Kirchen Sonntag für Sonntag für Jesum Christum Zeugnis abgelegt? Sonntag für Sonntag, in allen Kirchen! Bin ich ein Heide? Bin ich denn nicht ebenso gut, wie du, ein Christ."

Anton Scharf aber, der die Zähne zusammenbiß, sah den Wachtmeister grimmig an, bevor er etwa dieses unüberlegt und heftig hervorbrachte.

„Es gibt auch solche, die falsch Zeugnis reden von Christo Jesu. Es gibt solche genug und zu viel, die Christen heißen und andere Christen nennen und sind doch nichts, als eitel Kinder der Welt." Quint aber winkte ihm mit der Hand. Er sagte, als er des Wachtmeisters Auge nicht ohne Interesse auf sich gerichtet sah, und Anton verstummt war, mit ruhiger Stimme: „Wir wollen uns lieber nicht vermessen, keiner von uns zu sagen, er sei ein Christ. Der Christ ist der Christ. Es ist nur ein Christ: Christus der Heiland! Wo aber sonst Christus ist, dort ist er verborgen! Was wäre die Welt, wenn Christus in dir! in Tausend und Hunderttausend! ja in Millionen anderer wäre? Sie wäre das Reich. Christ heißt nichts anderes als Christus sein. Wer kann sich vermessen und sagen: ich bin es?"

„Vorwärts, keine Müdigkeit vorschützen," sagte nicht ohne eine gewisse Betretenheit der Gendarm, den sein Pferd schon mehrmals ungeduldig mit der Schnauze gestoßen hatte, stand auf und gab das Zeichen zum Aufbruch. „Ihr redet verkehrtes Zeug durcheinander und was ihr quatscht wißt ihr selber nicht. Steckt euere Nase in euer Handwerk hinein und macht die einfachen Leute nicht aufsessig. Es wird euch auch niemand hindern, wenn ihr Sonntag für Sonntag zweimal meinethalben — mir wärs zu viel! — zur Kirche geht."

„Ich sage Ihnen aber, Herr Gendarm, daß hier unter uns einer ist, der auch größer ist, als die Kirche und der Tempel!" Hiermit zitierte Anton Scharf eine der vielen Schriftstellen, die ihm geläufig waren: zugleich aber leuchtete in seinen krankhaften Augen wiederum jener wahnwitzige Glaube auf, der hauptsächlich die Ursache alles späteren Unheils war. Der Gendarm sah den groben und bärtigen Menschen an, wie man eben nur jemanden betrachtet, an dessen gesundem Verstande man zu zweifeln berechtigt ist. „Wenn es bei jemanden so zu rappeln begönne," meinte er, „so finge es eben meistens im Kopfe an."

Den Rest des Weges legten sie in der alten Ordnung zurück. Wieder versuchten die Brüder Scharf Quint für eine Gemeinschaft zu gewinnen, die sie begründen wollten. Emanuel aber, der durch die seltsame Flamme des Glaubens, die aus den Augen Antons wiederum aufgeleuchtet hatte, beunruhigt war, sträubte sich mehr wie je wider den Gedanken, das Haupt irgendeiner Gemeinde zu sein. Er wurde sogar überaus zornig, indem er betonte, daß ihm nichts ferner liege, als die Legionen von Wortmachern um einen zu vermehren,

oder irgendeinem Aberglauben dieser Welt Nahrung zu geben. „Ich bin versöhnt mit Gott. Durch Jesum Christum bin ich versöhnet. Und wenn ich etwas durch die Tat zu bezeugen auf dieser Erde gehalten bin, so ist es eben diese Versöhnung mit meinem Gotte und dann die Versöhnung mit den Menschen. Ich bin versöhnt mit ihnen, ich zürne meinen armen Brüdern und Schwestern auf dieser Erde nicht. Sorget, daß auch ihr euch versöhnet. Wer versöhnt ist, der nur kann Versöhnung predigen. Was sorget ihr um mich? Bin ich etwa nicht wert zu leiden, was meine Brüder und Schwestern leiden? Bin ich etwa nicht wert, Mensch unter Menschen zu sein? Des Menschensohn ist ein Mensch unter Menschen. — Gehet heim, folget Jesu nach, und wenn ihr meiner gedenket, so gedenket nicht meiner, sondern des Menschensohnes! Gedenket des Heilands und bittet, daß er eins mit euch werden möge. Nach mir aber fraget niemanden fortan!"

Die Häftlinge wurden für diese Nacht im Polizeigewahrsam zu Hainsdorf untergebracht, die Brüder gemeinsam in einen Raum, der „Narr in Christo" dagegen allein. Und als dieser nun bei Wasser und Brot in der feuchten und dunklen Zelle lag, hatte er einen Traum, aus dem er nach kurzer Zeit erwachte, um dann, bis zum Morgen, in einem Zustande tiefer Beseeligung zu verharren, der auch später sich immer wieder erneuerte, so oft er sich des Traumes entsann.

Ja, der Traum des Narren im Polizeigewahrsam gewann für sein ferneres Geistesleben die größte Wichtigkeit insofern, als viele seiner späteren, scheinbar verwirrten Aussprüche mit dem Ereignis dieses Traumes zusammenhingen.

Er hatte geträumt, daß Jesus in sein Gefängnis zu ihm gekommen wäre. Dies aber war nicht das erstemal, wo der Heiland deutlich vor seiner Seele stand. Was diese Erscheinung von anderen, ähnlichen unterschied, war ein ganz besonderer Vorgang, der von einer deutlichen, körperlichen Empfindung begleitet war und der darin bestand, daß die Traumgestalt sich in der Gestalt des Träumenden auflöste.

Alle verschiedenen Arten und Grade der Träume erforscht zu haben, würde bedeuten, in einem weit tieferen Sinne, als irgendeinem heutigen, Kenner der menschlichen Seele zu sein. Der Traum Emanuel Quints gehörte zu denen, die in nichts weniger real als irgendwelche Ereignisse des sogenannten wachen und wirklichen Lebens sind. Wenn also etwa der Polizist, der den Schlüssel der Zelle hatte, wirklich bei Quint erschienen wäre, er hätte nicht können deutlicher, körperlicher und wirklicher als der Heiland sein. Man träumt Gerüche, man träumt Gesichte, man träumt Berührungen. Man träumt Gedichte, Worte, man hört Erzählungen, hört Musik. Man behält an solche sinnliche Eindrücke eines Traums jahrzehntelang eine Erinnerung: eine Erinnerung, die scharf und lebendig ist, während viele gleichzeitige und wichtigere Geschehnisse des wachen Lebens unwiederbringlich vergessen bleiben. So hatte Quint den leisen Tritt des Heilands gehört, er hatte ihn, mit leicht gebeugtem Kopf, durch das knarrende Pförtchen eintreten sehen. Er hatte bemerkt, wie ein matter, selt-

samer Schein das feuchte Mauerwerk, den Kalkbewurf des Türbogens, nicht stärker als der Reflex eines Öllämpchens, um den blonden Scheitel des Heilands herum beleuchtet hatte. Er wußte: so und nicht anders sah der Heiland, der Menschensohn, der Sohn Mariens, der König unter der Dornenkrone aus, der weder Gestalt noch Schöne hatte und für den gehalten werden mußte, der von Gott geschlagen und gemartert würde. Er kannte in seinem Gesicht jeden einzelnen Zug: so blickten die eingesunkenen Augen, so waren die rötlichen Brauen darüber gelegt, so saßen um die Winkel der Lider und um den Ansatz der feinen Nase, deren Flügel leise bebten, die Sommersprossen. So hing der Arm, so hob sich die Hand und strich mit mageren länglichen Fingern leise durch das Gekräusel des Spitzbartes und dabei zeigte sich auf dem Rücken dieser Hand ein furchtbares Mal, wo die rostige Nagelspitze heraus und in den Kreuzesbalken gedrungen war. Die Wunde quoll von schwärzlichen Blutstropfen.

Und auch auf den rauhen und bestaubten Füßen des Heilands, der barfuß von einer langen Wanderung zu kommen schien, waren die Male zu erkennen. Es ging eine Kraft von ihnen aus, die Quint wie ein Sturm des Mitleids und der Liebe zur Erde riß. Er konnte nicht anders, als immer wieder unter einer Sintflut von Tränen die beiden geliebten Füße küssen. Und nun war es, daß über Emanuel Quint eine weiche und ernste Stimme erscholl: „Bruder Emanuel hast du mich lieb?" „Ja," sagte Emanuel, „mehr wie mich selber!" Und wieder erklang die Stimme genau wie vorher: „Bruder Emanuel hast du mich lieb?" Und als der Träumende es beteuerte, setzte die Stimme weiter hinzu: „Emanuel Quint, so will ich für immer bei dir bleiben!" Hatte Quint vor wenigen Augenblicken gemeint, als das Schloß des Gewahrsams sich knirschend umdrehte und auch als Hand und Kopf des Kommenden im Türspalt erschien, daß ein neuer armer Sünder hereingeführt würde, so fand er sich jetzt, kaum daß Sekunden verstrichen waren, bis in den siebenten Himmel verzückt, und indem er sich aufrichtete und seine Arme weit ausbreitete, geschah endlich das, was seinem Traume für ihn die Weihe des Wunders gab.

Nämlich, indem Quint und die Gestalt des Heilands, wie Brüder, die sich lieben und lange vermißt haben, mit geöffneten Armen einander entgegenschritten, schritten sie ganz buchstäblich einer in den anderen hinein, derart zwar, daß Quint den Körper des Heilands, das ganze Wesen des Heilands in sich eintreten und in sich aufgehen fühlte. Dieses Erlebnis war zugleich so unbegreiflich und wunderbar durch seine vollkommene Realität: denn es schien nicht anders, als daß wirklich fühlbar in jedem Nerven, jedem Pulsschlag, jedem Blutstropfen zu innerst und innigst die mystische Hochzeit stattfand und Jesus in seinen Jünger einging und in ihm sich auflöste.

Am Morgen wurden die beiden Webersleute Martin und Anton Scharf durch den Amtsvorsteher in Freiheit gesetzt, Quint dagegen wurde in Haft behalten, um per Schub nach seiner Heimatsgemeinde gebracht zu werden. Die

beiden Freigelassenen trafen in der Gaststube einer nahen Herberge den böhmischen Joseph und den ehemaligen Schneider Schwabe an, die den Spuren des Gendarms bis hierher gefolgt waren, und alle vier von dem Schneider Schwabe geführt, begaben sich nachher querfeldein in ein etwas entlegenes Dorf hinüber, wo viele arme Weber und Korbflechter wohnten und wo von altersher ein pietistischer Sektengeist, unbeachtet von der umgebenden Welt, sein Dasein fristete. Hier hatte der Schneider Schwabe Freundschaft, wie die Leute in jener Gegend zu sagen pflegen, das heißt, eine Schwester von ihm war dort verheiratet. Doch als er mit seinen Begleitern das Haus der Schwester betrat, blieb die bleiche und sorgenvoll blickende Frau wortkarg, und es machte den Eindruck, als hielte sie etwa im Hausflur Wache und dürfe niemand ins Stübchen hineinlassen.

Die Wahrheit war: ein Mann, ein Hufschmied, namens John aus dem Oberdorfe, hielt Betstunde ab, und es hatte sich ein Häuflein guter Christen und Betbrüder am Morgen des sogenannten dritten Feiertages im Stübchen zusammengefunden. Das aber hatten Schwabe und der böhmische Joseph vorausgewußt. Sie waren im allgemeinen geneigt gewesen über diesen kleinen Kreis ihre Späße zu machen, bis sie seit der Begegnung mit Quint ein neuer Geist überkommen zu haben schien. Nach einigem Hin- und Herreden wurde der Schwager, ein gelbliches und halbnacktes Männchen, herausgeholt, der denn nach wenigen Augenblicken die Brüder Scharf in die kleine Gemeinde einführte.

Eben lag alles auf den Knien in einem langen und stummen Gebet. Die Morgensonne, die durch drei kleine Fenster hereinleuchtete, ließ ihre Stäubchen über altersgraue, jugendlich blonde und kahle Scheitel tanzen, und plötzlich erhob sich ein zahnloses altes Weib und fing, in einer unverständlichen Sprache, fast unverständliche Worte zu sprudeln an. Und jene Ekstase, in die sie geriet, wurde für das „mit Zungen reden", von dem die Apostelgeschichte berichtet, in dieser Schwärmergemeinde gehalten. Nach einiger Zeit, als sich die Alte mit vielem Weinen, Klagen und Jesusrufen erschöpft hatte, ward sie von einem Manne abgelöst, der laut zu beten und Gott um den Heiligen Geist zu bitten begann. Als jener schwieg, erhob sich Martin Scharf von der Erde, auf die er sich, gleich wie sein Bruder, der böhmische Joseph und Schwabe, geworfen hatte und sprach in einem so neuen Ton, daß die ganze Gemeinde aufmerksam wurde.

Er ward nicht laut, aber was er sagte, geschah im Ton einer sicheren Mitteilung. „Singet," sagte er, „jubilieret! der Herr, der Heiland ist unter uns! Es ist nicht mehr Zeit die Brust zu schlagen, zu seufzen, zu wimmern und um Erhörung zu bitten. Die Verheißung erfüllet sich! Haben wir nicht seine Stimme gehört? Haben wir den Bräutigam nicht mit Augen gesehen? Die Braut, solange der Bräutigam ferne ist, hat sie Traurigkeit! Ist aber der Bräutigam nahe, so wird sie voll Freudigkeit. Ich bringe euch eine frohe Botschaft. Es ist nie irgend jemand zu euch gekommen mit einer solchen Botschaft wie wir: Jesus Christus ist auferstanden."

Es war niemand in der kleinen Gemeinde, den der Inhalt dieser Rede verwundert hätte. Zu oft war ihnen die frohe Botschaft verkündigt worden. Was sie indessen alle erbeben ließ, war die bebende Überzeugung in der Stimme des Redenden. Sie war so stark, daß man sich dadurch, wie von einer ungeheueren Neuigkeit, bei den altbekannten Worten erschüttert fand. „Fraget nicht weiter," sagte Scharf, seine Mitteilung abbrechend, „aber halte sich ein jeder bereit. Jeder ziehe ein hochzeitlich Kleid an! Jeder horche bei Tag und Nacht und sorge, daß er nicht etwa im Schlafe liege, wenn der Ruf des Gerichtes erschallt."

Und er hieß Kinder und Frauen heimgehen und behielt die verständigsten Männer zurück, um sich mit ihnen über jenes Geheimnis auszusprechen, das er bisher nur andeutungsweise verraten hatte. Bald saß er mit den Zurückgebliebenen um den Tisch herum und eröffnete ihnen nicht ohne Feierlichkeit, daß seiner Meinung nach in Emanuel Quint ein Mann mit der vollen Kraft des apostolischen Geistes ausgestattet auf der Erde erschienen sei. Er vermied es zunächst, aus einem instinktiven Bewußtsein heraus, an die Gutgläubigkeit dieser neuen Genossen einen noch höheren Anspruch zu stellen und erwähnte nicht, was seine und seines Bruders Ansicht war, von dem armen Narren in Christo, Quint. Dagegen erzählte er Wunderdinge. Durch Antons und seinen Mund ging die Chronik der letzten Tage, seit sie den verlaufenen Sonderling wieder getroffen hatten, auf höchst phantastische Weise ausgeschmückt. Er glaubte die volle und schlichte Wahrheit auszusagen und log natürlicherweise ebensowenig wie Anton bewußt, der alles noch wunderbarer darstellte. Auch Schwabe und der böhmische Joseph mischten sich ein, die, was sie mit Quint erlebt hatten, aus Freude am Außergewöhnlichen, mit lebhafter Übertreibung darstellten.

Nach Verlauf einer Stunde war es in diesem Kreise ausgemacht, daß Quint den Vater Scharf durch bloße Berührung von seinen argen Schmerzen befreit, daß er den Teufel vertrieben, der Marta Schubert gepeinigt hatte. Es war erwiesen, daß eine gelähmte Frau vor der Hütte der Schubert-Leute seinen Rock berührt und darauf mit beweglichen Gliedern, frisch und gesund, mit den Ihren den Heimweg genommen hatte. Niemand zweifelte, daß die hundertjährige Greisin in den Bergen, die mancher kannte, durch Quint Vergebung der Sünden erhalten hatte und vom Leben erlöst worden war. Dergleichen wird überall unter ihnen, wie gesagt, erzählt und geglaubt. Aber der Glaube an Menschen, die mit wunderrätigen Kräften ausgestattet sind, findet sich sogar bis in die sogenannten höchsten Schichten des Gesellschaftsbaues hinauf, wo Scharlatane, die mit ihm rechnen, jederzeit ihrer Ernte sicher sind.

Martin und Anton Scharf, der eine still, der andere laut, gehörten aber in eine Kategorie von Menschen hinein, die der Psychiater, der Irrenarzt kennt und als nicht gesunder Norm entsprechend bezeichnet. Die fixe Idee, die solche teilweise Narren beherrscht, die im übrigen völlig als gesunde Menschen er-

scheinen, gewinnt in ihnen eine ungeheuere Werbekraft. Sie wird nicht selten mit großem Scharfsinn gehegt und gepflegt und je nachdem es klug erscheint verborgen oder mit Wut verteidigt. Um sie herum in der Psyche des so Verrückten ist alles gesund, vernünftig, tüchtig und folgerecht, nur sie, die fixe Idee, ist der dumme und tote Fleck, der gerade, als wäre es der Kern des Lebens, gehütet wird.

Der schwache Punkt in der Seele der Brüder Scharf, den man freilich auch als Ausgangspunkt ihrer größten Kraft bezeichnen kann, war nun eben die unabirrbare Überzeugung von der neuen Fleischwerdung des Messias und zwar in der Person Emanuel Quints. Hierin bestand die ausgesprochene religiöse Verrücktheit, die sie nun einmal ergriffen hatte. Dergleichen Unsinn würde unglaublich sein, wenn nicht andere fixe Ideen, die bei weitem weniger sinnvoll sind, in tausenden und abertausenden von Fällen erwiesen wären, Ideen, die durch die armen Behafteten propagiert, bei vielen gesunden Menschen vollkommen Glauben finden. Solche Fälle sind allzu bekannt, als daß ich sie erst ausführlich zu schildern nötig hätte.

Genug, der Glaubensherd in den Seelen der armen Webersleute war tatsächlich zugleich der Krankheitsherd, und als sie nun, ohne gerade den innersten Kern ihrer Verrücktheit bloßzulegen, das Lob des neuen Propheten mit fanatischem Eifer verkündigten, war der rasenden Überzeugungskraft ihrer Worte auch dann nicht zu widerstehn, wenn sie von Lichterscheinungen sprachen, die sie um Haupt und Hände des armen Narren gesehen zu haben bestimmt behaupteten.

Natürlich war der Schwager des Schneiders und Schmugglers Schwabe, Weber Zumpt, mitsamt seinem Häuflein Gleichgesinnter das Bild der äußersten Leichtgläubigkeit. Es lag in den Augen dieser Leutchen der Ausdruck eines endlosen, langen, vergeblichen Hungerns und Dürstens nach der Gerechtigkeit, der Ausdruck eines endlosen Wartens: er wurde von dem des Staunens und Grübelns über das Leben, das ihnen beschieden war, abgelöst, dem wieder der herzergreifende Ausdruck des Wartens nachfolgte. In diesen Ausdruck mischte sich Angst. Denn es ist zu bedenken, daß der geringe Erwerb dieser armen Leute kein gesicherter und nur durch angstvoll beschleunigte Arbeit zu erzwingen ist. Wie mit der Geisel erbarmungslos vorwärts treibend, steht hinter diesen Leuten das grausenvolle Gespenst der Not. Sie sehen Fremde und Feinde ringsum, die meistens drohend, bestenfalls mit kaltem und hämischem Blick der Überanstrengung ihrer Kräfte zuschauen und von deren keinem irgend Trost zu erwarten ist. Und also nimmt schließlich die Angst ungeheure, mystische Formen an. Überall, nicht mit Unrecht, sehen die Armen raubtiermäßig verderbliche Mächte lauern und des Augenblicks warten, wo die Belauerten etwa auch nur vorübergehend Müdigkeit überfiele, wo sogleich denn immer ihr Schreckensschicksal entschieden ist.

Angstvoll also, willenlos und gejagt, waren die Leutchen den überspannten Einbildungen der Brüder Scharf vollkommen preisgegeben und hatten ihren starken Beteuerungen, weder im guten noch im bösen, irgend welchen Wider-

stand entgegenzusetzen. Sie, die gewohnt waren, beständig um ein Leben zu ringen, das schon verloren war, unterließen es ebensowenig jemals nach dem Strohhalm zu greifen, so oft er ihnen, statt des rettenden Balkens, geboten wurde, in ihrer dunklen Lebensflut. Jemand sagt, daß Hoffnung die andere Seele des Menschen ist. Wer dieser zweiten, höheren, lichteren Seele dieser Menschen Nahrung bot, war ihnen stets, wie konnte es anders sein? aufs höchste willkommen: sogar der Verbrecher, der Lügner, der Scharlatan! Hier aber standen zwei Männer auf, die mit wilder Kraft und einem unverkennbaren, heimlichen Freudenrausch von einem Ereignis zu reden wußten, das beinahe die Erfüllung aller Hoffnung selber war.

Im Volk, das heißt bei der ungeheueren Mehrzahl der Menschen, besonders vielleicht in der bodenständigen Schicht, lebt, unaustilgbar, nicht immer eingestandenermaßen, die Hoffnung auf einen Menschen, oder auf einen Tag: und dieser Mensch, dieser Tag, wurden hier als erschienen, oder in nächster Nähe verkündigt. Mit bleichen Gesichtern und zitternden Kiefern saßen die frühgealterten Männer um die Erzähler herum und nahmen ihnen das Wort von den Lippen. Die Welt außer ihrem Dorf und außer den Bildern der Bibel war für sie keine Realität, sondern nur eine Stätte für alpdruckartig empfundne Gespenster: über ihr aber thronte in reinen und unberührten Höhen, erst nach dem Tode erreichbar, Christus der Heiland. Hier aber glaubte man wirklich an ihn. In diesen markanten, alten Weberköpfen war Glaube noch Glaube, seinem innersten Wesen nach: das heißt etwas anderes, als Forschung, Zweifel oder Erkenntnis. Und zu den Dingen auf die sich ihr Glaube fest bezog, gehörte auch die Wiederkunft Jesu auf diese Erde und die Errichtung eines tausendjährigen, irdischen Gottesreichs: es sollte nun also wahrhaftig und wirklich nach den überzeugenden Worten der beiden fremden Brüder nahe bevorstehen.

Das kleine Weberstübchen sah einen wahrhaft rührenden Freudenrausch. „Nachdem er vorüber war," sagte Martin Scharf, mit jener Entschlossenheit, die auf einen früher gefaßten Vorsatz hindeutete, „man möge nun aufmerken und sich bereiten, etwas in Erwägung zu ziehen, was er vorschlagen wolle." Und er entwickelte ihnen die Absicht einer festen Vereinigung, wie er sie am Tage vorher Emanuel Quint, ohne dessen Beifall zu finden, mitgeteilt hatte, einer Gemeinschaft, die eben jenen Narren in Christo als ihr Haupt anerkennen und ihm werktätig und praktisch dienen solle, überall. Es war natürlich, daß man sich auf der Stelle zu einer solchen Gemeinschaft bereit erklärte.

Aber es war auch dann keine Trübung der Einigkeit zu bemerken, als Martin erklärte, daß als erste Pflicht der Vereinsgenossen, Werktätigkeit geboten sei und als er zu Gunsten des Lebensunterhaltes Emanuel Quints eine Kollekte eröffnete: Kisten und Kasten wurden sogleich umgekehrt, Pfennige und sogar Markstücke aus ihren Verstecken in den Sparwinkeln hervorgezogen und in die Hände der Brüder gelegt, die alle Gaben gewissenhaft in ein blaues, abgegriffenes Büchelchen einzeichneten.

(Fortsetzung folgt)

Die Mission populärer Naturwissenschaft/ von Adolf Koelsch

Wer aus der Gesamtsumme der Kulturgüter unserer Zeit nur jenen Posten herauszugreifen versucht, der das Naturwissen der Gegenwart umfaßt: in der Absicht, zur Erquickung seiner Seele und zur Vervollkommnung seiner Persönlichkeit dieses Wissen sich anzueignen, — muß bald einsehen, daß er es aus eigener Kraft unmöglich bewältigen kann. Noch vor 150 Jahren war das Wissen von der Welt außer uns ein Kätzchen, das im Hause von nebenan groß geworden war, und es war eine Kleinigkeit, sich mit ihm vertraut zu machen. Heute ist das Wissen von der Natur ein Tigertier, das unter seinen Vorfahren einen riesengroßen Machairodus hat, und hinter dem Machairodus recken andere Urweltungeheuer die Köpfe. Was aber fängt der gemeine Mann . . . mit einem Tiger an? Herdenweise reißen sie aus, die wackern Sygambrer. Andere Herden trauen sich erst gar nicht heran. Alle aber träumen sie davon, daß es fein wäre, wenn es gelänge, das große Tier mit dem fremdartigen Leben sich zum Freunde zu machen: wäre es nur soweit, daß es nicht mehr die Tatzen aufhebt gegen die Hand, die es streicheln will.

Muß man den Sygambrern zu Hilfe kommen?

Es gibt Männer, die genug Idealisten sind, um die Frage mit einem glatten Ja zu beantworten. Sie sagen sich, daß der Wunsch selbst des kleinsten Erdenbürgers, den Bestand seiner Haustiere über die Schafe, die schon Jakob gehütet hat, und das Huhn, das die Pfarrer seit Ewigkeit am Sonntag predigen, hinauszuerweitern, unbedingt unterstützt werden müsse. Sie setzen deswegen ihre Lebensaufgabe darein, das Wildtier Wissen einzufangen, es zu zähmen, und dem Volke zur Verfügung zu stellen, so dressiert, daß es jedermann für seine Bedürfnisse verwenden kann.

Man nennt das: Kulturpolitik treiben.

Der Ausdruck hat etwas Reckenhaftes. Man denkt an Gestalten mit Vollbärten, die ausziehen wie Herkules und den erymanthischen Eber lebendig nach Hause tragen. Aber man täuscht sich. Die Helden von heute verbringen alle ihre Taten auf dem Papier. Sie treiben Kulturpolitik, indem sie in einer Sprache, die das Volk versteht, naturwissenschaftliche Lesebücher schreiben.

Es ist fatal, daß sie versuchen müssen, durch Literatur zu wirken. Aber sie haben wahrhaftig keine Bühne, von der aus sie direkt zum Volke sprechen könnten. Das Podium, auf das es am meisten ankäme, wäre die Schule. Aber die Pfaffen haben ja alles im Sack. Und was der Pfaffe nicht im Sack hat, hat der Staat im Sack. Den Staat aber beherrschen wieder die Pfaffen. Und daneben noch der Herr von Januschau, die Tradition, die Angst und der Redakteur vom Reichgottesboten. Und die treiben ja doch auch Kultur-

politik. Üben Hoheitsrechte aus über unsere Kinder, die sie sich anmaßen und die wir uns ruhig gefallen lassen. Treiben Kulturpolitik im Namen von 27 verstorbenen Päpsten und etlichen mittelmäßig begabten Königlichen Hoheiten, die teils noch am Leben sind, im Namen des Hamburger Senats, des Breslauer Katholikentages, des pietistischen Schusters Flaig und des „heiligen" Aristoteles, des Bundes der Landwirte, der Feudalahnen konservativer Kammerherren und des Stuttgarter Konsistoriums von 1612, das an Kepler die Mahnung richtete: „er möge seine fürwitzige Natur bezähmen, sich in allen Dingen nach Gottes Wort regulieren und dem Herrn Christo sein Testament und Kirch mit seinen unnötigen Subtilitäten, Skrupel und Glossen unverwirret lassen". Treiben Kulturpolitik im Namen des Geistes, der Giordano Bruno verbrannt, Ferrer gerichtet, Schücking entamtet, das Erdbeben von Messina als Wutausbruch des lieben Gottes über die Ankündigung einer Freidenkerversammlung erklärt hat und Quintanern eine Stunde, nachdem er ihnen eingepaukt hat, daß Jehova den Menschen sich zum Ebenbilde erschaffen habe, es als eine verdienstvolle Tat hinstellt, wenn sie diejenigen Ebenbilder unter ihren Mitschülern, die andere als vom Keplerbund herausgegebene naturwissenschaftliche Bücher lesen, dem Rektor denunzieren. Sie werden dafür im Latein um einen raufgesetzt und kriegen nahegelegt, daß später im Staatsdienste ähnliche Dienste in ähnlicher Weise vergolten werden. Sollte man sie aber zufällig vergessen, weil gerade ein liberaler Minister am Ruder sei, so würden sie ganz sicher im Himmel entlohnt.

Und nun soll man sich Konkurrenz machen lassen von Leuten, die nur immer vom Diesseits reden und kein Wort vom lieben Gott? Die vom Kinde nicht als erstes verlangen, daß es sich Gedanken mache über eine Sache, die es nicht sehen, hören, riechen, schmecken und tasten kann, sondern daß es Augen und Ohren mache? Nicht wollen, daß es seine Vorstellungen über die umgebende Welt aus den fünf Büchern Mose und der Sonntagsbeilage des Linzgauboten beziehe, sondern daß es sie aus seinen Sinnen beziehe und nichts hineinlasse in sein Seelchen, was nicht zuvor in den Sinnen war? Nicht predigen: im Anfang war das Wort, sondern in den Anfang das Erlebnis setzen und den Menschen, der durch sein Erlebnis die Welt gewann? Sollen sich Konkurrenz machen lassen von Leuten, die den Menschen nicht losreißen von der Natur, sondern ihn hineinwerfen in die Natur? Ihm Tiere und Pflanzen zeigen als seine Äonengeschwister. Ihn ahnen lassen, daß er in Millionen Jahren langsam herausgewachsen sei aus Froschhaut, Reptilienpanzer und Säugetierfell. Also keine Trennungen, sondern Bindungen schaffen. Nicht Feindschaft setzen zwischen dem Kind und der Schlange, sondern den Willen (und Wege) zur Freundschaft. Nicht Zwietracht säen zwischen dem Menschen und seiner Erde, sondern das Gefühl der Unteilbarkeit. Nicht die Seele des Kindes so

im Katzenjammer von der Nichtigkeit des Daseins ersäufen, daß der blaue Montag im Himmel schon dem Jüngling als das Begehrenswerteste erscheint, sondern hingehen und die Erde aufreißen bis in ihre tiefsten Tiefsten, um immer neue Quellen zu finden für des Menschen Durst, und an diesen Quellen ihn so stählen für die Genußwilligkeit, daß er zuletzt bereit ist, eher an einem Sonnenstiche tot umzusinken mitten am Tage, als nur von Ferne am Leben beteiligt gewesen zu sein. Also keinen Verkneifer aus ihm machen, sondern einen Ergreifer. Sein Lebensgefühl nicht zu erniedrigen, sondern es zu erhöhen trachten. Seine Empfänglichkeit für das formal Schöne nicht mit Fastenpredigerhänden erdrosseln, sondern steigern, damit er um so inniger hänge am Leben. Und damit um so größer wachse sein Haß gegen die, die ihm etwas, was er an dieser Erde liebt, zu verkümmern trachten . . . Und die letztens das alles nur tun, weil sie überzeugt sind, daß der Mensch, der Aufklärung gefunden hat über seine Stellung zur Natur und über seine Stellung zu sich selber, aus Eigenem auch Aufklärung finden werde über seine Stellung zu Gott? Also vor allem sehen werde, wie auch Gott einst ein Embryo war? Wie er in Urzeiten als Flimmertierchen durch den Ozean rollte und sich allmählich emporschaffte zum Wurm? Wie darnach auch bei ihm die Fischhaut, der Reptilienpanzer und das Säugetierfell kamen, bis er zuletzt auch diesen entwuchs? Wie er aber seit geschlagenen zweitausend Jahren sich nicht weiterentwickelt habe, weil die Pfaffen und die Pfeffergroßhändler von Amsterdam, die Senci'den und die Kultusminister, weil Rosenkranzfabrikanten, Gesellenvereinsvorstände, der Hofdamenklub Monica und die gesamte übrige Generaladjutantenschaft des Stumpfsinns auf Erden ihn in ihren Kirchen gefangen halten, während Gott doch dürstet, bei den Menschen zu sein? Daß er infolgedessen helfen müsse, Gott zu befreien? Daß er dem befreiten Gott Gelegenheit geben müsse, den barbarischen Jehovadünkel des mesopotamischen Zeitalters zu überwinden und sich heranzukultivieren zu einem Wesen, das wenigstens sich selber begreift und sein Verhältnis zu Menschen, Tieren und Pflanzen und zu dem Himmel da oben nie mehr so mißversteht, wie die Finsterlinge seit zweitausend Jahren es mißverstehen? . . . Nein, für solche Gedanken ist in der Schule von heute kein Raum. Denn es steht zu befürchten, daß der Knabe, der gelernt hat, sich eins zu fühlen mit seiner Erde und darüber zu wachen, daß nie ein Mensch mit seinen Armen dem rollenden Rade in die Speichen fällt, dereinst, wenn er Mann geworden, auch in der Politik alle diejenigen Mächte bekämpfen wird, die den Versuchen zur Entwicklung besserer Lebensformen sich entgegenstellen. Und dann könnte es eines Tages zu Ende sein mit der Herrschaft der Heydebrandt, Gröber, Bruhn und Konsorten . . . (Aber vorläufig haben sie noch die Macht und die Schule. So daß den Idealisten wirklich nichts als die Tinte bleibt.)

Aber die Idealisten können auch in ihren Schriften nicht einfach damit

anfangen, aufzubauen. Ihr Hauptarbeitsfeld liegt ja nicht in den Kreisen derer, die mit Verständnis eine Mittelschule absolviert oder eine Universität besucht haben, sondern bei jenen, deren einziges Bildungsmittel die Volksschule war. Die machen die Mehrheit. Aber diese Mehrheit haben ja bereits die andern in den Klauen gehabt und so gründlich für alle Kulturarbeit verdorben, als es irgendwie ging. Es ist keiner mehr da, der noch seine Unbefangenheit hätte; sie alle haben schon eine Ansicht über die Dinge, von denen man zu ihnen sprechen will. Die klerikale Ansicht.

Das macht die Arbeit des populären Naturschriftstellers so unendlich verdrießlich (und an Entgleisungsmöglichkeiten so reich). Er darf sich nicht zunächst mit Begebenheiten befassen, wie er gern möchte, sondern muß sich befassen mit einem blindgewordenen Traum. Muß zuvörderst einreißen. Dann erst aufnahmefähig machen. Darnach erst kann er ans Aufbauen gehen.

Die Männer, die die ersten naturwissenschaftlichen Volksbücher schrieben, haben ihre Aufgabe nur im ersten Teil gut verstanden. Es waren die Büchner, Moleschott und Karl Vogt. Noch die Jüngsten unter uns haben sie gelesen. Wir zählten fünfzehn, sechzehn Jahre, als „Kraft und Stoff" das wichtigste Buch für uns war. War das eine Aufregung! Nächtlicherweile wurde der Schinken zwischen Hemd und Brusttuch heimgestohlen, und bereits zwei Stunden nach Mitternacht waren die Tempel unserer Herzen ausgeräumt. Die Vorstellungen von Gott und der Stellung des Menschen in der Natur, die uns der Religionsunterricht als Einmieter aufgeschwatzt hatte, waren mitsamt ihrer Bagage auf die Straße gesetzt, während wir selber uns voll Leidenschaft jenen verwegenen Bildern in die Arme warfen, die die Phantasie gleich Grogdämpfen aus einer neuen Idee aufschwellen ließ. „Weißt du noch? Die Sonne konnte über sommerschönem Lande lächeln: du sahst weder Blumen, noch Wolken, noch Quellen; die Feste des Lebens konnten vorüberziehen: sie erweckten keinen einzigen Traum in deinem jungen Blute, sogar die Heimat war dir fern; weißt du noch? Und weißt du noch, wie es sich gesammelt und geschlossen aus den vergilbten Blättern des Buches vor dir aufbaute, wie ein Kunstwerk auf sich selbst ruhend, und es war dein eigen in jeder Einzelheit und dein Geist lebte in dem Ganzen. Wenn die Säulen schlank emporstiegen, um in ihrer starken Rundung mit selbstbewußter Kraft zu tragen, so war dies kecke Steigen dein, das stolze Tragen kam von dir; und wenn das Gewölbe zu schweben schien, . . . so war er dein, dieser Traum vom gewichtlosen Schweben; denn die Sicherheit, mit der das Gewölbe sich senkte, — das warst ja du, der du den Fuß auf dein Eigentum stelltest."

So schöne Worte findet Jens Peter Jakobsen in seinem „Niels Lyhne" . . . Ja, so ist es gewesen!

Natürlich glaubten wir nach diesem Schmause, sehr aufgeklärte Köpfe zu sein.

In Wirklichkeit hatten wir von den Moleschotts und Karl Vogts doch nichts gelernt als das Schmähen.

Denn so waren die Moleschott, Büchner und Vogt, auch wenn sie zufällig anders hießen: sie wollten ihre Zeitgenossen teilnehmen lassen an einer Entdeckung. Aber hinter ihnen lagen 100 Millionen Gräber und auf diesen Gräbern hockten 100 Millionen Tote, die um Rache schrieen für den Betrug von Rom. Die Büchner zogen also los gegen Rom. Aber allmählich gingen einem eben doch die Augen darüber auf, daß sie den Ruf der Toten mißverstanden hatten und es ihnen nicht so sehr darauf ankam, den gefangenen Gott zu befreien, als ihn vollends totzuschlagen. Uns Junge brachte das auf. (Wenigstens einige von uns.) . . . Wir sahen in Gott ja doch unsereinen . . . Solange es ihnen darauf ankam, Hindernisse aus dem Wege zu räumen und uns neue Pfade zur Natur zu weisen, war ihr Programm uns ganz recht gewesen. Als sich nun aber im zweiten Teil herausstellte, daß auch philosophiert werden sollte und daß das Philosophieren ihnen sogar noch wichtiger war als das Forschen, das Prahlen wichtiger als das Sicherheitgeben, begann unsere Begeisterung rasch zu erkalten. Ja zuletzt verleideten uns diese Männer ganz gründlich. Es zeigte sich schließlich eben doch, daß sie nichts als Rechthaben konnten. Sie wußten nicht nur alles, sondern wußten auch alles besser: das war der Stil ihrer Bücher. Er war frei von aller Scham. Nirgendwo eine Verhaltenheit, eine Innerlichkeit. Er war grell wie eine Landstraße zwischen 1 und 2 Uhr an einem Hochsommertag. Und auf dieser Landstraße, die endlos war, schnaufte der Terror der „neuen Weltanschauung" spazieren, den Knüppel im Sack, und suchte nach Beute. Schloß man sich den Aufklärern bedingungslos an, so war alles gut. Ließ man aber merken, daß man ein Mensch sei, der — nachdem die Befreiung so hübsch gelungen — sich keinen neuen Dogmenkübel als Hut über den Kopf stülpen lassen wolle, sondern zu lernen und darnach sich selbst zu bestimmen wünsche, so wurde man niedergeballt . . . Es gibt eben in Kampfzeiten nur Montagues und Capulets.

Ordentlich erleichtert fühlten wir uns deswegen, als sich herausstellte, daß der wissenschaftliche Materialismus, der als philosophisches System so unangenehm barbarisch war, sehr wesentlichen Erscheinungen der Natur gegenüber als Erklärungsprinzip vollkommen versagte: dort nämlich, wo es ums Psychische ging. Es ist eben so, daß die Körper noch andere Eigenschaften haben, als Physiker und Chemiker sie finden. Es ist zum Beispiel die Reizbarkeit da; es sind die Empfindung und das Bewußtsein da. Das sind auch Naturtatsachen, die man beobachten kann; . . . sie füllen die Welt in uns selber. Aber einen Weg zu ihnen hatte die Wissenschaft bis dahin nicht. Das will heißen, daß es in der Sprache des Physikers oder des Chemikers nicht möglich war, zu sagen, was Empfindung sei. Denn die Sprache beider sind Formeln. Das Aus-

drucksmittel des Chemikers, mit dessen Hilfe er einen Tatsachenbericht abfaßt, ist die Atomformel; das Ausdrucksmittel des Physikers ist die mathematische Formel. Andere Mittel, um eine Naturerscheinung zu beschreiben, haben sie nicht.

Es erging deswegen an den Materialismus, (der seine ganze Berechtigung ja auf die Voraussetzung stützt, daß jedwede Naturbegebenheit ein physikalisches oder chemisches Phänomen sei,) die Aufforderung, in der Sprache des Physikers oder des Chemikers zu sagen, was etwa Bewußtsein sei. Denn der Wert oder Unwert aller wissenschaftlichen Systeme hängt (nach akademischer Auffassung) davon ab, „ob sie imstande sind, auf Grund der Eigenart ihres Gedankenganges den Weg zu Tatsachen zu finden", die den Angriffen aller anderen Arbeitsmethoden sich als unzugänglich erwiesen haben. Der Materialismus versprach zwar, die Aufgabe zu lösen, und in populären Schriften kann man noch heute lesen, daß Empfindung oder Bewußtsein das Ergebnis von Atombewegungen seien, aber bis zur Stunde ist das alles Geschwätz. Der Wechsel, den der Materialismus im Vertrauen auf die Zukunft in Umlauf gesetzt hat, ist nie eingelöst worden.

Die Büchner und Moleschott hatten also umsonst Terror getrieben. Sie standen, nachdem das Ende da war, plötzlich mit den Pfaffen im gleichen Rang. Diese hatten mit ihrem metaphysischen Weltprinzip nicht siegen können im Reich der Natur, jene hatten mit ihrem mathematischen Prinzip nicht siegen können im geistigen Erscheinungsbereich der Natur und im metaphysischen Weltbereich. Aber beide hatten den Sieg versprochen und in Voraussicht des Sieges geknebelt. Nun war mit einem Male nicht bloß die sachliche, sondern auch die moralische Niederlage perfekt.

Aber es gab nun doch einige Freie.

Von ihnen wurde die Aufklärungsarbeit der Moleschott fortgesetzt. Allein sie gingen als bereits Umgestimmte ans Werk.

Das merkte man daran, daß sie sich — zu einem Teil wenigstens — der rein beschreibenden Naturwissenschaft zuwandten. Alle Spekulationen ängstlich meidend, gingen sie darauf aus, die Resultate des Ringens um Erkenntnis, die von der fachwissenschaftlichen Forschung zutage gefördert wurden, in sauberer Form darzustellen. Sie wuschen das rohe Gold, wogen es aus und prägten auf die Vorderseite der Münzscheibe das Siegel des Entwicklungsgedankens. Die Rückseite des Dukatens blieb frei. So wurde das Wissen in den Verkehr gebracht.

Dieser Zustand gefiel den Apostelnaturen unter den Freidenkern nicht. Denn einige Chaldäer benutzten die freie Münzseite, um ein Ignoramus drauf einzugraben. Andere setzten sogar ein Ignorabimus hin. Ganz sonderbare Heilige wieder drückten den Kopf Jehovahs oder gar Bramaputras auf die leergebliebene Seite. Wo sollte das schließlich hinaus?

Da kam einer auf einen ganz glänzenden Einfall. Er schlug das Gold nicht mehr in doppelseitige Scheiben, sondern gab die Münze in Form von Kügelchen aus.

Dieser Mann hieß Ernst Haeckel.

Haeckel gehörte mit zu jenen Himmelsstürmern, die es nicht verwinden konnten, daß der Gott von Rom den Moleschotts zuletzt eben doch nicht erreichbar gewesen war. Um ihn nun doch zu fassen und endgültig hinzurichten, verfiel der Jenenser Zoologe auf den Kniff, ihn zu differenzieren: ihn zu zerlegen bis in die kleinsten Ursubstanzteilchen hinein.

Durch eine kühne Setzung wurde die Tat vollbracht: Haeckel schrieb den Atomen des Physikers Empfindung und Streben zu. Die elementarste Form der Geistigkeit wurde also schon den kleinsten Teilchen der Materie als primäre Eigenschaft mitgegeben. Dann wurden die Ursubstanzteilchen in den Entwicklungsgedanken hineingesetzt, und man ließ sie von der Entwicklung mitfortgerissen werden .... Woher die Entwicklungsbewegung kam, war zwar unbekannt. Aber sie war da. Sie war ein erlebter Begriff, kein konstruierter.

So kam Haeckel zu seiner Substanz. Mit ihr wurde fortan alles regiert, wie vordem mit der Materie. Aber es war nicht nur ein neuer Terminus da, — es war auch ein Ziel erreicht: Gott war heruntergeholt auf die Erde.

Noch etwas wurde durch die Haeckelsche Setzung erreicht: die Möglichkeit, die Naturtatsachen in ihrer Gesamtheit in einer Sprache zu beschreiben, die jedermann verständlich war. Um es noch einmal zu sagen: der klassische Materialismus hatte die Allnatur, d. h. die physikalische, die biologische und die geistige Erscheinungswelt (von denen die letztgenannte nur dem Selbsterlebnis zugänglich ist) beschreiben wollen in der Sprache des Physikers. Der romantische Materialismus Haeckels schlug den umgekehrten Weg ein. Er beschrieb die Welt außer uns — Physik und Biologie — in der Sprache des erlebenden Menschen. Mit einem Schlage war dadurch die Kontinuität zwischen den drei Naturreichen: Physik, Biologie und Psychologie, deren Vermählung der klassische Materialismus vergebens angestrebt hatte, (im Bilde) hergestellt. Es brauchte nun bei der Abfassung eines Tatsachenberichtes über irgendeinen Naturvorgang nicht mehr mit konstruierten Ausdrücken operiert zu werden, sondern man konnte Begriffe gebrauchen, die jedermann kannte: Vererbung, Empfindung, Verwandtschaft, Gedächtnis, Variation, Entwicklung, Eltern. Alles das waren Dinge, Vorgänge, Zustände, die jedermann sah.

Wundervieł war damit gewonnen; das Unzugänglichste war uns so nahegebracht, daß es wirklich zum Ereignis wurde für uns. Denn wenn die Empfindung eine primäre Eigenschaft der Materie war, hatte es für eine lebhafte Phantasie ja gar keine Schwierigkeit, sich vorzustellen, daß eines Tages unter günstigen Bedingungen aus der Atomseele die Seele der Amoebe sich heraus-

entwickelt hatte. Das Geistige war ja schon früher gewesen als das Leben, und wie dieses nur eine besondere Entwicklungsform des Unorganischen war, so war auch die Seele des Lebendigen nur eine besondere Entwicklungsform der Seele des Unorganischen. Der Mensch war infolgedessen auf einmal über Äonen hinweg verbunden mit dem Stein, dem Wasser, mit der Luft, dem Feuer, der Erde; er konnte sich vorstellen, wie er ohne Eingriffe einer außersinnlichen Gewalt aus der Ursubstanz herausgewachsen war. Und wie mit der Erde, so war er nun auch verbunden mit Gott.

In dieser Form hat der Materialismus ganz mächtig gewirkt. Gewaltige Seelenmassen wurden durch ihn der Kirche entzogen. Und der Wille zu weiterem Fortschritt war da. Das war der große Segen von Haeckels Wirken: er hat Millionen von Menschen willig zum Fortschritt gemacht.

Aber er hat doch auch sehr verstimmt. Er versicherte zwar immer wieder, daß er mit seiner Substanzlehre durchaus auf dem Boden der Erfahrung stehe. In Wirklichkeit hat er aber so wenig wie die Moleschotts seine Gedanken über die Natur nach den tatsächlichen Verhältnissen eingerichtet. Oder ist etwa irgendwo in den Formeln des Physikers und des Chemikers ein Sitzgelegenheitchen für die Atomseele zu finden? Mit nichten. Ich stoße mit meinen Sinnen nur auf Farben, Töne, Wärme, Drucke, Zeiten, Bewegung, Raum (Mach).. Die Atomseele kann ich höchstens mit meiner Phantasie erleben, niemals mit meinen Sinnen.

Es war daher Haeckels Substitution nicht mehr Empirie, sondern Metaphysik. Weshalb der romantische Materialismus, sofern er sich als Erfahrungswissenschaft geriert, dieselbe Ablehnung verdient wie der klassische. Und er geriert sich wahrhaftig so, in den „Welträtseln" bald auf jeder Seite. Echt deutsch ist das. Was ist die Welt, frage ich. Aber statt hinzugehen und sie einzufangen, und wenn ich sie nicht haschen kann, mein Unvermögen einzugestehen, findet man sich, wie einmal Ostwald gesagt hat, zu einem Hock am Schreibtisch seiner Studierstube ein und konstruiert sie heraus aus den Tiefen seines Gemütes. „Das ist die Welt". Und wers nicht glaubt, wird ein Hottentotte geschumpfen . . . Auch das ist echt deutsch; echt barbarisch.

Immerhin hat Haeckel dafür gesorgt, daß der Mensch die verlorene Einheit mit der Natur im Gefühle wiedergewann. Wenn er uns auch zur linken Hand mit der Erde verband, so hat er uns doch wenigstens mit ihr verbunden.

Man könnte jetzt großartig tun und sprechen: es geschieht all diesen Männern: den Haeckel, Moleschott, Vogt usw. nur recht, wenn sie zuletzt doch als Besiegte das Schlachtfeld verlassen müssen; denn sie haben alle einen schweren Fehler gemacht: sie hätten nicht philosophieren sollen. Das ist nicht des Naturforschers Amt, vor allem nicht das Amt des populären Naturschriftstellers.

Sie hätten nicht sollen. Gewiß! Aber ich sehe da mehr als einen technischen

Fehler. Ich sehe einen tragischen Fall. Das Verhängnis des Kulturmissionars, der nicht in der Schule wirken darf, sondern Aufklärungsarbeit leisten muß an einem in der Schule verbildeten Volke . . . den Mann, der selbst einst in der Schule verbildet worden ist und darum eine Aufgabe, die ihm gestellt wird, mit untauglichen Mitteln zu lösen sucht . . . die ganze naturwissenschaftliche Populärliteratur der letzten fünfzig Jahre, der Gegenwart und (ich fürchte) auch der nächsten Zukunft in ihrem ganzen Heldenelend sehe ich vor mir stehen.

Habe ich nicht weiter vorn gesagt, man dürfe von einem Kinde nicht als erstes verlangen, daß es sich Gedanken mache über eine Sache, die es nicht hören, riechen, schmecken und tasten kann, sondern daß es Augen und Ohren mache? Daß es erfühle, ertaste, erschnuppere und seine Wahrnehmungen verbinde zu einem Bilde? Dann hingehe zu dem Bilde und frage, was es ihm sagen kann? . . . . Über die Antwort, die es erhält, mag es dann nachdenken. Von jeder Idee, die ihm dabei aufgeht, wird man sagen können, daß sie der Erfahrung angepaßt sei; sie ist herausgewachsen aus Erlebtem und daher unbedingt gut, für den Betreffenden auch unbedingt zutreffend. (Denn nachdenken heißt ja doch: einen Eindruck hineinwerfen in den Tiegelinhalt seines Geistes und ihn zwingen, das Leben, das er bisher geführt hat, aufzugeben: zusammenzubrechen und sich mit Altem zu legieren zu Neuem. Es kommt dabei vielleicht heraus, daß das Alte eine Nüance erhält, die ihm fehlte, . . . einen Farbenreiz mehr, ein Linchen mehr, so daß aus einem Haarstrich ein Grundstrich wird, oder so; . . . es kommt jedenfalls etwas heraus.)

Von den Moleschott, Vogt, Haeckel, Bölsche und von allen, zu denen ich hier spreche, ist aber als erstes verlangt worden, daß wir nachdachten über eine Antwort, die man uns gab. Wir hatten doch die Idee von Gott, der Erbsünde, dem Teufel, der Hölle, der Verfluchtheit des Daseins und der Unsittlichkeit der sinnlichen Erscheinungswelt nicht gefunden? Nein. Das war Nürnberger Trichter. Aber wir mußten diese Idee ausbauen nach allen Seiten, und zuletzt hatten wir das Diesseits und das Jenseits, das Sichtbare und das Unsichtbare, das Erfahrbare und das Dunkle, die Natur, das Leben und alle ihre Probleme aus einem einzigen Prinzip zu regieren gelernt. . . . Aus einem Prinzipe.

Schön war das gewesen! Fein war es gewesen, sich auszumalen, daß die Mannigfaltigkeit und das Zerfahrene in Gott als in einem Zentralpunkte zur Einheit zusammengefaßt sei. Die Überzeugung, daß wir mehr seien als die Tiere, war befriedigt worden durch die Vorstellung, daß wir so etwas denken durften . . . Nun fiel die Illusion vom Zentralfeuergott. Unsere Weltallregierungsformel zerschellte.

Aber weil die Menschen einmal das, was unseren Sinnen zugänglich ist, und das, was ihnen nicht zugänglich ist, aus einem Prinzipe herauszuentwickeln gelernt hatten, meinten sie jetzt, das müsse so sein. Sei schlechthin Notwendig-

keit. Sei Ururbedürfnis der Menschenseele. Sahen nicht, daß hier ihre geistige Vergangenheit: der mit babylonischer, griechischer, christlicher Philosophie gefütterte Kulturtiger sich erhob, um ihnen einen Streich zu spielen. Fühlten nur eine schmerzhafte Nötigung.

Als daher die Moleschott in der Erfahrungswissenschaft das Prinzip der Materie fanden, stürzten sie sich drauf, wie der Trinker sich auf alles Alkoholische stürzt. Nahmen es nicht als ein Neues hin, sondern als Ersatz für die (transzendentale) Gottesidee und verfuhren damit, wie sie als Kinder mit jener verfahren waren: suchten aus einem Prinzip heraus nicht nur die Erscheinungswelt außer ihnen und in ihnen zu erklären, sondern auch den Bestand jener Welt, die der Erfahrung überhaupt nicht zugänglich ist. Nun war der Wunsch, das Einheitsbedürfnis zu befriedigen, allerdings erfüllt. Aber nicht mit wissenschaftlichen und noch viel weniger mit menschlichen Mitteln, sondern mit christlichen. Denn statt ihre Gedanken der Wirklichkeit anzupassen, hatten sie die Wirklichkeit hineingezwängt in eine Idee, die von vornherein für die Tatsachen zu eng gewesen war.

Aber die Populärschriftsteller handelten gleichzeitig doch auch unter einem Druck, der von außen kam. Sie wollten doch Erfolg haben mit ihrer naturwissenschaftlichen Aufklärungsarbeit bei Menschen, die nicht nur eine christliche Naturanschauung, sondern auch eine christliche Weltanschauung hatten. Der Naturforscher kann aber nur eine Naturanschauung liefern. Wenn ich aber hingehe zu einem Mann aus dem Volke und ihm sage: tu dein Naturbild und dein Weltbild, die sie dir in der Schule aufgehängt haben, fort; sie sind Kitsch; ich will dir für beide zusammen ein Naturbild geben, das treuer ist, so meint der gute Mann, er kriege zu wenig für das, was er hergibt, und geht nicht mit. Er will zu seinem Naturbild eben auch ein Weltbild haben. Früher hatte ers auch gehabt. Sucht ihm der Naturforscher daraufhin klar zu machen, daß es Sache des einzelnen sei, über dem Naturbilde das Weltbild aufzubauen, so bekommt er ein bejammernswert hilfloses Gesicht zu sehen: „Ich muß den ganzen Tag schwer schuften, Herr. Da ist mein Kopf abends müde. Ich les' gerne ein gutes Buch. Ich mag gern noch lernen. Ich hab auch schon lange gemerkt: mit dem Himmel ist's faul. Aber ich hab kein rechtes Vertrauen zu meinen Zweifeln. Wo sollt ich's auch herhaben? Wir haben ja nie Vertrauen haben dürfen dazu. Und wenn ich's auch packte: ich könnt mir das Neue halt doch bloß mit alten Worten sagen. Aber das ist doch wohl das Richtige nicht. Ich war ein vollkommener Christ, lieber Herr, — ich möchte auch ein ebenso vollkommener Freigeist werden. . . . Wenn Sie also da oben aufräumen können, bin ich unten gerne dabei. Aber das da oben, muß ich schon sagen, geht mir vor. Denn da oben habe ich Kapitalien liegen."

Um den gemeinen Mann für das wissenschaftliche Naturbild empfänglich zu machen, muß infolgedessen der populäre Naturschriftsteller hinein in die Philo-

sophie. Das heißt aber nichts weniger, als daß er mehr geben muß, als er geben kann; mehr geben muß, als überhaupt ein Mensch einem anderen geben kann. Denn er muß das, was ihn vor einem Bilde ergriff: was sein allereigenstes, nur für ihn verbindliches Feinschmeckererlebnis war, transformieren in ein plebejisches Generalurteil und den Inhalt dieses Generalurteils mit Hilfe der formalen Logik „beweisen" als eine ganz gemeine Notwendigkeit, die unabhängig von jedem persönlichen Erleben besteht und daher zu allen Zeiten und an allen Orten für alle Großen im Geiste und für alle Gehirnkrüppel gleich gültig sei. Das war ja das Superkluge am Christentum gewesen, daß es dem stupidesten Wedda im Volke mit dem Gedanken schmeichelte, wie er vor Gottes Thron dereinst gleich neben Newton oder Goethe stehen werde. Das war die Befriedigung des Einheitsbedürfnisses fürs Diesseits gewesen. Jetzt muß der Naturforscher dem Wedda zeigen, daß es auch in seinem Reiche außer der Entwicklung und den anderen schönen Sachen, die man sehen kann, in Form irgend eines „absoluten Weltgesetzes" eine „Wahrheit" oder „Erkenntnis" gebe, deren Despotenarmen sich niemand zu entziehen vermag; dann unterwirft sich der Wedda, (nennt's aber stolz sich befreien lassen und der Prophete, dem er sich anhängt, nennts ebenso). ... So hat die Schule den Menschen verdorben! Statt ihm zu zeigen, daß er der Wirklichkeit bedürfe und darüber hinaus nur dessen, was seine an den Eindrücken der Wirklichkeit genährte Phantasie ihm schafft; statt ihn den Allerweltsweisen bemißtrauen und mit Andacht nur dem Dichter lauschen zu lehren; statt ihm zu sagen, daß es eines Geschöpfes unwürdig sei, das Weltbild mit einem fremden Gehirn aus dem Naturbilde herauszudenken, und ihn bereit zu machen, daß er sich selber setze als Projektionsapparat, hat sie den Menschen so zum Feigling heruntergehunzt, daß er nun schon geradezu eine Vertrauensfrage daraus macht, ob ihn einer in neue Knechtschaft führen will oder nicht!

Für unser ganzes Geistesleben liegt darin eine eminente Gefahr, die von zahlreichen Männern der Wissenschaft und von nicht wenigen Populärschriftstellern übersehen, von einigen sogar geradezu zur Vergrößerung ihres Ruhmes ausgebeutet wird. Denn bald vergessen sie, daß sie nicht zu einem geistig schon einigermaßen freien, innerlich unabhängigen Volke, sondern zu Menschen sprechen, die tief im Autoritätsglauben versunken sind, bald kriechen sie mit vielen Bücklingen förmlich an diesen Autoritätsglauben heran, um ihn, sobald er gelockert ist, in ungeniertester Weise auf ihre Mühlen überzuleiten. Ist der Betreffende ein Mann, der Eindruck zu machen versteht und sich kein Gewissen daraus macht, eine Hypothese mit einem Tatsachenberichte zu verwechseln, so hängen bald Hunderttausende blind ihm an. Aber die Ergebnisse der Wissenschaft sind ständig im Flusse. Es kommt eine Entdeckung, die alte Bilder über den Haufen wirft, ganze Denkrichtungen erschüttert, und am schlimmsten natürlich immer die Systeme der Welträtsellöser mitnimmt, weil sie auf Erschütterungen gar nicht

eingestellt sind. Den Autoritätsgläubigen, der so was erleben muß, bringt das aus dem Häuschen, und er ist nur allzuoft bereit, mit dem Vertrauen in seinen „großen Zauberer" zugleich auch die ganze Wissenschaft zu verwerfen. Es ist nun einmal so, daß ein Haus, in dem ein paar Fensterscheiben eingeschlagen worden sind, sein Mißfallen erregt. Deswegen ist der Wedda den Reaktionären ja durchgegangen und hat sich unter den verschiedenen naturwissenschaftlichen Schriftstellern demjenigen angeschlossen, der ihm statt einer Hütte mit Papierflickfenstern ein funkelnagelneues Herrschaftshaus in bequemer Stadtlage zu bieten vermochte. Nun sieht sich der Verwöhnte mit einem Mal angeschmiert. Macht also kehrt und versammelt sich wieder bei den Reaktionären. Endergebnis: ein empfindlicher Stimmenverlust aufs Konto der freiheitlichen Sache.

Bei der Intelligenz aber kostet das Philosophieren (in jeder Form), das des gemeinen Mannes Vertrauen zur Naturwissenschaft erst mobil macht, dem Schriftsteller den Kopf. Denn der intelligente Mensch duldet keine Eingriffe in die Hausrechte seines Geistes. Materialien will er haben: Realien. Als ihr Lieferant ist ihm der Naturforscher lieb. Aber den Naturforscher als Weltbildfabrikanten verbittet er sich. Er läßt sich ihn als Anreger gefallen. Denn es ist immer interessant zu wissen, was ein Bild einem klugen Menschen sagt. Aber zuletzt kommt es doch nur darauf an, was es einem selber sage. Wenn deswegen der Werber das Geschäft perfekt zu machen sucht und den Herrn des Hauses bittet, dem Monistenbund, dem Keplerbund oder der Gesellschaft der Lichtkügelchen beizutreten, so antwortet er, daß er kein Berserker sei. Und wenn der Werber versichert, daß es sich da ja nicht um eine Berserkervereinigung, sondern um eine Vereinigung von Fortschrittsmenschen handle, so erklärt ihm der Herr des Hauses, daß es doch eine seltsame Form des Freidenkertums sei, wenn man sowohl das Wirklichkeitsbild, das die Erfahrungswissenschaften liefern, als auch das Menschengehirn, das zeitweilig das Bedürfnis hat, dieses Wirklichkeitsbild ins Metaphysische hinauszuprojizieren, als konstante Größen betrachtet und das Ergebnis, das die Linearkonstruktion liefert, für alle Individuen der Homo sapiens-Spezies als verbindlich erklärt. Soviel er wisse, sei das Naturwissen von heute doch zum größten Teil das Ergebnis des Wissenwollens unserer Zeit, wandelbar, Annäherung, Impression, und das Weltbild keine logische, sondern eine physiologische Funktion des Naturbildes, erzeugt von einem lebendigen Gehirne, das jene Impression bei sich trägt. Die Gehirne seien aber verschieden .... Diese Idee möge man den Alten beibringen. Dann werden eines Tages die Alten vielleicht dafür sorgen, daß man sie auch den Kindern in der Schule schon vorlebt, indem man sie darnach behandelt. Was er wohl glaube, daß geschehen werde, wenn man den Kindern statt der Gottes- oder der Substanzidee, mit der sie die Natur, das Leben, die Welt und sich selber regieren sollen, den Gedanken gibt, daß jeder einzelne zur Seligkeit nicht

Jehovas, sondern seiner selber, nicht eines von anderen ertüfftelten Einheitsprinzips, sondern nur der Impression bedürfe, die er mit seiner Phantasie von Fall zu Fall erlebt vor jenem Naturbilde, das seine Sinne und die Erfahrung anderer ihm einfangen? Das Kind wird diese Idee mit der gleichen Leidenschaft ergreifen, mit der es die Gottesidee ergreift. Und es wird aus der Wirklichkeit heraus eine zweite Welt bauen, von der es weiß, daß sie ein Kunstwerk ist. Weil sie aber etwas Gekonntes ist, wird es ihm nie einfallen, zu verlangen, daß sein Weltbild auch einen anderen befriedige, und Terror treiben. Oder habt Ihr schon einmal gehört, daß der kleine Max den Moritz einen krummen Hund gescholten hat, weil der Moritz auf die Idee verfiel, den Vater mit einem Maul bis hinter die Ohren zu zeichnen, während bei Maxens Versuch eine Gestalt mit gewaltigen Plattfüßen herausgekommen war? Dem einen waren eben das Mundwerk und dem anderen die Plattfüße als das Wesentliche erschienen, und sie haben sich über ihre Bilder gegenseitig die Bäuche vollgelacht, im stillen wird aber doch jeder sein Werk für das bessere gehalten haben. Max und Moritz werden bei richtiger Anleitung es als Männer mit ihren Weltbildern ebenso halten. Es wird sie nie der Dünkel reiten, nur diejenigen als wache Vollmenschen neben sich gelten zu lassen, die ihre Weltanschauung bedingungslos teilen; sie werden vielmehr von jedem Menschen, der seine besondere Welt hat, vermuten, daß er ein Wacher sei, und ihm die Hand reichen zum Brudergruß.

Darum verjage man die Weltbildlieferanten aus der Schule! Sind sie dort verschwunden, so werden sie von selber auch verschwinden aus der naturwissenschaftlichen Populärliteratur, weil sie dann überhaupt überflüssig geworden sein werden. Und dann werden die Populärschriftsteller endlich tun können, was ihres Amtes ist: mehr gestalten. Wenn man heute ihre Bücher aufschlägt (auch die der besten), findet man Tatsachen meist nur insoweit angeführt, als sie geeignet sind, eine bestimmte Anschauung von der Natur zu illustrieren. Alle Tatsachen, die dieser Anschauung widersprechen, sind unterdrückt. Man müßte aber die Sachen sehen: so hingestellt, daß die Gedanken aus ihnen herausleuchten, — herauswachsen —: alle Gedanken, die in ihnen sind. Den Rest mag man dann dem Leser überlassen und nicht ängstlich besorgt sein, ob er die Gedanken, die darin sind, auch wirklich findet und wirklich versteht. Es ist vielleicht niederschmetternd für Eure Eigenliebe oder für Euren Kulturidealismus, wenn Ihr seht, daß er Euch mißversteht; aber es ist sehr viel mehr wert, daß jeder sich selber begreife.

Henriette Feuerbach / Briefe an ihre Schwägerin Sophie Heydenreich (1845—1856)

Unter den Briefen Henriette Feuerbachs, die mit Autorisierung der Familie an dieser Stelle zum Abdruck gelangen werden, sollen einige Schreiben an der Spitze stehen, die sie in frühen Jahren an ihre Schwägerin Sophie Heydenreich gerichtet hat, die Gattin ihres Bruders Wilhelm. Eine Neunzigerin, völlig frisch, viel verehrt, lebt Frau Dr. Heydenreich noch jetzt in Ansbach, und in der gleichen Stadt hat am 5. August 1892 Henriette Feuerbach, die seit dem Tode des Sohnes am 4. Januar 1880 dorthin übergesiedelt war, ihre Augen geschlossen. Auch zeitlich, als die ältesten erreichbaren Dokumente einer leider nur mit großen Unterbrechungen geführten Korrespondenz, beanspruchen diese Mitteilungen, zuerst gedruckt zu werden.

Bis auf die beiden letzten Stücke, die aus Heidelberg datiert sind, stammen die Briefe aus Freiburg. Sie sind also noch zu Lebzeiten von Henriette Feuerbachs Gatten, dem seit 1846 schwer leidenden Professor der Archäologie Anselm Feuerbach (er starb am 7. September 1851) geschrieben. Der Stiefsohn, der junge Anselm, weilte 1845 als Schüler der Akademie in Düsseldorf. Er verkehrte dort viel im Woringenschen Hause, an das er von dem Bruder des Hausherrn, einem Freiburger Universitätslehrer, empfohlen war, und auf dem Woringenschen Landgute Gerresheim verbrachte er die Herbst- und Weihnachtsferien 1845.

Nach dem Tode des Gatten zog Henriette Feuerbach mit ihrer Stieftochter Emilie nach Heidelberg. Damals begannen ihre mütterlich-freundschaftlichen Beziehungen zu Michael Bernays, worüber die im Jahrgang 1906 der „Neuen Rundschau" gedruckten Briefe zu vergleichen sind. Der hier im vorletzten Briefe erwähnte junge Hamburger, dessen Vorlesen gerühmt wird, ist Michael Bernays.

Hermann Uhde-Bernays

Liebste Sophie! 31. October [1845].

Es ist eine rechte Schande, daß ich heute erst an die Beantwortung Deines lieben Briefes gehe. Warum weiß ich selbst nicht, jedenfalls war es nicht Mangel an dankbaren Empfang des deinigen. Du schreibst so schön, mit einer so kräftig frischen Liebenswürdigkeit, daß jedermann Freude an Deinen Briefen haben muß. Wie viel mehr ich — deren ganzes Herz Du gewonnen hast. All Deine Nürnberger Paradetouren habe ich im Geiste mit und nach genossen. Es erquickt mich ordentlich, daß Ihr was aus Euch gemacht habt, denn dies ist auch das Einzige was gilt, und man lebt nur einmal; mir ist auch das Leben nicht nur Staub und Dreck, obschon ich wenig von ihm verlange. Die Annonce von Wilhelms Vortrag hat sich selbst in unsere Freiburger Zeitungen verirrt, wo ich

sie mit großer Selbstzufriedenheit verspeiste. Wenn man sich alles so von Mund zu Mund und Aug in Aug erzählen könnte, wie wäre das schön — eben zu schön! Drum müssen wir eben so zufrieden seyn und ich muß mich recht bei Dir bedanken, daß Du mich durch Deinen Brief alles hast mitleben lassen. Bei mir sah es indeß ein wenig anders aus, zuerst der Auszug, dann eine hübsche Ruhzeit, wo die Septemberrosen zum Fenster hereinwuchsen — dann Kälte — Regen — Ofensehnsuchten und Vorrätheſehnsuchten, die theils befriedigt, theils vergessen wurden. Die Schilderung Deines Winterschweins läßt mich ordentlich wehmüthig dem Quicksen und Grunzen zuhorchen, das alle Samstag unweit meines Fensters ertönt u s. w. u. s. w. Trotz allem Mangelhaften bin ich nun so gut es geht auch eingewintert und genieße die schönen Tage, die das Ende Octobers gebracht hat wenigstens theilweise noch im Gärtchen. Von meinem Goldkind haben wir herrliche Nachrichten. Der Düsseldorfer Hr. v. Woringen war 14 Tage hier und hat mich ganz gesättigt mit Erzählungen. Anselm ist der allgemeine Liebling, seine Fortschritte sind außerordentlich — Lessing hält sehr viel auf ihn, Schadow kann garnicht ohne ihn seyn. So hat er nun mit Beginn des Winters angefangen, gründlich zu malen. Abends zeichnet die Akademie bei Gasbeleuchtung Modell; dann muß er noch Anatomie, Perspective und Kunstgeschichte hören. Wenn es nur nicht zu viel wird. Alles sezt große Hoffnungen auf ihn. Hr. v. W. sagte, in ein paar Jahren würde er die Welt zu reden machen. Ein paar Goldstückchen hat er sich in diesem Herbst durch eine Zeichnung für einen Kupferstecher verdient, was ihm große Freude machte. Sonst soll er sehr brav und lieb seyn, aber sehr ernsthaft und gehalten, was ich mir garnicht an ihm denken kann. Sein liebes Gesicht hat er im Spiegel gezeichnet und mir geschickt, das guckt mich auch mit einem ernsten, scharf forschenden und sinnenden Blick an, den ich nur sehr selten an ihm sah. Gott erhalte ihn nur gesund, dann ist mir alles recht. Oft habe ich bittere Sehnsucht, weil er mein Sohn und Freund zugleich ist und mich wahrhaftig und aufrichtig liebt. In seinem letzten Brief schreibt er: „Wir sind eines Geistes und Gemüthes, ich bin Dir ewig verbunden, Dein Leben ist auch meines, und ein Unrecht zu begehen, bin ich nicht fähig, weil ich Dich immer vor Augen habe.“ Gott gebe allen, die er lieb hat, einen solchen Sohn.

Nach all dem muß ich Deiner musikalischen Seele auch noch Etwas ins Ohr rufen. Ich habe Liszt gehört! und ich rechne mir dies als ein Glück, nicht als einen Genuß. Du kennst mich genug von innen und außen, als daß Du nicht wissen mußt, daß mir die gewöhnliche Lisztbegeisterung der Damen, wie sie in Berlin oder sonst im Schwange war, ebenso fremd als widerwärtig ist, dennoch muß ich der Wahrheit die Ehre geben und zugestehen, daß man ohne etwas Verrücktheit kaum dabei weg kommt. Die Stimmen hier waren sehr getheilt, Herr v. Woringen, der die Kennerschaft repräsentirt, war als ein vielleicht par-

theiischer Freund von Mendelsohns Spiel gegen Liszt zum Voraus eingenommen und suchte durch mancherlei persönliche Spöttereien den Eindruck zu schwächen. Alle die, welche auf musikalische Gründlichkeit Anspruch machen, sind seinem Urtheil gefolgt mit oder gegen ihre Empfindung weiß ich nicht. Was mich betrifft, so gesteh' ich auch auf Gefahr hier meinen ächt musikalischen Sinn in Zweifel ziehen zu lassen, daß ich mich ganz und gar in dem Bann, den dieser musikalische Zauberer ausübt, gefangen habe. Es ist so Etwas ganz Eigenthümliches in diesem Spiel, daß man keine Worte dafür hat. Eine solche übermächtige Gewalt, solch ein zugleich liebliches und doch unheimliches Locken und Zittern, das Clavier hört auf, Clavier zu sein, alle Instrumente greifen in einander, und dazwischen klingen Naturlaute wie Blättersäuseln und Donnerrollen. Kurz, wer ihn nicht gehört hat, der weiß nicht, was ich sagen will. Seine Fertigkeit ist übermenschlich, und die Art, wie er diese ungeheuren Schwierigkeiten ausführt, läßt jede Mühe und Anstrengung vergessen. Ich hatt' einen guten Platz und konnte recht zusehen. Ganz unheimlich wurde mirs, es ist als wenn er wie durch dämonische oder magnetische Kraft die Töne heraufbeschwöre und die Hände nur planlos und nachlässig hin und her schlendre oder bewegungslos ruhen ließe. Zuweilen auch bei Kraftstellen fährt der ganze Mensch wieder in die Finger und zittert mit jedem Haar vor der Gewalt des eigenen Schaffens. Kurz, ich sage Dir, es ist garnicht umsonst, daß man solch Aufhebens macht. — Es kann wirklich nicht mehr seines Gleichen geben. — Er ist kein Künstler im gewöhnlichen Sinn des Wortes, sondern eine Erscheinung, ein Phänomen. Feuerbach hatte denselben Eindruck, und nun will ich Dir die Stücke noch erzählen. 1) Ouvertüre von Tell. Ganz in der kühlen Erwartung eines modernen Effecttaschenspielerstücks sitze ich da — da beginnt so einfach das Violoncelle die Glöckchen, endlich das Gewitter, dann Horngeschmetter pp — da war alles Kunstraisonnement, was ich mir hochweise vorgesetzt hatte, verflogen, ich konnte kaum athmen, noch weniger kritisiren. Hierauf ein Andante aus Lucia Lammermoor — nicht gefallen. Abgerissenes, sentimental jämmerliches Zeug — dann Fantasie aus Don Juan. In Erinnerung geblieben „Gieb mir die Hand mein Leben" das Zerlinchensgeplauder wunderbar. — Endlich das Champagnerlied schäumend und sprudelnd wie der Champagner selbst. 3) Variationen von Beethoven (as dur Sonate) höchste Einfachheit, kein Vorschlag, kein Nötchen mehr — kein Dehnen und Ziehen der modernen Art, ohne allen Effect, nach neueren Motiven, nichts als die Composition in vollkommener Vollendung. Einiges hab ich in dieser Sonate anders gefühlt, und bleib auch noch dabei, dennoch läßt sich nichts schöneres denken. — Hierauf Masurka von Chopin. Endlich — Erlkönig von Schubert. Darüber läßt sich eigentlich garnichts sagen, weil man sich im Grauen der Geisterwelt selber fängt und sich fürchtet wie das arme Kind. — Hier sind die verschiedenen Stimmen wie gesprochen, zuletzt geschrien,

dazwischen die flüsternde Geisterstimme, und das Beben der Begleitung, bald im Sturmestoben, bald wie Blättergelispel! Der Schluß hat mich trotz der absoluten Vollendung des Vortrags, oder des Erschaffens, denn so macht es sich geltend, verkrüppelt, ich kann den Rezitativschwanz nicht leiden. — Zuletzt kam ein chromatischer Galopp, der dann alle mechanische Kunst und Kunststudie in einer gefälligen Piece vereinigt. Wer Liszt als einen gewöhnlichen Clavierspieler gelten läßt, irrt sich arg. Dieser Geist und dieses Feuer sind Genie im eigentlichsten Sinn des Worts. Auch das Materielle ist Genie, da bleibt nichts Gelerntes übrig. — Nun hast Du 3 Seiten über ein so oft und vielbesprochenes Thema. Ich wollte, ich hätte Dir unmittelbar darauf schreiben können, als der Eindruck noch frischer war, und sich mit einigem Heulen und Zähneklappern äußerte. Jezt ist schon gar viel Alltagswust wieder darüber gefallen und hat das Flämmlein ausgedrückt. Es heißt, Liszt käme im December wieder. Ich glaube es schwerlich, daß er noch einmal spielen wird, denn der Saal war nicht einmal gefüllt. Dafür soll er sich reichlich mit Spöttereien und Champagner amüsirt haben, Baumgärtner war seine sauvegarde, er hatte die Bestellung übernommen. Gute Nacht.

25. Mai [1848].

Du wirst mich für undankbar halten, daß ich Dir auf Deinen lieben freundlichen Brief, der mir so wohlgethan hat, noch nicht antwortete. Die Sache ist aber, daß ich gerne eine Entscheidung abwarten wollte und dann hätte ich euch auch nur ganz hudlich schreiben können, denn bei mir war es die Zeit so unruhig, daß man nicht zu sich selbst, geschweige zu Andern mit gesammelten Gedanken kommen konnte. Ich danke Euch mit so aufrichtigem warmem Herzen für Eure Liebe als Ihr uns entgegen gekommen seid. In solchen Zeiten fühlt man wieder recht, wem man eigentlich in der Seele zugehört und alle äußerlichen Bande fallen wie Lumpen ab. Für jetzt kommen wir nicht gleich, aber gegen den Herbst zu oder im Herbst hoffe wenigstens ich gewiß zu kommen, und auch die Meinigen auf kürzere Zeit. Unser Plan ist jezt so: Anselm ist krank und kann nicht lesen, so hält uns nichts hier. Unsere Wohnung ist gekündigt, meiner Köchin aufgesagt. Wir wollen zu Anselms Erholung auf einige Monate nach Baden-Baden, wo es sehr wohlfeil und ruhig ist, dann, wenn A. sich vielleicht wieder etwas beschäftigen kann, will A. für einige Zeit allein nach Heidelberg, währenddem könnte ich mit Emilie zu Euch. Unterdessen kommt der Winter und wir wollen sehen, wie die Verhältnisse sich gestalten. Mir ist es wie eine Unmöglichkeit, daß A. wird Vorlesung halten können, und am Ende wird es auch so kommen, daß Niemand welche hört — in einem Mansardenquartierchen hebe ich meine Meubles auf. So stehen bis jezt die Sachen, ob noch eine Veränderung in dem Plane eintritt oder nicht weiß der Himmel, denn

jeder Tag bringt etwas Neues und bei der Reizbarkeit und Angegriffenheit meines Mannes ist auch auf nichts zu rechnen. Deine Prophezeiung wird sicher eintreffen, sie hat die Einfachheit der Wirklichkeit und Wahrheit für sich — nun muß die unglückselge lezte Freiburger Geschichte wieder die Tour durch Deutschland machen, um der Reaction alle verlorenen Waffen wieder in die Hände zurückzugeben. Ob unsre Kinder die Früchte der jetzigen Zeit ärndten? ich wills hoffen, für uns Alten wird wohl nach einem mühseligen und erbärmlichen Morgen und Mittag ein kampfreicher Abend folgen. Wers glücklich durchmacht, dem mags vielleicht zu Gute kommen. Anselm glaubt nicht an eine junge Zeit, er glaubt an die lezte Krankheit des altersschwachen Europa. Doch er sieht alles nur von der schwarzen Seite. Doch genug. Ich will noch ein wenig erzählen von unsrer bunten Wirtschaft seit Ostern. Ueber die Katastrophe selbst ist eigentlich nicht viel zu sagen, sie ist in Zeitungen durch und durch gedroschen, einzelnes, was nur der Augenzeuge mitnimmt, läßt sich auch nachher noch repetiren. Wir sahen auch eigentlich nur die großartige Seite der Sache, nicht die ekelhafte. Von der Stadt waren wir 3 Tage abgeschlossen, nur durch die hinteren Fenster hörten wir drin heulen und schreien und Sturmläuten. Die Freischärler waren wie im Rausch. Am Ostersonntag morgens begannen die Feindseligkeiten an der Dreisambrücke vor unserm Haus. Die Arbeiter wollten aus der Stadt Hecker zu Hülfe, den sie ein paar Stunden entfernt glaubten. Die Hessen hatten auf der andern Seite die Brücke besetzt und ließen sie nicht durch — die Sensenmänner sahen scheußlich aus. Endlich zogen sie nach langem Parlamentiren zurück, indem sie Schildwachen an der Brücke ließen und verbarrikadirten die Stadt. Um 4 nachmittags sollte die Stadt von unserer Brücke aus beschossen werden, die Kanonen rasselten an, Infanterie, Kavallerie rückten nach, da schossen die zwei Brücken-Schildwachen der Freischaren, zwei junge Turnerbürschchen, ihre Flinten ab, und in dem Augenblick schrie alles: Hecker kommt — und stob auseinander. Aus dem Günthersthaler Wald sah man eine lange schwarze Kolonne herankommen, mit 4 Kanonen und einem berittenen Anführer an der Spitze. Das Militär wogte in einem Knäuel an der Brücke durcheinander, ein Augenblick genügte, um den Angriff von der Stadt gegen die Freischaren zu richten. Pelotonfeuer krachte, Kanonen donnerten, die Freischaren sausten bis zu unserm Haus. Das Alles geschah in der Hälfte der Zeit als ich es erzählen kann. Die hessische Infanterie warf sich in vollem Lauf und mit lautem Hurrahgeschrei gegen den Wald zu, die Freischaren verschwanden drin und zogen sich nach zwei verschiedenen Richtungen in die Höhe, badische Dragoner besezten die Eingänge und nun blitzte und krachte es aus meinem schönen grünsammtnen Wald heraus, ach — das war traurig! Todte und Verwundete wurden herausgetragen, auf der Brücke standen noch immer Kartätschen gegen die Stadt gerichtet, damit die drinnen nicht heraus konnten, sie tobten wie ge-

fangene wilde Thiere, und auf dem Münster stürmte es in einem fort. Das Gefecht dauerte bis 8 Uhr, dann wurde das Schießen seltener und schwieg endlich. Die Hessen kamen mit ziemlich gelichteten Reihen zurück. Einen Dragoner trugen sie vor unserm Haus vorbei, der war mit seinem Mantel zugedeckt, so steif und starr wie Eisen, sein Pferd ging traurig mit. Man war ganz dumm geworden von Schrecken und Ueberraschung, denn kein Mensch dachte an einen Angriff von außen, außer die Turner, die eine Verbindung unterhielten mit denen außen und an diesem Tag das Zusammentreffen mit den deutschen Arbeitern ausgemacht hatten, wozu die bewaffnete Volksversammlung das Signal war, Heckers und Struves Niederlagen gaben sie ihren Leuten als fingirt an.

Den andern Morgen war es trübes Wetter, ich öffnete die Läden um 6 Uhr, Alles leer, kein Soldat, keine Kanone, keine Schildwache. Der Wald so still und geheimnißvoll, Alles heimtückisch öde, nur der Staub wirbelte im Sturm auf der Straße. Um 9 Uhr hieß es, die Nassauer kommen mit der Eisenbahn — plötzlich drei Kanonenschläge vom Bahnhof, kleine Gewehrfeuer, Pelotonsalven, endlich regelmäßiger Kanonendonner — ich machte geschwind die Läden zu, da jagten im blanken Carriere die hessische reitende Artillerie auf unsere Brücke zu, ich kaum vom Fenster weg, rufe die Meinigen, da kracht es, die Kartätschen platzen. Wir gingen in den Keller, das Bombardement dauert 1½ Stunde, dann drang das Militär in breiten geschlossenen Reihen mit klingendem Spiel im Sturmschritt mit gefälltem Bajonett in die Stadt. Wer auf der Straße war, wurde gefangen oder niedergemacht, wer an den Fenstern sich zeigte, erschossen. Die Freischärler hatten vorher die Hessen in Furcht gejagt, sie warteten auf kochendes Pech und einen völligen Straßenkampf. Nachher kamen die Arrestationen, das war gräulich. Ich war nachmittags in der Stadt, sie glich einem Feldlager, 5—6000 Mann Hessen, Nassauer, Würtemberger, Badenser bivouakirten in den Straßen, die Häuser zerschossen, über blasse blutende Gebundene inmitten eines Trupps Soldaten mit geschwungenen Säbeln. Das dauerte vier Tage, aus den Kellern herauf, zu den Fenstern heraus wurden sie gezogen. Alle Häuser durchsucht. Dann kam die Einquartirung. Wir hatten zuerst 7 Mann Hessen, die waren aber sehr ordentlich und zulezt wirklich anhänglich, dann 4 — dann 3 und jezt noch 2 widerwärtige Würtemberger Tambours. Allein waren wir noch nicht seit Ostern. Mitten zu meinen 7 hinein kam Anselm, der indessen den Heidelberger „Putsch" mit durchgemacht hatte. 4 Tage darauf Karl Roux aus Heidelberg, sein Freund, 2 Tage darauf, eine Stunde nach Eintreffen Deines Briefes Ludwig; der nebst Roux 11 Tage hier war. Recht lieb und zutraulich. Leider war Feuerbach sehr angegriffen, die andern 3 aber waren sehr vergnügt mit einander und stiegen lustig in den Bergen herum. Zuerst ging Roux, dann Ludwig, gestern ist denn auch Anselm nach München abgereist. Wie öde und still es nun bei uns ist, kann ich noch kaum

recht fassen, und mein erstes Geschäft ist Euch zu schreiben. Nehmt mein bisheriges Stillschweigen auf Rechnung dieses bewegten Lebens. Ich hatte nicht Hände, Kopf und vor allem leider nicht Beutel genug, um alle die hungrigen Mägen zu versorgen. Unser Haus war wie eine Kaserne. Jezt ist Ruhe und sparen nöthig, deswegen wollen wir uns ganz klein zusammenziehen.

Liebe Sophie, [Freiburg] 15. Juli [1849].

Deine beiden Briefe sind mir kurz nach einander zugekommen, ein Zeichen, daß die Posten, wenn auch langsam, doch wieder sichrer zu gehen beginnen. Eure Liebe und Sorge hat uns sehr wohl gethan, tausend Dank dafür, doch braucht es darüber weder von Eurer noch unsrer Seite Worte. Wären wir noch in Heidelberg gewesen, so hätte ich natürlich nichts eiligeres zu thun gehabt als zu packen und wenn auch nicht als Einquartirung zu euch ins Haus doch nach Baiern überzusiedeln, bis der Sturm in seiner ersten Heftigkeit ausgetobt hat. So aber übernahm Feuerbach mit seinen Vorlesungen auch alle amtlichen Verpflichtungen, an abermaligen Urlaub ist nicht zu denken, und wir müssen nun aushalten was das Land und die Stadt zu tragen hat. Vor der Hand ist das nicht viel. Alles ist in der größten Ordnung und Ruhe, die Besatzung nur 2500 Mann stark, die Einquartierung sehr mäßig und voll Artigkeit und Manierlichkeit, die gemeinen Soldaten benehmen sich als gut erzogene gebildete junge Leute, wo sie nicht mit Uebelwollen empfangen werden, die Behörden mit größter Rücksicht und Schonung. Wer durch unsere Stadt reist, wird ein heiteres Bild des Friedens in ihr finden, wozu die prächtige Regimentsmusik einen großen Theil beiträgt, demungeachtet lastet insgeheim ein schwerer Druck auf den Gemüthern, dessen sich nur wenige erwehren können. Die allgemeine Frage, die sich jeder rathlos vorlegt, heißt: Was soll nun werden? Bis jetzt ist nicht eine einzige Verhaftung hier vorgenommen worden, ausgenommen die gefangenen Soldaten und Freischärler, die stündlich truppenweise, aber nicht gebunden und geknebelt wie voriges Jahr, sondern anständig mit kleiner Bedeckung eingebracht werden. Ganze Züge kommen auch freiwillig, sich zu unterwerfen. So milde aber kann es nicht bleiben, unser Kriegszustand wäre sonst eine partie de plaisir. Seit zwei Tagen hat das Kriegsgericht seine Arbeiten begonnen. Gott bewahre uns vor einer fruchtbaren Standrechtärndte, dazu taugen meine Nerven nicht. Dem Prinzen von Preußen scheint es auch so zu gehen, man sagt, er würde Baden nach Vollendung der kriegerischen Einnahme verlassen, um die Executionen und Contributionen nachher dem Wrangel zu überlassen. Zwei jung-Prinzlein sind auch mit hier, der eine ist verwundet und trägt den Arm in der Schlinge. Man findet die alt und jungen Hoheiten an jedem reizenden Fleckchen und Bänkchen. Der Prinz von Preußen ist ganz entzückt von der Schönheit unsrer Natur. Das Ländchen wird ihnen nicht übel

munden, denn daß wir vor der Hand wenigstens eine preußische Provinz sind, ist unverkennbar. Wie die Differenz mit der Schweiz sich gestalten wird, weiß man nicht, die Armee ist sehr kriegslustig — mit den Franzosen stehen die Preußen aufs Beste, die französische Regierung liefert alle verlangten Flüchtlinge aus.

Ihr seht also, daß man für den Moment aufathmen könnte, wenn man eben — nun ja, wenn man überhaupt könnte. Gesund sind wir so weit, Feuerbach merkwürdig besser und ich ohne besondere Klagen. Solche große Ereignisse geben einem auch neben allem Verletzenden einen moralischen Halt, der auch der Körperkraft aufhilft, während die gemeinen alltäglichen Widerlichkeiten jeden Widerstandsversuch im Keim erlahmen. Von den vergangenen Ereignissen seid ihr wohl durch die Zeitungen hinlänglich unterrichtet, doch interessirt euch vielleicht manches Persönliche, deshalb sollen noch einige nachträgliche Schilderungen folgen, die allerdings jezt in Umgebung der prachtvollen preußischen Husaren und Kürassieruniformen wie ein Traum verschwimmen. Der Kontrast ist eigentlich schrecklich, herzdurchschneidend. Denke Dir unsere herabgekommenen Soldaten stückweise uniformiert, selbst Bruchstücke aus allen Regimentern durcheinander geschüttelt, unsere Volkswehr aber in blauen Blusen, roth, schwarz gelbem Gürtel mit Gewehr und kurzem Säbel, die Anführer theatralisch abentheuerlich aufgestutzt, eine große rothe oder schwarze Feder auf dem Hut, eine roth-schwarz-goldne lange Echarpe über die Schulter, der eine mit einem Schleppsäbel, der andere mit dem Hirschfänger, der dritte mit einem Stutzen, die Fremdenlegion auch in Blousen, theilweise von schwarzem feinem Wachstuch mit Gewehr und Säbel in blutrother Schärpe Pistolen und Dolch, Bärte bis auf den Gürtel herab, Gesichter erzfarben gebrannt schön — gräßlich, der Typus aller Nationen durcheinander, Italiäner, Polen, Ungarn, Franzosen, ein Gemisch aller Sprachen. — Das Böningsche Corps sah am fürchterlichsten aus, ich gerieth einmal am Schwabenthor unter einen Trupp von 50—60. Wäre es nicht so interessant gewesen, das Blut hätte einem bei dem Anblick dieser Gestalten erstarren können. Ich mochte doch etwas blaß geworden sein, da sagte einer zu mir: N'ayez pas peur, ma petite dame, nous sommes vos sauveurs. 5 Amazonen waren auch hier, unter ihnen eine junge Tochter Robert Blums, sie waren in der gewöhnlichen Blousentracht, aufgeflochtene Zöpfe an der Seite unter dem Freischärlerhut. Ihre Compagniefahne war blutroth, darauf stand mit goldnen Buchstaben „Rache für Robert Blum". Eine andere Fahne der Fremdenlegion war ganz schwarz mit einem weißen Todtenkopf drauf.

Denkt euch nun ein planloses verzweiflungsvolles Gewühl von 8—9000 solcher Menschen in unserer kleinen Stadt, die Muthlosigkeit, die Energie der Verzweiflung, der äußerste Mangel bis zum abschreckendsten Elend, Wuth und Trotz, Kampf und Zwistigkeit neben den tiefsten Leiden, so habt ihr ein schwaches Bild unserer Zustände in den verhängnißvollen Tagen.

Wir selbst haben die lezten entscheidenden Momente nicht mitgemacht. An dem Tag, als man die provisorische Regierung hier erwartete, wurden die Professoren nebst den anderen Behörden angewiesen, diese bei Strafe von Verhaftung feierlich am Bahnhof zu empfangen. Natürlich wurden die meisten unsichtbar. In der Nacht waren mehrere Verhaftungen als Geiseln vorgenommen worden, worunter auch Schwörer. Ich wollte nicht fort, ohne nach ihm gesehen zu haben, errang mir nach einer Menge Schwierigkeiten den Eintritt unter dem Vorwand ärztlicher Consultation. — Er saß in einem finstern Loch auf einem Nachtstuhl, ein andrer, nebst Tisch und Bett war nicht da. Nach Besorgung einiger von ihm erhaltenen Aufträge im Interesse seiner Freilassung fuhren wir nachmittags um 3 Uhr nach Breisach. Das Uebrige wißt ihr. In Breisach sah ich Miroslawski, Mördes, Struve, Hänisch, die beiden leztern mit Frau, die alle heimlich oder öffentlich den Rhein passirten.

Das Trauerspiel ist bis auf die lezte Scene aus, die in Rastadt abgespielt wird. Die Festung ist cernirt und wird täglich beschlossen. Drinnen kämpfen sie dann unter sich die Nächte durch. Man hört im preußischen Lager ihr Schießen. Infanterie und Bürgerwehr wollen sich ergeben, Artillerie und Fremdenlegion nicht. Viele Studenten von hier sind in der Festung. Die Universität hat Schritte für sie gethan, aber ohne günstigen Erfolg. Sie müßten mit List oder Gewalt herauszukommen suchen, sagte der Pr. v. Pr. Drinnen könnte er sie nicht schützen, da Rastadt um jeden Preis genommen werden würde. Wenn es wahr ist, daß sie mehrere preußische Offiziere grausam ermordet haben, wie es heißt, wird wohl die ganze Besatzung über die Klinge springen. Welches unsägliche Elend hat diese unglückselige wahnsinnige Schilderhebung über das ganze Land und über so viele tausend Familien im Einzelnen gebracht und was für Menschen waren die Hebel dieser mächtigen Bewegung — geistige Bankerottiers, spitzbübische Advokaten. Lest die gräßliche Rechtfertigung Brentanos, dieses Mannes, der entweder dumm genug war, die Schlechtigkeit seiner früheren Freunde nicht zu erkennen, oder selbst schlecht genug, sie nichts desto weniger an die Spitze zu stellen — in ihr ist die ganze Geschichte unserer kläglichen Revolution enthalten.

Und nun seid tausendmal gegrüßt, Ihr Lieben. Seid ruhig über uns. So sehnsüchtig ich in die Ferne schaue und meinen Kopf ruhig bei euch niederlegen möchte, so muß man eben jetzt das Verhängniß ertragen. Eben lese ich den Brief durch und finde ihn so wirr und planlos wie unsere Revolution. Die Sache ist, daß man eben doch noch sehr angegriffen und traurig ist — ich möchte mich am liebsten einsperren und kein menschlich Gesicht sehen.

Inliegenden Brief bist du so gut zu besorgen. Vielleicht könnt ihr auch meinen durch irgend einen Boten spediren. Ich kann nicht viel schreiben. An Vetter Philipp freundliche Grüße, ich freue mich, daß ihr so angenehm zu-

sammen seid. Manchmal dacht ich auch dran, sein Regiment könnte hier einrücken und dann hätte ich ihn mir als liebe Einquartirung ausgebeten. So ist es freilich besser. Grüße auch die alten Schätzlersdamen und erzähle ihnen ein wenig, ich hab sie gar so gerne. Tausend Grüße der guten Mine, für sie ist der Brief mitgeschrieben, laß ihn ihr lesen. Alles wer sich meiner freundlich erinnert, den grüße von mir und bleibt nur getrost — ich will schon für uns sorgen. Eure Jette.

Liebe Sophie! Heidelberg 9. März [1856].

Dein lezter lieber Brief ist mir recht zur guten Stunde gekommen, und deshalb sollst Du auch baldigste Antwort haben und Wilhelm den herzlichsten Dank für die Recepte, die bereits nach O'au gewandert sind.

Dein Versehen mit dem Brief an Mine Köppel hat gar nichts zu sagen, es gereicht mir sogar zu einer gewissen Befriedigung, das andern Leuten auch so was Menschliches begegnen kann. Natürlich habe ich Dir die Briefe offen gesendet, damit Du sie lesen sollst. Ich habe wirklich unvernünftig viele zu schreiben, so daß ich oft ängstlich und gedrückt darüber werde — und doch sind's lauter gute Menschen und Freunde, und ich wüßte ohne gemüthliches Unrecht nicht wo abbrechen — deshalb ist es mir eine Erleichterung, wenn ich nicht in allen wenigstens immer wieder dasselbe berichten muß. In anliegendem an Elise wirst Du freilich wenig für dich finden, außer einer gründlichen Bethätigung meines verstockten Herzens in Beziehung auf erzwungen sein wollende oder sollende Freundschaftsverhältnisse.

Ueber Anselm bin ich erst seit 8 Tagen wieder völlig beruhigt. Es waren leider keine Schatten, die mich ängstigten, sondern ein 10 Wochen langes öfter zurückkehrendes Fieber, und nebenbei fortgesezte Intriguen in Karlsruh. Man könnte fast eine Komödie davon schreiben und würde im Brief zu weit führen. Der arme Junge wurde auf die niederträchtigste Weise verleumdet, mir wurden abscheuliche Briefe geschrieben, aber Gott sei Dank, seine Himmelfahrt hat Allen mit einem Schlag den Mund gestopft. Der Regent war der einzige, der sich nichts hat einreden lassen. „Ich müßte mich sehr täuschen", sagte er. Und als das Bild kam, soll er herzlich gelacht haben über die vergebliche Mühe der Herren. Als ich in Karlsruh war, sprach der Akademiedirektor Schirmer von Hofmaler werden und von einer Stelle an der Akademie. Ich denke und hoffe, Anselm soll noch eine Zeit lang seine Freiheit behalten, um erst etwas Tüchtiges zu leisten. Gott hat bisher über Erwarten geholfen, so kann man das Weitere in Ruhe erwarten, wenn er nur gesund bleibt. Wenn ich aber noch einen Sohn hätte und er wollte auch Künstler werden, so würde ich mich lieber, glaube ich, gleich ins Grab legen, als all die Kämpfe noch einmal durchmachen. Emilie ist diesen Frühling wohl, nur wünschte ich ihr gerne einen Beruf und eine Luft-

veränderung. Für Beides haben wir Schritte gethan, den Erfolg muß man erwarten.

Ich selbst habe in der lezten Zeit in einer wahren geistigen und leiblichen Krankenatmosphäre gelebt. Die Sorge um Anselm, im Hause eine Gichtkranke, eine Wöchnerin, eine böse Brust, eine Gesichtsschmerzkranke, 2 Masernkinder, außer Haus Johanna Kapp, eine Frl. Issel (Schwester der Frau Klara Pickford, die sich, nehmlich Frau Klara, gestern wieder verlobt hat und in drei Wochen heirathet) die alte Frau Thibaut und noch ein paar andere, die wollten alle besucht sein und theilweise selbst gepflegt. Das hat mich recht angegriffen und ist noch nicht vorbei. Ich leide seit ein paar Monaten auch wieder an Kopfweh, aber doch nicht so schlimm wie voriges Jahr.

Von sonstigen Erlebnissen habe ich wenig zu berichten. Musikalisches genieße ich nichts, als was ich mir selbst erweise. Morgen ist wieder eine Aufführung bei Gervinus, aber die Sache ist doch zu mangelhaft. Ich will aber aus schwesterlicher Liebe meinem Herzen einen Stoß geben und die Frau S... einladen. Sie mißfällt mir übrigens doch ziemlich. Vorigen Montag war eine musikalische Gesellschaft bei dem alten Minister Dusch. — Ich habe aber fast allein die Kosten tragen müssen. — Sonate a dur mit Violoncello — 1 Praeludium und Fuge — Variationen in e dur von Händel — c moll Phantasie von Mozart. Dazwischen wurde etwas gesungen. Ich bin unter meinen Lorbeern fast erstickt. Sie haben sich gestritten, ob ich mehr Clara Wieck oder Wilhelmine sei, und der große Gervinus hat mir versichert, jeder Ton sei klassisch — was will der Mensch weiter. Ich erzähle Dir dies, um Dich zu amüsiren, nicht um zu prahlen, das weißt Du wohl. Indessen habe ich aber wirklich große Fortschritte gemacht, wozu das ernste Studium der Bachschen Fugen das meiste beiträgt. Die Concerte hier waren diesen Winter gar nicht anzuhören, ausgenommen zwei Quartettunterhaltungen des berühmten Pariser Quartettvereins für die späteren Beethovenschen Quartette. Das war der Gipfel der Vollendung ein wahres Wunderwerk an Geist und Reinheit des Vortrags. Der einzige Kunstgenuß, den ich *hier* habe, besteht im Vorlesen hören und zwar ein sehr schönes und durchaus künstlerisch gebildetes Vorlesen. Ich habe Dir wohl schon davon geschrieben, da schon seit einem Jahr ein Freund Anselms, ein Hamburger, unermüdlich gefällig bei größtem Talente ist. Zuerst kam der ganze Shakespeare, dann die Hauptwerke von Goethe an die Reihe, diesen Winter die antiken Tragödien. Das hört nun mit Ostern auf, und von allen Bekannten, die um diese Zeit weggehen (Moleschott und noch zwei andere Familien) thut mir der eine Verlust wirklich leid. Ich habe dabei in den langen Winterabenden oft an Dich gedacht und Dich dazu gewünscht.

Nun aber hoffe ich mit Gewißheit, daß Du Dich diesen Sommer einmal auf 8 Tage losschälst. Mit welcher Leichtigkeit geht die Reise. Von hier aus

4 Stunden nach Stuttgart, 3 nach Frankfurt — es ist garnicht der Rede werth. Und ich würde nicht so darauf dringen, wenn es purer Egoismus wäre, aber ich bin doch fast versichert, daß Dir Heidelberg einen angenehmen Eindruck macht. Und nicht nur Heidelberg, sondern auch meine kleine grüne Klause und mein ganzes Leben hier, das sich in einer so gemüthlichen, feinen und nobeln Art gestaltet hat, wie Du es gerade recht würdigen und goutiren wirst, mit dem rechten Wechsel zwischen Anregung und stiller Zurückgezogenheit. Im Sommer freilich herrscht die Zurückgezogenheit vor — aber Du bist ja auch nicht an großartige Geselligkeit gewöhnt.

Und nun die freundlichsten Grüße Dir und Wilhelm und Eugen. D. J.

[1856] Sonntag. Eugens Confirmationsmorgen, eben läuten die Glocken 10 Uhr.

Liebe Sophie,

Dein gestern erhaltenes Briefchen hat mich tief erfreut und gerührt. Wie von ganzer Seele ich Alles, was Euch betrifft, mit Euch theile, weißt Du, und so bin ich Dir mit aller Wärme dankbar für Deinen Brief, der mir gestattet, die große Freude und stille Feier des heutigen Tages mitzuhalten. So bin ich auch jezt wirklich ganz im Geiste bei Euch und gehe mit in die Kirche halb froh, halb wehmüthig, wie das die Stimmung bei solchen Veranlassungen mit sich bringt und wünsche Euch und dem guten Eugen allen Segen, den ein gutes Herz und ein liebend Gemüth denen, die ihm auf der Welt am nächsten stehen, darzubringen hat. Es freut mich auch, daß die Sonne so schön scheint und der Himmel im schönsten Blau mitfeiert. Eugen soll die Tante Jette lieb behalten, ihr aber nie einen Ceremonienbrief schreiben. Du hättest ihn nicht zu entschuldigen gebraucht, liebe Sophie — darin bin ich frank und frei und ohne alles Vorurtheil. Ich weiß, was ich in meiner Jugend mit solchen Briefen geplagt worden bin. Wir machen einmal — Gott gebe nicht sehr spät — alles mündlich mit einander ab in aller Herzlichkeit und sans façon, wie's allen aufrichtigen Menschen gut thut.

Ueber Euren Hausbau bin ich betrübt, weil ich fürchte, daß er meinen Wunsch, Dich hier zu sehen, vernichten könnte. Wenn es aber doch eine Möglichkeit ist, so richte Dich mit schönem Wetter und zur Vollmondszeit im Mai oder Juni damit Du Heidelberg in all seinem Glanze genießest. Ich habe auch große Veränderungen in meiner Häuslichkeit vor — Agathe hat sich verheirathet, und da durch Anselms Selbständigkeit die allzu strenge Tagelöhnerarbeit meinerseits überflüssig geworden ist, so kehre ich jezt mit großer Wonne in meine einfache Häuslichkeit zurück, nehme nur ein Monatmädchen und lege mich jezt mehr aufs kleine Ersparen, da ich vom großen Erwerben befreit bin. Den Winter habe ich Abends der Augen wegen gesponnen. Das hat mir viele Freude gemacht — ganz feines Garn. Eure Jette.

***

Der Schulmeister von Gagern/ Eine Gerichtsverhandlung von Jakob Schaffner

(Schluß)

Er machte hier aus Gründen, die in der Folgerichtigkeit seines Charakters lagen, eine Gelegenheitspause. Er hoffte still auf eine kleine Erkennungsszene mit der teuren Menschlichkeit der Herren Geschworenen und des Herrn Staatsanwaltes. Aber der Vorsitzende hütete sich, etwa mit einem Einwand seinem guten Herzen entgegenzukommen, und die Geschworenen kriegten in der Eile gar nicht weis, daß sie eigentlich gepufft seien; sie langweilten sich, empfanden Dankbarkeit, wenn etwas aufgebracht wurde, und nahmen es nicht krumm, wenn es auf ihre Kosten ging. Außerdem waren sie humorhungrig und lachsüchtig wie Reichstagsabgeordnete, und fuhren mit ihrer Würde erst aus dem Sack, wenn es auf die Abstimmung losging. Und der Staatsanwalt wurde gebunden von einem leuchtenden Blick der Angeklagten Anna Lydia: „Nicht wahr, Herr Staatsanwalt, welch ein Mann! Sogar an Sie wagt er sich. Er geniert sich gar nicht und macht Sie spöttisch." Sie begeisterte sich innig darüber, wie er ihn spöttisch machte. Sie hätte dem Staatsanwalt einen richtigen Kuß geben mögen, daß er so nette Behandlung erfuhr. Die Willigkeit drückte sich auch auf das lockendste auf ihrem hübschen unwissenden Mund aus, und weil der Herr Staatsanwalt gesund war und Gott sei Dank normal empfand, war die Reflexbewegung in seiner Psyche eine Sache, die völlig befriedigte und mit der er überall Wohlwollen erwecken konnte. Anzusehen war ihm freilich außer einem gewissen wehmütigen Licht der Milde nichts davon; aber er nahm sich vor, was die Angeklagte Anna Lydia Faberle betraf, auf Freisprechung zu plädieren.

Von der Angeklagten Martina Faberle ist zu sagen, daß sie weinte. Aus den Worten des bunten Lästerers hatte ihr Wissen von sich selber irgend ein Trost und der Blick des Mitwissenden erreicht, der die Einsamkeit bevölkert. Noch ging ihr Atem im beklommenen Tempo der Untersuchungshaft. Heute vor dem Gang in den Gerichtssaal hatte sie nach zweimonatlicher Trennung ihren Mann zum ersten Male wieder gesehen. Das bewies weiter nichts, aber es hätte jedes schwächere Herz umgeworfen und zu Geständnissen willig gemacht. Frau Martina nahm die Mildigkeit davon und hinderte es nicht, daß ihr schmerzlicher Fels sich in eine Wolke der Trauer auflöste; doch blieb sie damit auf ihrem Platz, und ein Entgegenkommen hatte noch niemand von ihr zu erwarten. Der Schulmeister endlich hatte während der letzten Worte des Zeugen ein paarmal wuchtig mit seinem Kopf genickt. Es saß ihm etwas im Hals, das sich so anfühlte wie eine steckengebliebene Würgbirne, und er brauchte bloß noch seine greinende Frau anzusehen, so konnte er auch mit Heulen anfangen. Allein er hielt sich wacker in seinem Kittel und ließ für diesmal alles innerlich.

Der Zeuge Frühauf blickte nachdenklich auf die Züge des Parkettbodens. Er sah ein, daß er die Herren Geschworenen nicht nur nicht bewegt, sondern statt dessen ihrem Behagen gedient und außerdem Rührung entfesselt hatte. Er zweifelte stark am modernen Stil seiner Darstellung, wechselte unruhig das Standbein, und fuhr dann sehr mißtrauisch mit seiner Aussage fort, um sie folgendermaßen zu Ende zu bringen.

„Als Frau Faberle mir aus den Augen verschwunden war, trat bei ihrem lieben Mann etwas ein, das wahrscheinlich in einer Aktion jener blühenden Phantasie und rührenden Fernwirkung zwischen Ehegatten deutscher Nation bestand. Wenn einem Tudichum jenseits der Vogesen seine Ehefrau abhanden kommt, erfährt er es manchmal erst aus der Zeitung. Aber die ohnehin durch kein Mittel der Gewalt oder List unterdrückbare germanische Treue scheint in der witzigen Kondensation des Ehestandes direkt ein seelisches Organ herauszubilden, das mit unerhörter Zuverlässigkeit die Vermittlung des gefühlvollen Kundschafter- und Nachrichtendienstes: ‚Denkst du an mich? — Ich denke an dich!‘ besorgt. Ich glaube außerdem, daß Schulmeisterseheleute noch einen besonderen Befindungs-Wettertelegraphen einrichten, durch dessen Hilfe Anfragen, als: ‚Wie gehts dir?‘ auf die größte Entfernung mit: ‚Danke, ganz nett!‘ oder: ‚Ich kann eben nicht rühmen!‘ beantwortet werden. Umgekehrt kann geradezu telegraphiert werden: ‚Lieber Mann, Befinden sehr traurig. Sofort kommen. Bin genau unter dem geographischen Winkel von vierzig Grad nördlicher Breite und hundertzehn östlicher Länge!‘ Womit der Ehemann weiß, was er zu tun hat. Auf einmal nämlich schien Herr Faberle aus seinen Grübeleien zu erwachen. Er richtete sich gerade, und seine Haltung wurde voll Aufmerksamkeit. Dann drehte er sich um, ging halb zögernd, halb hastig zur Tür und verließ das Zimmer. Nach einer Zeitspanne, die eben genügen konnte, sich in einem kleinen Haus umzusehen, trat er aus der Haustür, durchschritt den Garten und legte just die Hand auf die Klinke der Gartenpforte, als über dem Wald rasch hintereinander drei Blitze aufzuckten. In ihrem Schein gewahrte er vermutlich seine liebe Frau auf der Landstraße. Liebe ist bekanntlich weitsichtig wie die alten Frauen. Außerdem, meine Herren Geschworenen und Herr Staatsanwalt, gebe ich Ihnen zu bedenken, ob es nicht möglich sei, daß die treuliche Angst und Sehnsucht eines deutschen Ehemannes, der seine liebe Frau sucht, zwei, drei Blitze über einem Wald zu entzünden vermag, da doch einmal die Elektrizität vorhanden ist? Nun dauerte es natürlich keine Minute, so sah ich auch von Herrn Faberle nichts mehr; er war den Weg seiner lieben Frau gegangen.

„Ich benutzte jetzt zunächst die Gelegenheit, mir eine Pfeife anzustecken. Sie begreifen, daß mir die Vorgänge zu denken gaben. Sie taten noch mehr: die seltsame Strenge ihrer Aufeinanderfolge erregte meine Nerven und sprach zu meinem Gefühl. Ich sah ein, daß das heimliche Leiden, an dem diese Ehe schon

seit einer ziemlichen Zeit krankte, nun zum offenen Ausbruch gekommen war, und machte mich darauf gefaßt, nachher eine Ruine zu besingen, oder mich solange über die Sauerkraut- und Reisbreidüfte der Versöhnungsfeste zu ärgern, bis das reinliche Feldopferfeuer der Zwietracht wieder langsam aufflackerte und neues Interesse brachte. Meine Herren, ich glaube an die Oberhoheit des Charakters. Sie urteilen hier keineswegs über Delikte, sondern über Charaktere. Ich kann Ihnen diese Feststellung nicht ersparen. Sie macht Ihnen vielleicht schlaflose Nächte.

„Auf dem Tisch in der Wohnstube meiner verehrten Nachbarsleute war ganz allein die Lampe stehen geblieben, ein landläufiges Gerät mit gußeisernem Fuß und weißer Porzellanglocke. Sie verbreitete ein rotes, gutmütiges Licht um sich, von dem auch der Garten etwas abbekam, soviel eben durch das Fenster zu bewirken war, und meine Wohnstube, deren Fenster ihr gerade gegenüberstanden; doch hatte es damit in einem eben überhauchten Dämmer sein Bewenden. Nach etwa zehn Minuten merkte ich, daß eine Unruhe in die Beleuchtung kam. Ich sah nach der Lampe hinüber; die stand ehrbar auf ihrem Tisch und hütete ihre kleine fette Flamme. Ich hob meine Augen, wahrscheinlich vom Reflex angezogen, in die Höhe des Daches; da züngelte in allen Variationen von Rot und Gelb das schöne offene Feuer unter den Ziegeln hervor, phosphoreszierte freudig über die dunkle Schwermut des Daches hin, lief in einzelnen Flammen geduckt den Sparren nach, glänzte in Kolonnen über die Ziegelreihen hinauf und floß weich und gesammelt nach der Dachkante ab, um gleich darauf, mit einer verblüffenden Verheißung und Hoffnung des Lichtes, aus einer allgemeinen Flammenandacht heraus dem alten Mißtrauen der Nacht den Erstling darzubringen. Dann war kein Halten mehr. Das ästhetische Vergnügen schlug um und wurde soziale Regung. Die sogenannten moralischen Triebfedern setzten die entsprechenden Räder in Gang, und in einer Minute befand ich mich auf der Dorfstraße und brüllte aus vollen Leibeskräften Feuer. Die Herren Eingeborenen werden mir auf Befragen das Zeugnis ausstellen, daß der akustische Erfolg meiner Anstrengung jedes Lob beanspruchen kann; leider gelang es mir nicht, auch bei ihnen die Empfindungen zu erwecken, die dem Löschen eines Schadenfeuers vorauszugehen haben. Es fragten mich im ganzen überhaupt nur zwei Personen nach dem Wo und Wie des Brandfalles, nämlich eine achtzigjährige Frau, die nichts mehr zu besorgen hatte, und ein junges Mädchen, das noch nichts vom Weltlauf wußte. Als ich in das Wirtshaus Zum Engel trat und die Herren Eingeborenen anschrie: ‚Auf, Bauern, es brennt im Dorf!‘ war es einen Augenblick in der Wirtsstube still und man sah einander mit verkniffenen Augen an. Dann sagte der Herr Gemeindeschreiber ruhig und vernehmlich: ‚Du spielst aus, Michelbauer‘. Was der Michelbauer auch tat; er gab die Kreuzsieben zum Anfang. Und wie ich mit meinem mora-

lischen Bewußtsein dringend werden wollte, riet mir ein Einsichtiger, das Maul zu halten, weil ich nichts davon verstehe. Meine Herren, ich glaube auch von dieser Erfahrung nicht, daß sie auffällig sei, gebe aber offen zu, daß ich wirklich nichts verstehe davon.

„Nachdem ich diesen Sachverhalt eingesehen hatte, wandte ich mich wieder nach Hause, um wenigstens zu meinem Eigenen zu sehen. Glücklicherweise wehte der Wind nach dem Dorfteich hinüber, so daß ich vom Feuer nichts zu fürchten hatte und in Wahrheit besser wegkam, als wenn die Herren Eingeborenen meinem Ruf gefolgt wären; denn nun wurde mein Zaun nicht niedergerannt, meine Gartenbeete wurden nicht mit denen des Nachbars zertreten, und am Morgen war in meinem Vermögen genau soviel Obst, wie am Abend vorher. Da dachte ich an die arme Kreatur im brennenden Haus. Ich drang in den Stall, verband der Kuh die Augen und trieb sie ins Freie. Ich jagte die Hühner vom Stadel herunter. Ich prügelte die Schweine aus dem Koben, und schließlich fiel mir auch das junge Fräulein ein, das vor einer Stunde so nett vor dem Gewitter hergeschwebt war. Ich fand sie in ihrem Kämmerchen zur ebenen Erde, wo sie gerade ihre diskreten Abendgeschäfte begonnen hatte.

„Hoher Gerichtshof, ich bin nach dem vorherigen Verbleib der wirklich hübschen jungen Dame Anna Lydia Faberle gefragt worden. Um Ihnen nach der Wahrheit zu antworten, so weiß ich nichts darüber. Ich habe Ihnen überhaupt bloß noch zwei Tatsachen aufzuführen und einige Gegenstände zur Begutachtung vorzulegen. Erstens: als ich während des Brandes einmal durch meinen Garten ging, fand ich im Gartenhäuschen einen Korb, sozusagen bis über die Ohren mit einer Sorte und Gesellschaft von Birnen gefüllt, die bei näherem Zusehen — das Feuer leuchtete mir dazu — auf einem meiner Bäume fehlte. Sehen Sie, Herr Präsident, das ist die Sorte." Er brachte eine vom Lagern eingeschrumpfte mittelgroße Frühbirne aus einer Rocktasche zum Vorschein und legte sie auf den Tisch des Vorsitzenden. „Die Sorte hat die Eigenschaft, nach stiller Vorbereitung plötzlich, sozusagen tückisch, reif zu werden, und dann am Ast schnell überzugehen; und ich habe die Ungeschicklichkeit, gewöhnlich den richtigen Zeitpunkt zu verpassen und meine Birnen zu verlieren. Aus der Kombination dieser Umstände hatte jemand einen äußerst menschenfreundlichen Schluß gezogen und das betreffende Geschäft unter dem Flügel und Schutz des Gewitters für mich besorgt. Ich weiß natürlich nicht, wer es war. Ich habe niemand gesehen. Ich habe niemand gehört. Aber ich benutze diese festliche Gelegenheit mit wirklichem Vergnügen, die unbekannte Hand in Gedanken feurig zu drücken und sie meiner begeisterten und unversöhnlichen Geneigtheit zu versichern. Was den Korb angeht, so gehört er dem Haus Faberle zu, wie am Zeichen zu erkennen ist; er steht in meinem Keller meiner verehrten Frau Nachbarin jederzeit zur Verfügung. Am Morgen fand ich noch unter dem gelichteten Baum zwei

Gegenstände, die ich ebenfalls dem hohen Gerichtshof vorlege" — er tat es —: „einen ächten Schildpattkamm und ein rosarotes Strumpfband. Vielleicht interessiert sich der Herr Staatsanwalt für die hübschen corpora delicti. Ich wollte wirklich, sie führten zur Ermittlung der Eigentümerin, die ich mir jung und sehr liebenswürdig vorstelle.

„Zweitens und endlich: als die Kreatur gerettet war, kehrte ich mit der Kuh am Halfter und mit Fräulein Faberle auf meinen Grund und Boden zurück. Die Kuh brummte, weil sie wegen den verbundenen Augen nichts sah, und Fräulein Faberle weinte. Die Kuh stellte ich in meinen leeren Stall; sie steht noch dort. Fräulein Faberle führte ich in mein Wohnzimmer, wo sie sich langsam beruhigte. Ich versprach ihr ein neues Kleid und bin bereit, das Versprechen einzulösen, sobald sie sich wieder in Freiheit befinden wird. Nebenher sah ich dem Fortgreifen des Feuers zu. Der Dachstuhl brannte nun lichterloh, und hinten hörte man irgendwo eine Wand hinunterstürzen; vielleicht war es der Stall, der zusammenfiel. Die Lampe im Wohnzimmer brannte freundlich und ahnungslos unter der entfesselten Feuerorgie weiter, bis die einbrechende Zimmerdecke sie zusammenschlug. Immerhin stellten sich Zuschauer ein. Nachher rückte sogar die Feuerwehr an und kam leider wieder zu spät. Die Spritze brauchte gar nicht in Funktion zu treten. Man beschränkte sich darauf, die Mauern vollends einzureißen, damit die Feuerversicherung glatte Arbeit bekam. Dazwischen gewahrte Fräulein Faberle ihre Verwandten unter den Zuschauern. Wir gingen hinaus und begrüßten sie. Sie sahen beide bleich und bestürzt darein und waren auffallend naß. Sie waren so naß, daß sie sich notwendig im Wasser müssen aufgehalten haben, denn der Gewitterregen war, wie ich schon bemerkte, in der Hauptsache vorbei, als sie nacheinander das Haus verließen. Ich versuchte mit ihnen zu sprechen, bekam aber keine Antwort. Ich sagte, um neun Uhr sei es ausgebrochen; das Vieh sei geborgen, die Kuh stehe bei mir im Stall; leider habe man den Täubchen nicht mehr helfen können, und derartiges mehr. Doch als einer der Herren Eingeborenen mit den Händen in den Hosensäcken gegen Herrn Faberle ankam und ihn mit den Ellenbogen anstieß: he, ob er die Pläne fürs neue Haus schon gemacht habe? da war das Feuer in seinem Haus sofort ein Spiel gegen den Brand, mit dem sein Zorn auffuhr. Er packte das lose Maul mit einem Griff an der Brust, in dem alle Rechtschaffenheit der Welt überzeugend zur Sprache kam und unter dem der Herr Eingeborene so prompt die Farbe wechselte, als sei ihm der Gipser mit dem breiten Kalkpinsel übers Gesicht gegangen. Meine Herren, ich billige das Verfahren nicht; es war unklug; aber ich werde mich bis ans Ende meiner Tage daran erfreuen und getrösten. Er zog sich das Mißfallen nahe vors Gesicht und starrte es aus dunkelglühenden Augen eine Weile stumm an. Dann sagte er, und seine Stimme rollte wie ein Eisenbahnzug: ‚An dem Tag, an dem du Assekuranzgeld in meiner Tasche klimpern hörst, kannst du zu mir sagen:

„Guten Tag, Spießgesell". Dich kenn' ich. Euch alle kenn' ich. Aber ich hab' euch bis jetzt bloß Choräle vorgespielt! Bloß Choräle! Und nachgespielt hab' ich euch gar nichts. Hütet euch vor Zwietracht!' Zur Vollständigkeit berichte ich noch, daß in diesem Moment Herrn Faberles Schweine auf dem Plan auftraten, angelockt von den Menschen oder von der Wärme. Als nun Herr Faberle mit ausgestrecktem Arm den abgefertigten Eingeborenen beiseite stellte, strauchelte dieser auf seinen gottverlassenen Füßen, fiel hin und vermengte sich mit Herrn Faberles Schweinen. Die aufgeregten Tiere erschraken darüber und erhoben ein Geschrei, und Frau Faberle rief sie mit gedämpfter Stimme an; da hoben sie die Köpfe und kamen herbeigelaufen. Nachdem ihnen Frau Faberle noch einige beruhigende Mitteilungen gemacht hatte, lagerten sie sich zu ihren Füßen, zwischen das Schulmeisterehepaar und den prophetischen Feuerschein.

Verehrte Herren, ich sehe deutlich ein, daß ich Sie am Zaum meiner Aussage nicht auf die grüne Wiese der offenen Erkenntnis geführt habe. Aber es läßt sich doch schon mancherlei ahnen, und das nachdenkliche Gemüt glaubt Beziehungen zu merken. Ich habe ausgesagt."

Der Zeuge Frühauf hatte tatsächlich ausgesagt. Er schwieg. Seine Stimme war sozusagen in ihr Futteral zurückgekehrt. Man hatte nichts mehr von ihm zu erwarten, wenn man ihn nicht wieder aufzog. Er schnaubte nur noch die Nase, dann stellte er sich bequem und begann in Ruhe den Staatsanwalt zu betrachten.

Dieser hatte seine Augen bei der Angeklagten Anna Lydia Faberle, denn da war wieder etwas losgegangen. Sie weinte. Sie schämte sich nebenher auch wieder, aber hauptsächlich weinte sie. Es reichte schon zur Anschauung eines kleinen Erdbebens, so schwankten die Blumen auf ihrem Hut. Oder einer leichten Sturmflut, wozu sie aus den Augen vorweg das Meer hinschwemmte. Aber es lebte dann nicht das winzigste Segel darauf, mit dem man sich trösten konnte; nur Melancholie des Weltuntergangs und das gewitterschieferblaue Vorlicht des jüngsten Tages. Sie fühlte sich außerordentlich verlassen und verraten. Müde und todessehnsüchtig hing ihr betrübtes Jungfernherz zwischen ihren Lungen. Es unterschied sich von einem nassen Taschentuchzipfel nur durch den Umstand, daß kein Monogramm darein gestickt war. Außerdem zuckte es noch ein wenig, aber gar nicht mehr heftig. Um nach der Ursache der üblen Zeit zu fragen, so war die mit dem Schreck durch alle Böden durchgebrochen und vorderhand nicht auffindbar; man konnte bloß feststellen — und der Staatsanwalt stellte fest —, daß sie auf den Glockenschlag mit der Geschichte des Zeugen Frühauf von den Birnen begonnen hatte und bei der Vorlegung des Strumpfbandes breit ausgebrochen war.

Das braune Nilpferdchen bat wieder ums Wort, freudig erregt und eilig wie ein Tertianer, dem die Gleichung eingefallen ist und der Angst hat, daß sie ihm

wieder umpurzeln könnte. Er stürzte sich von seinem Pult herunter mit seiner Frage wie mit ausgebreiteten Armen den Eheleuten Faberle an die Brust. Er umarmte sie mit der Jubelwonne des Herzenskündigers. Er schleuderte ihnen vollgeladene, ungemein behende Feuerblicke der Begeisterung ins Gesicht. Er war ganz aus Rand und Band über die famose Teufelsmäßigkeit seiner Klienten.

„Sagen Sie mal, Herr Faberle, Ihre Frau hat sich ja ins Wasser gestürzt und Sie haben sie gerettet. Darum waren Sie auch beide so mausenaß, als Sie vor Ihrem brennenden Haus standen. Warum sagen Sie uns das denn nicht? Sehen Sie nun? Und Sie haben dem jungen Menschen Geld gegeben, Ihr letztes Geld. Deshalb ging Ihre Frau ins Wasser. Das ist nun klar. Ihr übriges Geld vorher haben Sie auch alles weggeschenkt. Deshalb sagten Sie schon vorhin, Sie hätten keinen Charakter, und waren auseinander mit Ihrer Frau, die wollte, daß Sie das Geld für sich behalten sollten. Sie können das nicht länger verbergen. Herr Staatsanwalt, die Sachen sehen nun doch schon ganz anders aus, müssen Sie zugeben."

Der Staatsanwalt runzelte die Stirn wie vor einer Kinderunart, aber er erhielt dem Kind sein Wohlwollen. Er erwiderte resigniert und schmerzlich:

„Sie übersehen, Herr Doktor, daß mit diesen Tatsachen, selbst wenn sie erwiesen werden könnten, was sie noch gar nicht sind, die effektive Brandstiftung durch die Angeklagten nicht um einen Schein aus dem Betracht gerückt ist. Sie können sogar direkt zu einer noch höheren Belastung beitragen."

Er sagte „effektiv", wirklich „effektiv", aber das Nilpferdchen ließ sich nicht einschüchtern. Ja, er wurde nun völlig Feuer und Flamme und zog sich bei dieser ersten Verteidigung, die er zu führen bekommen hatte, einen Verweis des Präsidenten zu. Er sagte nämlich und sprang richtig von seinem Sitz auf vor Eifer:

„Hier kann doch wohl bloß ein Misanthrop noch von Belastung reden, Herr Staatsanwalt. Wenn Sie das Schicksalmäßige, ins Große gerichtete aller Affekte unserer Angeklagten an jenem Abend nicht bemerken, so muß ich Sie meinerseits lebhaft bedauern."

Als der Präsident dazwischen gegriffen und ihm die Entschuldigung nahe gelegt hatte, erheiterte er sich, wie wenn er das schönste Geschenk bekommen hätte. Ach wie war es hübsch auf der Welt! Sogar der Staatsanwalt, der doch beleidigt war, bekam wieder das streichelnde Gefühl in die Hand, als er aus dem schmollenden Kinderzorn der breiten Schnauze die reine Unschuld und Glückseligkeit der Jugend hervorblühen und in einer einzigen blanken Butterblume der Zutunlichkeit ihm entgegenlachen sah.

„Der Herr Präsident sagt, ich soll mich entschuldigen. Ich weiß nicht, ob Sie böse sind; ich nehme nie was übel. Natürlich wollte ich Sie nicht beleidigen. Es wird mir auch niemals einfallen, Sie im Ernst zu bedauern, sondern ich

erkläre ganz ausdrücklich, daß ich Sie für einen sehr netten wohlwollenden Herrn in den mittleren Jahren betrachte. Vielleicht werde ich Sie sogar geradeaus beneiden, wenn Sie nachher Ihr Plädoyer halten. Aber Sie werden mit mir einig sein, daß Fräulein Faberle, die jetzt so reizend weint, aus der Tinte sein kann, sobald sie das hübsche Strumpfband auf dem Tisch des Herrn Präsidenten als das ihre reklamiert. Haben Sie darüber nachgedacht, warum Sie plötzlich die Fassung darüber verloren hat?" Er neigte mißtrauisch den Kopf zur Seite. „Sie dürfen ihr vor meinen Augen einen Kuß geben, was mir doch sicher weh täte, wenn jemand anders als sie die Birnen des würdigen Herrn Frühauf gepflückt hat. Ich würde aber so was ein Alibi nennen."

Die Miene des Staatsanwalts verdunkelte sich. Freilich hatte er sich über den Fassungsverlust der Angeklagten verwundert, aber an die Birnen des Herrn Frühauf brauchte man dabei nicht zu denken. Er dachte auch jetzt noch nicht daran. Der Verteidiger war ein Schwärmer. Er fuhr in der Verhandlung herum wie die Ratte im Veilchenbeet und hatte noch wenig Ahnung von der tiefen Harmonie einer wohlüberlegten, guten, langfädigen Prozeßführung. Die Entgegnung des Staatsanwalts tönte immer noch nicht unfreundlich, aber doch reichlich ironisch.

„Was Sie ein Alibi nennen, wissen wir jetzt freilich, Herr Doktor. Es wird Ihnen auch noch klar werden, was ein ordentlicher Gerichtshof darunter versteht. Vielleicht darf ich Ihnen noch mitteilen, daß ich sehr gespannt bin auf Ihre Entwicklung zu einem ernsthaften und erfahrenen Rechtsanwalt."

Das braune Nilpferdchen leuchtete richtig auf vor Entzücken.

„Und ich auf Ihre Metamorphose zum Großvater, Herr Staatsanwalt. Sie geben gewiß einen ganz rührenden Silbergreis." Und dann wandte er sich an den Vorsitzenden: „Herr Präsident, ich bitte darum, daß Fräulein Faberle gefragt wird, ob das Strumpfband ihr gehört."

Der Vorsitzende zog wieder einmal die Brauen hoch. Man wußte jetzt doch nicht, ob der Verteidiger wirklich nur das Kind war, als das ihn der Staatsanwalt betrachtete. Er ersuchte die Herren für alle Fälle, sich fortan der Anzüglichkeiten zu enthalten und legte der Unschuld vom Lande die gewünschte Frage vor, die ganz nach seinem Sinn war.

„Angeklagte Anna Lydia Faberle, wollen Sie bitte dieses Strumpfband und den Kamm betrachten und uns mitteilen, ob Sie schon einmal im Besitz der Gegenstände gewesen sind."

Er nahm die Sachen vorsichtig zur Hand, und weil der Gerichtsdiener nicht gerade zu Befehl stand und die Angeklagte wie festgepicht auf ihrem Stuhl sitzen blieb, war das braune Nilpferdchen so freundlich.

„Das sind ja Niedlichkeiten, kleines Fräulein. Sie scheinen Geschmack zu haben. Aber Sie müssen uns freilich auch erzählen, wo sie her sind, wer sie Ihnen eventuell geschenkt hat und so. Hören Sie mal, wie sind Sie denn auf

den Baum hinaufgekommen? So mit Händen und Knien, wie ein ganz junger Mann? Per Klemmzug?"

Anna Lydia hörte auf zu weinen vor lauter Schreck. Per Klemmzug, sagte er? Nein, wahrhaftigen Gott nicht! Sie war doch siebzehn Jahre alt; wie durfte man sie da so etwas fragen? Sie ließ die Hände vom Gesicht sinken, hob die nassen Augen zur freundlich schimmernden Schnauze des Verteidigers, schüttelte den Kopf und entgegnete mit abgrundtiefem Vorwurf in der Stimme: „Nein, Herr Rechtsanwalt, ich bin auf unsere Doppelleiter gestiegen." Und setzte noch hinzu: „Ich habe sie darunter gestellt."

Die Geschworenen reckten die Hälse. Der Staatsanwalt zuckte ein bißchen zusammen und warf dem Zeugen Frühauf einen geschärften Blick zu. Der Vorsitzende räusperte sich deutlich, weil er die Privatausprache des Verteidigers nicht gewünscht hatte. Es war wirklich ein umgänglicher Kopf; fehlte ihm leider nur das Venerabile der Form. Aber ein paar gesalzene Ordnungsrufe machten den tollsten Vatersohn gerichtsfähig. Er klingelte dem Diener.

„Ich bitte den Herrn Rechtsanwalt, zu seinem Platz zurückzukehren", sagte er trockenen Tones. „Wenn Sie Fragen anzubringen haben, so wollen Sie den vorschriftsmäßigen Weg dazu betreten."

Diesmal erschrak das Nilpferdchen doch ein wenig. Es fuhr mit offenem Mund herum und vergaß sogar zu lachen. Freilich nicht lange. Es erinnerte sich, was man jetzt wußte und vorher nicht gewußt hatte, freute sich wieder, verbeugte sich fröhlich gegen den Präsidenten und begab sich gehorsam zu seinem Pult zurück, die Gegenstände der Angeklagten Anna Lydia in den Händen lassend zu ihrer großen Not und Verwirrung. Sie mochte augenblicklich vom Witz so verlassen sein als ein Mensch immer konnte, so mußte sie doch inne werden, daß der Rechtsanwalt sie auf seinen Leim gelockt hatte. Jetzt war aller Welt ihr Geheimnis offenbar. Der Verteidiger kannte es, der Staatsanwalt kannte es, der alte Herr, der in der Mitte saß, kannte es, die Herren Geschworenen kannten es, ihre Verwandten kannten es und Herr Frühauf, der einen immer so spöttisch machte und der doch so schön war, kannte es jetzt auch. Man hatte sie bloßgestellt. Man hatte sie wahrscheinlich für immer um ihre Ehre gebracht. Man konnte es in der Eile nicht so genau abwägen, aber es würde ja wohl so herauskommen, daß sie ins Wasser mußte, wenn sie frei kam. Und wenn sie nicht frei kam, so wurde sie ins Zuchthaus gesteckt, und dann mußte sie nachher erst recht ins Wasser, wenn man sie herausließ mit abgeschnittenen Haaren. Doch sie wollte lieber die Haare abgeschnitten bekommen, als um einen Korb voll Birnen das ganze Leben darauf angesehen werden. Nein, nein, sie mußte das Eigentum verleugnen. Als daher der Vorsitzende die Frage etwas ungeduldig wiederholte, fürchtete sie sich und bekannte sehr schnell, um nicht auch einen Ordnungsruf zu bekommen wie der Rechtsanwalt, daß das Strumpfband ihr gehöre. Alsdann merkte sie es,

entsetzte sich und stürzte hinter dem Strumpfband her mit der Erklärung, daß sie aber den Kamm nicht kenne. Sie schaute mit schwimmenden Augen zu den Geschworenen auf, ob sie es wohl glaubten. Es kam ihr vor, daß sie zwiefärbige Gesichter machten. Da bezog sie den vermeintlichen Unglauben auf das Strumpfband, nahm die Gelegenheit wahr und setzte noch hinzu, daß es ihr eigentlich auch fremd vorkomme. Schließlich sank sie glatt hinter einer Wand hinab, und man mußte sie vorläufig in Ruhe lassen.

Der Gerichtsdiener zeigte auf Befehl des Präsidenten die corpora delicti der Angeklagten Martina Faberle. Die sagte aus, sie habe ihrer Nichte einmal ähnliche Strumpfbänder geschenkt, es könne leicht sein, daß dieses davon restiere. Der Kamm sehe altmodisch aus; Anna Lydia habe einen solchen von ihrer Mutter, Frau Martinas Schwester, geerbt; leichtlich sei er es. Das Kind werde schon sagen, wo und wie, wenn man es nachher vernünftig frage. Sie sagte „vernünftig", doch man hielt sich nicht weiter auf dabei. Der Präsident befahl dem Gerichtsdiener, die Bauern hereinzulassen und bereitete sich vor, seinerseits nun die Tante zur Nichte zu fangen, und den Onkel dazu. Es schien ihm nun wirklich, als lasse sich dies und das ahnen, und er glaubte Beziehungen zu merken, sah aber noch gar nicht weit.

Die Bauern traten wieder auf. Sie stolperten schwebend in den Saal herein, weil sie nicht direkt auf der Erde gingen, sondern kinderfaustdicke Nägel zwischen ihren Füßen und der untenliegenden Wirklichkeit hatten. Sie stellten sich in der Saalmitte auf, wie sie der Herr Gerichtsdiener in der Stille zurechtpuffte. Sie waren nun sehr geduldig und folgsam und guckten ungewiß darein; sie hatten gemerkt, daß man hier behandelt wurde, und das imponierte ihnen. Sie rieben noch eine Weile die Ellenbogen aneinander, verbeugten sich durcheinander vor dem Richter, vor der Geschworenenbank, vor dem Staatsanwalt und vor dem braunen Nilpferdchen, reckten die Nasen nach den Angeklagten, und standen endlich still. Der Zeuge Frühauf hatte sich vor der trampelnden Herde seitwärts zum Pult des Verteidigers in Sicherheit gebracht. Der Gerichtsdiener stand wieder schlank und schwarz mit seinem weißen Kopf an der Tür und sah sehr befriedigt aus. Es roch bedächtig und nachdrücklich nach Schuhschmiere, Tabak und Weihrauch. Wie Reusenwasser floß unbehindert auf dem blanken Parkett das Tageslicht unter der von Schusters Kunst und Gnaden hochgestellten Gemeinde hindurch, und wer sich die Zeit nehmen wollte, konnte im Parkettspiegel zählen, wieviel Nägel ihr insgesamt in den Sohlen fehlten; von jeder Lücke wuchs ein Lichtzahn den Füßen des Nebenmanns zu, so daß alle Schuhe nach dem Staatsanwalt hin ausgefranzt erschienen. Vor der Bauchmitte sah die Gemeinde jedoch aus wie ein Räderwerk, weil dort alle Hüte in drehender Bewegung waren, und da nicht alle nach der gleichen Richtung gingen, so schien es, als treibe immer einer den andern.

Der Präsident verlas die Namen der Bauern. Er verlas sie ohne viel Ehrfurcht vor der Würde des Bürgermeisters dem Alter der Eigentümer nach, zuerst den dreiundsiebzigjährigen Rumbachhofbauern, und dann in der Reihe weiter, bis er beim Schreinergesellen Dieterle zu Ende kam, der hinter dem breiten Rücken des Schulzen hervor halb ängstlich, halb schneidig „hier" schnarrte, so daß ein Lächeln durch die Reihen der Geschworenen ging; aber man vergaß ihn sofort.

Der Richter dachte: „Laßt uns ihnen unerwartet kommen", und fing den Handel von hinten an.

„Angeklagter Faberle, welcher Bauer war es, den Sie am Abend des Brandes an der Brust schüttelten, und ist er hier?" fragte er zunächst an der Gemeinde vorbei.

Der Schulmeister stand auf.

„Herr Richter, ja, es war der Bauer Jakob Pfeiffer."

„Gut. Setzen Sie sich. Zeuge Jakob Pfeiffer, kommen Sie mal ein bißchen näher."

Der Zeuge Jakob Pfeiffer kam ein bißchen näher, aber der Herr Präsident wunderte sich.

„Nennen Sie das näherkommen? Sind Sie Soldat gewesen? Ja? Dann treten Sie drei Schritt vor die Front."

Der Zeuge Jakob Pfeiffer spürte die Furcht des Herrn und machte drei mittelmäßige Schritte vor die Front. Er ging wie auf Eis, und als er vorne stand, begann er ohne Aufenthalt zu schwitzen.

„Sie sind vom Angeklagten Faberle am Rockkragen gepackt und geschüttelt worden. Wollen Sie das bestreiten?"

Nein, er wollte es nicht bestreiten. Er wollte sogar klagen wegen Mißhandlung und Sachbeschädigung, weil ihm der Schulmeister die Jacke zerrissen hatte dabei. Aber der Advokat hatte gesagt, er solle damit warten, bis der Prozeß vorbei sei.

„Sie können direkt Zeugen beibringen für den Vorfall?"

Der Zeuge Jakob Pfeiffer wurde munter.

„Freilich kann ich das. Das halbe Dorf hat's gesehen."

„Das ist mir lieb. Besinnen Sie sich mal, haben Sie an den Kleidern des Angeklagten und seiner Frau irgend etwas besonderes bemerkt?"

„Natürlich hab ich das. Alle haben. Naß waren sie wie die Katzen. Weil sie sich im Regen herum getrieben haben mit ihrem schlechten Gewissen."

Der Richter fragte die anderen Zeugen und erhielt Bestätigungen. Dann wandte er sich wieder an den besonderen Jakob Pfeiffer.

„Sie sagten, die Angeklagten hätten ein schlechtes Gewissen gehabt. Wieso können Sie das behaupten?"

Der Bauer Pfeiffer wurde ganz Brustton.

„Ha, wieso ich das behaupten kann? Alle behaupten es. Wem doch ein Haus abbrennt, der hat ein schlechtes Gewissen."

„In Niedergagern? Oder überall?"

„Natürlich überall."

„Nun, mir ist schon ein Haus abgebrannt, und ich hatte kein schlechtes Gewissen."

„Ja, dann war's eben der Blitz."

„Nein, es geschah mitten im Winter."

„Dann war's eben ein Spitzbub."

„Ist der in Niedergagern kein Spitzbube, der sein Haus selber anzündet?"

Der Zeuge Jakob Pfeiffer machte ein schiefes Gesicht.

„Nein", sagte er zänkisch. Er wollte einen halbgeahnten Hieb parieren. Jedoch als er Füße scharren hörte hinter sich, verbesserte er sich, bekannte und sprach: „Doch, der ist ein Erzspitzbub. Aber auf dem Lande ist das anders". Nun brach ihm der Schweiß in Strömen aus der Stirn. Er angelte nach seiner Bratentasche und zog eine Elle rotes Baumwollzeug hervor. Dazu tat er einen unauffälligen Schritt rückwärts, konnte leider nicht dabei bleiben, sondern mußte auf den Befehl des Richters noch einmal drei Schritte vorwärts tun, und unter allem Geschehen lief das Verhör weiter mit seinen Fragen wie vom Teufel geschmiert. Schon hatte ihn der Richter bei seinem dummäuligen Nein gepackt. Herrgottsfieber, das hatte er sich leichter gedacht, so einem Schulmeister das Zeugnis zu besorgen.

„Ich hab Nein gesagt, weil dem Herrn Richter auch ein Haus abgebrannt ist", stotterte er, „und weil der wirklich ein Spitzbub ist, der sich selber anzündet. Bei uns hat noch keiner selber angezündet als der Schulmeister und sein Weib, wie der Herr Richter weiß."

„Sie irren sich ein bißchen, Zeuge Pfeiffer", erwiderte der Richter, sanftmütig, doch mit ausgefluchter Beharrung. „Ich weiß gar nichts, sondern Sie sollen uns jetzt klug machen. Sie haben ja sofort den Angeklagten Faberle gefragt, ob er die Pläne schon gezeichnet habe? Also wußten Sie von der Tat, bevor sie ausgeführt wurde, und sind vielleicht sogar ein Mittäter. Wir werden Sie in diesem Fall auf die Anklagebank setzen müssen. Woher stammt Ihre sichere Kenntnis von diesen Dingen?"

Der Zeuge Pfeiffer sah nun wirklich bald nichts mehr vor lauter Stirnschweiß, der ihm über die Augen lief. Er fuchtelte mit seinem roten Tuch um seinen Kopf wie ein Schiffbrüchiger, und so war ihm auch zumute. Herrgottsfieber, er hatte ja gar keine sichere Kenntnis.

„Ich weiß von nichts, Herr Richter, wahrhaftigen Gott. Wir haben es uns halt so gedacht."

Des Richters Augen leuchteten leise auf.

„Wer hat sich das so gedacht?"

„Ha, nehmen Sie's nicht übel. Ich und wir alle. Und seine Frau ist doch eine Evangelische."

Der alte Herr setzte fortwährend Lichter bei; jetzt gab es zu tun.

„Ich will Ihnen etwas sagen, Zeuge Pfeiffer und euch allen", erklärte er mit bemerkenswerter Höflichkeit: „Besinnt euch fleißig, was ihr wißt, als ob ihr euch auf euer Heil besännet. Ich werde euch nachher wieder fragen. Jetzt erzählt uns mal: warum seid ihr nicht sofort mit eurer Spritze ausgefahren, als der Brand laut wurde? Gemeindeschreiber, warum sagten Sie auf die Feuermeldung des Herrn Frühauf nur: ‚Du spielst an, Michelbauer', und blieben sitzen? Wissen Sie, daß Sie dieses sonderbare Verhalten in die Hände der Justiz liefern kann? Warum eilten die Männer der Gemeinde Gagern nicht gleich zu den Löschgeräten, Bürgermeister?"

Längst standen schon alle Hüte bewegungslos vor Bäuchen und Bruststücken; die Umdrehungen waren unversehends zum Stillstand gekommen. Nur das Vormittagslicht spielte noch ahnungslos unter der gleichsam unterwaschenen Gemeinde hin. Und es gab nun auf einmal eine ganze Anzahl sehr lange und sehr betretene Gesichter. Aber der Bürgermeister stellte seinen Mann, so nahe ihn die Not anging.

„Es hat schon achtmal gebrannt bei uns das Jahr", erwiderte er trotzig. „Das verleidet einem. Man kommt ja doch immer zu spät. Und wenn man recht kommt, so ist die Spritz nichts wert."

Der Richter interessierte sich offenbar für den Umstand; er schien ihm wichtig.

„Hören Sie, Bürgermeister, Sie halten uns hoffentlich nicht für dumm. Oder?"

Der Bürgermeister machte kleine Augen und zog die Fühler ein.

„Nein, dumm sind Sie sicher nicht."

„Wir sind sogar ziemlich gerieben, Bürgermeister. Wer hat den Schlüssel vom Spritzenhause in Verwahrung?"

„Ich", antwortete der Gefragte und stellte die Fühler wieder; auf diesem Weg konnte kein Wetter kommen.

„Sie haben auch dafür zu sorgen, daß die Spritze in Ordnung ist, nicht wahr?"

„Jawohl, Herr Richter, das ist mein Amt mit."

„Warum ist sie dann nichts wert, wenn es brennt?"

Diesen Reiter hörte der Bürgermeister schon von weitem.

„Weil man uns schlechte Schläuche geliefert hat."

„Warum schafften sie keine neuen Schläuche an, wenn es so oft brannte? Oder ließen die vorhandenen flicken?"

„Ich habe sie flicken lassen. Sie zerreißen immer nebendran. Und man denkt doch jedesmal: aber jetzt wirds halten. Mit Neuanschaffen ist man nirgends voreilig, wo eine rechte Wirtschaft geführt wird."

Das hatte er gut gesagt. Die Bauern nickten sich zu.

„Waren Sie auch mit in der Wirtsstube, als Herr Frühauf das Feuer meldete?"

Der Bürgermeister besann sich einen fliegenden Moment, was gescheiter sei, und sagte: nein, er habe sich zu Hause befunden. Die Bauern guckten vor sich hin. Der Richter merkte ein fliegendes Übereinkommen.

„Ist Ihnen das Feuer nicht gemeldet worden?"

„Um halb zehn wurde es mir gemeldet. In einer Viertelstunde waren wir auf dem Platz. Aber es gab nur noch Mauern einzureißen."

Der Richter zuckte leicht die Schultern.

In diesem Fall wäre der Bürgermeister unschuldig und die Assekuranz würde sich an den Gemeindeschreiber halten. Für den Schaden, der aus der Unterlassung entstand, müßte die gesamte Gemeinde einstehen. Wahrscheinlich hätte das Haus gerettet werden können, wenn man ihm rechtzeitig beigesprungen wäre. Darum handelt es sich jetzt nicht. Wir wollten ja beweisen, daß Herr Faberle sein Haus selber angesteckt hat, sowie die übrigen acht, die im Verlauf dieses Jahres abgebrannt sind. „Ist seither noch einmal ein Schadenfeuer im Dorf gewesen, Bürgermeister?"

„Nein", erwiderte der mit schöner Männlichkeit, denn er war jetzt heraus.

„Das war vorsichtig", pflichtete der Richter bei. „Übrigens habe ich heute in aller Frühe — Sie waren kaum von Niedergagern abgereist — Ihre Schläuche untersuchen lassen. Den telegraphischen Bericht trug ich ungelesen in meiner Mappe hierher. Ich kann ihn doch ohne Sorge öffnen? Wollen Sie bitte auch etwas näher treten. Es ermüdet mich, andauernd so laut zu reden. Etwa hierher in die Nähe des Zeugen Pfeiffer. Danke. Die übrigen Zeugen mögen sich in den Vorsaal begeben, bis ich wieder rufe. Weiberholt, Sie bleiben zu meiner Verfügung."

Der Richter neigte sich zu seiner Aktenmappe und suchte das betreffende Schriftstück hervor. Die Bauern drehten sich durcheinander auf ihren Absätzen um und setzten sich in Gang nach der Türe. Sie kamen sich alle gottlos dumm und hereingefallen vor ohne ihren Bürgermeister und Leitstier, der im Gerichtssaal bleiben mußte. Und es sah verflucht ganz so aus, als solle der nun gegen sie als Zeuge aussagen, und als sollten sie die ganze Suppe allein auszufressen bekommen. So mochte doch geradeaus der Hagel dreinschlagen. Wer wußte denn, ob sie nicht noch etwas ganz besonderes zur Sache vermelden würden? Niemand wußte es. Der Gemeindeschreiber konnte es ihnen vielleicht nachher sagen; es war ganz gut, daß der Gerichtsdiener drinnen bleiben sollte. Soweit

waren sie im gesamten mit ihrer Kalkulation, als sie an der Türe anlangten; nur der Gemeindeschreiber war weiter gekommen; er sagte halblaut, sorgenvoll, aber unmißverständlich:

„Wenn der andere etwa glaubt, daß er uns hineinlegen kann da drinnen, so steckt er nicht in den rechten Hosen."

Indem wandte der Schreinergeselle Dieterle aus irgend einer kindlichen Regung seinen muntern Kopf nach dem Angeklagten um und trat mit einer stracken, merkwürdig geübten Wendung vor einem nachdrängenden Bauern beiseite. Eben hatte das braune Nilpferdchen seine blanken Augen zwischen der scharrenden und stoßenden Herde und erhaschte nur eben den Vorgang mit einem Blick, da sprang er wie gezwickt von seinem Sitz auf, daß das Pult ins Wanken kam, und rief mit dem durchdringenden und sieghaften Ton der Kindertrompete und mit lebhaft winkendem Zeigefinger:

„Zeuge Dieterle! He, kleiner Dieterle, kommen Sie doch geschwind mal her; ich habe Sie ja noch gar nicht recht gesehen. Ja, Sie mein ich. Herrgott, Herr Präsident, wie gefällt mir der Mensch. Ich werde ihn mir zum Weihnachtsgeschenk ausbitten. Herr Präsident, ich esse Pulver und setze mich auf den geheizten Ofen, wenn das nicht das verflixte Kerlchen des Zeugen Frühauf ist. Was, Herr Frühauf? Sind Sie Turner, Zeuge Dieterle? Ja? Ja?"

Der Zeuge Dieterle errötete verschämt und beglückt über das offenbare Wohlgefallen, das er da so zwischen Tür und Angel erregte. Er kam in einem netten, gewiegten Tanz- und Reigenschritt dem Herrn Verteidiger näher und sagte mit der vorigen schüchtern schnarrenden Stimme und mit entzückendem Augenaufschlag:

„Jawohl, mein Herr, ich bin Turner. Frisch, froh, fromm, frei."

Dann nahm er milde die Hacken zusammen und wartete mit ernsten Lächeln auf die Erlaubnis zum Abtreten.

Er bekam sie aber nicht, sondern der Vorsitzende verlangte das schneidige Kerlchen auch zu sehen. Überhaupt, das ganze Gericht reckte den Hals, um nun einmal einen rechten fixen und hübschen Turner zu bewundern. Es wurde dem Schreinergesellen Dieterle ganz wonnig unter seinem blauen Vorhemdchen. Er schwor sich's mit den wunderbarsten Eiden zu, daß hier lauter vornehme, ideale Herren säßen, die Sinn für das Höhere hätten, und die gewiß einmal eine Ehrenmitgliedschaft für den vorgeschriebenen Betrag nicht ablehnen würden. Er schwebte nun auch, aber auf ganz andere und viel lieblichere Weise, als die Bauern auf ihren viertelpfündigen Traversiernägeln. Leider kam er plötzlich auf seine rückseitige Strammheit zu sitzen, und dazu noch in Dornen hinein. Wirklich, es gab ganz verfluchte Fragen auf der Welt. Der Vorsitzende stellte nun so eine.

„Zeuge Dieterle, sagen Sie uns, befanden Sie sich in den Abendstunden

vor dem Brand, zwischen acht und neun Uhr, in der Wohnung der Eheleute Faberle?"

Das war die Frage. Auf einmal stand der Zeuge Dieterle da, als wollte er zeigen und sagen: „Seht, so knickt man im Kreuz ein, ganz einfach; aber es ist höllisch unangenehm". Er sagte es freilich nicht, sondern guckte bleich und entgeistert aus großen dummen Konfirmandenaugen den Richter an. Er schien plötzlich um eine volle Handbreite kleiner, aus Gründen, die in der Wirbelsäule und in den Knien zu suchen und leicht zu finden waren. Er sah gar nicht mehr frisch, froh und frei aus, nicht einmal mehr fromm, sondern wie das landflüchtige böse Gewissen. Er bewegte dreimal krampfhaft den Unterkiefer, um zu antworten, dann gab er es auf und begann zu weinen, wodurch er sich mit der Frau Martina Faberle und dem Fräulein Anna Lydia gewissermaßen zu einem nassen Kleeblatt zusammenfand.

Aber das braune Nilpferdchen war völlig des Teufels. Es führte einen regelrechten Niggertanz aus hinter seinem Pult. Es strampelte mit Armen und Beinen. Die Haare standen ihm zu Berg vor unbändigem Vergnügen. Auf seiner breiten Schnauze blühte mit österlichem Glanz felderbreit die kluge menschenfreundliche Butterblume der Zutunlichkeit. Der Zeuge Dieterle hätte jetzt von ihm haben können, was sein Herz begehrte. Er bat wieder ums Wort. Er legte sich mit dem Bauch über sein Pult und tippte dem Zeugen Frühauf auf die Schulter.

„Heda, Herr Frühauf", trompetete er ihm entzückt in die Gehörgänge, „jetzt sagen Sie mal: ist er es oder ist er es nicht? Was? Das verflirte Kerlchen! Soll ihn doch der Teufel laufen, hehe! Wäre vielleicht unerkannt durchgekommen. So sagen Sie doch, zum Kuckuck!"

Der Zeuge Frühauf lächelte.

„Ja doch, Herr Doktor, sobald Sie mich dazu kommen lassen." Er wandte dem Kerlchen in der Saalmitte noch einen erwägenden Blick zu. „Es kann leicht der Fall sein," sagte er schließlich zweifelnd. „Wie ich mirs nun überlege, so habe ich nur noch die Bewegungscharakteristik seines Niederkniens im Gedächtnis. Daran würde ich ihn unfehlbar feststellen können."

Das Nilpferdchen schluchzte vor eifervoller Lust.

„Herr Präsident, ich beantrage, daß der Zeuge Dieterle niederkniet. Er kann das ganz gut vor Ihnen tun; es wird schon natürlich herauskommen."

Die Geschworenen lachten, daß der Saal klang. Aber der Richter ging ernsthaft daran vorbei.

„Angeklagter Faberle, Sie sehen, daß wieder eines Ihrer Familiengeheimnisse im Begriff ist, öffentlich zu werden. Wollen Sie uns nun den weiteren Verlauf erleichtern und die Entdeckung, die da vorerst noch sehr jämmerlich vor uns steht, zugeben? Wir wollen doch nicht unnütz heimlich tun, nicht wahr?

Ist der Zeuge Dieterle der junge Mann, den Herr Frühauf an jenem Abend in ihrem Wohnzimmer bemerkt hat?"

Der Schulmeister erhob sich mit dem Ansehen von Mühsamkeit von seinem Stuhl. Er sah äußerst bekümmert aus. Er blickte direkt verstört drein, so daß es jedermann auffiel. Er trat schmerzlich von einem Fuß auf den andern. Seine blauen Kinderaugen waren ohne Licht und ganz ohne den hohen Mut des guten Gewissens, der sonst darin leuchtete, auf den Ecce-homo an der Wand gerichtet, als ob sie von dort Hilfe erwarteten. Als die Eingebung ausblieb, sanken sie müde und traurig auf den Tisch des Richters hinab und hafteten auf dem Telegrammformular, das der Richter immer noch ungelesen in der Hand hielt.

„Herr Präsident," brachte er endlich stockend hervor: „Muß es denn sein?"

Die Frage tönte so, daß man nicht leicht mit ihr umspringen durfte. Allein der Richter hielt jetzt einen kleinen Gewaltakt für angebracht und sagte mit fester Stimme: jawohl, es müsse sein; dem Gericht liege daran, über die Geschehnisse endlich Klarheit zu haben.

Da gab der Schulmeister mit einem Seufzer zu, daß das Schreinerkerlchen und Turnerherz der abendliche Besucher gewesen sei.

Es war eine Sensation für Geschworene und Staatsanwalt, aber der alte Herr blieb wie Gott.

„Jetzt müssen Sie uns noch darüber unterrichten, worin das Geheimnis des Besuches bestand, Herr Lehrer," erklärte er erinnernd und einladend. „Sonst dürften wir doch auf sträfliche Beziehungen raten, allein schon berufshalber. Nun?"

Allein hier schnappte der Schulmeister wieder kurz ab.

„Das gehört nicht zur Sache, Herr Richter."

Der Richter senkte die Brauen; also so weit war man wieder. Dann wandte er sich dem Turnerherzen zu.

„Zeuge Dieterle, trocknen Sie mal ihre Tränen und hören Sie gut zu, wie es einem forschen Turner geziemt," sagte er mit einer Mischung von Ärger und Ironie in der Stimme, die den guten Knaben Dieterle sofort wiederherstellte. Er schnaubte sich noch schnell die Nase und fuhr sich mit dem Ärmel über die Augen, darauf war er leidlich bereit und sogar ein bißchen gespannt, was jetzt folgen werde.

„Sie sind also erkannt und festgestellt und werden auch kaum leugnen wollen, daß Sie es waren, nachdem Herr Faberle es zugegeben hat. Nun ist die Sache die, daß Herr Faberle ins Zuchthaus kommt, wenn er nicht nachweisen kann oder wir ihm nachweisen, daß er an jenem Abend Dinge getan hat, die auf ganz anderes zielten als auf Brandstiftung. Sie waren zuletzt bei ihm in der Wohnung. Sie hatten eine bis jetzt von Herrn Faberle streng geheimgehaltene Unterredung mit ihm. Wenn Sie uns nicht anders belehren können, so glauben wir

vielleicht, daß sie sich auf die Brandstiftung bezog oder auf Vorbereitungen dazu, von denen Sie ja nichts zu verstehen brauchten. Sie bemerken, ich drohe Ihnen nicht, dafür gefallen Sie mir zu gut. Ich sage nur, daß Herr Faberle ins Zuchthaus kommt, wenn man nicht den Schatten über diesen Geschichten wegnehmen kann, der ihn immer verdächtiger machen muß. Sie können sich uns ruhig anvertrauen, wenn Sie Geheimnisse haben. Es sind hier schon ganz andere Geheimnisse laut geworden."

Die Augen des Zeugen Dieterle füllten sich aufs neue mit Tränen. Also so machte man es ihm? Ja, da kam man freilich nicht mehr heraus. Der schönste Weitsprung half hier wahrscheinlich nicht mehr viel. Man war gefangen, einfach gefangen, und es hieß bekennen. Und weil es in seinem blühenden Haupt so stand, daß Bekenntnisse auf den Knien gemacht werden, so sank er aufschluchzend auf die Knie und hob die Hände über seinen Kopf. Die lächelnde Stunde wollte es jetzt so haben.

„Herr Gerichtshof!" brach das Turnerherz aus unter einem Wassersturz von Tränen: „Herr Gerichtshof, ich bin ein großer Sünder und ein ungetreuer Knecht. Ich bin ein verfluchter Kassenräuber. Ich bin ein verabscheuungswürdiger Defraudant. Herr Gerichtshof, ich bin reif und verloren: mene tekel upharsin! das ist verdeutschet: gewogen und zu leicht erfunden! Ich muß unter die Böcke gehen am jüngsten Tag, wo wird sein Heulen und Zähneklappern der Verdammten — er konnte es kaum hervorbringen vor seinem eigenen. — Aber der Herr Lehrer ist ein frommer Mann und wird stehen unter den Schafen zur Rechten. Herr Gerichtshof, der Herr Lehrer hat mir hundert Mark geliehen, weil ich mich in jugendlichem Leichtsinn frevlerisch an der Turnkasse vergriffen hatte. Ich bin nämlich Kassierer. Erst wollte er nicht. Aber dann tat er es. Sonst weiß ich nichts, Herr Gerichtshof. Schicken Sie mich jetzt ins Gefängnis, wo ich hingehöre. Nämlich in Untersuchungshaft. Ich habe geschlossen."

Er setzte sich auf seine Absätze zurück und fuhr mit der Hand in die Hosentasche, um vorher die Nase noch einmal zu schnauben. Er wischte sich auch die Augen mit dem Lümpchen und steckte das nasse blindhin wieder ein. Dann weinte er weiter mit herabhängenden Armen und sah der Reihe nach erbärmlich den Herrn Staatsanwalt an und den Herrn Präsidenten, darauf die Herren Geschworenen und zuletzt das braune Nilpferdchen, ob denn nun niemand komme und ihn abfasse. Als wirklich niemand kam, begann er sich langsam zu wundern, vergaß das Weinen, wischte sich noch ein paarmal mit dem Ärmel übers Gesicht, und erhob sich endlich versuchsweise von den Knien. Indessen hatte sich der Richter wieder an den Schulmeister gemacht.

„Also das ist des Pudels Kern", sagte er ein wenig von oben herab. „Warum wollten Sie uns das Wunder vorenthalten?"

Doch dauerte der Spott nicht lange vor dem gebietenden Gram im Gesicht des Schulmeisters.

„Es war mein Schüler," erwiderte er einfach. „Ich hatte ihn sechs Jahre in der Klasse."

Die Auskunft stand da wie die leibhaftige Barmherzigkeit. Der alte Herr erfüllte seinen Kopf mit Kälte.

„Und darum verieren Sie uns hier den ganzen Morgen? Wegen eines grünen Jungen? Sind Ihre andern Geheimnisse auch von dieser Güte?"

Der Lehrer hob ein wenig das Gesicht. In seinem Auge gingen Gestalten um.

„Ich hatte ihm versprochen, es niemand zu sagen, weil er es bereute."

Ach so. Nein, dagegen konnte man nicht an. Aber die Stimmung war jetzt reif für die Bauern. Der Richter sah verdrießlich in das Telegramm, blickte noch einmal auf und hieß den Schulmeister sitzen, und las endlich. Seine Stirn klärte sich einsichtsvoll auf. Seine Brauen wurden in Licht gesetzt wie Morgenwolken. Als er ausgelesen hatte, legte er das Papier auf den Tisch und ließ dem Bürgermeister die Sonne aufgehen.

„Bürgermeister, da haben wirs. Sie sind ein Schwindler oder eine Schlafmütze. Der Sachbefund erweist, daß Ihre Schläuche seit Jahr und Tag zerrissen sind. Geflickt ist nichts. Der Kessel ist verrostet und rinnt. Die Pumpen stecken. Das ganze Nest kann Ihnen überm Kopf abbrennen; wenn Sie nicht mit den Mäulern spritzen, so kriegen Sie keinen Tropfen Wasser ins Feuer. Und Sie fahren mit dem Ding großartig vor den Brandstätten auf und spielen der Welt Komödien vor. Bürgermeister, mir solls recht sein, wenn Sie sich noch herausziehen. Aber ich schwöre Ihnen zu, daß Sie heute mit dem Ärmel hart am Gefängnistor vorbeistreifen."

Der Bürgermeister hatte sich bisher ganz ordentlich unterhalten. Jetzt kam es ihm zu dick. Er fing an und ärgerte sich. Er fühlte sich beleidigt und an seiner Amtsehre gekränkt.

„Herr Präsident", sagte er grollend, „ich bin kein Schwindler und keine Schlafmütze. Den Auftrag zum Flicken habe ich erteilt; das kann ich beweisen. Das andere ist nicht meine Sache."

Das war eine Antwort, die immerhin Ansehen verbreitete. Zwar die Wirkung ging nicht tief, denn nun meldete sich der Gerichtsdiener und sagte, daß die Bauern draußen herein wollten, weil sie etwas auszusagen hätten. Der Richter hoffte auf Sukkurs und war es zufrieden, und die Bauern schoben sich wieder hintereinander in den Gerichtssaal. Zunächst mußte der Bürgermeister angeben, wem er den Auftrag erteilt habe. Er behauptete, dem Wächter. Der Wächter war da und trat vor. Er bestritt es nicht gerade, sagte, es könne sein, aber er habe es wahrscheinlich vergessen. Da war man wieder am Ende und der Bürgermeister schien auch von dieser Seite geborgen. Wenigstens durfte man nicht mehr von Schelmerei reden; und über die grobe Fahrlässigkeit mußten andere Instanzen verhandeln. Der Richter fragte noch, warum man dann trotz-

dem die Spritze vorgefahren habe, brachte in Erfahrung, daß man eben immer zu spät gekommen sei; die Feuer seien gewöhnlich unter Tags ausgebrochen, wann sich alles auf den Feldern befunden habe. Übrigens habe man wirklich geglaubt, die Spritze sei in Ordnung.

Auch das ließ sich zur Not hören, obgleich es nur wenig Erdreich deckte.

„Es ist möglich", sagte der Richter. „Aber um die Verantwortung für die jüngste Brandstätte kommt ihr doch nicht herum."

Allein darüber wollten die Bauern gerade aussagen. Es tat der Sache offenbar wohl, daß der Richter ihnen Gelegenheit gegeben hatte, sich miteinander auszusprechen. Und der Verhalt war der, daß der Bürgermeister in der Wirtsstube gewesen war, als Herr Frühauf das Feuer gemeldet hatte, und nicht zu Hause saß, wie er angab. Der Gemeindeschreiber sagte es aus, und die Bauern bezeugten es wie ein Mann. Sie waren nervös und hatten alle große Augen vor Entrüstung und Ärger, und die Hüte rotierten nun wieder durcheinander, daß den Richter ein leichtes Schwindelgefühl ankam von dem Gewimmel.

„Halten Sie bitte ihre Hüte ruhig", sagte er höflich und fuhr sich mit der Hand über die Stirn. Mein Gott, jetzt fing es an und wurde menschlich. Die Hüte standen still wie verflucht und sahen alle aus, als fürchteten sie sich. Der Schulmeister hatte solange mit leerem Gesicht der Schreiberaussage nachgehorcht. Nun schwankte er von seinem Sitz auf. Er hob die Hand mit der Mütze gegen den Richter oder gegen den Eccehomo, denn er hatte etwas zu sagen, etwas Gründliches, etwas Weltbewegendes, etwas, das galt für alle künftigen Jahrhunderte. Sein Gesicht zuckte und wetterleuchtete mit seinen verschiedenen Ausdrücken durcheinander, daß es beklemmend anzusehen war. Jammer und Zorn führten einen erbarmungswürdigen Tanz und Sturm aus mit seiner mächtigen Gestalt. Er tat den Mund auf und brüllte wie ein Schiff. Er heulte wie ein Hund. Er wimmerte wie ein Kind.

„Haben sie mir — mein Haus — verbrennen lassen, die — Schelme, so sollen — sie mir's auch wieder — aufbauen!" Und wiederholte mit einer auffallenden Bedeutung des Klanges: „sie sollen mir's — wieder aufbauen, mein Haus! Sie sind meine Assekuranz. Sie dachten, ich bin ein Bauer und habe eine Bauernschlauheit im Kopf. Aber ich bin ihr Schulmeister. Ich hab ihre Kinder beten gelehrt: Führe uns nicht in Versuchung! und: Wie wir unsern Schuldnern vergeben! Herr Richter, die Bauern verstehen mich."

Der Richter betrachtete die Bauern. Die hatten die Mäuler offen und hingen alle nach links vorne über. Sie blinzelten, so dröhnte des Schulmeisters Stimme ihnen noch in den Ohren. Nur der Bürgermeister stand gerade; doch er blickte in der plötzlich folgenden Stille, durch die nur das leise Weinen der Lehrersfrau floß, merkwürdig unbehaglich drein. Einmal hatten ihn die Bauern mit den Füßen in ihren Tümpel gestellt, und er hatte gar keine sehr dichten Schuhe. Dann

sah er deutlich, daß die Denunziation des Schulmeisters einen Kälberstreich darstellte, und begriff auf einmal nicht mehr, wie man dazu gekommen war. Er wußte, er hatte die Hände nicht im Werk gehabt; freilich war auch kein Wort von ihm ausgegangen, das dem üblen Spiel wehren konnte. Es kam ihm unsinnig vor, daß nun die ganze Gemeinde für den Fehler mit Geld und Ansehen einspringen sollte, und er suchte in seinem politischen Kopf nach einem Ausweg. Der Richter kam ihm von der anderen Seite entgegen. Er erwog, daß er jetzt geneigt sein möchte, den Bauern ihren Rippenstoß heimzuzahlen, irrte sich freilich in seinem Witz, kam aber schließlich doch einen Schritt weiter damit.

„Bürgermeister, Sie sehen ein, daß die Dinge nicht mehr so reinlich geschieden hüben schwarz und drüben weiß stehen. Ihrer Gemeinde ist sogar schon an ein paar Füßen verdächtig geworden. Sagen Sie uns nun aufrichtig, halten Sie persönlich Ihren Schulmeister für einen Brandstifter?"

Da war der Bürgermeister auch im reinen mit sich.

„Herr Präsident", sagte er mit guter Haltung: „Ich habe Faberle nie für einen Brandstifter gehalten. Es gibt niemand, der beweisen kann, ich hätte so etwas gesagt. Die Wenigsten von uns überhaupt glauben es, sondern wir sind da in der Meinung als Zeugen einfach für das, was wir an dem Abend gemerkt und gesehen haben. Geredet worden mag dies und das sein, aber das sollen dann die ausmachen, die es aufgebracht haben."

Die Bauern standen wieder aufrecht wie ein Wald. Sie hatten auch die Mäuler wieder zu, aber sie blinzelten jetzt noch besser als vorhin. Es war nicht einer von ihnen ein so dummer Teufel, daß er nicht ahnte, wohin der Bürgermeister nun mit ihnen zielte; allein es war zunächst noch keiner sicher, ob es nicht an ihm herausgehen werde. Die Hüte fingen wieder langsam an zu kreisen.

Auch der Richter sah, was der Bürgermeister da vor ihm anzwirnte, und hatte nichts dagegen. Er war nicht mehr naseweis genug, um ohne Not eine juristische Völkerschlacht zu entfesseln. Außerdem witterte er etwas wie einen ins Bäuerliche übersetzten Gentleman in dem Schlaukopf und kam seiner Absicht mit Courtoisie entgegen.

„Nennen Sie uns die, die das Gerücht aufgebracht haben, Bürgermeister. Das ist das beste Mittel, die übrigen zu entlasten."

Die Bauern scharrten mit den Füßen; der Bürgermeister merkte, daß er gar nicht selber zu antworten brauchte.

„Dort vorn steht er schon", klang es aus dem Haufen. „Der Pfeiffer. Man weiß es ja."

Der Zeuge Pfeiffer schwitzte wieder. Aber er bekam merkwürdigerweise einen ganz trockenen Mund dabei und empfand auf einmal einen Durst, daß er unter allem übrigen Schrecken dachte, die Zunge werde ihm eintrocknen. Er hätte

jetzt mit Freuden zwanzig Mark für ein kleines Glas Bier gegeben, und wenn es noch so abgestanden gewesen wäre. Statt dessen bekam er eine völlig ungenießbare und für ihn ganz reizlose Frage vorgelegt.

„Zeuge Pfeiffer, wer hat denn Ihnen gesagt, daß der Schulmeister sein Haus selber angezündet habe? Aus der Luft gegriffen können Sie es doch nicht haben."

Herrgottsfieber, wer sollte es ihm gesagt haben? Niemand hatte es ihm gesagt natürlich. Oder der Schulmeister hatte es ihm selber gesagt. Man sollte es einmal wegbeweisen, wenn man konnte!

„Der Schulmeister hat es mir selber gesagt." Er puffte damit gewissermaßen samt Herd und Feuer aus seinem Kamin heraus. „Acht Tage vorher hat er es mir gesagt." Die Bauern lachten. Da fuhr er wütend herum. „Dabei ist gar nichts zu lachen, ihr Esel, ihr verdammten. Ich bin ihm kein Geld schuldig, daß ihrs wißt."

Die Bauern lachten wieder; diesmal klang es höhnisch. Der Richter horchte auf. Der Bürgermeister trat einen Schritt vor; sein Gesicht blieb ernst.

„Herr Präsident", sagte er, „jedermann im Dorf weiß, daß der Pfeiffer ein Süffel ist. Wir sind ja alle keine Heiligen und mögen unsern Wein, weil er gut ist, wie die Herren wissen." Die Geschworenen nickten ihm zu; sie wußten. „Aber der Pfeiffer arbeitet nichts daneben und kommt zurück. Da hat er den Schulmeister anpumpen wollen, weil er für sein gutes Herz bekannt ist; der Schulmeister hat den richtigen Ruck dabei und sagt Nein. Drum ist der Pfeiffer nicht gut zu sprechen auf ihn. Wir sind bis jetzt alle gut ausgekommen mit unserm Schulmeister und wollen auch weiter auskommen mit ihm, wann er frei wird."

Der Staatsanwalt und das braune Nilpferdchen verlangten zugleich das Wort. Sie merkten es und sahen sich an. „O bitte, nach Ihnen", sagte der Staatsanwalt höflich. „Nein, umgekehrt", lachte das Nilpferdchen glücklich. Da nahm der Staatsanwalt den Vortritt an.

„Ich möchte gern wissen, Herr Präsident", sagte er mit kühler Schärfe, „wie es sich mit der Andeutung des Zeugen Pfeiffer verhält, daß dem Angeklagten Faberle bei den Bauern Guthaben zustehen sollen. Von wann datieren Sie, unter welchen Umständen sind sie gegeben worden, und wodurch unterscheiden sie sich von vorträglichen Schweigegeldern?"

Der Richter ärgerte sich. Das hätte er schon von selber gefragt, und hätte es außerdem klüger angebracht. Er gab die Frage genau in der Form weiter und sah ohne Trauer, daß sie leer zurückkam. Schließlich fragte er den Zeugen Pfeiffer, wer denn dem Schulmeister schuldig sei. Der war auf die Antwort gefaßt.

„Fast alle, Herr Richter, die da sind. Der Bürgermeister nicht." Der

Schelm dachte mit der letzten Bemerkung bei seinem Oberhaupt besseres Wetter für sich zu bewirken, schaffte jedoch kein Wunder damit, weil er nicht das Gegenteil beweisen konnte, wenn er wollte. Dafür ergänzte der die Aussage.

„Herr Richter, der Schulmeister hat etwas Geld von Hause aus. Da kommen die armen Teufel zu ihm und kriegen geholfen. Vielleicht nimmt auch der und jener bei Viehschaden und so etwas auf bei ihm. Man weiß das ja nicht so genau. Es hat auch nichts zu sagen im ganzen."

Jetzt schoß das Nilpferdchen los.

„Herr Präsident, wir wollen die Sache doch genau untersuchen," schlug er freudig vor. „Wenn der Schulmeister ins Zuchthaus kommt, so ist es klar, daß er mit seinen Ansprüchen ins Hintertreffen und später vielleicht überhaupt in Verschollenheit gerät. Das kann ein Motiv abgeben. Ich sage nicht, daß es eins abgegeben habe. Ich sage bloß, daß die Herren Bauern unter gewissen Umständen das Geld behalten könnten, das sie dem Herrn Faberle schuldig sind."

Alle Bauernköpfe hatten sich nach dem Nilpferdchen gedreht, so daß der Richter eine Weile nur noch Nasenprofile und linke Ohren sah. Das Nilpferdchen schaute seelenvergnügt in lauter verblüffte und geängstigte Gesichter. Er war jetzt bei der Champagnerstimmung angekommen, aber die Bauern gar nicht, sondern es wurde ihnen alsgemach schwül und der Kater war im Anzug. Sie starrten die freundlich lächelnde rosige Schnauze mit Gefühlen an, als guckten sie in einen offenen Krokodilsrachen, und der Kerl mißfiel ihnen für diesmal durch alle Bänke. Doch die Gescheiteren dachten ihn sich in der Eile als Vorstand vor ihre eigenen Händel und nahmen sich das Augenmerk vor. Der alte Herr richtete allen die Gesichter wieder gerade aus, indem er anfing, ihnen die Rippen auf diese Krankheit hin abzuklopfen. Da steckten dem hundert und dem dreihundert Franken Schulmeistersschulden im Gewissen, und es waren im ganzen nur drei Bauern, die unter dieser Visitation ruhig aussahen: der Bürgermeister, der Schreiber und der Zeuge Pfeiffer. Der Bürgermeister rettete bei Anfrage die Situation mit einer ehrenhaften Zusicherung. Das Geld stehe dem Schulmeister ganz sicher; obwohl die Schuldscheine wahrscheinlich verbrannt seien, so habe doch noch kein Mensch ans Kneifen gedacht, so viel er sehe und höre. Der Bauer sei ja ohnehin daran gewöhnt, Schulden zu haben.

„Der Herr Verteidiger muß natürlich schlau sein und an alles denken," fügte er hinzu. „Er sagt nicht, daß wir den Schulmeister beluchsen wollten. Und ich sage auch nicht, daß er uns verdächtig machen wollte. Sondern er muß eben seine Kunden verteidigen. Das gehört zum Geschäft, denk' ich."

Er sah das Nilpferdchen mit ruhiger Abweisung an, indessen das machte sich den Teufel daraus. Im Gegenteil, es war ihm den ganzen Vormittag noch nie so wohl gewesen.

„Sie geben mir zu, Herr Bürgermeister," grinste er gewinnend, „daß es für eine eventuelle Eintreibung der Schulden in keiner Weise hinderlich sein kann, daß sie hier vor Zeugen zugegeben sind und sogar schon im Gerichtsprotokoll stehen. Selbstverständlich sind Sie alle Ehrenmänner."

Zwischen dem streitlustigen Aufleuchten seiner kleinen Knabenaugen und dem standhaften Diplomatenblick des Bürgermeisters lag unausgesprochen das Wissen um eine ganze Geschichte von Beutelust und Unredlichkeit ziemlich offen ausgebreitet und es bedurfte nur eines Fehlgriffs des Dorfoberhauptes, so hob der Wind der fröhlichen Leidenschaft den Schleier davon. Allein der Bürgermeister hütete sich, und das Nilpferdchen war es zufrieden, daß man es in dieser Beziehung jetzt kannte. Immerhin mußte es ihm noch einen Stich ins andere Fleisch versetzen.

„Aber sagen Sie uns jetzt, da Sie doch so rührend loyal sind und den Lehrer Faberle so lieb haben, was Ihnen, nebenbei bemerkt, sehr gut steht: warum liefen Sie nicht gleich, was Sie konnten, als Sie erfuhren, dem lieben, guten Schulmeister brenne das Haus über dem Kopf?"

Der Bürgermeister wandte mit einer Regung von Büffelwut die Blicke von der lächelnden Schnauze ab. Was für ein verfluchter Hund war das! Aber er bezwang sich und fand auch die richtige Heimweisung.

„Der Herr Frühauf ist ein Juxbruder. Man weiß nie genau, wie man daran ist mit ihm. Wir dachten alle, er macht Spaß!"

„Ach, denken Sie mal, Frühauf!" sagte das Nilpferdchen bewundernd und freute sich fast aus der Haut. Doch die Bauern nickten alle düster vor sich herunter. Die Tür war geschlossen.

Jetzt kam der Richter wieder an den Schulmeister.

„Wir wissen jetzt auch, wo Ihr Geld hingekommen ist, Herr Faberle," sagte er. „Obwohl wir nichts verstehen davon. Unsereiner wäre eben an seine Schuldner geraten, wenn er die Kasse eines Tages leer gefunden hätte. Warum taten Sie das nicht? Oder versuchten Sie es?"

„Nein, Herr Richter. Es war auch nicht nötig."

Der Schulmeister schlug die Augen nieder. Der Richter kannte das.

„Hören Sie mal, wir wollen doch hier keine Verschämtheiten aufführen. Ihre Frau rief jenen Abend mit erhobenen Händen: ‚Wir sind ja jetzt fertig'. Damit meinte sie sicher nicht das Nachtessen. Oder sind Sie auch der Meinung, Frau Faberle, daß es nicht nötig gewesen sei?"

Frau Faberle war nicht der Meinung. Sie schüttelte gramvoll den Kopf.

„Es war kein Pfennig mehr im Haus, Herr Richter. Er hatte das Letzte an den jungen Dieterle weggegeben. Und bis zum Zahltag ging es noch ein Vierteljahr."

„Nun, Herr Faberle?" fragte der Richter.

Der Schulmeister stand da wie ein Berg in der Sonne.

„Herr Richter, meine Frau ist kleingläubig. Sie verzweifelt sofort, wenn es ein wenig leer aussieht im Haus. Sie meint, eine gefüllte Kasse ist die Hauptsache und weiß nicht, daß Gott helfen kann. Wir wären nicht umgekommen. Wir sind ja mehr als die Sperlinge auf dem Dach. Gott wird auch wissen, warum er mir keine Beständigkeit gegeben hat gegen das Zeitliche."

Das war an dieser Statt eine Auskunft von der gleichen wunderbaren Qualität wie etwa die Rede Gottes des Vaters, der am hellen Tag vom Himmel herab rief: „Siehe, das ist mein lieber Sohn!" Der Zeuge Frühauf tat einen leisen Fluch, und das Nilpferdchen wandte ihm dafür einen raschen, liebevoll amüsierten Blick zu. Dann sah es wieder nach dem Schulmeister, der anfing, so wirklich hübsche Regenbogen über seinem Kopf auszuspannen. Der Richter merkte, daß der auf einmal getrieben war, seine mit Gottvertrauen schwerbeladene Fregatte flott zu machen, und er ging ihm zur Hand dabei. Das erste Segel war schon beigesetzt. Jetzt galt es den Anker.

„Aber die Bauern wären Ihnen doch gewiß gern beigesprungen, wenn Sie ihnen Ihre Verlegenheit mitgeteilt hätten," vermutete er und legte neben ihm Hand an die Ankerwinde. „Sie waren es Ihnen doch schuldig."

Der Schulmeister schüttelte den großen Kopf.

„Nein, Herr Richter," widersprach er, und der Glanz des ewigen Lebens ging auf in seinem Gesicht, daß sich der alte Herr verwundert im Stuhl vorneigte: „Nein, Herr Richter, sondern die Bauern hatten ein schlechtes Jahr gehabt und hängen von der Erde ab und von den Jahreszeiten. Ich hatte kein schlechtes Jahr. Und es kommt auch gar nicht darauf an, sondern Gott ist mächtig und wunderbar im Größten und im Kleinsten. Es macht seine Schönheit aus, daß er von der Zeitlichkeit frei ist. Gott ist die Heimat. In Gottes Händen ist alles. Aber Gottes Hände halten nichts fest. Wenn wir nichts mehr festhalten, so sind wir wie Gott. Dann werden wir auch Heimat wie Gott, daß es jeder Bitte wohl wird in uns. Das ist das Leben, das dem Tod leid tut."

Er sah bebend vor Innigkeit aus seiner Musik heraus zum Ecce-homo auf, der ihm nun doch half. Ach ja, das war sein Geheimnis: er erlöste die Welt, geradedurch; dann erlöste er auch das Individuum im großen mit. Der Schulmeister atmete erregt und freudig und die volle Seligkeit seines Bekenntnisses wurde ihm zuteil. Die letzte Angst und Bedrängnis fiel ab von seiner nun immer grenzenloseren Menschheit. Jetzt konnte er schon völlig reine Hände zum Vater erheben, denn er war nur mehr Geist, nur Ergebung an das Wort, nur Gehorsam vor der Idee. „Ecce-homo!" dachte der Richter und verneigte sich im Geist. „Ecce-homo!" dachte auch Anna Lydia und sandte einen leuchtenden Blick zum Staatsanwalt hinüber. Aber der war ihr verloren gegangen, während ihr Mädchenkopf sich hingegeben solange mit ihrer eigenen Angelegenheit befaßt hatte, die auf den Namen Frühauf hörte und nach Birnen

roch. Der Staatsanwalt blickte streng und ungerührt geradeaus, und Anna Lydia senkte betrübt die Augen, als sie es merkte.

Freilich erkannte der Richter sofort die schwache Stelle in des Schulmeisters Position, so sehr er die Größe seines tollkühnen Bekenntnisses bewunderte. Und er setzte ohne zu zögern den Hebel dort ein.

„Ihre Frau ging Ihnen ins Wasser neben Ihrem Glauben. Er ist nicht allmächtig. Er reicht nicht einmal für zwei aus in seiner Wirkung. Zum Glück besannen Sie sich auf Ihre starken Arme und auf Ihre sonstigen egoistischen Instinkte; sonst wären Sie heute ein Witwer."

Ganz richtig, das war der schwache Punkt. Der Schulmeister erzitterte unter dem wohlgezielten Stoß wie ein Haus. Die Erschütterung zeigte sich in Miene und Haltung so heftig und unmittelbar, daß der Richter einen Augenblick fürchtete, er sei zu weit gegangen. Er tastete blind vor Verwirrung mit der großen, grundgütigen Hand nach seinem Weib, das nun ohne Halt neben ihm in die weinende zweifelvolle Doppelqual der Liebesangst versank. Ein Schatten ging über sein Gesicht, der Schatten des Grenzpfahls an der Grenze der Zeitlichkeit, die er auf seinem Weg zur Anschauung seines Gottes passierte. Eine Blässe folgte ihm: das Erbleichen der Beklommenheit vor dem Wunder. Darauf ging ihm das helle Licht der befreiten Anschauung auf. Die letzte Hast sank in Vergessenheit und der Herzschlag klang erlöst auf im Glockengeläute der Unendlichkeit. Und da kam ihm sein Gott entgegen den Weg herunter, lächelte in seinen Sternenbart und nickte ein bißchen. „Ist recht, ist recht, Schulmeister. Ich grüße dich. Aber nicht zu vergessen, was? Ist denn das alles von dir? Wo hast du deine liebe Frau, die ich dir zugesellet habe? Meinst du, wir können halbierte Leute brauchen hier oben? Marsch, marsch!"

Ach du Kerl! Der Schulmeister lachte über das ganze Gesicht, und das gab keine kleinen geographischen Breiten und Längen. Er sah zum Ecce-homo auf mit einem Gefühl: „Hei, das ist wieder gut gegangen!" Er streichelte seiner lieben Frau die blassen Wangen und wußte es gar nicht. Und es gab Geschworene, denen lief das Wasser im Mund zusammen davor. Dann tat er den seinen auf, beutelte seine Mütze neben seinem Bein, und sprach im dritten Grad der Verklärung:

„Herr Richter, wenn meiner Frau was passiert wäre den Abend, so hätten Sie mich doch auch nicht zu sehen bekommen. Da geht man doch nicht wieder heraus, wenn man noch nichts gefunden hat." Und er setzte aus dem Vollgehalt der Stunde heraus allgemein und besonders hinzu: „Alles ist in Gott. Er wirfts uns zu und versucht uns, und wir müssen es ihm zurückwerfen."

Der Richter verbeugte sich wieder in Gedanken. Aus der Schwäche wurde eine Kraft, wenn wirkliches Leben dahinterstand. Aber der Staatsanwalt blieb auf seiner Fährte. Er verlangte noch einmal das Wort.

„Und die Petroleumkanne?" fragte er scharf. „Wir wollen uns an das Tatsächliche halten. Es ist erwiesen, daß Frau Faberle ihre Nichte um Petroleum zum Spezierer schickte kurz vor Ausbruch des Feuers. Wozu brauchte sie noch so spät Petroleum?"

Der Ton war kalt und verkündete offene Gegnerschaft. Es lag keine Spur Müdigkeit mehr darin. Kein Fünkchen Sentimentalität lebte mehr in seinem hübschen blassen Gesicht, und sie stand ihm doch so gut. Und seine Skepsis war nun entschlossen, sachlich und stachlicht nach außen gerichtet. Das Geheimnis lag in der Aktion. Er fing an und witterte Plädoyer-Morgenluft. Anna Lydia wußte das natürlich nicht. Sie fuhr wie gestochen nach ihm herum und auf. Hier merkte sie jetzt wirklich böse Absicht. Sie erblaßte und ihre Augen verdunkelten sich zu gleicher Zeit.

„Wir hatten einen Petroleumofen, Herr Staatsanwalt," erklärte sie mit fliegendem Atem und sah ihn entrüstet an. Das war doch einfach. Wer konnte dabei etwas übles denken? Jedermann holte Petroleum.

Der Bürgermeister bemerkte mit halbem Schmunzeln zum Richter:

„Es geht keiner ins Wasser, Herr Richter, wenn er sich ein Feuerlein gemacht hat und es ist ihm alles gelungen und schlägt noch der Blitz daneben herunter."

Und als der Schreiber seinen Bürgermeister so vorreiten sah, blieb er auch nicht zurück.

„Führt auch keiner noch Jauche vorher," setzte er tiefsinnig dazu.

Die Bauern murmelten Beifall und die Hüte kamen wieder in Bewegung. Der Richter wollte nun das Wort überhaupt dem Staatsanwalt geben, aber der Zeuge Frühauf mußte noch eine kleine Rede halten.

„Herr Präsident, hoher Gerichtshof," hob er erregt an: „Der Schreinergeselle Dieterle sagte, der Schulmeister sei ein heiliger Mann und dürfe am jüngsten Tag unter den Schafen zur Rechten stehen. Ich sage Ihnen, meine Herren, er wird nicht zur Rechten Gottes stehen, er wird in Gott selber eingehen; wie Wasser in einen Wasserstrudel hineingerissen wird, so wird der Schulmeister Faberle in den Strudel Gott hineingerissen werden, weil er sich nirgends festhält. Wir halten uns alle fest. Wir haben Angst. Wir sind Egoisten. Faberle hat keine Angst. Faberle ist die Welt der reinen Güte, wie ich Ihnen schon sagte. Vielleicht verstehen Sie mich jetzt besser. Aber Sie verstehen mein Verhältnis zu diesem Menschen nicht. Meine Herren, mein Verhältnis bedeutet Wirkung. Für das Feuer kann ich so wenig wie er. Hingegen von seiner Not und der Not seiner lieben Frau bin ich der Erreger. Ich habe seine liebe Frau ins Wasser getrieben. Vielleicht fehlte wenig und ich hätte sie beide ertrinken machen. Dann kniete jetzt Frau Faberle als schöner seliger Engel vor ihrem lieben Mann, der schon in Gott hineingerissen wäre, und betete zu ihm. Meine Herren, was

bedeutet eine Welt der Güte, wenn man sie nicht in Wirkung bringt? Nichts, nicht wahr? Man kann sie nicht einmal wahrnehmen. Sie sehen hier eine merkwürdige Rechnung vor Ihnen aufgeschlagen, Divident und Resultat. Der Divisor bin ich. Ich habe den Schulmeister durch die Bauern geteilt, unablässig, wütend, mit der neidvollen Leidenschaft des Unglaubens. Ich habe alle Sünder und Zöllner aufgetrieben auf Stunden im Umkreis und sie zum Schulmeister geschickt: Bettelt, weint, bittet, fordert, heuchelt, flucht, nur laßt ihn nicht ungeschoren! Ich habe ihm Schwärme von Blutsaugern geschaffen. Kaum einer von den anwesenden Bauern ist ohne meine Wegweisung sein Kostgänger geworden; außer dem Schreinerkerlchen; weiß Gott, das hat seine feine Nase zu ihm geführt. Vielleicht bin ich ein Schuft. Vielleicht gehöre ich auf die Anklagebank. Leider haben Sie keine Mittel gegen mich, weil mein Delikt ideell ist. Was übrig geblieben ist von der Division, das ist die Welt der reinen Güte. Und ich, der Divisor. Wahrscheinlich bin ich zu irgend einer lehrreichen Verdammnis vorbehalten oder zu einem schwierigen Experiment. Eines ist mir immerhin widerfahren, das verflucht einer Gnade gleich sieht: ich habe Gott zu sehen gekriegt. Meine Herren, die sonstige Welt kann nach meiner Ansicht getrost der Teufel holen. Ich hülle mich in Schweigen."

Das war die Rede des bunten Lästerers, über die sich die Geschworenenbank so sehr verwunderte. Die Seele des Richters verneigte sich auch vor ihm, und er merkte mit Andacht, daß er selber immer noch ein anderer war. Während der Schulmeister fast nichts davon gehört und gar nichts verstanden hatte. Er saß schüchtern und mit einer wunderbar schönen Verschämtheit im Kopf neben seiner Frau, hielt ihre Hand in der seinen, und wandte ihr immer von Zeit zu Zeit einen seiner großen Auferstehungs-Bräutigamsblicke zu, über die er jetzt verfügte.

Darauf drückte der Richter auf den Knopf, der beim Staatsanwalt den Strom einschaltete. Die Feder sprang und er ging los. Seine Persönlichkeit dampfte und kochte plötzlich sinnlos auf wie eine Maschine. Er schlug um sich wie ein Schwungrad. Er stellte fest mit der Präzision des Dampfhammers. Er begeisterte sich für alle Grade der geordneten Lebensführung und gegen alle Verwandtschaften der Liederlichkeit. Es war schade für ihn; er sah immer so aus, wenn er in Aktion treten mußte. Nachher erschrak er vor sich selber. Es war das Wechselfieber des Berufslebens. Nachts litt er daran und dann träumte er. Glücklicherweise konnte er diesmal nicht viel verderben.

Aber der Landpfleger Pilatus wusch nach wie vor seine schuldigen Hände, und der Ecce-homo hörte nicht auf, die Welt zu erlösen.

Was ist ein Barbar?/ von Oskar A. H. Schmitz

Das Wort Barbar ist bekanntlich von den Griechen zur Bezeichnung jedes Nicht-Griechen geprägt worden und hat dadurch die Bedeutung eines an Kultur Minderwertigen angenommen. Dieser Sinn ist dem Wort in den verschiedenen klassischen Renaissancen der neueren Zeit geblieben, während die Bedeutung der nationalen Fremdheit verloren gegangen ist. Je schwankender der Begriff Kultur ist, desto unsicherer wird auch der Begriff Barbar. Der Musiker nennt vielleicht so bereits einen Mann, der eine kleine Terz nicht von einer großen unterscheiden kann, ein Damenschneider empfindet vielleicht schon einen Verstoß gegen die letzte Modeform als barbarisch. Eines ist sicher: in unserem Sprachgebrauch ist der Barbar nicht gleichbedeutend mit dem Wilden, der überhaupt nichts mit Kultur zu tun hat, sondern der Barbar ist etwas im Hinblick auf eine Kultur, er setzt eine Kultur voraus, die er mißversteht und entstellt. Es ist ein ungewolltes Nebenprodukt der Kultur. Über keinen Begriff hat man in der letzten Zeit mehr gesprochen und geschrieben, als über den Begriff Kultur, ohne zu einer übereinkömmlichen Klarheit gelangt zu sein. Vielleicht kann man ein wenig zur Klärung beitragen, indem man festzustellen unternimmt, was Kultur *nicht* ist und der Frage Beantwortung sucht: Was ist ein Barbar?

Der Barbar vergreift sich entweder an der Natur ohne diesen Eingriff durch das Schaffen eines Kulturwertes zu sühnen: gescheiterte Kulturversuche wie diese kasernenartigen Hotelbauten in Gebirgstälern. Oder er vergreift sich an der Kultur selbst, er fühlt nicht ihre Werte, sondern er ist als Emporkömmling von ihr verblüfft, oder, was schlimmer ist, als Pedant von ihr geärgert. In einem Falle äfft er sie sinnlos nach, im andern kritisiert er sie von intellektuell vorgefaßten absoluten, das ist willkürlichen Grundsätzen aus. Bald legt er an das organisch Gewordene Maßstäbe einer willkürlichen *Logik* an, indem er z. B. die Unsinnigkeit der geselligen Sitten nachweist, ohne ihre Schönheit zu sehen, bald tötet er das Künstlerische mit den Forderungen einer schulmeisterlichen Ästhetik, oder das Menschliche mit den Gesetzen einer doktrinären Sittlichkeit. Von jenem ist oft genug gesprochen worden. Beschäftigen wir uns daher einmal mit dem pedantischen Barbaren.

Der Barbar führt gern Natur gegen Kultur ins Feld, aber seine Natürlichkeit ist ein ebenso willkürlicher engabstrakter Logos, wie sein Gut und Böse. Natürlich ist alles, was organisch wächst, das Wilde sowohl als das Kultivierte. Der Barbar ist weder wild noch kultiviert, er ist unorganisch und darum unnatürlich, antinatürlich, künstlich. Aus seiner Theorie heraus möchte er an einem beliebigen Punkte heute oder morgen zerstörend in das Wachstum eingreifen, um der Natur seine Reformpläne aufzuprägen. Es kann vorkommen,

daß er diese für den Inbegriff der Kultur hält und alles Blühende, Lebendige für das Barbarische, weil von seinen Ideen Unberührte erklärt. Dem Naturapostel z. B. erscheint der natürliche Weltmensch barbarisch, weil er Fleisch ißt, die kleinen Lügen der Konvention nicht verschmäht usw. Als Wertmesser dient dem Barbaren niemals die Intensität der Erscheinung des Lebens selbst — das schiene ihm „oberflächlich" —, sondern er muß immer etwas Intellektuelles der Erscheinung unterschieben. Da ihn das Leben selbst verwirren würde, schwelgt er in seinen künstlichen Maßstäben, nach denen er die Erscheinung regulieren möchte. Ihr Abweichen und gelegentliches Übereinstimmen mit seinen „Forderungen" bestimmt ihm, was gut und böse, schön und häßlich, vernünftig und unvernünftig ist, er muß gewissermaßen immer erst in der Ethik, der Ästhetik, oder der Logik nachschlagen, ehe er zu irgend einer natürlichen oder kulturlichen Konstellation eine Beziehung findet. Das Wertvolle, das Adelige, das Göttliche ist ihm niemals das, was in seinem Busen wurzelt, nicht ein Symbol seiner Art, denn die ist ihm halb unbewußt das Gemeine, Unreine, Tierische. Seine Tugend ist aus anderem Stoff als er selbst, sie ist etwas außer ihm, ein Jenseitiges, Schwer-zu-erreichendes, Außermenschliches, etwas Schikanöses. Sie gräbt eine Kluft zwischen Gefordertem und Erfüllbarem, verdammt dadurch zur ewigen Unfertigkeit, zum Zweifel an sich selbst, zur chronischen inneren und äußeren Verlegenheit, die dann oft genug in ihr desperates Gegenteil umschlägt: die Arroganz aus überspanntem Menschentum, die Frechheit aus innerer Befangenheit. Die inneren Qualen ohnmächtiger Zweifel und zuchtloser Fanatik preist der Barbar als heilsam, gehaltvoll, tief, er nennt sie wahres Innenleben. Das Wesen der Kultur dagegen ist stets Vollkommenheit, welche die barbarische Fragestellung: „Inhalt oder Form?", „Tiefe oder Oberfläche?" nicht etwa entgegengesetzten Sinnes löst, sondern überhaupt ausschließt, so etwa wie wortklaubende Debatten darüber, ob ein Werk subjektiv oder objektiv, realistisch oder idealistisch ist.

Dem Barbaren fehlt ebenso die positive Blickschärfe, die das Leben mutig und klar betrachtet, als jener zu Zeiten freiwillig die Maßstäbe verwirrende oder umkehrende Humor, der gern einmal das Prinzip opfert und fünf gerade sein läßt.

Der Wilde frißt, der kultivierte Mensch speist, der Barbar ernährt sich. Daß auch der Speisende ein Augenmerk auf den hygienischen Wert der Gerichte hat, ist denkbar, vernünftig und solange nicht tadelnswert, als es nicht zum selbstgefälligen Ausdruck kommt; man soll nicht vergessen, daß mit Kultur die Hygiene nicht das Mindeste zu tun hat. Gewiß, die Hygiene ist etwas Gutes, aber sie liegt in einer ganz anderen Ebene. Dem Barbaren ist das nicht klar zu machen, er ist der Pedant, er verzichtet auf das Blühen, er bleibt gesund und reizlos.

Alle gesellschaftliche Kultur beruht auf der Unsichtbarkeit der zur Lebenserhaltung notwendigen Funktionen; im weiteren Sinne gehört dazu alles praktische und moralische. In affektierter Form drückt sich dieser Standpunkt in der Furcht englischer Damen aus, man könne annehmen, sie hätten einen Magen. Dieser Körperteil darf in der englischen Konversation nicht genannt werden. Die den Fortbewegungsapparat nicht verbergende Hosentracht wird von den Völkern, die sie nicht besitzen, als barbarisch empfunden. Zweifellos hat die Tracht etwas Großartigeres, die den Mechanismus des Gehens verhüllt und dadurch diese Bewegung zum Schreiten werden läßt.

Für die Kultur eines Gastmahls ist es gleichgültig, ob die dazu nötigen äußeren Mittel durch Erbschleicherei oder durch Straßenräuberei erworben sind, ob der Koch und der Kellermeister ihre Bezahlung erhalten haben, ob draußen tausende Hungers sterben, ob die, welche das Gastmahl genießen, arglistig, verderbt und grausam sind, während der Küchenjunge von einem Jammerlohn eine starblinde Mutter erhält und die Gouvernante des Hauses auf ihre Mitgift verzichtet hat, um einem lockeren Bruder die höhere militärische Laufbahn und vielleicht das Mitspeisen bei diesem so außerordentlich kultivierten Gastmahl zu ermöglichen. Daß römische Schwelger ihre Muränen mit Sklavenfleisch fütterten, läßt die verschiedensten Beurteilungen moralischer, sozialer und religiöser Art zu; vom Kulturstandpunkt aus, der hier nur scharf umrissen, weder für den einzigen, noch für den wichtigsten erklärt werden soll, ist allein die Frage entscheidend, ob die Muränen dadurch wirklich an Wohlgeschmack gewannen, oder ob das Opfern von Sklaven nur ein gastronomischer Dilettantismus war. Das ist dem Barbaren unangenehm zu hören; denn er möchte gern alles Gute auf der einen, alles Böse auf der anderen Seite haben.

Die einfache Tranchierung des Lebens in Gut und Böse, wie einen Braten in Fleisch und Knochen, hat den englischen Schriftsteller Thomas de Quincey in einem Aufsatz über den Mord als Kunstwerk zu einer reizenden Satire veranlaßt („On murder considered as one of the fine arts"). Fern davon, irgendwelche Stellung zum fünften Gebot zu nehmen, das in seiner Ehrwürdigkeit unangetastet bleibt, betrachtet der Verfasser die schönsten Morde der Geschichte, die ja nun doch einmal begangen sind, auf ihre reine Vollkommenheit als Morde und stellt betrübt fest, daß auch hier die Kunst der großen Meister bei einem dilettantischen Epigonengeschlecht in Vergessenheit geraten ist.

Es ist heute das Merkmal eines guten Hauses geworden, daß man die Dienstboten in gutgelüfteten Räumen wohnen, baden und sich vernünftig ernähren läßt. Das ist außerordentlich erfreulich, nichts ist zweckmäßiger, aber mit der eigentlichen Kultur hat auch das nicht das mindeste zu tun. Der edle Typus des wahren Dieners ist trotz zunehmender Reinlichkeit im Aussterben begriffen. Wo sind die Leduc unserer Zeit?

Die Kardinaltugenden des Barbaren sind guter Wille, Fleiß und Wissen. Hier soll keineswegs zur Verachtung dieser Eigenschaften angeleitet, nur betont werden, daß das Wort Tugend viel erhabenere Inhalte in sich schließt, als jene sekundären, praktischen, selbstverständlichen Eigenschaften, die nur mechanische Mittel, Funktionen des Lebens, nicht selbst Lebenswerte sind, wie Schönheit, Mut, Geist usw. Jene als Tugenden preisen, setzt eine im ganzen böswillige, träge, unwissende Umgebung voraus. Treten sie als Selbstzweck hervor, so entsteht biedere Selbstzufriedenheit, gequältes Hasten oder geistlose Gelehrsamkeit. Alles Gelungene muß den Schein des Müheloſen behalten. Man weiß, daß die Alten alle nicht geistigen und unmittelbar das Lebensgefühl steigernden Beschäftigungen als kleinlich ächteten, selbst die Bildhauerei und den Erzguß, weil sie besonders sichtbar der Technik unterworfen sind. Während sie die Werke der Kunst nicht müde wurden zu preisen, war ihnen der Künstler ein banausischer Handwerker, bis Perikles durch seine Freundschaft für Phidias jenes historische Beispiel gab, das vielleicht nicht nur gute Früchte getragen hat.

Der Barbar ist stolz darauf, wenn seine Werke nach Schweiß und Lampe riechen. Er will nicht den καλὸς κἀγαθός, den Galantuomo, den Weltmann bilden, sondern Schulbuben wie Fässer mit gelehrtem Wissen auffüllen. Statt Kultur preist er „allgemeine Bildung". Sie soll auch dem Volke eingeflößt werden. Der Barbar ahnt nicht, daß sie im Blut wie ein Fremdkörper schwärt. Er fühlt nicht, daß die Gebärde des italienischen oder spanischen Bettlers, der Witz des französischen Handwerkers und ihre galante Höflichkeit wertvollere Lebensgüter sind, als der tote Besitz allgemeinen Wissens. Er weiß nicht, daß es auch geistig und seelisch nicht auf das ankommt, was man verzehrt, sondern auf das, was man assimiliert, zu Leben geformt hat, und daß die gewohnheitsmäßige Mast der Fresser die Rasse mehr verschlechtert, als zeitweilige Dürftigkeit der Ernährung. Der Barbar weiß nicht, daß jede, selbst seine Torheit interessant werden könnte, wenn sie sich geistreich gäbe; ist doch selbst die eigentliche Philosophie der Barbarei, das System Jean Jacques Rousseaus, von anmutigen Geistern geformt bis auf die Toilettentische der Herzoginnen und Marquisen gedrungen, denn „im Grunde gibt es nur ein verbotenes Genre; das Langweilige".

Berberitzchen/ Erzählung von Irene Forbes-Moſſe

Bitternde Pappelwipfel vor den Fenſtern, vor den drei hohen Bogenfenſtern des hallenden Gartenſaals. Und eine gefangne Weſpe, die zornig gegen die Scheiben ſtößt und dann wie raſend aufſliegt zur Saaldecke mit den kleinen italieniſchen Landſchaften: Italien, wie ſich's irgendein romantiſcher Zimmermaler der dreißiger Jahre vorſtellte, Tempel und Ruinen mit Pinien und Aloeſtauden unter indigoblauem Himmel, und geſchwungne Brücken, über welche Eſelchen getrieben werden — das alles eingerahmt von ſeltſamen, orangegelben Ornamenten, Delphine, die aus Vaſen wachſen und deren Schweife ſich in Girlanden verwandeln, an denen, wie Ex-Votos — tragiſche Masken baumeln. Und, von den hellgelb getünchten Wänden herabblickend, Gipsbüſten, ſechs auf jeder Seite, faſt der geſamte olympiſche Bundesrat: dort ein lächelnder Merkur, mit flachem, geflügeltem Hütchen, hier eine ernſte, mildgeſtirnte Ceres. An der einen Längswand eine Laube aus ſchwarzem Korbgeflecht, von Efeu umſponnen, der zu beiden Seiten aus grünlackierten Käſten emporſprießt. Und in der Laube — ja, wie heißt es doch im Verschen von der Muhme Reelen: „In der Laube iſt ein Tiſch, und das iſt ein Wundertiſch"? Nein, ein Tiſch iſt nicht drin, aber ein kleines, kniſterndes Korbſofa mit altmodiſchen Rückenkiſſen belegt, Blumenkränze, Wappen, eine kleine Burgruine, in winzigen Perlen und verblichener Seide geſtickt.

Aber grad über dem Sofa, von der Wand, blickſt du, Berberitzchen. Im ovalen Birnbaumrahmen, mit gepudertem Haar und großen Perlengirandolen in den kleinen Ohren; mit feinen, etwas ungleich erhobenen Brauen, als käme dir irgend was lächerlich vor, mit fernblickenden, durchſichtigen Augen, braun, grün, grau — wer kann's ſagen, und dem Geſpenſt eines Grübchens in der Wange.

An dem großen Mahagonitiſch, der Laube gegenüber, ſitzt ein kleines Mädchen, das Kinn auf beide Fäuſte geſtützt, und lernt. Es lieſt eine Seite, mit gerunzelter Stirn, es ſieht ganz böſe aus vor Eifer, und dann „memoriert" es, und das iſt ja das, worauf es ankommt. Die Weſpe ſummt ſo zornig, ſie macht jetzt von Zeit zu Zeit einen Bogen in die mittleren Regionen. Ob ſie ſich fangen ließe, mit dem Taſchentuch? Aber wenn ſie wieder frei käme, was dann? „Nur die gereizte Weſpe gebraucht ihren Stachel", ſteht im Leſebuch. Aber ſie würde gewiß ſchrecklich gereizt ſein .....

Auf dem Tiſch ſtehen Roſen, die ganz dunkelroten, beinah ſchwarzen, die Mama liebt; ſie ſind ſchon etwas welk, ab und zu löſt ſich ein Blatt und fällt auf die Tiſchplatte. Sie riechen ſehr ſüß, ein ganz klein wenig verdorben; es müßten friſche gepflückt werden, aber nun iſt es zu heiß draußen im Roſengarten.

Wie die Pappelblätter flimmern, wie unruhig ſie ſind und iſt doch alles ſo

glühend still; jedesmal wenn sie sich bewegen, sieht man ihre weiße, pelzige Unterseite.

„Que j'aimasse, que tu aimasses, qu'il aimât", memoriert das kleine Mädchen. Ob man so was wohl jemals sagt; es klingt gräßlich . . . . .

Ob die Aprikosen bald reif sein werden? Oben auf dem Hügel über dem See steht ein großer Baum, in Wind und Sonne, wie ein Wunder steht er da mitten im Stoppelfeld. Die Früchte haben rote und braune Pünktchen auf der Sonnenseite, die andre ist noch hart und grün.

„Le cheval rétif . . . . . la jument rétive" . . . . .

Grammatik ist so komisch; wie ein Bilderbuch; allerhand Tiere und Sachen marschieren da auf, an die man sonst nie denken würde. Und was die Leute alles voneinander borgen wollen! Besonders Bleistifte und Taschenmesser. Sie bitten den Oheim und die Schwiegermutter und die Base der Bruderstochter darum. Wahrscheinlich verlieren sie immerzu ihre Bleistifte und Taschenmesser. Ob sie die geborgten nun auch wieder verlieren? Dann müssen sie wieder andre entferntere Verwandten darum angehn.

Das Urgroßmütterchen im Birnbaumrahmen sprach Französisch mit seinen Eltern, und wenn es Deutsch sprach, mußte es Sie sagen zu seiner Mutter; und es sagte wohl auch „itzt" wie die braven Kinder in Campes Robinson. Und es besaß einen „Kammermensch" . . . . . Ob ein „Kammermensch" wohl ebenso gewalttätig war wie ein Kindermädchen, das einen, wenn man sich heiß gelaufen hat und so recht voller Wonne in der schönen, kalten Zugluft steht, mit einer roten Flanelljacke überwältigt?

„Le Corbeau croasse — la grenouille coasse, le lion rugit — la vache mugit." Reizend müßte es doch sein, wenn man eine Grenouille wäre; Sümpfe sind furchtbar interessant. So auf einem großen, ledernen Mummelblatt sitzen und sich stellen als ob man schliefe . . . . . Hedwig möchte ein Vogel sein — so was . . . . . Mamsell steht auch immer vor ihrem Kanarienbauer und sagt: „kleiner Vogel, du bist glücklicher als ich!" — Was doch gar nicht wahr ist . . . . . So — nun hab' ich genug gelernt, vor der Stunde les' ich's noch rasch mal durch, dann bleibt es schon so lange hängen bis ich abgefragt bin. . . . . .

Das kleine Mädchen kniet auf dem knisternden Sofa, auf der gestickten Burgruine, und sieht sich das Bild an. Urgroßmütterchen ist jung gestorben, soll nicht recht froh gewesen sein. Es war mit dem Urgroßvater verheiratet, der die furchtbar vielen Röcke und Westen hatte. Es existiert noch ein Verzeichnis davon. Er muß alle Schränke voll Kleider gehabt haben; aber alle auf dem andern Gut, wo es nicht so gemütlich ist, wo die seidnen Tapeten sind und der Schloßhof mit der Statue. Das Urgroßmütterchen fror immer; es war gewiß nicht glücklich. Wenn man nicht glücklich ist, friert man viel leichter.

Der Urgroßvater ist ein „Verschwender" gewesen, sagt Papa; das ist eigentlich ein prächtiges Wort; es hat so was Leuchtendes, wie alter, roter, zerschlissner Samt. Ob er wohl mit so langen, dünnen Goldbörsen um sich warf, wie der unglückliche Mensch in „Robert der Teufel"? ..... Auf weiten Reisen war er auch, zeitweis ganz verschollen. So wie der „Verlorene Sohn". Ob er wohl Schweinetreber gegessen hat? Das kleine Mädchen war neulich in der alten Waschküche, wo sie die Kartoffeln für die Schweine dämpfen; und da hat sie eine herausgefischt — ja, das war sehr ungezogen — und hat sie gegessen, nein — nur halb — aber es war gar nicht so schlecht ..... besonders mit Salz. Ob der verlorne Sohn nicht wieder Sehnsucht hatte nach den Schweinen, wie sie dann alle dasaßen beim Kalbsbraten? Es mußte doch schrecklich genant sein, so ähnlich wie das erste Mittagessen, wenn die Brüder in den Ferien ankommen mit schlechten Zeugnissen ..... Mama krampfhaft vermittelnd, und Papa so — ja ..... so unheilsschwanger ..... aber Fräulein Anforge sagt, das sei ein unpassendes Wort, und nur für Dichter ....

Ja, also der Urgroßvater ließ das andre Schloß von Italienern ausmalen und die Statuen im Garten aufstellen. Und er hatte dort sein eignes Orchester, das auf der Galerie im großen Saal fiedelte und posaunte. Als er starb, ja, da war alles verschuldet, denn er war ein „Verschwender". Großpapa kam dann an die Reihe, „da pfiff der Wind aus einer andern Ecke", sagt Papa; er mußte das schöne Stadthaus verkaufen und die Kutschen und Pferde, und sogar ein Bild, „man hielt es lange Zeit für einen Correggio", sagt Papa. Aber Großpapa war ja nun entsetzlich knauserig geworden. Die vier Tanten saßen abends mit ihren Stickrahmen bei einer einzigen Kerze und die Söhne hielt er so knapp auf der Universität, daß Großmama heimlich ihren ganzen Schmuck verkaufte .... dabei gingen auch Urgroßmütterchens Girandolen in die weite Welt! .....

Das muß traurig gewesen sein, wie Großpapa uralt und halbgelähmt die letzte Zeit verbrachte, in dem frostigen Schloß mit seinen Götterplafonds und leeren Kaminen und glänzenden Parketts, über die einstmals so zierliche polnische Füßchen gebachstelzt waren. Großmama legte Patiencen ....

Auf jenem Gut gibt's noch ein anderes Bild von Berberitzchen — Barbara Sapiéha war ihr Mädchenname, es kamen damals viel Polen ins sächsische Land — in dem runden Eßzimmer mit den Allegorien der Gärtnerei an der Wand, Strohhut und Harke und Gießkanne — dort hängt es mit denen ihrer besten Freundinnen, die sich ihr zum Geschenk malen ließen, als sie heiratete. Zwei ganz blond, mit langen Hälsen und sanften Augen, die schönen Schwestern Fresenius, sie tragen Berberitzchens Miniature auf den Busenschleifen, und dann eine blasse, dunkelhaarige, mit seltsam hellen Vampyraugen: Helene Lubomirska; ein kleiner, schwarzer Schleier fällt bis zu ihren graden, düstern

Brauen, und der schmale, verschwiegne Mund sieht aus, als ob er auch in der Beichte nicht alles sagen würde. Und dann ist da noch eine kleine, rundliche Meta von Hymmen, mit einer schwarzen Maske in der Hand, das Mündchen wie eine Kirsche, eine kirschrote Bandschleife am Hals, von der ein Diamantkreuz hinabhängt zwischen die kleinen, ehrlichen, hochgeschnürten Brüste. Und schließlich Berberitzchen selbst: biegsam wie ein Weidenzweig, wie ein feiner, verkleideter Knabe, im apfelgrünen Überwurf, mit Pelz verbrämt, mit rotem Dogenmützchen und einem riesenhaften Muff, aus dem ein schwarzmäuliges Hündchen hervorbleckt. So fuhr sie wohl Schlitten in Dresden und in Warschau, ihre Augen glitzernd, als seien ihr Schneeflocken in die Wimpern geraten; ja, und da ist auch das zuckende Grübchen, der fragende Zug im Gesicht, als begriffe sie nicht, wie die Menschen vieles so schwer nehmen und vieles so leicht.

Tuck, des kleinen Mädchens liebster Kamerad — er besitzt auch eine Eule — hat ihm erzählt, daß Berberitzchen auf seines Onkels Gut beigesetzt sei. Sie starb dort bei ihren Freundinnen, der kleinen, warmherzigen Meta, den blonden gefühlvollen Schwestern Fresenius, und wurde einbalsamiert auf ihrer Eltern Wunsch. Der Sarg hat einen Glasdeckel, sagt Tuck, und wenn man sich platt an die Erde legt vor das Gitterfenster der Gruft und es recht helles Wetter ist, kann man sie liegen sehn, in vergilbter Seide und geschwärzten Silberlitzen, und ihr Gesichtchen ganz vertrocknet und braun, wie eine kleine Pfefferkuchendame. Ach, wie das traurig ist, warum legten ihr die Freundinnen nicht ihre Spitzentücher über das arme, junge Gesicht?

Die Eltern wollten sie nach Warschau haben, und der Urgroßvater auf sein Gut, und schließlich wurde aus beidem nichts. Er hat eine andre Frau genommen und die kleine Tote ist im Grabgewölb der fremden Leute geblieben. Vielleicht liegt sie dort besser, bei ihren süßen Freundinnen, mit denen sie schön und jung und sorglos war, als neben dem Urgroßvater, der die vielen Westen hatte . . . . .

Vom Hof kommt der Schrei der Pfauen: Leoh! Leoh! . . . . Die Knechte haben gevespert, jetzt ziehn sie die Leiterwagen aus dem Schuppen. Wie die Luft schwer ist und süß; und unten drunter ein bißchen säuerlich: das sind die dunklen Rosen, sie stehn schon zu lang in den Vasen. Die Wespe ist müde geworden, sie macht nur noch ganz kurze Ausflüge nach den klassischen Landschaften an der Saaldecke. Und die Pappelblätter flimmern so; es tut den Augen weh. Auf dem Grasplatz die Perückenbäume sind wie zitternder Nebel. Alles zittert, die Pappeln und die Luft draußen; man wird müde, wenn man hinblickt. Ach, und die Rosen sind alt, es müßten neue gepflückt werden.

Rudolf von Bennigsen/ von Carl Jentsch

Von Personen und Ereignissen, die nicht der allernächsten Vergangenheit angehören, bleibt dem durchschnittlichen Gebildeten, den nicht ein fachmännisches Interesse nötigt, sich genauer zu informieren, nur eine nebelhafte Erinnerung; Schlagwörter zeichnen ein paar Umrißlinien, die von der Phantasie ausgefüllt werden. Der Nationalverein hat 1866 vorbereitet, also, schließt man, ist er ein Werkzeug Bismarcks gewesen und haben seine Mitglieder an ihren Fürsten Verrat verübt, was ihnen von den Welfen, den Ultramontanen und den konservativen Legitimisten als Verbrechen, von den kleindeutschen Liberalen als Verdienst angerechnet wird. Aus Hermann Onckens zweibändigem Werke „Rudolf von Bennigsen" (Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart und Leipzig 1910), das mit seinen Urkunden und den Korrespondenzen aller Beteiligten in die verborgensten Winkel hineinleuchtet, kann sich jedermann überzeugen, daß die überlieferte Vorstellung falsch ist und am wenigsten auf das hannöversche Haupt zutrifft. Gewiß haben die Mitglieder des Nationalvereins die preußische Spitze gewollt, aber sie haben nicht weniger als alle übrigen Liberalen den reaktionären Junker Bismarck gehaßt, und das gegenseitige Mißtrauen ist auch dann noch nicht geschwunden, als die unmittelbar bevorstehende Entscheidung die beiden dasselbe Ziel erstrebenden Parteien zwang, sich miteinander zu verständigen. Gewiß wollten auch die Nationalvereinler Österreich ausschließen, aber — trotz natürlicher Abneigung gegen seinen klerikal-feudalen Charakter — nicht aus Übelwollen gegen den Kaiserstaat, dessen Existenz Bennigsen für eine europäische Notwendigkeit erklärte, sondern aus der klaren Erkenntnis, daß zwei Spitzen ein Unding seien und Österreich mit seiner überwiegend undeutschen Bevölkerung sich zur deutschen Vormacht nicht eigne. Den Deutschen Österreichs aber, meinte man, werde ein mächtiges Deutschland im Rücken die kräftigste Stütze sein. Im Jahre 1859 waren nicht bloß die Katholiken, die Süddeutschen und die preußischen Konservativen der Ansicht, daß der Bund verpflichtet sei, seinem Mitgliede gegen Frankreich und Sardinien zu helfen, auch die Liberalen, die sich bald darauf im Nationalverein zusammenfanden, wünschten, daß Preußen eingreife. Allerdings hatten sie dabei den Nebengedanken, daß Preußen durch die Führung des Bundesheeres die deutsche Einigung in ihrem Sinne anbahnen werde, das Parteiinteresse deckte sich mit dem deutsch-patriotischen. Aber dieses überwog. „Sollte", läßt Oncken die Liberalen sich fragen, „noch einmal eine egoistische preußische Diplomatie dem Niederbruch Österreichs tatlos lauernd zusehen, um

dann, in verschuldeter Vereinzelung, von dem gleichen Schicksal überrannt zu werden, sollte innere Zwietracht dem Deutschen Bunde ein ähnliches Ende bereiten wie dem alten Reiche schmachvollen Angedenkens — jetzt, wo wieder die Gestalt eines Napoleon etwas Unberechenbares, Dämonisches zu verkörpern schien? Die Erinnerung an die historische Parallele, die Zeit vom Baseler Frieden bis zum Jahre 1806, lebte in den Vorstellungen aller, nicht bloß bei den preußischen Konservativen, denen Napoleon die Revolution schlechtweg bedeutete; sondern gerade den Liberalen war seit kurzem Häussers lebensvolle Darstellung gegenwärtig, die Geschichte vom Untergang des alten Reiches durch den Hader der deutschen Vormächte und von der Befreiung durch ihren Zusammenschluß."

Und diese Gefahr des gesamten deutschen Vaterlandes nun, nicht die Absicht, ein Ideal politischer Doktrinäre, den liberalen Musterstaat, zu verwirklichen, war die Triebkraft des Nationalvereins. Der Mangel einer organisierten Landesverteidigung in dem Augenblicke, wo Frankreich seine militärische Übermacht bewies, die Uneinigkeit der Deutschen und die Zielloſigkeit der preußischen Politik schienen nicht bloß Deutschland, sondern sogar Preußen mit Auflösung zu bedrohen. Hans Viktor von Unruh schreibt am 21. Juni 1861 an Bennigsen: „Ich werde selbst in kleinen Kreisen von 20 bis 30 Personen immer an Polen und die Polacken erinnert und halte es nicht für unmöglich, daß wir Deutschen und zumal wir Preußen dereinst wirklich dem Geschick Polens verfallen." Die Gefahr wuchs, als Napoleon seine Expansionsgelüste durch die Annexion Savoyens bekundete. Bennigsen und seine Freunde waren darin einig, daß Preußen dagegen etwas tun müsse, und da nichts geschah, fanden Gerüchte Glauben, nach denen sich Napoleon die Vergrößerung Preußens auf Kosten deutscher Staaten mit deutschem Boden auf dem linken Rheinufer werde bezahlen lassen. Man wußte, daß Napoleon in Frankreich immer unbeliebter, seine Stellung immer schwieriger und auch noch durch eine wirtschaftliche Krisis erschwert wurde, und daß ihm der Gedanke nahe liegen mußte, die Gemüter durch Digressionen nach außen abzulenken. Für die Hannoveraner und die Hansastädte kam noch die Besorgnis wegen ihrer ungeschützten Küsten und ihres bedrohten Handels hinzu, eine Besorgnis, die der Konflikt mit Dänemark nicht wenig steigerte, so daß sich dem Rufe nach militärischer Organisation des Bundes das Verlangen nach Küstenbefestigungen und einer deutschen Kriegsflotte zugesellte. Von Annexionsgedanken war Bennigsen weit entfernt. Zwar bekämpfte er in der hannöverschen Kammer als Führer der Opposition das Ministerium Borries nicht nur wegen des verfassungswidrigen Regimes, sondern auch wegen einer partikularistischen Politik, die nicht bloß für Deutschland, sondern für Hannover selbst gefährlich war, denn sie war entschieden preußenfeindlich, und hinter ihr, wie hinter der Triasidee süddeutscher Staats-

männer, verbargen sich Rheinbundgelüste. Der König von Württemberg äußerte gegen Vertraute, er habe nur die Wahl zwischen zwei Übeln, und Frankreich sei das kleinere, weil es weniger als Preußen seine Souveränität bedrohe. Doch nicht Bennigsens Politik, sondern die des in jedem Sinne blinden Königs Georg und seines Ministers hat den Untergang des hannöverschen Staates herbeigeführt, vor dem die von der liberalen Opposition geforderte Neutralitätserklärung bewahrt haben würde. Selbst Bismarck hat die Annexion nicht von langer Hand vorbereitet, sie aber natürlich gern vollzogen, nachdem sie der eigensinnige König provoziert hatte. Als Bennigsen dessen endgültige Entscheidung erfuhr, soll er mit den Worten: „nun ist die Selbständigkeit Hannovers für immer dahin", in Tränen ausgebrochen sein. Kurz vor der Entscheidung, am 14. Juni, war der Bürgermeister Duncker aus Berlin zu ihm gekommen und hatte ihn im Auftrage Bismarcks gefragt, ob er geneigt sei, an die Spitze der Regierung zu treten, die Preußen nach der militärischen Okkupation des Landes einrichten werde. „Ich erwiderte", schreibt Bennigsen an Lasker, „in continenti, daß ich die Proposition ablehnen und mir jede weitere Verhandlung darüber verbitten müsse." Nach vollzogener Annexion hat er dann, echt englisch konservativ, all seinen Einfluß aufgeboten, von den althannöverschen Institutionen so viel wie möglich zu retten.

Also nicht die Verwirklichung liberaler Ideale, sondern die Not und Gefahr des Vaterlands war für Bennigsen und seine Freunde das treibende Motiv gewesen. Die starke Zentralregierung war ihr Hauptziel, hinter das alles andere, auch die Erfüllung liberaler Wünsche, zurücktreten mußte. Selbstverständlich hegten sie solche; deswegen waren sie ja Gegner Bismarcks, bis dieser ihre Hauptforderung mit seinen Mitteln, Blut und Eisen, erfüllt hatte. Dann suchten sie freilich ihren Wünschen und Forderungen Geltung zu verschaffen. Bei mehreren Gelegenheiten habe ich ausgeführt, wie mißlich es ist, eine so feine und seltene Tugend wie die liberale Gesinnung zur Grundlage politischer Parteibildung zu wählen, und wie wenig die groben Gebilde, die politische Parteien nun einmal sind, einem solchen Parteiideal entsprechen können. Damit will ich aber natürlich nicht leugnen, daß unter den Führern der Liberalen vor 1870 Männer von echt liberaler Gesinnung, und unter ihren Forderungen solche gewesen sind, die den Namen liberal verdienen. Auch wird, da zur Verständigung unter Menschen hergebrachte Benennungen nicht zu entbehren sind, nichts übrig bleiben, als den deutschen Liberalen jener Zeit ihren Namen ohne Gänsefüßchen zu lassen. Und aus Onckens Werke leuchtet uns Bennigsens Gestalt als die Verkörperung eines echten politischen Liberalismus entgegen, die Gestalt eines Mannes, der, von liberalem Idealismus und deutschem Patriotismus gleich stark bewegt, ohne je einen Vorteil für sich und die Seinen zu erstreben oder zu erlangen, sein ganzes langes Leben im Dienste des Vaterlandes

verzehrt hat, diesem ein behagliches Familienleben zum Opfer bringend und dem heißen Drange nach Vollendung seiner wissenschaftlichen Bildung erst nachgebend, nachdem er, ein Sechsundsiebenzigjähriger, seine Mandate niedergelegt hatte. Er ging noch einmal nach Göttingen und hörte dort Kollegien. Die hannöversche Heimat, die Familienverhältnisse Bennigsens, sein Naturell ermöglichten diese Verkörperung. Oncken hat den „Inbegriff von Tendenzen", der dem Liberalismus zugrunde liegt, sehr gut entwickelt. Schälen wir das politisch Wichtigste davon heraus, so bekommen wir: Selbstverwaltung, Abwesenheit bureaukratischer Bevormundung und polizeilicher Einengung, Ersetzung der alten mystischen Autoritäten durch die von einer Ständeversammlung oder Volksvertretung geltend gemachten Staatsnotwendigkeiten und Volksbedürfnisse.

Bei der ungeheuren Mannigfaltigkeit der Zustände und Interessen im neuen Reiche und bei der Zahl seiner Einwohner verstand es sich von selbst, daß die Neugründung nicht liberal, d. h. parlamentarisch ausfallen, sondern nur eine verfassungsmäßig beschränkte Monarchie hergestellt werden konnte. Ein Requisit des englischen Parlamentarismus wäre ja heute allenfalls zu beschaffen. Wir leiden an dem Übelstande, daß der Kurs oder auch Stillstand des Reichsschiffs davon abhängt, ob der Kaiser genug gesunden Instinkt und guten Willen hat, die fähigsten und tüchtigsten Männer ans Ruder zu stellen. In England stehen dem auslesenden Unterhause einige Dutzend Familien zur Verfügung, deren Häuptern das Regieren Lebensberuf ist, und deren Mitglieder im Unterhause und im Kolonialdienst Gelegenheit haben, den Befähigungsnachweis zu erbringen. Das Material für eine solche Oligarchie, die an die Stelle des Kaisers zu treten hätte, ist in unsern Dynastien, in unsern Adels- und Industriemagnaten vorhanden, aber die Oligarchie selbst haben wir vorläufig nicht, und Bennigsen hatte sie auch nicht. Nur die mit Macht ausgerüstete Autorität, die das Reich geschaffen hatte, konnte dieses erhalten, wenn es auch vielleicht nicht unbedingt notwendig war, daß sie sich in den unliebenswürdigen Formen preußischer Bureaukraten und Polizisten geltend machte, und daß jede unbequeme Opposition mit bismärckischer Rücksichtslosigkeit an die Wand gedrückt wurde. Hat doch sogar Treitschke in einem Briefe an Gustav Freytag, als Bennigsen Minister werden sollte, geklagt: „Bismarck kann selbständige Naturen nicht neben sich ertragen, und ich rate keinem Freunde, seinen Kopf in die Schlinge zu stecken."

Der erste dieser Freunde, der offen bekannte, daß Bismarck „eigentlich alles gemacht" habe, und der sich ihm, unbekümmert um das Geschrei über Prinzipienverrat, zur Verfügung stellte, war Miquel. Aber auch Bennigsen ließ sich durch doktrinäre Bedenken nicht abhalten, in wirtschaftlichen, Militär- und Autoritätsfragen dem Kanzler beizustehn, obwohl seine Stellung zwischen diesem und den

Doktrinären seiner Partei äußerst schwierig war. Die volle Aufklärung über die Wendung, die Bismarck 1877 bis 1879 vollzog, wird zwar nach Oncken erst erfolgen, „wenn die Papiere Bismarcks der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden". Aber so viel sieht man aus den hier mitgeteilten Korrespondenzen deutlich, daß Bennigsen, als ihn Bismarck zum Eintritt ins Ministerium einlud, den Miteintritt zweier Parteigenossen (die Freunde einigten sich auf Forckenbeck und Stauffenberg) fordern mußte, wenn er einige Aussicht haben wollte, die Nationalliberalen hinter sich zu behalten, wodurch die Möglichkeit gegeben gewesen wäre, die beiden großen Aufgaben des Augenblicks, die Beendigung des Kulturkampfs und die Finanz- und Wirtschaftsreform, mit einer nationalliberal-konservativen statt mit einer ultramontan-konservativen Mehrheit zu lösen. Auch so wäre der Erfolg noch zweifelhaft gewesen, weil in der nationalliberalen Partei der Doktrinarismus, bei Bismarck und dem Kaiser aber die Abneigung gegen den Liberalismus zu stark war. Bennigsen sah ein, daß das „Fraktionswesen" überlebt war (vielmehr waren die alten Fraktionen das Überlebte; ein fraktionsloses Parlament ist doch nicht denkbar); trotzdem und obwohl seine Fraktion nach 1878 zu einem Fraktiönchen herabsank, blieb er ihr treu. Er hielt sie für nützlich als Mittelpartei zwischen den Extremen. Hätte er sie sich noch genauer angesehen, so würde er bemerkt haben, daß sie die Vertretung einer zwar sehr wichtigen, aber nicht sehr zahlreichen sozialen Schicht geworden war: des Großbürgertums. Anfangs vertrat er mit seinen Freunden „das liberale Bürgertum in Stadt und Land". Das auf dem Lande, d. h. die Bauernschaft, wurde agrarisch und schwenkte zu den Junkern ab, die sich konservativ nennen. Die hannöverschen Bauern wählen zwar noch nationalliberal, doch unter der Voraussetzung, daß die Fraktion in wirtschaftlichen Dingen mit den Konservativen stimmt. Die Stadtbürger aber sind teils der Fahne Eugen Richters gefolgt, teils antisemitische Mittelstandsparteiler geworden, teils verarmt und der Sozialdemokratie verfallen. Der Kern der nationalliberalen Partei besteht jetzt aus jenen Großbürgern, die den Rittern wirtschaftlich den Rang abgelaufen haben und ihnen nun auch den politischen Einfluß und die soziale Rangstellung nehmen möchten. Ihre Größten, die mit den Adelsmagnaten zur höchsten sozialen Schicht verschmelzen wie in England, haben sich die zwischen den Nationalliberalen und den Konservativen stehende freikonservative Fraktion eingerichtet. Es ist nun offenbar töricht, wenn Doktrinäre gegen diese natürliche Gruppierung losziehen und der nationalliberalen Partei immer wieder vorwerfen, sie habe ihre Prinzipien verraten; aber freilich, der Parteiname verleiht diesem Vorwurf Berechtigung. Das Nationale versteht sich für alle Parteien Deutscher von selbst; zur deutschen Nation gehören alle, deren Muttersprache die deutsche ist. Was aber haben die wirtschaftlichen, die sozialen, die Finanz- und die Steuerfragen, um die heute gekämpft wird, mit liberalen Prinzipien zu schaffen?

Solche kommen ja auch mitunter in Frage, aber nach Vollendung der Reichsverfassung doch nicht so häufig, daß sie sich zur Grundlage einer Parteibildung eigneten. Das allgemeine Wahlrecht, das heute für Preußen gefordert wird, ist kein liberales, sondern ein demokratisches Prinzip, und die in der nationalliberalen Partei vertretenen Großunternehmer sind die letzten, es zu wünschen. Die Arbeiter wünschen es nicht aus Liberalismus, sondern aus Interesse.

Der religiöse und der Kulturliberalismus hat eine innere Verwandtschaft zum politischen, obwohl er nicht notwendig mit diesem verknüpft ist; noch weniger mit dem Demokratismus. Die Bureaukraten des absoluten Staates in der Aufklärungszeit waren religiös- und kulturell-liberal und eben darum höchst unpopulär. Auch diese Art Liberalismus hat Bennigsen aus seiner Rasse und aus seinem Milieu gesogen. Kühlverständige, wohlgesittete norddeutsche Bauern, Bürger und Rittergutsbesitzer sind keine religiösen Schwärmer und Enthusiasten. Die Religion nimmt nur ein bescheidnes Plätzchen in ihrer Seele ein und beschränkt sich auf eine gute bürgerliche Moral, die drei kantischen Ideen und die Hochachtung vor dem guten und weisen Rabbi Jesus. In behaglicher wirtschaftlicher Lage, nie im Leben von Nahrungssorgen geängstigt, kennen sie den Sumpf des Proletarierelends so wenig, wie den Überschwang mystischer Verzückungen, die Verzweiflung von Leidenschaften zerrissener Seelen und die schauerlichen Abgründe, in die der philosophische Grübler gerät. Sie sind ordentlich verheiratet, treue Gatten und gewissenhafte Väter; „ein ordentlicher Mann", pflegte Bennigsen zu sagen, wenn er loben wollte. Zu den Oberflächlichen hat er jedoch keineswegs gehört, obwohl er in allem ein richtiger Hannoveraner und außerdem gesund und rüstig war, was für die Weltanschauung sehr wichtig ist, denn der Kranke schaut die Welt mit andern Augen an, als der Gesunde. Bei Bennigsen barg das kühle, ruhige, gemessene Äußere ein tiefes Gemüt; auf Erholungsreisen las er das Neue Testament, und aus seinen letzten Lebensjahren liegen Äußerungen vor wie die folgende: „Hätte ich nicht die feste Überzeugung, daß unser Leben nur ein vorübergehender Abschnitt und ein verschwindender Zeitteil in einem unendlichen Dasein ist, dessen Wesen und Bedeutung wir freilich nicht zu erkennen vermögen, wie wollten wir dann unser Leben mit seinen Rätseln und Schmerzen ertragen, ohne unter seiner Last zu erliegen?" Aber das katholische Wesen erschien ihm in der Jugend unvernünftig und eines gebildeten Menschen unwürdig, und die angeborene und anerzogene Abneigung steigerten widerwärtige Eindrücke, die er bei zufälligen Berührungen mit katholischen Bevölkerungen erlitt. Doch war er — selbstverständlich, darf man bei einer so wahrhaft vornehmen Natur sagen — kein fanatischer Katholikenfresser, widerriet unnötige Verletzungen katholischer Empfindlichkeit, verstand die Bedeutung der Religion fürs Volksleben und blieb nur darum auch im Kulturkampf Führer seiner Partei, weil er in dem

Romanismus und Partikularismus verkörpernden Zentrum eine Gefährdung des neuen Reiches oder wenigstens ein Hindernis seines harmonischen Ausbaues sah. Das letzte große Gesetzgebungswerk, an dem er mitgearbeitet hat, das Bürgerliche Gesetzbuch, haben unter seiner Führung die Nationalliberalen mit dem Zentrum gegen die Konservativen zustandegebracht, was zwischen ihm und Lieber ein auf gegenseitiger Hochschätzung beruhendes Freundschaftsverhältnis stiftete.

Arbeitslosigkeit/ von Emil Münsterberg

Unsere Zeit hat ein Wort geprägt, das im Gegensatz zu der körperlichen Arbeitsunfähigkeit, wie sie dem Kinde, dem Greise, dem Kranken und dem Invaliden eigen ist, die Unfähigkeit ausdrücken soll, sich durch Arbeit die Mittel zum Lebensunterhalt zu erwerben, weil es an Arbeit fehlt: soziale Arbeitsunfähigkeit; der hierdurch geschaffene Zustand: Arbeitslosigkeit. Das äußere Bild dieses Zustandes gleicht dem, der durch jene andern Gründe der Erwerbsunfähigkeit — Kindheit, Krankheit, Alter — hervorgerufen ist. Es ist der Zustand der Armut. Wer aber gern die helfende Hand dem Kinde, dem Kranken, dem Greise entgegenstreckt, ist zunächst geneigt, sich dem Arbeitsfähigen zu versagen und ihm ein „Hilf dir selbst" entgegenzurufen; auch der Arbeitsfähige, dem das Gebot der Selbsthilfe zugleich noch eine Frage der Selbstachtung ist, streckt nur mit äußerstem Widerstreben die Hände bittend aus. Gerade vom Standpunkt helfender Fürsorge erkennt man leicht den Unterschied zwischen dem körperlich und dem sozial Arbeitsunfähigen. Krankheit, Unfall und Invalidität sind trotz aller Gefahr der Simulation doch verhältnismäßig leicht durch Sachverständige festzustellen, Verwitwung und Verwaisung sowie das Lebensalter können urkundlich nachgewiesen werden; alle diese Ereignisse sind nahezu unabhängig von dem Willen des Betroffenen. Die Arbeitslosigkeit entzieht sich diesem Zustande objektiver Feststellung in sehr hohem Maße; sie ist in ganz anderer Art und in viel weiterem Umfange von dem Willen des Betroffenen abhängig. Wer an dem einen Ort arbeitslos ist, braucht es nicht mehr zu sein, wenn er sich an einem anderen Ort Arbeit sucht; wer in dem einen Arbeitsfach nicht tätig sein kann, ist vielleicht imstande, sich ein anderes zu suchen. Ob jemand ledig oder verheiratet ist, wird für den Ortswechsel von Bedeutung; gewisse Berufsarten schließen die auch nur zeitweilige Ausübung anderer Arbeit aus oder machen den Berufswechsel sehr unerwünscht. Ob die letzte Möglichkeit, Arbeit zu finden, erschöpft ist, ob körperliche oder geistige Mängel, geringe Fähigkeiten oder Ungeschicklichkeit die Erlangung von Arbeit erschweren, ob geringe Arbeitswilligkeit oder gar Arbeitsscheu,

ob Liederlichkeit und Trunksucht den Anlaß zum Verlust der Arbeit bilden, ist ungemein schwer, wenn nicht unmöglich, festzustellen.

Und doch, gleichviel ob die Unfähigkeit zum Erwerbe des Unterhalts durch körperliche oder soziale Arbeitsunfähigkeit hervorgerufen ist, die Folgen sind gleich furchtbar. Wer kennt außer dem Betroffenen selbst den durch sie geschaffenen Zustand. Wer weiß von den qualvollen Tagen und den kummervollen Nächten dessen, der trotz redlichster Bemühung sich und die Seinen dem Mangel preisgegeben sieht. Ein unaufhörliches Suchen und Hetzen. Der Mann kehrt abgetrieben heim zu der Familie, die hoffend seiner Rückkehr wartet. Allmählich versagen die letzten Hilfsquellen; die Lebensmittelhändler weigern weiteren Kredit; die entbehrlichen Stücke sind versetzt; die unentbehrlichen folgen nach. Die Frau sucht etwas mit zu verdienen; sie muß Haus und Kinder den Tag über allein lassen, um abgehetzt und müde in letzter Stunde die Häuslichkeit imstande zu halten, die während des Tages sich selbst überlassen blieb. Jede andre Empfindung als die des leiblichen Mangels geht in solchem Zustande verloren. Die Gier nach Speise brennt in den Augen der Jungen und der Alten. Glücks genug, wenn der Hunger, gleichviel wie, für den Augenblick gestillt wird. Unterernährung, ungenügende Wohnungen, unzulängliche Bekleidung liefern zahlreichere Opfer durch Krankheit, Siechtum, Gebrechen und frühen Tod, als der blutigste Krieg. Und wer nicht wehrlos sich ergeben will, wen mächtiger Lebenstrieb drängt, sich um jeden Preis, auch außerhalb der gesetzlichen Ordnung, die Sättigung zu schaffen, den führt es auf die Wege der Ungesetzlichkeit, des Verbrechens, der Prostitution.

Unter den Bemühungen, die Arbeitslosigkeit zu bekämpfen, sind vor allem zwei geschichtlich denkwürdig, weil sie mehr als irgendwelche anderen die Grenzen erkennen lassen, die die Natur der Dinge selbst derartigen Maßregeln zieht. Die Erkenntnis der gefährlichen und gleichzeitig herabwürdigenden Natur des Almosens führt zu der Forderung: Arbeit statt Almosen; ihre Durchführung scheint gesichert, sobald man Arbeit bereitstellt und die Unterstützung des Arbeitslosen davon abhängig macht, daß er Arbeit leiste; seine Weigerung würde ihn als Mißbraucher der Armenpflege erkennen lassen. Durch das Gilberts Act genannte englische Gesetz von 1782, das außer wichtigen organisatorischen Maßregeln das Verhältnis der Armenpflege zu der Arbeitslosigkeit regelte, wurden die englischen Armenbehörden ermächtigt, die sich als arbeitslos meldenden Personen landwirtschaftlichen oder industriellen Unternehmern zu überweisen, die dafür an die Armenverwaltung einen bestimmten Betrag zu zahlen haben. Soweit durch diese Zahlung der Betrag nicht erreicht wird, der zum notdürftigen Lebensunterhalt als erforderlich erachtet wird, soll die Armenverwaltung das Fehlende zuschießen. Dies ist die sogenannte Allowance. Der Weg ist also folgender: Wer arbeitslos ist, meldet sich und erhält durch die Armenverwaltung

die zu seinem Lebensunterhalt erforderliche Unterstützung; die Armenverwaltung überweist den Arbeitslosen zur Arbeit und zieht den Arbeitslohn ein. Der Unternehmer zahlt, soviel er glaubt zahlen zu können und zu müssen. Die Arbeit ist ihm aber selbstverständlich nur dann von Wert, wenn er sie billig erhält. Daß der Arbeiter unter zu geringem Lohn nicht leide, dafür sorgt die Armenverwaltung durch ihre Zuschüsse. Die natürliche Tendenz ist daher, billige Arbeitskräfte auf Kosten der Gesamtheit zu erhalten. Der freie Arbeiter, der sich ohne Vermittlung der Armenverwaltung anbietet, kann nicht mehr konkurrieren, da er einen Lohn fordern muß, der ohne den Zuschuß der Armenverwaltung höher ist, als der durch ihren Zuschuß ergänzte Lohn. Es wird also ein Lohndruck geübt, der den freien Arbeiter zwingt, den Weg über die Armenverwaltung zu wählen, die ihrerseits durch die Zuschüsse zu außerordentlich hohen Aufwendungen genötigt wird. Die Armenlasten steigen ins Ungemessene; die Steuerzahler sind unfähig, die Lasten zu tragen, die — wie noch heute in England — auf dem Grundbesitz ruhen. Ja die Lasten steigen in einzelnen Kirchspielen so sehr, daß Grundstücke von ihren Eigentümern verlassen werden, weil sie die Armenlasten nicht mehr zu tragen vermögen. Volksunruhen, Verbrechen, Mißbrauch aller Art zeigen die Undurchführbarkeit des Systems. Es bricht zusammen und wird zum Anlaß der großen englischen Reform von 1834.

Nicht viel später gibt Frankreich ein anderes nicht minder lehrreiches Beispiel einer rein philanthropisch gerichteten Fürsorge für Arbeitslose in den Ateliers publics und den Ateliers nationaux. Im August 1789 erläßt die Pariser Stadtverwaltung eine Bekanntmachung, in der auf die traurige Lage des Arbeitsmarktes hingewiesen und ausgesprochen wird: „Die vornehmsten Gläubiger der Nation sind die Arme, die sich nach Arbeit ausstrecken, und das Land, das der Arme bedarf". Das Mittel, um diese Gläubiger zu befriedigen, sollen öffentliche Arbeiten bilden. Es werden die Ateliers publics geschaffen; sie haben mit ungeheuren Schwierigkeiten zu kämpfen; die Zahl der Arbeitbegehrenden und der Zuzug nach Paris und die mit der Arbeitsverschaffung verbundenen Kosten wachsen ins Uferlose. Die Tätigkeit wird sehr bald eingestellt. In der Konstitution von 1793 wird die Zusicherung in feierlicher Weise wiederholt; die Verheißung bleibt unerfüllt wie alle folgenden. Aber das Wort von der „heiligen Schuld" (dette sacrée) war gesprochen und blieb in den Köpfen dergestalt lebendig, daß es 1848 von neuem in Tat umzusetzen versucht wurde. Eine Regierung, die auf den Trümmern der Monarchie die Menschenrechte neu vergolden und dem Volke zeigen mußte, wie rückständig das Bürgerkönigtum geworden sei, konnte nichts anderes tun, als die dette sacrée einlösen — das „Recht auf Arbeit" verwirklichen. Wieder stolze und verheißungsvolle Worte: „Le gouvernement provisoire de la République française s'engage à garantir l'existence de l'ouvrier par le travail; il s'engage à garantir du travail à tous

les citoyens.“ Zwei Tage später erschien das Dekret, durch das die nationalen Werkstätten (Ateliers nationaux) ins Leben gerufen wurden. Eine Art militärischer Organisation; Personen, die in Paris oder im Seine-Departement wohnten, sollten sich bei der Mairie wegen Arbeit melden, die in Herstellung von Erdarbeiten, Planierungen u. dgl., d. h. in Arbeiten für ungelernte Arbeiter bestanden. Wer durch Bescheinigung der Mairie nachwies, daß er keine Arbeit habe erhalten können, empfing Geldunterstützung, und zwar täglich 1,50 Fr., während der Lohn für den Arbeitstag 2 Fr. betrug. Trotz aller Versuche guter Organisation, trotz rücksichtsloser Abschiebung aller von auswärts Zuziehenden war die Zahl der sich Meldenden von 14000 am 15. März auf 87900 am 19. Mai gestiegen. In drei Monaten wendete man 14 Millionen auf; wenn auch gewiß eine Anzahl Bedürftiger mit ernährt wurde, so wirkte doch die verhältnismäßig hohe Tagesvergütung ohne jede Gegenleistung vor allem auf die Müßiggänger, die sich bei dem ungeheuren Angebot leicht die Bescheinigung verschaffen konnten, daß sie keine Arbeit in Werkstätten erhalten hätten. Die Verminderung des Triebes zur Arbeit, die Schädigung der freien Arbeit, die mit der Anhäufung von Müßiggängern verbundenen Unruhen traten so unheilvoll hervor, daß die Regierung selbst nach drei Monaten zur Auflösung der nationalen Werkstätten zu schreiten genötigt war.

Wie merkwürdig berührt diesem naiven Glauben gegenüber, der alles von der helfenden Hand der Gesellschaft erwartete, das furchtbare Wort, das Malthus wenige Jahre später in seiner Bevölkerungslehre aussprach: „Ein Mensch hat, wenn seine Familie ihn nicht ernähren kann, noch die Gesellschaft seine Arbeit gebrauchen kann, nicht das mindeste Recht, irgendwelche Nahrungsmittel zu fordern und ist wirklich überflüssig auf der Erde. An dem großen Gastmahl der Natur ist für ihn kein Gedeck aufgelegt; die Natur gebietet ihm, sich wieder zu entfernen und säumt nicht, das Gebot selbst zur Ausführung zu bringen.“

Aus dem Bildlichen ins Wirkliche übertragen: es fehlt an hinreichender Arbeit für alle; der unüberwindliche Lebenstrieb drängt die Unbeschäftigten, Arbeit um jeden Preis anzunehmen; das starke Angebot freier Hände drückt die Löhne auf jenes Minimum herab, das zu wenig zum Leben und zu viel zum Sterben bedeutet; es ergreift auch die Lohnbedingungen derer, die ohne solchen Mitbewerb Löhne festzuhalten imstande wären, die eine anständige Lebenshaltung ermöglichen. Es gibt keine Ausbeutungsgelegenheit, die nicht begierig ergriffen würde; Kinder- und Frauenarbeit gelangen zur verderblichsten Blüte. Niedergang der nationalen Lebenskraft — Verwahrlosung der Jugend — Verbrechertum — Krankheit und frühes Siechtum sind die Früchte.

Unsere Zeit sieht das Problem der Arbeitslosigkeit verschärft vor sich. Eine industrielle Entwicklung, die mit keinem früheren Zustande verglichen werden kann; Dampf und Elektrizität; eine Presse, die mit jedem Morgen das Ergebnis

der gesamten wirtschaftlichen Bewegung, den Stand aller wirtschaftlichen, nationalen und internationalen Kämpfe den am Arbeitsbetriebe beteiligten Arbeitgebern und Arbeitern so gut wie den öffentlichen Verwaltungen vermittelt. Eine Beweglichkeit der Bevölkerung, die die Städte überfüllt, das Land entvölkert. Verschiebung der Arbeitsverhältnisse fast von Tag zu Tag. Und in dem ungeheuren, Millionen Hände fordernden Getriebe nichtsdestoweniger die große Schar derer, die der folgende Tag arbeitslos aufs Pflaster wirft oder zu vielfach unterbrochener gelegentlicher Arbeit verdammt.

Das Problem tritt aus dem karitativen und philanthropischen Stadium in das wirtschaftlich-soziale. Der vierte Stand leidet nicht mehr still; auch ist der Ausbruch seiner Stimmung nicht mehr so gewaltsam, wie der des französischen Volks 1789 und 1848. Die manchesterliche Scheu vor einer Behandlung des Problems durch die öffentlichen Gewalten ist geschwunden. Staaten, die eine ausgedehnte Gesetzgebung des Arbeiterschutzes und der Arbeiterversicherung auf ihr Programm gesetzt haben, sind nicht mehr bedenklich, auch diese letzte und wichtigste soziale Frage, die Frage der Arbeitslosigkeit zum Gegenstand der Erwägung und, soweit es ihnen möglich erscheint, der gesetzlichen Regelung zu machen.

Bildete den Ausgangspunkt aller dieser Bemühungen die Forderung „Arbeit statt Almosen", so konnte sich leicht die andere Formel ergeben: „Das Recht auf Arbeit". Die Forderung an die Gesellschaft, Arbeit zu gewähren, d. h. wenn der Arbeitsfähige Arbeit nicht hat oder nicht finden kann, ihm Arbeit zuzuweisen. Hatten die Versuche solcher Arbeitsgewährung in den oben geschilderten großen und an unzähligen Stellen in kleinerem Maßstabe wiederholten Unternehmungen gezeigt, daß die ungeregelte Arbeitsgewährung gegen schwersten Mißbrauch nicht zu hüten sei, so mußte die Sicherung gegen Mißbrauch jeden weiteren Versuch notwendig begleiten. Dies ist vor allem zu beachten, wenn man die neueren Bestrebungen auf diesem Gebiet recht verstehen will. Man kann sie in vier Gruppen scheiden. In erster Linie steht die Selbsthilfe, in zweiter die Arbeitsverschaffung, in dritter die Arbeitsgewährung, in letzter stehen Armenpflege und Liebestätigkeit.

Nicht nur in der Reihenfolge der tatsächlichen Leistungen nimmt die Selbsthilfe die erste Stelle ein. Sie ist ihrer Natur nach die vornehmste Art der Hilfe, die die unter gleichen Bedingungen und Gefahren arbeitenden Fach- und Berufsgenossen einander leisten, ohne fremde Mitwirkung in Anspruch zu nehmen. In Deutschland sind es die gewerkschaftlich organisierten Verbände, in erster Linie die freien Gewerkschaften (wobei die Lokalverbände gegenüber den Zentralverbänden von geringer Bedeutung sind), die christlichen Gewerkschaften und die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine: für sie alle sind die englischen Trade-unions, die nach ihrer Entstehung lediglich auf Wahrnehmung der wirtschaft-

lichen Interessen ihrer Mitglieder gerichteten Fachverbände, vorbildlich gewesen. Die Unterstützungen der Gewerkvereine für ihre arbeitslosen Mitglieder betrugen in Deutschland im letzten Jahr über 6 Millionen Mark, Leistungen, die um so bedeutender erscheinen, als die Mitglieder sie sich selbst verdienen; ihr Wert liegt nicht nur in der Beseitigung oder Linderung der Notlage des einzelnen Mitgliedes, sondern in der Möglichkeit, durch sie die Lebenshaltung der gesamten zu der Organisation gehörigen Arbeiterschaft aufrecht zu erhalten. Nur muß sogleich beachtet werden, daß es sich nur um einen Teil der Arbeiterschaft, und zwar um denjenigen Teil handelt, dessen Angehörige gelernte Arbeiter sind, die ohnehin in höherem Maße wirtschaftliche Voraussicht besitzen und üben, auch durch höhere Löhne besser imstande sind, in guten Zeiten für die schlechten zu sorgen. Dagegen ist in der gewerkschaftlichen Organisation gerade die große Masse der ungelernten Arbeiter nicht inbegriffen, die bereits von jeder kleineren Erschütterung des Arbeitsmarktes ergriffen werden, deren Löhne auch bei guter Arbeitsgelegenheit nicht sehr hoch sind, und die gerade die wirtschaftliche Voraussicht der gewerkschaftlich organisierten Arbeiter vermissen lassen; es handelt sich in Deutschland zurzeit um rund 80 v. H. der gesamten Arbeiterschaft, die nicht organisiert sind und daher der Selbsthilfe entbehren. Von entscheidender Bedeutung ist bei der organisierten Selbsthilfe weiter, daß jene oben hervorgehobene, fast unlösbar erscheinende technische Schwierigkeit durch die Organisation als solche überwunden wird. Die von ihr eingerichtete Kontrolle des Zustandes und der Fortdauer der Arbeitslosigkeit bietet eine so große Sicherheit, weil sie getragen wird von dem Solidaritätsgefühl der Mitglieder, die in ihrem Kreise als ehrlos erscheinen würden, wenn sie die genossenschaftliche Hilfe mißbrauchten.

Diese Umstände erklären es, daß die Mitwirkung der öffentlichen Gewalten an der Versicherung gegen Arbeitslosigkeit im wesentlichen nicht über eine Unterstützung dessen, was die organisierten Gewerkschaften leisten, hinaus gekommen ist. Ihrer Mitwirkung liegt das sogenannte Genter System zugrunde, das auf diesem Gebiet eine ähnliche Bedeutung erlangt hat, wie das Elberfelder System in der Armenpflege. Dänemark und Norwegen haben dem belgischen Vorbild folgend das System zur Grundlage einer das ganze Staatsgebiet ergreifenden Gesetzgebung gemacht.

Der andere Weg, die Gemeinde oder den Staat an der Arbeitslosenversicherung zu beteiligen, kann durch Begründung von Kassen beschritten werden, an denen sich bestimmte Arbeiterkategorien freiwillig beteiligen, und denen Staat oder Gemeinde Zuschüsse leisten. Diese Richtung, die ohne Erfolg nebenbei in Gent eingeschlagen wurde, hat ihre Hauptvertretung in den in der Schweiz errichteten Arbeitslosenkassen gefunden. Doch muß man von ihnen wie von verwandten Versuchen in Köln aussprechen, daß sie nicht viel mehr als eine Art

Wohltätigkeitseinrichtung darstellen und die Schwierigkeiten der Sicherung gegen Mißbrauch nur in sehr beschränktem Maße zu lösen vermögen.

Die Einrichtungen des Arbeitsnachweises und der Arbeitsverschaffung sind Versuche zur Regelung des Arbeitsmarktes. Die erste, ursprünglich entstanden aus Bemühungen der Armenbehörde, unterstützungssuchende Arbeitsfähige mit Arbeit zu versehen, ist in neuerer Zeit darüber hinausgewachsen zu einer mit Bewußtsein vom Boden der Armenpflege abgelösten Veranstaltung, Arbeit zu vermitteln. Die Nachfrage nach Arbeit von Haus zu Haus, die vielfach sehr üblen Stellennachweise gewerbsmäßiger Vermittler, ein kostspieliges Inseratenwesen und viele andere Mißstände sind vermeidbar, wenn die zur Verfügung stehende Arbeitsmenge planmäßig nachgewiesen wird. Geordnet nach Berufen; verwaltet von paritätischen Vorständen; ausgedehnt von Gemeinde zu Gemeinde, von Provinz zu Provinz, endlich auf ein ganzes Staatsgebiet, ja auf das Reich.

Es kann hier auf die schwierige Technik der Frage nicht näher eingegangen werden. Schon wird von Heißspornen gefordert, daß jede private gewerbsmäßige Stellenvermittlung verschwinde, nur der öffentlich geordnete Arbeitsnachweis Stellen vermitteln dürfe. Leider sind es nicht Schachfiguren, die man auf dem Arbeitsmarkt aufzustellen hat. Dem besten Arbeitsnachweis wird es schwer gelingen, Leute in großer Zahl von der Stadt auf das Land zurückzuschaffen, die Abneigung gegen den Berufswechsel zu überwinden und vor allem auch Arbeit zu schaffen, die nicht vorhanden ist. Denn dieses bleibt die eigentümliche und charakteristische Seite der Frage, daß, wenn der Arbeitsmarkt darniederliegt, eben weniger produziert wird und die Wirkung solchen Niederganges sich mit furchtbarer Gewalt von einem Gewerbe zum andern erstreckt.

Das hierdurch immer wieder hervortretende Bedürfnis, Arbeit zu schaffen, führt denn auch zu positiven über den bloßen Arbeitsnachweis hinausgehenden Maßregeln. Doch ist dabei nicht mehr von Unternehmungen im Stile der nationalen Werkstätten, nicht von Lohnzuschüssen durch die Armenpflege die Rede, sondern von eng begrenzten Gelegenheiten, bestimmten Kategorien von Arbeitslosen durch die öffentlichen Gewalten Arbeit zu geben. Der technische Ausdruck dafür ist „Notstandstätigkeit". Die Gemeinden und der Staat sind in der Lage, bestimmte Arbeiten, die an sich nicht unnützlich aber nicht dringlich sind, in Zeiten der Arbeitsnot bereit zu stellen. Das ist in einer Reihe deutscher Städte wiederholt geschehen. Eine Darstellung des Kaiserlichen Statistischen Amtes „Die Regelung der Notstandsarbeiten in deutschen Städten" (Carl Heymanns Verlag 1905) weist mehr als 50 solcher Städte nach. Regelmäßig handelt es sich um größere Anlagen, Planierungsarbeiten, Herstellung von Straßen, Parkanlagen, Kanälen, Befestigung von Ufermauern, Forst- und Anpflanzungsarbeiten u. dgl. mit den dazu gehörigen Arbeiten des Stein-

schlags, der Chaussierung, der Erdbewegung, des Pflanzens u. dgl. in mehr oder minder beschränktem Umfange. In der Regel nur offen für verheiratete Männer, die in der Stadt schon eine gewisse Zeit gewohnt hatten, zum Teil mit Ausschluß der sogenannten Saisonarbeiter, die mit regelmäßigem Stillstand der Arbeit zu einer bestimmten Zeit zu rechnen haben; mit Löhnen, die tunlichst den ortsüblichen Tagelohn nicht überschreiten, um niemanden anzulocken, der besser bezahlte Arbeit finden kann, und mit Begrenzung der Arbeiten endlich auf einen nicht zu weit bemessenen Zeitraum.

Das bedeutendste Beispiel planmäßiger Arbeitsbeschaffung auf gesetzlicher Grundlage gibt England in der Unemployed Workmen Act von 1905, deren Erfolge freilich sehr umstritten sind.

Der Notstandstätigkeit verwandt ist die Arbeit der Naturalverpflegungsstationen, begonnen, um dem Wanderbettelwesen dadurch Einhalt zu gebieten, daß dem mittellosen Wandernden eine Unterkunft mit Verpflegung gegen die Verpflichtung geboten wird, durch eine kurz dauernde Arbeit die Hilfe abzugelten, sich als ein redlich Arbeitsuchender zu erweisen und die Gelegenheit zum weiteren Arbeitsuchen in legitimer Weise zu erwerben: „Arbeit statt Almosen". Das Stationswesen kann selbstverständlich nur dann erfolgreich sein, wenn die Stationen netzartig über größere Bezirke verbreitet und überall nach gleichen Grundsätzen geleitet und mit Arbeitsnachweisen verbunden sind. Den ersten Schritt in dieser Richtung hat das preußische Wanderarbeitsstättengesetz vom Mai 1907 gemacht, das den Provinzen die Einrichtung solcher Stätten mit Beitrittszwang für die Kreise gestattet.

Armenpflege und freie Liebestätigkeit sind die letzten Zufluchtsstätten, wenn alle jene andern Maßregeln versagt haben. Aber auch hier wieder und in noch weit höherem Maße die Schwierigkeit, die sich aus der Möglichkeit des Mißbrauchs ergibt. Wenn dem, der ohne Arbeit und Erwerb zu sein vorgibt, Leistung ohne Gegenleistung gewährt wird, so bleibt die Verführung zu mißbräuchlichen Anrufen unvermindert. Die Geschichte des Armenwesens gibt hierfür die lehrreichsten Beispiele.

Arbeitslosigkeit! Wessen Beruf es ist, sich ihrer Opfer anzunehmen, wer ihren Notschrei täglich vernimmt, den drückt das Gefühl seiner Ohnmacht unsagbar nieder. Nicht, weil er nicht in einzelnen Fällen helfen wollte und helfen könnte. Aber der Blick gleitet von der Anschauung des einzelnen Falles immer wieder hinüber zu der Massenerscheinung. Ihr steht er nahezu machtlos gegenüber. Und doch ist keine, schlechthin keine Zeitepoche so voll von Bemühungen gewesen, dem Notstand mit wuchtigen Waffen helfend und vor allem vorbeugend zu Leibe zu gehen. Eine weit ausschauende Tätigkeit, die ganz allgemein die körperlichen und geistigen Kräfte des Volkes heben, vor allem auch die Jugend tüchtig und widerstandfähig machen soll. Hinzu tritt die gesetzgeberische Tätigkeit zur Fortbildung des Arbeiter-

schutzes und der große Komplex der sozialen Versicherungsgesetzgebung. Übt jene in Bewahrung von Leib und Leben gegen die Schädigungen durch den Arbeitsbetrieb eine schützende und erhaltende Tätigkeit, so will diese einen großen Teil der Bevölkerung gegen die materiellen Folgen von Krankheit, Unfall, Invalidität und Alter sicherstellen. Ist dies Ziel auch noch bei weitem nicht erreicht, so handelt es sich doch auch schon jetzt um eine halbe Milliarde, die in Deutschland alljährlich für diese Zwecke aufgewendet wird.

Und dennoch, was auch an helfenden und fördernden Maßregeln erdacht und durchgeführt werden möge, im letzten Grunde wird der Kern des Problems durch sie nicht berührt. Nicht um Arbeitsnachweis und Arbeitsgewährung, nicht um Versicherung und Armenpflege handelt es sich im letzten Grunde, sondern um die wirtschaftliche und gesellschaftliche Ordnung der Dinge. Um den Prozeß der Gütererzeugung und der Beteiligung aller Glieder des Volks an diesem Prozeß mit dem Erfolge, daß jeder einen seinen Fähigkeiten und Leistungen entsprechenden Anteil an dem Arbeitsprodukt gewinnen könne. Unerträglich scheint die Malthussche Formel; ist sie und noch mehr ihre häßliche Ausartung des Neu-Malthusianus theoretisch auch überwunden, die Tatsachen des Lebens selbst scheinen ihre gemeine Wahrheit zu bestätigen. Denn die Formel der Gleichheit widerspricht allen natürlichen Gesetzen; sie setzt eine mechanische Verteilung der Kräfte voraus, deren Möglichkeit anzunehmen keine Erfahrung berechtigt. Weder menschliche Arbeitskraft noch Fähigkeit, weder körperliche noch geistige Gaben, weder Stärke noch Schwäche sind Faktoren, die als bestimmte Größen in das Rechenexempel eingestellt werden können. Ungleichheit ist umgekehrt die Voraussetzung des lebendigen Spiels aller Kräfte: leitende und ausführende Kräfte, befehlende und gehorchende. Zuweilen wandelt sich das Verhältnis. Die Gehorchenden ballen sich in dumpfem Groll zu einer furchtbaren Masse zusammen, die die Befehlenden unter die Füße tritt. Dann werden Worte geprägt, wie das von der „dette sacrée". Neue Hoffnung flammt auf; einen kurzen Augenblick wähnt die Menschheit, die erlösende Formel sei gefunden. Wähnt, daß die aus jugendlich überströmendem Gefühl geborenen Forderungen der Menschenrechte die harten Tatsachen des Lebens aufheben könnten. Wähnt, daß rohe Kraft die den Dingen ewig innewohnenden geistigen und wirtschaftlichen Kräfte auf die Dauer überwinden könnte.

Wie anders die organisierte Selbsthilfe, die die Kraft der Massen in geistige und wirtschaftliche Wirkung umsetzt. Durch sie allein kann in begrenztem Maße auch die Lösung des Problems der Arbeitslosigkeit gelingen, wenn und soweit nicht mehr als mögliche wirtschaftliche Entwicklung gefordert wird, wenn und soweit nicht wiederum die Einsicht in diesen Zusammenhang und die wirtschaftliche Gestaltung durch rohe Kraft und terroristische Drohungen verdrängt wird.

So lange aber noch die wirtschaftlichen Kräfte um solche das Problem

lösende Gestaltung ringen, sind freilich alle jene vorbeugenden und helfenden Maßregeln nicht zu entbehren, die von Staat und Gesellschaft gefordert werden. Vielleicht zu reichlich gefordert werden. Denn auch hier gibt es geistige und wirtschaftliche Gesetze, die einer Überspannung staatlicher und gesellschaftlicher Tätigkeit sich widersetzen. Ihr erstes und höchstes, daß fremde Hilfe nicht den Geist der Selbsthilfe verdränge oder gar ersticke.

So gelingt von keiner Seite eine reine Lösung des Problems. Und doch bedarf die Menschheit des Glaubens an eine erfüllungsfrohe Zukunft. An keiner Stelle ist in neuerer Zeit solchem Glauben besserer und stärkerer Ausdruck geliehen als in dem Werk, das Beatrice Webb in Gemeinschaft mit ihrem Gatten Sidney Webb herausgegeben hat und dessen zweiter Teil den Titel trägt: „Die Organisation des Arbeitsmarktes". Ein kleines Schlußkapitel widmen sie der Frage, ob nicht ihre Forderungen dem Einwand begegnen werden, utopisch zu sein. Sie antworten darauf: Der erste Schritt, des Übels Herr zu werden, sei, es als solches zu erkennen, der zweite, seine Bekämpfung ernstlich zu wollen. So ernster Erkenntnis und so ernsten Wollens bedarf unsere Zeit, wenn sie der Erscheinung der Arbeitslosigkeit gegenübertritt. Es ist nicht eine der sozialen Fragen, der Antwort zu suchen ist; es ist die soziale Frage.

Neues Denken/ von Karl Joël

Wie gern läse ich heute in der Seele der Zwanzigjährigen, zu erfahren, wohin ihr Denken zieht! Was wollen nur die Jungen heute? Oder wollen sie gar nichts? Fühlen sie, genießen sie nur? Schmücken sie sich nur wie die Weiber? Kommen sie als tafelnde Epikureer nach uns arbeitenden, ringenden Stoikern? Vor einem Vierteljahrhundert, als ich Student war, da wußten wir alle, was die Stunde geschlagen hat; die gespannten Muskeln lebten über die sensiblen Nerven hinweg; alles nahm Partei und Richtung, Schlachtdrommeten klangen noch von den deutschen Kriegen her in die Denkwelt hinein, Kaiser Darwin und König Marx und Herzog Strauß zogen die Massen der Strebenden nach sich, jauchzend eroberten die Naturalisten Kunst und Wissenschaft, scheu flüchteten die Idealisten in die Winkel, zu den verstaubten Schätzen der Vergangenheit, zu Lotzes und Fechners zartglänzenden Spinnweben und zum trüben Nachtlicht des Spiritismus; nur die Romantischen unter uns zogen im Wagnerschen Vollklang tragischer Bacchantik zum Fürsten der Finsternis, zum düster glühenden Schopenhauer und seinem Schildhalter Hartmann. Zwischen den Parteien aber saßen die Kantianer auf den Kathedern und meinten, es seien Präsidentenstühle, und läuteten beständig zur Besonnenheit — doch niemand hörte sie.

Und heute? Ich danke täglich dem Himmel, daß ich keine „Philosophie der Gegenwart" zu schreiben habe. Die alten Schlachtreihen sind durchbrochen; Feinde liegen sich in den Armen, Freunde befehden sich. Wer kennt noch einander? Neue Feinde kommen mit altem Gesicht, und alte Feinde tragen ein neues. Die alten kampfzerfetzten Feldzeichen gelten nur noch dem Massentritt der Gewohnheit. Schon Nietzsche sprang wie ein Wirbelwind zwischen die Parteien und riß die Jungen von rechts und links in seinen Tanz, daß die Alten bald aufhörten, dies größte enfant terrible der Zeit zu schelten oder zu ignorieren und nur verzweifelt sich bemühten, es einzuregistrieren, dieses Mischwesen mit den naturalistischen Worten und dem idealistischen Ton, mit den brutal irdischen Fäusten und den Flügeln der Sehnsucht. Und seitdem kennt sich die Zeit selber nicht mehr.

Wer wagts, den Zeitgeist wieder als idealistisch anzusprechen oder noch als naturalistisch? Gewiß, Häckel dringt in die Massen. Doch auch der Bierkonsum nimmt zu in den reicher werdenden Massen, und gleichzeitig wächst in den oberen Schichten die Abstinenz — ein deutlicheres Wahrzeichen. Denn aus der Ferne beurteilt man doch eine Zeit mehr nach der Silhouette ihrer Berge als nach dem Kraut ihrer Ebene. Jede Zeit baut sich nun einmal auf aus vielen Zeiten, und während sie das Heute lebt, setzt sich das Gestern und Vorgestern in immer breiteren Jahresringen nach unten ab, wittert die Krone schon Morgenluft. Haeckel selber nennt sich ehrlich noch einen Bürger des neunzehnten Jahrhunderts, mit dessen Ende er sein Lebenswerk getan haben wollte, und er nennt sich selber auch lieber als Naturalist noch Monist, und so greift er zum großen Deckwort der Zeit, das nichts ausdrückt als ihre gewollte Unbestimmtheit, das kein Kleid ist für eine Figur, sondern ein verhüllender Domino, ein Grab im Nebel, das Tod und Teufel deckt, ein Regendach, unter dem alle Gegensätze liebäugeln können. Jeden lebenden wie jeden toten Denker verpflichte ich mich zugleich als Monisten und als Antimonisten zu erweisen.

Und dennoch! „Monismus" ist das leerste Wort, wenn es das letzte Wort, und es ist das verheißungsvollste, wenn es das erste ist. Wie ein Regenbogen spannt es sich über den Horizont der Zeit, in allen Farben des Spektrums leuchtend. In wieviel Farben bis zum blauen Idealismus, bis zur roten Romantik, bis zum brennendsten Anti-Haeckel, mag man den beiden inhaltreichen Sammelbänden entnehmen, die unter dem Titel „Monismus" und unter Drews' Führung 1908 bei Diederichs erschienen sind. Was da „Monismus" positiv für unsern Lebenstag besagt, das ist eben, daß heute Idealismus und Naturalismus Einheit suchen und nicht mehr ihre Spieße gegeneinander kehren, sondern daß all ihre Spitzen in der erhellenden Glut neuer Erkenntnis verschmelzen, daß diese alten Gegensätze zu junger Gärung ineinanderschießen, wie einst in den Frühlingstagen der Renaissance — und Bruno, Lionardo und

Mirandola sind uns jetzt (im selben Verlag) wiedergeschenkt zugleich mit den deutschen Mystikern, in deren Seelengrund Gott und Natur in tiefster Liebe rangen. Und wer weiß? Vielleicht reifen uns aus der Befruchtung der Gegensätze üppige Blütenträume, wie einst in den Sommertagen Schellings. Vielleicht; denn der Sommer hat viele Blüten, und auf vielen Wegen können Idealismus und Naturalismus sich finden; und sie suchen und finden sich heute, die in Kämpfen grau geworden und lange sich fremd gewesen: Geist und Natur, Leben und Denken. Sie suchen und finden sich heute nicht nur im Schwung mystischen Gefühls und spekulativer Phantasie, nein auch in der geraden Linie des reinen Intellekts.

Sommer ists und Ferienzeit und Ruhe der Nacht; unter den alten Bäumen im stillen Park aber wandelt ruhelos ein Denker einsam sinnend und ringend, die Welt in Begriffe zu fassen: welch reines Bild unmoderner Denkeraskese und idealistischer Weltfremdheit! Doch der Garten liegt im zentralsten Zentrum der Kapitale, wo unablässig Stadt- und Fernzüge in den belebtesten Bahnhof rollen, und der einsame Denker trägt die Uniform des hohen Militärs und die strengen sorgenden Züge des Naturforschers, des Arztes. Er wäre zum kräftigsten Praktiker und Naturalisten prädestiniert und offenbart sich als reiner Theoretiker und echter Idealist, dem sich die Welt vergeistigt. Welch Wunderzeichen der Zeit! Will der deutsche Geist sich wieder auf sich selbst besinnen? Kaum ein halbes Menschenalter ist es her, seit Virchow in einer seiner letzten Reden es als Selbstverständlichkeit proklamierte, daß endgültig das naturwissenschaftliche Zeitalter das philosophische abgelöst habe. Er hätte sich schon über die wieder philosophisch-historisch durchtönten Reden entsetzt, mit denen sich jetzt Leydens Nachfolger Wilhelm His in Berlin einführte.

Nun aber verkündet der Mann, von dem ich spreche, von dem schon viele sprechen sollten, der Generalarzt Berthold Kern, bisher Professor an der Kaiser-Wilhelms-Akademie, deren altes Heim noch wie ein stilles Kloster an der Brandung des Friedrichstraßenbahnhofs liegt, nun verkündet der stille Denker, umbrandet, übertönt auch vom Geisteslärm der Zeit, just das Gegenteil von Virchows Dogma, gerade die notwendige Wiedereinkehr der Philosophie in die Naturwissenschaft. In seinen drei Werken „Das Wesen des menschlichen Seelen- und Geisteslebens als Grundriß einer Philosophie des Denkens", 2. Aufl. 1907, „Das Problem des Lebens in kritischer Bearbeitung" 1909 und „Das Erkenntnisproblem und seine kritische Lösung" 1910 überschaut er von hoher Warte alle Denkgegensätze der Gegenwart wie der Vergangenheit, Idealismus und Materialismus, Rationalismus und Empirismus, Darwinismus und Teleologie, energetische und mechanistische Weltanschauung und richtet sie und hält seinen Zauberstab über sie, der sie mit einem Schlage zum Ausgleich, zur Versöhnung bringt: er nimmt ihnen nichts als ihre Absolutheit, ihre starre Ein-

seitigkeit, und läßt sie als relative um so fruchtbarer werden, er verwandelt sie aus „Wahrheiten", die sich bis aufs Blut bekämpfen, in Auffassungen, die sich praktisch ergänzen. All die starren Schranken der Gegensätze, die Jahrtausende aufgerichtet haben und festhielten, sinken dahin als leere Fiktionen und Mißverständnisse, daß es wie Schuppen von den Augen fällt: Geist und Natur, Seele und Leib, Denken und Leben, Denken und Empfinden, Aktivität und Passivität, Ich und Welt, Erkenntnisinhalt und Wirklichkeitsinhalt — sie sind eins und nur nach dem Gesichtspunkt verschieden, nur danach verschieden, ob wir von draußen oder von drinnen, von oben oder von unten auffassen. Wir fassen ein Erlebnis von innen, und es beseelt sich; wir fassens von außen, und es tritt in den Raum als Körper. Geist und Natur werden zu zwei Sprachen, die dasselbe sagen, zu zwei Begriffssystemen, die sich decken. Nicht daß ihre Begriffe sich mischen: mit der Sauberkeit des Anatomen hält Kern sie auseinander. „Gebt dem Raum, was des Raumes ist, und der Psyche, was psychisch ist." Doch als Formen, Methoden, Funktionen getrennt schlagen sie zu einem Inhalt, einer Substanz zusammen, zum strengsten Monismus, der je gelehrt ward und den Kern durchführt mit der scharfen Klarheit des Naturforschers und der abstrakten Konsequenz des Philosophen. Mit Kants Mitteln kommt er zu Spinozas Ziel als ein Vollender beider.

Man mag ihm darin nicht ganz folgen oder auch über ihn hinausgehen und muß doch zugeben, daß hier eine moderne Sehnsucht erfüllt ist, daß zwischen Philosophie und Naturwissenschaft, die zuletzt mehr noch als Glaube und Wissen in Fehde lagen, hier ein systematischer Ausgleich gewonnen ist, ein wirklicher Ausgleich, nicht eine Vergewaltigung der einen durch die andere, und ein Ausgleich als System, nicht nur als Wunsch und Ansatz, womit sich diese programmlustige, fahnen- und fanfarenfrohe Zeit zu begnügen pflegt. Und man muß zugeben, daß hier aus den zwei modernen Grundtendenzen ein reines Fazit gezogen ist, aus der metaphysischen, die nun einmal, ob mit Recht oder Unrecht, zum Monismus drängt, wie aus der erkenntnistheoretischen, die Substanzen verflüssigt zu Funktionen und Gesetze verfeinert zu Methoden. Raum und Stoff, Kraft und Ich werden bei Kern zu elastischen Denkbegriffen, zu praktischen Abstraktionen, die nicht mehr durch ihre absolute Realität und damit durch den Zwang der Anwendung drücken. Und hier geht Kern mit der modernsten Naturwissenschaft, die uns die geistigen und die physischen Substanzen, die Dogmen und die Stoffe gelockert hat, die harten Körper, wenn nicht mit Ostwald in Energien, so doch in Elektronen und schließlich in Bewegungssysteme löste, und in Hertz, Mach, Poincaré und anderen Meistern kritischer Naturerkenntnis den Alb mechanistischer Anschauung und andere physikalische Dogmen uns erleichterte zu ökonomischen Hypothesen und praktischen Symbolen.

Wundersame Zeit, da die Natur ihre harte Schale und ihre eisernen Gesetze

abzuwerfen und der weichen Seele entgegenzukommen scheint, ja bei Mach selber Empfindung wird, während gleichzeitig umgekehrt in der immer siegreicher werdenden Marburger Schule die Seele gesund sich verhärtet, sich mit Mathematik und der Strenge des Rechts umgürtet und sich festigt zum Kultursystem. Ja, System und Methode erwuchs bei Cohen aus Kantischer Kritik, und straffe Einheit aus Kantischer Dualität. Und während das Geistige so zu objektiver Ordnung sich verdichtet, löst sich leise die Naturerkenntnis ins Subjektive. Bewährte Empiriker wie Lipps und Münsterberg, erwachsen in kühler Objektivität, schreiten jetzt über die Brücke und stellen die Welt ein in ein Weltsubjekt, in ein All-Ich. Niemals, selbst nicht in den Zeiten Kants, ward diese schmale Brücke zwischen Subjekt und Objekt, zwischen dem erkennenden Geist und der zu erkennenden Welt so stark wie heute von Philosophen begangen und beleuchtet und in ihren Stützen geprüft und unterwühlt. Diese Brücke, die man Erkenntnis nennt, ist heute der Schauplatz aller philosophischen Kämpfe, das Kriterium aller Richtungsdifferenzen von Rickerts transzendentalen Forderungen durch Husserls phänomenologische Methode und weiter durch die unmittelbare Erkenntnis und Ahnung der Neufriesianer und Bergsons Intuition bis zu den Psychologisten und schließlich den Pragmatisten. All diese schweren, den Laien schreckenden Termini als Parteinamen sind Prädikate der Erkenntnisauffassung, und die Erkenntnis der Erkenntnis ist so sehr das Problem der Zeit, daß sogar Problem ist, ob sie Problem sein darf. Mochte das junge neunzehnte Jahrhundert in den Schätzen des Geistes wühlen und das altgewordene in den Schätzen der Natur, heute führt man Geist und Natur zueinander, daß sie Brust an Brust im Liebes- oder Verzweiflungskampf das Wesen der Erkenntnis herausringen, daß wieder einmal eine Antwort erkämpft werde auf die schwerste, innerlichste Frage der Philosophie, auf die alte Pilatusfrage: was ist Wahrheit? Ist sie Forderung oder Evidenz, Gesetz oder Tatsache, mittelbar oder unmittelbar, absolut oder relativ?

Und während deutscher abstrakter Scharfsinn in der Frage logisch gräbt, bringt die frische Brise von Amerika und England her die Antwort praktisch und bietet gleichzeitig französischer Geschmack die Lösung ästhetisch. Das Land des Evangeliums der Arbeit, wie es der in diesen Blättern heimische Dichter Jensen gestempelt hat, das Land der business, das heute zum erstenmal auch philosophisch exportreif geworden, mußte es nicht als seinen stärksten Saft, als echtesten Amerikanismus die Lehre bringen: die Wahrheit ist praktisch und wechselt je nach dem Nutzen, den sie einträgt? Lachenden Muts wie ein wetterharter Seefahrer stellt dort William James die Wahrheit ein als Steuer und Segel je nach Wind und Ziel, und aus dem praktischen Amerika ins praktische England heimgekehrt, wo schon Bacon das regnum hominis als Technik begründete, verkündet jetzt F. C. S. Schiller den Menschen als Maß aller Dinge, dem selbst

die Wahrheit als Mittel zu dienen habe. Was sind dem Pragmatisten die alten Parteigegensätze? Die Wahrheit ist ihm ja nicht Fahne, sondern Waffe, nicht Richter, sondern Advokat, nicht über uns als unser Stern, sondern unter uns als unser Werkzeug; sie ist ihm nicht Ziel, sondern Weg, sie ist ihm der praktische „Korridor", der aus allen Türen in alle Türen führt. Und damit ist der Pragmatismus der reinste Ausdruck der Technik, er ist die Modernität selber als Wahrheit gefaßt, als eine Wahrheit, die sich beständig selber aufhebt: denn wer wird in einem Korridor wohnen wollen?

Aus dem komfortablen Korridor des Pragmatismus treten wir in den französischen Salon, wo der französische Künstler Bergson seine blühenden Bilder und seine feingeschliffenen Antithesen spielen läßt, wo er das Leben als élan verkündet und das Lachen als gesellschaftliche Strafe für alle Steifheit. Hört man nicht darin die echte Stimme Frankreichs? Nicht umsonst hat dieser Professor am Collège de France (von seinen Hauptschriften erschien in deutscher Übersetzung „Materie und Gedächtnis" Jena 1908. Besonders gut verdeutscht ist die kleine „Einführung in die Metaphysik" ib. 1909. Eine treffliche Orientierung gibt Alb. Steenbergen: „Henri Bergsons intuitive Philosophie" ib. 1909) das heutige Frankreich bis in die Mittelschulen hinab enthusiasmiert, daß selbst die Neukatholiken im bergsoniser wetteifern. Aber er ist auch nicht umsonst in England geboren, wo schon die französischen Aufklärer in die Schule gegangen. Denn auch in der Philosophie sind nun einmal die Engländer am frühesten aufgestanden, und der englische Gedanke hat als kühner Entdecker die Thesis gebracht; französische Dramatik schnitt und schliff die Antithesis dazu; deutsche Gründlichkeit schloß den Zug mit der vollen Synthesis. So hat nun Bergson den englischen Praktiker bei sich aufgenommen, doch eben antithetisch als ergänzenden Kontrast — fast wie einst der sensible Epikur, der alte Liebling gallischer Geister von Gassendi bis Anatole France, die praktische Stoa zum Gegensatz brauchte, um sich daran zu reiben. Frankreichs antithetisches und analytisches Genie feiert in Bergson einen strahlenden Triumph, und wie gallischer Scheidegeist in Descartes zuerst die ganze Weltspanne auftat zwischen Seele und Leib und in Pascal und Bayle die grausame Kluft aufbrach zwischen Glauben und Wissen, so zerschneidet Bergsons feines Messer mit scharfem Schnitt die Erkenntnis in Verstand und Intuition, unableitbar auseinander, unverschmelzbar, nur Antithese ohne Synthese. Und als weitere Gegensätze, die geltende Entwicklung spaltend, klaffen bei ihm nicht nur Pflanze und Tier auseinander, sondern auch Insekt und Wirbeltier, da beim Insekt die Intuition, beim Menschen nur der Verstand zum Gipfel komme. Zwei Richtungen geistigen Lebens, ja aller Wirklichkeit kontrastieren und zwei Ichs und zwei Auffassungen der Seele. Was anderswo in Subordination und Koordination verläuft und dadurch konvergiert, divergiert in dieser Lehre, und damit stirbt sie als System. Selbst die

Zeit reißt sich los aus der Kantischen Parallele, ja der alten Bruderschaft mit dem Raum und stürmt ihren eigenen gegensätzlichen Weg vorwärts. Im Grunde aber ist Bergsons Lehre nur eine große Antithese, auf die alle andern zurückgehn. Theorie und Praxis, Absolutes und Relatives, Geist und Materie, Schöpfung und Vernichtung, organisch und anorganisch, aktiv und passiv, dynamisch und statisch, Zeit und Raum — alles verteilt sich auf den einen Grundgegensatz Intuition und Verstand.

Mit dem Verstande nämlich ist Bergson Engländer, geistiger Praktiker, ja extremer Pragmatist. Der Verstand aber als Praktiker braucht Festes, Gleichmäßiges, Bestimmbares, Bindbares, um es zu bearbeiten, und darum fixiert der Verstand und punktuiert und lokalisiert, setzt Stationen im Weltgeschehen, läßt starre Begriffe und Dinge sich ablagern, läßt das Wirkliche sich kristallisieren ins Statische, Räumliche, Materielle — ein Erzschematiker in der Erkenntnis, ein Mathematiker, Mechanistiker und Materialist. Wahrer aber als der Verstand, der nur indirekt erkennt — durch abgehobene feste Schemata, von denen keins ganz paßt, in künstlicher Rekonstruktion der Dinge aus lauter einseitigen Aspekten, lauter Skizzen —, der die Dinge sozusagen auf untergelegte Pappe zieht und sie dadurch tötet wie die Pflanze im Herbarium, der sie in „Konfektionskleider" hüllt, die Peter wie Paul passen, der sie mit den Schleiern der Symbole umkreist, mit dem Lasso dünner Begriffe einzufangen sucht, kurz sie nur aus Gesichtspunkten, Beziehungen erfaßt, sie nur peripherisch aufbaut, wahrer als dieser von außen her tastende Verstand erkennt die Intuition, die sich von innen her einfühlt ins Herz der Dinge, einlebt ins Leben des Geistes, das Wesen unmittelbar packt, wie es ganz ist und absolut, die echte Metaphysikerin.

Was dieser Lehre zum System an Form, an Kontur fehlen mag, das ersetzt sie reichlich durch Farbe und Licht, durch Wertung. Sie ist wie ein Sieg des leuchtenden Lebens über das Schattenspiel des Verstandes, der nicht erlebt, sondern die Dinge nach den Reflexen an der Wand nachzeichnet. Sie ist ein Sieg des Gefühls, das echt romantisch vom Selbstgefühl sich zum Weltgefühl erweitert, alles durchseelt, ein Sieg über den nüchternen Intellekt, den alten, kalten Naturalisten. Sie ist ein Sieg des sich „einfühlenden" Künstlers über den Praktiker, der für seine Griffe Greifbares braucht und darum Festes, Materielles. Sie ist ein Sieg des weichen Stromes über den harten Fels, alles Elastischen über alles Steife. Sie ist ein Sieg des Werdens über das Sein, ein Sieg des Neuen über das Alte, der Schöpfung über den Stillstand, des Dynamischen über das Statische, ein Sieg der Zeit über den Raum. Denn der Raum gibt den Stillstand, die Zeit aber den Fortschritt; der Raum ist nur das Schema des Alten, die Zeit aber das unerschöpfliche, unendlich sich ausschüttende Füllhorn des Neuen. Die „schöpferische" Zeit ist der tiefste Punkt dieser Lehre, ihr Originellstes,

ihr Modernstes. Der Triumph der Zeit ist der Triumph dieser Zeit, der unendlich nach Fortschritt und Entwicklung strebsamen, unendlich hastenden, raschlebigen, rekordsüchtigen, deren sich übersteigernde Erfindungen Zeitersparnisse sind auf Kosten des Raums, weil ihr die Zeit das Kostbarste, der Raum das Verächtlichste ist. Das letzte Wort dieser Epoche muß das Königtum, das Schöpfertum der Zeit sein, zum erstenmal die Zeit selber Kausalität!

Der Triumph der Zeit über den Raum ist der Triumph des Modernen über das Antike. Bergson ist der wahre Antipode der Griechen, der Zeitverklärer gegen die Raumverklärer, der Allesverzeitlicher gegen die Allesverewiger, der Weltverflüssiger, Weltdurchschäumer gegen die Weltberuhiger, Weltplastiker, der Schillernde gegen die Monumentalen. Wenn Zenon die Bewegung in Stationen erstarren, die Zeit im Raum versinken ließ, läßt Bergson die Bewegung als das einzige wahrhaft Wirkliche kontinuierlich fließen, daß über dem brausenden Zeitstrom alle Schranken des Raums als künstliche Dämme, Brücken, Schleusen durchbrochen versinken. Wenn die Alten das Werden als Schein, das Sein als Wesen proklamierten, löst Bergson umgekehrt das Sein in Schein und krönt zum Wesen das Werden. Wenn der hellenische Intellekt die Welt so klar zerlegte in feste Elemente, Atome, Begriffe, Ideen, Formen und daraus aufbaute, läßt Bergson die Welt aufsprudeln von innen her wie einen Springbrunnen oder als eine flüssige Masse, durch das Senkblei der Intuition heraufgelotet, durch die Sonne des Verstandes nur an den Enden aufgetrocknet zu Sandkörnern — mehr sind ihm nicht die Begriffe und die Dinge. Von innen her, aus der Tiefe strömts — hier tönt das Waldhorn deutscher Romantik noch hinein in das bunte Orchester von Völkereinflüssen, das der Geist Bergsons in sich trägt, des Anglofranzosen, der noch ursprünglicher ein Landsmann Sal. Maimons ist, als wollte in der schillernden Buntheit, als die er die Welt offenbart, die bunte Mischung seiner Präzedentien heraufbrodeln oder als wollte der Gedanke sich gerade in seiner kosmopolitischen Freiheit beweisen.

Als Romantiker steht Bergson gegen die antike Klassik, seine „Intuition" ist Gefühl, das Gefühl aber ist strömend an sich, und so ist der Strom des Werdens bei ihm ursprünglich Gefühlsstrom; aus dem Strom der Seele versteht Bergson die Welt, hinter dem Erkenntnistheoretiker und Metaphysiker sitzt in der innersten Kammer seines Wesens der Psychologe — nicht im Sinne der modernen Psychobureaukratie, die so säuberlich und säuerlich die Seele in hundert Funktionen und Zustände zerlegt und zersetzt, sondern als Miterlebender, der das Leben der Seele als Leben faßt, als nimmermüden Fluß, auf dem Gedanken und Erinnerungen wie vergilbte Blätter tanzen, als unendliches Wachsen und Welken, als tropische Buntheit, die nur durch Jean Paulsche Bilderfülle sich ausdrücken läßt, aber ohne Jean Paulsche Phantastik; denn Bergsons Bilder schmiegen sich den Dingen an wie die Kleider den Schwimmenden.

Und er ist wahrlich mit seinem „Auskultieren" der Seele nahe gekommen, daß er sie pochen gefühlt wie keiner heute. Tief hat er hinabgeschaut in die schimmernde Flut der Seele; was er aber mit seinem goldenen Bildernetze glitzernd ans Licht gezogen, das ist die moderne Seele und die französische; denn es ist eine vibrierende, queckfilberne, fiebernde Seele, ein Proteus von Seele, der den Griechen in uns bezwingt wie einst der Grieche den Proteus. Verkündet doch Bergson: die Seele hat heute gesiegt über die Idee, die platonische, und das heißt: die „Lebensunruhe" hat gesiegt über die klare Form. Damit aber läßt er Platon unbegraben liegen. Doch keiner hat gesiegt, der nicht den Überwundenen erklärt und dadurch „aufgehoben" hat. Und wir alle tragen nun einmal den Griechen in uns, den Gestaltungsdrang.

Der Antiplastiker Bergson aber, der flüssige, geschmeidige Vorstellungen fordert, um sich den flüchtigen Formen der Intuition anzubilden, der den Lebensstrom ein tausendfarbiges Spektrum mit unmerklichen Übergängen durchlaufen läßt, der in der scharfen Kontur und Silhouette nur eine leere Abstraktion und alles nur mit seiner Umgebung leben und leuchten sieht, dieser Philosoph des Schillerns und der Nuance — ist er nicht der wahre Impressionist der Philosophie? Und der die bunte, rasche Vibration des Lebens ohne motivische Gestaltung abklingen läßt, ist er nicht in der Philosophie, was heute Debussy in der Musik? Und dieser antiplastische Plastiker, der den Marmor der Welt in Schaum verwandelt, das steinerne Sein in den Schwung des Werdens umzaubert, der die Weltgestalten in ihrer Geburt und Wandlung belauscht und sie in einen Strom kontinuierlicher Übergänge voll wechselnder Beleuchtung taucht, der die Erscheinungen im letzten Moment vor dem Zerfließen auffängt und gerade noch sieghaft heimbringt — ist er nicht der Rodin der Philosophie? So führt Bergson mit dem Elan seiner Spekulation, mit dem Email seiner Sprache, mit der Elastik seiner Begriffe den besten, fruchtbarsten modernen Franzosentypus dem europäischen Denken zu: den Künstler.

Will es Abend werden in der französischen Kunst, daß — wie Bruno am Ende der Renaissance — ihr Philosoph kommt, der das Licht ansteckt, das Fazit zieht, das Testament aufsetzt für die Erben? Ich weiß es nicht, aber die Philosophie dankt Bergson als das Erbe der Kunst den Sinn für Freiheit und Buntheit und trägt den Schwung davon, der die Scholastik überwindet wie die Mechanistik. Der starre Idealismus wie der starre Naturalismus sind für das neue Denken tot. Auch bei Bergson sinken die Parteigegensätze sich in die Arme, daß er ausruft: der wahre Empirismus ist die wahre Metaphysik. Den Schwung der Aktivität verkündet auch in Eucken der moderne Idealismus, und die moderne Mechanik verflüssigt und erleichtert mit den modernen Identitätsphilosophen und Pragmatikern die Gesetze und Prinzipien der Naturerkenntnis zu unsern Methoden, Symbolen, Werkzeugen. Das Leben durch-

bringt das Denken und Schauen, und der Mensch wird frei vom Druck der Begriffe und von der Last der Dinge, frei von Scholastik und Mechanistik, frei von dem leeren Himmel und der toten Erde. Ja die Freiheit ist nun gewonnen, der Strom brach durch die Dämme, befruchtend, zerstörend; die Bewegung verschlang die Gestalt, die Kritik fraß das System, die Methode entleerte die Weltanschauung; nun aber gilts aus der Verschmelzung der Parteien, aus der gelösten Flut des bunten Werdens eine neue Gestalt zu erschaffen; nun muß der befreite Mensch sich eine neue Erde bauen und einen neuen Himmel.

Jungfranzösische Malerei/ von Julius Elias

Als die Meister von Fontainebleau gestorben waren, da hieß es in Frankreich, nun sei die große Kunst tot, und man beschimpfte die Impressionisten. Am lautesten die Kreise, die ehedem Corot verhöhnt, doch sich allmählich zu ihm bekannt hatten. Um 1850 mußte der sanfte Maler-Dichter von Barbizon und Ville d'Avray, als er die ersten Ergebnisse der künstlerischen Schwenkung ausstellte, von der Kunstkritik solches hören: „Sieht Herr Corot wirklich die Natur so, wie er sie uns darstellt? Vergeblich ist das Bemühen, uns zu imponieren mit dieser Manier, die Bäume zu malen. Das sind keine Bäume, — das ist Rauch! Wir für unser Teil haben auf unseren Wanderungen niemals Gelegenheit gehabt, Bäume zu sehen, die den Bäumen des Herrn Corot glichen." Um 1880 aber ruft dieselbe Gesellschaft père Corot als Kronzeugen gegen Claude Monet auf. Und zwar so: „Herr Monet sieht alles blau! Blauer Erdboden, blaues Grün, blaue Bäume. O ihr schönen Bäume Corots, ihr geheimnisvollen und poesiereichen, was hat man aus euch gemacht?! Man hat euch in das Blaufaß einer Wäscherin gesteckt."

Die Meister-Impressionisten malen, werden berühmt, leben, genießen und sterben; und nachdem sie vom Schauplatz abgetreten waren, erhob sich abermals ein Geschrei, die große Malerei sei nun gestorben, und was folge, sei der Bankrott französischer Kunst. Der Schule von 1900 ergeht es nicht anders als den Generationen von 1860 und 1880. Wobei die eifernden Nachzügler ganz übersehen: selbst wenn mit den Jungen nicht zugleich neue starke Kunstgedanken in die Welt kämen, so fiele es der französischen Kunst doch außerordentlich schwer, Bankrott zu machen, weil das natürliche Formenerbe, mit der jedes Malergeschlecht geboren wird, im künstlerischen Gesamtstatus Frankreichs so beträchtliche Aktiva darstellt, daß das Schaffen noch sehr lange Zeit glänzend davon zehren kann, — bis eines Tages der Boden wieder die Inspirierten, Begabten, Persönlichen zeugt. Auch in den ruhigsten Zeiten der Entwicklung war das Niveau moderner Malerarbeit dort noch unendlich höher als in den übrigen europäischen Kunstbetrieben.

„Impressioniste“, das Wort, das als eine strenge Schulmarke gilt, ist als Hohn- und Spottname einst erfunden worden; ein rückständiger Kritiker des „Charivari“, Véron, betitelte so einen seiner wutschnaubenden Angriffe auf Manet und dessen Gefolgschaft. Die Fortsetzer und zugleich Überwinder des reinen Impressionismus heißen heute bei dem feindselig gaffenden Publikum der Indépendants und des Herbstsalon „les Fauves“ — die Bestien, die hinter den Eisenstäben des Käfigs zu halten sind. Und dabei sind es äußerst friedliche und sanfte Männer, gute (manchmal fast zu gute) Bürger und musterhafte Familienväter und die fleißigsten Menschen. Sie leben weltlichen Versuchungen fern, und manche von ihnen haben oder hatten ihre Arbeitsstätten in den Mauern verlassener Klöster eingerichtet, die der Staat den Mönchen und Nonnen genommen und den Künstlern auf Widerruf ausgeliefert hat. Man geht mit geheimnisvoll hallendem Schritt durch hohe, lange, öde Säle und Galerien und findet endlich auf der melancholischen Wanderung solch eine Künstlerklause, deren primitive Einrichtung von fast mönchischer Einfachheit und Nüchternheit zeugt. Doch ein Blick aus dem hohen Bogenfenster genügt, um zu erkennen, warum der Künstler sich gerade diesen Schlupfwinkel ausgesucht hat: ein weiter, wilder Klostergarten bietet sich den entzückten Augen dar, ein Stück Eden, das um so tiefer überrascht, als es im Herzen der großen Stadt Paris liegt, — und über allem der Glanz der jungen Sommersonne, die die gemeine Deutlichkeit der Dinge wogend, schwellend umhüllt und so zauberisch umfärbt.

Hier haust und wandelt in fast asketischer Lebensführung die neue Familie der Impressionisten. Degas, Monet und Pissarro waren noch Gesellschaftsmenschen, die in die große, laute Fülle der äußeren Welt willig hineingriffen. Aber ein Mann wie Matisse und sein Kreis bleiben fast unberührt vom Fieberdampf der Zeit; sie leben auf sich selbst „zurückgeworfen“, wie Cézanne, ihr letzter großer Meister. Sie denken und sinnieren über das unerschöpfliche Thema vom Verhältnis der Farbe zur Form und der Form zur Farbe; sie betrachten hellenische, assyrische, ägyptische Plastiken und indische Gewebe und erörtern das Wesen der Monumentalität. Sie halten künstlerische Konventikel und üben sich in ästhetischen Wortfehden gleich athenischen Philosophenschülern. Matisse spricht schön und lang und einprägsam, mit weichen schwungvollen Handbewegungen, die Linien durch die Luft ziehen, malerische Gesichte unterstützend. Ein künstlerischer Bruno Wille, ins Französische übertragen. Und die Kritiker, die sich dieser Schule zur Verfügung stellen, sind die werbenden Verbreiter ihrer Ansichten, wie Baudelaire das Gefäß des Delacroix und Zola das Gefäß des Manet waren.

Die Impressionisten, die bei ihrem Erscheinen als blutige Naturalisten beschrien wurden, gelten heut beinah als Romantiker; und ihre Farbe, die man beleidigend und extravagant hieß, kommt den Leuten jetzt sehr milde, bescheiden, fast

galeriemäßig vor. Auf halbem Wege sind sich das Auge der Menschen, das umgelernt hat, und die nachdunkelnde Tendenz der Paletten entgegengekommen. In optischem Naturstudium waren die Impressionisten beflissen, des Lebens farbigem Abglanz zu befestigen mit raschem Pinsel, der, von begeisterten Temperamenten geführt, dem Tagesdienst des Lichtes und seiner rastlosen Umwertung der atmosphärisch erregten und bewegten Dinge vom Morgen bis zum Abend hin stoß- und ruckweise folgte. Es waren erste Eindrücke, instinktiv übersetzte Sensationen — „Charme, Leichtigkeit, Frische" war in ihnen: sozusagen als oberstes Gesetz, als erste Daseinsberechtigung. Es war eine helle Tonsprache voll singender, klingender Harmonien. Man malte, unter dem Einfluß zumals Monets, mit Elan, mit fegendem Furor die verlockendsten Oberflächen — und eines Tages stand dieses Geschlecht vor sicherer Verflachung.

„Fugitif" nennt Matisse, der sich 1901 mit bewußter Opposition der abwärts führenden Bewegung entgegenwarf, diese von eigentlicher Natursuche entfernte Kunst des reizenden und anreizenden Scheins, und er forderte mit Entschiedenheit „la stabilité". Das Verschwebende sollte Festigkeit gewinnen, das körperlos sich Auflösende eine Struktur; die unumschränkt herrschende Analyse sollte durch die Synthese, der Eindruck durch eine Komposition ersetzt werden, die sich an direkter Übertragung der Natur stärkt. Die Schwärmer und die Improvisatoren sollten abtreten und der Arbeiter sollte wieder erscheinen in französischer Kunst. Matisse hatte auch ein Wahrzeichen, das er den neuen Wegsuchern aufstellen konnte. Einen genialen Meister der Synthese: Cézanne. Man hatte ihn bisher den Impressionisten einrangiert, unter denen er hinter Monet, Pissarro, Sisley, Renoir gnädig geduldet wurde. Der verkannte, unterschätzte, zurückgesetzte Cézanne hat es glücklicherweise noch erlebt, daß seine Name eine Fahne wurde. In seinem Geiste wurde der „Herbstsalon" gegründet oder vielmehr für ihn und die Propaganda seiner Tat.

Eigentlich war es aber nicht Matisse, der als erster den großen Mann aus dem Schatten holte; diesen Dienst hat schon ein Lustrum früher Zola dem Jugendfreunde geleistet. Dreißig Jahre lang hatte Zola nichts über bildende Kunst geschrieben; er, der im Frühling seines Zornes aller klassizistischen und romantischen Tradition den Garaus gemacht und das Evangelium Manets und Monets in die Lande gerufen hatte — er schüttelte jetzt wieder einmal die alte Löwenmähne und kündete: die für den impressionistischen Gedanken freigewordene Bahn habe zur Banalität geführt wie immer, wenn große Schulen zu Ende gehen; der Kunst des modernen Durchschnitts sei aufs neue das Grundgesetz aller Malerei abhanden gekommen: das ehrliche und sichere Verhältnis zur Natur. Die Leute, die die Schule einer bedeutenden Epoche beschließen, arbeiten zu wenig. Die Kunst hat wiederum zu viele Nebenzwecke, zumal symbolistische. Nur ein Retter ist da: Cézanne. Das war 1896.

Matisse aber sagt in künstlerischer Erleuchtung, warum Cézanne der Retter sein müsse. Cézanne vermag den formlosen Farbenrausch dieses jüngeren Geschlechtes zu ernüchtern durch die lineare Gewalt seines malerischen Ausdrucks, durch seine eherne Zeichensprache, durch die „Konstruktion" der Dinge, die sein firmes Malerauge erfaßt hatte. Ein „Los von Claude Monet", der schließlich die Haltung dem Charme geopfert hatte, predigte Matisse durch Cézanne: erst durch die Einheit von Konstruktion und Farbenreiz könnt ihr persönliche Werke „voll Künstlerbewußtheit" schaffen. Matisse und sein Kreis nehmen die gute (durch den Klassizismus unterbrochene) Tradition des achtzehnten Jahrhunderts wieder auf und betonen kräftig die dekorative Grundlage aller Kunst. Othon Friesz drückt dies in einem Malerbekenntnis, das er einmal an mich richtete, so aus: „Meine Absicht ist, dem Bilde etwas zurückzugewinnen, was ihm verloren war — ich bin so frei, das „Bild" einem Gegenstande zu vergleichen, dessen ganze Verhältnisse ebenso „gewollt" sind in ihrem Gleichgewicht von Farben, Linien, stofflichen Massen wie die einer Vase, die man stellen kann, wie man will und wohin man will, ohne ihr jemals die Einheit zu nehmen."

Matisse selbst ist ein größerer Anreger und Instruktor als Schöpfer. Seine historische Stellung liegt in seiner Lehre, nicht in seinen Werken. Seine besten Arbeiten sind Nachzügler des Impressionismus, — das sind die „natures mortes" von Früchten, Vasen, Blumen, Tüchern — zumal die Blumen haben renoirschen Duft und Farbenschimmer: man denkt bei diesen Stilleben an Lamartines Satz: „Objets inanimés, avez-vous donc une âme". Matisses dekorative Leistungen aber sind skizzenhafte und gezwungene Schulbeispiele seiner Doktrin. In höherem Grade übt Albert Marquet die malerische Simplifikation der Natur: sie beruht bei ihm auf maeströs geübter Zeichenkunst. Er liebt Paris mit père Pissarros Leidenschaft, aber ohne Pissarros lyrische Berauschtheit, die sich an dem intensiven Lebensdrang der großen Stadt entzündete. Seine Palette sprüht nicht — doch sie leuchtet seltsam in einem zarten Silbergrau, das außerordentlich empfindlich ist. Er bevorzugt die temps couverts, die winterlichen Atmosphären, die schneeigen Nebel, die regendunstigen Stimmungen, die über die Dächer huschen, und selbst wenn er Gärten an Sonnentagen malt, so sucht er doch am liebsten die graugrün verschwebende Transparenz der Schatten auf. Diese beharrende Tonalität verbindet sich nuancenreich mit einer verblüffend lebendigen Linienführung. Er malt so gern die Seinekais da, wo sie in den tiefliegenden Horizont zu stoßen scheinen, und der Häuser unendliche Zeile — die Linie der Häuser und der Kais blitzt in fast groteskem Spiel dahin.

Marquet sucht die Poesie der Reliefiosigkeit — Othon Friesz und Jean Puy, bei erhöhtem Gefühl für die farbigen Volumina und derselben Betonung des zeichnerischen Elements, die Poesie der Lebensenergie und -intensität. Ihre Malereien von Landschaften, Figuren, menschlichen Bildnissen haben Weite,

Fülle, Sattigkeit und Frische. Sie sind eine schimmernde Augenweide und doch tritt der Körperbau der Dinge dazu in harmonisches Gleichgewicht. Friesz' Eigenart lebt besonders stark in dem Panneau „Die Arbeit". Der Bauer schließt im Schweiße seines Angesichts die Feldarbeit des Jahres ab. Er erntet den Segen der Äcker. Bedeckter Himmel, Bewegung in der Luft: der Wind wühlt herbstlich in den Kronen gewaltiger Bäume, deren schwebendfeste Massigkeit den Eindruck von Menschenriesen macht. Es sind nicht die Bauern Millets, die — keuchende Fronarbeiter — ein soziales Mitgefühl wachrufen, auch nicht das verklärte Bauernvolk der Neuromantik: vielmehr ein Volk einfacher Männer, Frauen, Burschen — schwer und schwerbewegte, voluminöse Gestalten, die ganz Arbeit, fröhliche Arbeit sind. Sie erscheinen als Bestandteil des Bodens, den sie bauen, und so sind in ihrer hoch- und breitgewachsenen Menschlichkeit Natursymbole . . . Jean Puy, Meister der Komposition im Raum, hat eine andere Art Plastik und auch eine andere Farbensprache. Er ist der Hellenist in seiner Gruppe. Sein Atelier birgt Gipsmodelle antiker Gottheiten; er wendet sie nicht nur auf seinen anmutigen Stillebeneinfällen an, — sie werden auch auf seinen Figurenbildern — den „nackten Frauen" oder den „Grazien" — gleichsam lebendig als Folie für das Modell von Fleisch und Blut, während das lebende Modell hiewiederum die strengeren Ausdrucksreize der Skulptur empfängt. Das Leben ähnelt sich dem Abbild, das Abbild dem Leben an. Schöne Menschen- und Kunstvisionen, für die reiche malerische und zeichnerische Ausdrucksmittel bereit sind — ein Wirkliches und Gegenwärtiges und wiederum ein Zeitloses mit dem Ewigkeitszeichen. Puys Porträts haben die plastische Solidität und körperliche Festigkeit und Lebendigkeit, die die dargestellten Menschen gleichsam frei im Raume atmen läßt.

Manguin und Camoin sind die Künstler der „schönen Farbe". Im Anblick südlicher Landschaftsnatur, in Betrachtung zarter, wohlgebauter, sonnenumhüllter Menschenkörper oder bunter, phantastisch-realistischer Arrangements von Gewändern, Tüchern, Kissen, Tapeten, Früchten und Gefäßen, Zusammenstellungen, die ein durchgebildeter Geschmack erfand, erleben diese Koloristen die köstlichsten Sensationen, ihre Farbe aber wird aus den Sensationen geboren, nicht aus optischem Sehen. Hochschwingender Glanz und musikalische Fülle, — eine fast waghalsige, doch immer naive Tonsprache. Bei aller Empfindlichkeit für farbige Gesichte aber eine strenge zeichnerische Anatomie der Körper, ob sie nun sitzen oder stehen oder in gelöst liegender Haltung sind. Manguin vor allem der Maler des Frauenleibes — ein Stück Rubens, ein Stück Courbet. Die feinsten Hautschwingungen: die körperliche Massigkeit sozusagen durchsichtig geworden, durchleuchtet . . . Die japanisierten Französinnen Camoins sind reizende Geschöpfe; der zarte Bau der Glieder zittert in biegsamen Linien durch den irisierenden Schimmer der Umhüllungen; im ge-

dämpften Farbenspiel des Japanschirms erhöht sich der Sinnenreiz der lieblichen Gesichter.

Kees van Dongen führt auf die melancholische Seite der menschlichen Komödie. Er gibt gewollte Deformationen, lineare Steigerungen und Vergrößerungen der weiblichen Erscheinung. Das Leben selbst scheint diese sittlich-sinnliche Verzerrungsarbeit vollzogen zu haben. Ein grinsendes Theater der Leidenschaften, Instinkte, Triebe. Van Dongen ging wohl ursprünglich von Toulouse-Lautrec aus. Aber er gelangte hinweg über das artistische Vergnügen an der „bassesse" in eine summarische Auffassung von dunklen Lebensgehalten — er bringt nicht eigentlich Wirklichkeiten, sondern Abstraktes — Masken von antiker Größe. Dabei reagiert sein Malerauge leidenschaftlich auf die stärksten Farben; und so schwärmt dieses Auge am liebsten in den grellen Kneipen, Cafés, Tingeltangels und Komödienhäusern der äußeren Boulevards — wo alle Tonalität unter elektrisches Licht gestellt ist.

Unmittelbarere Freude als diese seltsamen Eingebungen, von denen lockendes Grauen ausgeht, gewähren die reife, geistvolle und ideenreiche Malernatur Charles Guérins und der mit inneren Reichtümern gesegnete Träumersinn Pierre Laprades, dem Italien ein Neuland lateinischer Wunder geworden ist. Guérin ist ursprünglich durch Renoir angeregt, und so kam er in den Geist des achtzehnten Jahrhunderts und des Spätbarock; von Cézanne lernte er dann die ehrliche, unberechnete, scharfumrissene Naturübertragung. So sind Malereien besten französischen Handwerks und Esprits entstanden, bestechende und doch solide Dinge. Welch liebenswürdiges Naturell, welch gesunde Laune in diesen galanten Szenen, kecken und so gar nicht preziösen Frauenporträts, welch fröhliche Dezenz in diesen Bildern von badenden Weibern, — welche Stilsicherheit, welche Festigkeit der Anschauung und welcher Geschmack in den Stilleben, die Empireherrlichkeiten mit melancholisch nachwirkendem Vergangenheitsduft vor uns aufbauen . . . Durch Laprades Seele ziehen Lieder von Sehnsucht und Hoffnung. Diese Seele rekonstruiert sich Italien als ein Paradies fröhlich genießender und sorglos dahin lebender Menschheit. Doch seine durch Morgen- oder Abenddämmerung umwitterten Schildereien von der Campagna, von Gärten, Springquellen, Gebirgs- und Waldeinsamkeiten, Trümmerfelder der Kultur und des Kultus, verfallenden Villen und Palästen, von wild wachsendem Blumenflor und Pflanzenüppigkeit mit den vorüberhuschenden Halbgottgespenstern und Naturgeistern oder mit den Schatten altitalischer Komödientypen sind ganz frei von der historisierenden Art malender Römlinge. Sie sind unpathetisch, unheroisch. Wie einst Fragonard, so sucht der moderne Laprade in Italien eine rein malerische Renaissance; nicht anbetend, sondern tätig gestaltend. Er läßt die Vergangenheit auf sein Inneres wirken, und das neugeborene Auge wandelt die alten Herrlichkeiten — in subtilem Gleichklang von Form und Farbe . . .

Eine Typenreihe rasch abzuwandern und mit dem Finger auf diese oder jene Erscheinung zu deuten: nichts anderes war meine Aufgabe. Ich fahndete auf die neue Originalität, die aus vorhandenen Kulturbedingungen werden will. Ein Verteidiger all der Exaltationen und übertreibenden Gesten zu sein, deren sich die fanatischen Kostgänger der „Indépendants" schuldig machen, der Mathematiker, Geometer, Cubisten (das sind Primitivitätsfexe, die prismatisch glänzende Würfel zu menschlichen Mißgestaltungen türmen), der wichtig tuenden van Gogh- und Gauguin-Nachahmer zu sein, läßt meine gute Meinung von dem Nachwuchs französischer Kunst nicht zu.

Ludwig Hevesi/ von Ludwig Hatvany

Lieber, guter, alter, brummiger Freund, Meister des schwarzumränderten Zeitungsblattes! Wie weinten deine Worte, wenn du einen Verstorbenen beweintest, wie schluchzten deine Sätze, wenn du um einen schluchztest. Nun soll ich dich beweinen, um dich schluchzen, dich begraben!

Wie saßen wir so oft: ich am Schreibtisch, du mir gegenüber im Fauteuil. In deinen blauen Augen ein verschmitztes Lächeln und doch tiefer Ernst in deinem Ausdruck. Die Gesichtsfarbe ganz rot wie die eines pausbackigen, bald siebzigjährigen Babys. Recht ulkig anzusehen das blonde Greisenhaupt — denn Haare und Bart blieben stets blond.

Wir saßen stundenlang und sprachen wenig. Ich nahm oft einen Anlauf, um zu sprechen, du aber teiltest selbst die radikalste, jugendlichste Ansicht, ich konnte keine Paradoxie aussprechen, der du nicht sofort zunicktest — wie soll man da debattieren? Wozu auch debattieren, wo man doch rauchen kann? Man raucht und man gibt sich im Blick die Versicherung der gegenseitigen Freundschaft. Auch das Seufzen ist äußerst kurzweilig. Wie konnte nur Hevesi seufzen — tief aus der tiefsten Tiefe der Brust. Und den Seufzern folgte der unausbleibliche Kalauer. Jede halbe Stunde ein Seufzer und ein Kalauer.

Ach, diese Wortspiele — die waren dein Stolz! Ich liebte dich zu sehr, um nicht mitzulachen, selbst wenn mir bei den unmöglichen, entsetzlichen Kalauern ganz schwach zu Mute war. Ich bin doch kein Priester, um vor einer Bahre beten und lügen zu müssen und so kann ich es nicht verschweigen, daß deine Wortspiele, lieber, toter Meister und Namensvetter, grausam und entsetzlich und abgeschmackt waren.

Und das Arge, das Allerärgste war, daß sie sich hineinschlichen in deine wundervollen Aufsätze, um auch das tiefste Wort, den gefühltesten, feinsten Satz zu verunstalten.

Hevesis echte Künstlerseele, sein äußerst raffiniertes Kunstempfinden, sein un-

geheures Wissen hatten traurige Kämpfe zu führen mit einer vererbten jüdischen Rasseneigenschaft: das Geistreichseinwollen. Er verfiel dem alttestamentarischen Irrtum, daß etwas Gutes gleichbedeutend mit geistreich sei. So entstanden eine Menge toter Bücher: Hevesis humoristische Novellen, Reisebeschreibungen usw.

Passons!

Waren die auch sein Stolz — sein Wert, der ihn uns so lieb und unersetzlich macht, lag anderswo.

„Ein schwärmender Skeptiker von heute findet das Empfindungswort, an das irgendein besonderer Leser andere dergleichen reihen kann", so schrieb der Selbstmörder von gestern noch am 13. Februar über mein letztes Buch. Wollen Sie, bitte, statt: schwärmender Skeptiker — weiser Erkenner setzen und Sie haben Hevesis Selbstporträt.

Er war ein Virtuose im Erfinden von derlei suggestiven Worten. Auf das Empfindenlassen selbst der verborgensten, unaufgedecktesten Nuance seines Kunsteindrucks geht sein Aufsatz aus. Er kann das Flimmern der Farben von der Leinwand mit Worten abschmeicheln, die Stimmung eines Gedichts auffangen im Wort — besonders aber eignet sich das scheinbar Zusammengewürfelte, beweglich-lebhafte seines Feuilletons zum Festhalten der Beweglichkeit der Stimmmodulationen des Schauspielers, der vielfachen Buntheit des Szenenwechsels. Ein Spezialist des Schauspielerporträts, der auch im kürzesten Referat erschöpfende Worte und Eindrücke statt Klischee geben konnte.

Ich erinnere mich an eine Premiere von Rose Bernd im Wiener Burgtheater. Nach der großen Szene zwischen der Mutter, die ihr Kind verloren und der schwangeren Magd, sagte mir Hevesi: „Ich müßte ein französischer Schriftsteller sein, um über diese Szene referieren zu können. Da würde ich ganz frei heraus schreiben: Das Gespräch eines Uterus mit dem andern. Der Dialog von zwei Mutterleibern. Deutsch darf man das nicht."

Warum man das nicht darf? wollte ich fragen, doch traute ich mich damals nicht. Ich gebe mir jetzt die Erklärung selbst. Hevesi schrieb zumeist dem offiziösen „Fremdenblatt". Und da muß man sich im Ausdruck mäßigen. Selbst Hevesis Gewagtheiten haben etwas Geziertes, um die gute Form zu wahren. Er kämpft für Sezession und seine Kampfbewegungen sind im reizendsten Wiener Zopf stilisiert. Ein pikanter Gegensatz.

Merkwürdig war auch, daß er als Kritiker der bildenden Kunst bedeutend vorgeschrittener war als in der literarischen Kritik. In der Ver Sacrum-Zeit, um 1898, da die Wiener sezessionistische Bewegung begann, schrieb Hevesi:

„Die Kunst erneuert sich immer wieder unter Frühlingskämpfen, die eine periodisch wiederkehrende Erscheinung sind. In einer Zeit solcher Verjüngungswesen mitzuleben, ist vielleicht noch schöner, als in einer mit sich fertigen Epoche

ruhig dahinzutreiben. Man lauscht und späht und sucht zu erraten, was da werden will . . ."

Seine Verdienste um die Beeinflussung des Wiener Geschmacks sind tatsächlich sehr groß, doch leider bedingt durch die wenig verbreitete Zeitung, in die er schrieb. Der kleinste Feuilletonist der „Neuen freien Presse" hat leider mehr Einfluß als ihn Hevesi je gehabt hat. Es war schön anzuhören, wie der stille, gute Mann in kindlich-rührender Überschätzung seiner Verdienste plötzlich gesprächig wurde: „Ich mußte erst die Wörter, alle Termini technici prägen für Dinge, die gar nicht da waren. Den Leuten Begriffe vorführen, von denen sie keine Ahnung hatten. Dann kamen erst die Künstler und schufen wie nach einem Rezept."

Im Kampf für Wiener Kunst und Kunstgewerbe schien er für die wichtigste Kulturerscheinung der Stadt, für die emporblühende Literatur des letzten Dezenniums kein Auge zu haben. Er betrachtete sie sogar nicht ohne Argwohn. Die Neuerer des Pinsels (in Wien doch bloß Nachempfinder) waren ihm willkommen — vor den Neuerern der Feder (den eben im modernen Wien so originellen) schrak er schon zurück. Klimt ja — Altenberg nicht. So kann man sich irren.

Er las selten Modernes. Zwischen zwei Feuilletons über Cézanne oder Olbrich — las er schnell etwas Griechisches.

Vor drei Jahren am Lido. Ich traf ihn — nein, ich traf ihn nicht, ich fiel ganz zufällig auf seinen Namen in der Fremdenliste. Zu treffen war der Mann Zimmer vierhundertundsoundsoviel. Was doch heißen will: vierter Stock. Brühwarme Tage. Unten tummelt die Menschheit in Toiletten, die keine Toiletten sind! — Hevesi in seiner Dachkammer, in dicken Kleidern, schreibt Feuilletons. Drei verschiedene Feuilletons an verschiedene Zeitungen über dieselbe venezianische Ausstellung. Es wird doch nicht immer geschrieben. Man muß sich zuweilen ein bißchen Ruhe gönnen. — Da geht man nun hin und . . . Sie meinen, daß er vielleicht spazieren ging oder bloß das Fenster öffnete und hinausguckte aufs Meer? — nein, nein!! — er schlief vielleicht? I wo! Hevesi las wenn er sich ausruhen wollte, doch er las keine Zeitung, er las: Demosthenes las er.

Demosthenes, im Juni, in einer glühenden Mansarde!

„Sehen Sie, Herr Philologe," sagte er mir schmunzelnd, „so unterhält sich ein Journalist."

Er war nicht zu bewegen vor Abend das Zimmer zu verlassen.

Abends, da saßen wir dann zusammen im Kaffeehaus auf der Brücke. Wir schwiegen gewohnheitsmäßig.

Plötzlich stieg ein rötlich-großer Vollmond übers Meer.

Hevesi begann:

„Es ist schwer zu verstehen, daß die Menschen auf die Idee einer unsichtbaren Gottheit kommen, wo es doch nichts augenfällig Göttlicheres gibt als solch' ein

Anblick. Ich könnte mich gut als Priester des rötlichen Vollmonds denken. Es wäre schön, hier am Gestade dieser Gottheit ein Opfer selbsteigenhändig darzubringen."

Der Dichter Heveſi verstummte, der Feuilletonſklave setzte hinzu: „Sehen ſie, ſo arbeitet mein Gehirn, ich könnte über dieſes Thema einen Aufſatz ſchreiben" — und der armſelige Humoriſt vollendete den Satz: „Auch das Thema einer Humoreske iſt mir ſoeben eingefallen". Er erzählte es ſogleich — längſt iſt es meinem Gedächtnis entfallen — doch ich trage das Bewußtſein in mir: es iſt nicht ſchade darum.

Wir gingen dann los auf einen Spaziergang am Ufer. Die vom Mond hell blutenden Wellen kräuſelten ſich am Geſtade. Heveſi, mit dem breitgekrämpelten Hut in der Hand, blickte oft hinaus auf das Meer — ſeufzte, brummte, krächzte ſo nach ſeiner eigenen Art und ſprach von der Ausſtellung, die er Vormittag beſchrieben und von den Ausſtellungen, die er im Laufe des Sommers noch zu beſchreiben gedachte. Eine einſame Pilgerreiſe, eine Sommerwallfahrt, ein Ferienkreuzzug von Ausſtellung zu Ausſtellung. Kein vollendeter Meiſter, für den er keine offene Empfänglichkeit gehabt hätte, kein Taſter, deſſen Taſten er nicht aufgeregt wachen Sinnes gefolgt wäre. Eine diaboliſche Gabe der Erinnerung. Das Bild, das er vor Jahren in einer Provinzausſtellung über einer Tür hängen ſah, die Reproduktion, die er in einem Sammelwerk geſehen, Namen, Biographien, Kurioſa der Welt- und Kunſtgeſchichte — wie hatte er das alles inne. Den Schriften dieſes Vielſchreibers kann man Vertrauen entgegenbringen wie denen eines Monographiſten. Er las deutſch, franzöſiſch, engliſch, ſpaniſch, ungariſch, lateiniſch und griechiſch — in jedem Fach war er Fachmann. Als er die große Freundſchaftlichkeit hatte die Korrekturen eines Büchleins von mir über Philologie durchzuſehen, ſo ſtand ich beſchämt und erſtaunt vor dem Manne, der in jenem Studienzweig, den ich ſeit Jahren ausſchließlich trieb, beſſer Beſcheid wußte als ich ſelbſt. Korrekturen für andere zu machen und ſich als Meiſter im Fach des andern zu zeigen, war überhaupt ſein Sport. Bald beſſerte er ein Buch über Bosnien aus und erwies ſich als Fachmann in ſtaatsrechtlichen, ethnographiſchen Fragen, bald hinwiederum die Memoiren einer Dame vom Wiener Hof. Als er eben mit dieſer Arbeit beſchäftigt war, traf ich ihn zuletzt im vorigen Sommer im Foyer eines Münchener Hotels. Er las den Schweizer Baedeker. Die Memoirenſchreiberin verwechſelte nach Heveſis Meinung zwei Bergſpitzen, auch fehlte über den Namen eines Tals in der franzöſiſchen Schweiz das accent grave. Dieſe großen Probleme mußten gelöſt werden. Er blätterte, blätterte emſig, bis er ſchließlich die Stellen fand und die Ausbeſſerung treffen konnte.

Seine Bibliothek ſpricht von ſeiner Polyhiſtorie. Aber von keiner wüſten, unperſönlichen. Der ſonderbare Menſch mit dem ſonderbaren Geſchmack tut ſich überall kund. Natürlich auch in der Bibliothek. Hunderte Utopien. Reiſen in

den Mond, in die Sterne, lateinische Gedichte über wunderliche Reiseabenteuer, allerhand über das dunkle Reich des sechsten Sinnes, der fünften Dimension usw. Und wie das alles herumliegt auf dem Boden, auf Pulten, auf Tischen, in den Regalen des Schrankes, auf den verstaubten Fauteuils! Hevesis Schreibtisch ist förmlich verbarrikadiert hinter diesem papiernen Mauerwerk.

Er steht auf und zeigt dem Gast die Schätze der Bibliothek.

„Hier einige merkwürdige Bücher, Berichte über die Auffindung der Vorhaut Christi, lateinisch — aus dem x-ten Jahrhundert (leider habe ich den Namen des Verfassers und die Entstehungszeit vergessen, — mit Hevesi wäre so was nie passiert!). Die Leute schreiben so fade Romane, immer dieselben Geschichten. Die menschlichen Sonderbarkeiten müßten einmal herausgekramt werden. Da ist z. B. die Geschichte dieser italienischen Grafentochter, die den Ort erträumt, wo das Präputium begraben liegt. Sie erzählt ihren Traum dem gräflichen Vater, und nun zieht die ganze Hausgemeinde aus, um an jener Stelle zu graben. Die wie Demant glitzernde Vorhaut wird nun richtig unter unendlichem Jubel und großer Andacht aufgefunden und an Ort und Stelle läßt der Graf eine Kapelle bauen. Ist das nicht köstlich?" fragte mich Hevesi. „Denken Sie sich einen Roman, dieses Sujet behandelnd. Was für Menschlichkeiten kämen da ans Tageslicht. — Übrigens sind da noch mehrere Bücher über dieses merkwürdige Thema — die ganze Literatur de praeputio Christi."

Und nun holt er ein Buch nach dem andern hervor. Jedes Buch eine Rarität, die ihre Geschichte hat. Jahrelang war Hevesi auf der Lauer, bis er solch eine Beute endlich erlegt hatte. Von der Wonne der ersten Lektüre sprachen eine Menge kleiner Anmerkungen. Hevesi hatte, wie Sainte-Beuve sagt: Le gout de la note au bout de la page. Übrigens die Eigenheit jedes großen Kritikers. Sie sind die erste Entladung der Begeisterung, des Ärgers, der Lyrismus des kritischen Verstandes. Travellyan hat die Marginalien Macaulays, Scherer und Troubat die von Sainte-Beuve herausgegeben. Wer gibt uns die Randbemerkungen Hevesis?

Ich sehe noch die kleinen Lettern unter dem gedruckten Text. Freudestrahlenden Auges hat sie mein wunderlicher Freund geschrieben vor Entzücken über eine schöne Stelle. Dann stehen ganz gelehrte Noten darin; schwere Wissenschaft: Philologen und Historikern den Mund wässerig zu machen. Auch der schlechte Witzbold treibt da sein unheimliches Wesen.

Ich ziehe ein Buch aufs geratewohl aus der Äschylosreihe (Äschylos war Hevesis besonderer Liebling). „Mein Reise-Äschylos", bemerkt Hevesi. Ich öffnete das Büchlein. Vollgekritzelt. Kaum zu entziffernde Bemerkungen. Endlich entdecke ich irgendwo das Wort: „Maces". Mit Ausrufungszeichen. Ja, was ist denn das? „Da wird im Drama über das Sklavenbrot der Verbannung gesprochen — μαζῆς δουλίας — ich freute mich, das Wort Maces, das mich an meine Kindheit gemahnt, im Äschylos zu entdecken."

Ich blätterte schnell weiter, um mein Entsetzen zu maskieren. Nun sehe ich die Glosse: Shakespeare in Äschylos. Ich dachte: vielleicht verspürte hier Hevesi eine interessante Analogie und er spricht mir darüber. „δορύπαλτος", meinte er, „also Speererschütterer, was doch heißen will Shakespeare. Sehen Sie, so lese ich, ich achte eben auf alles."

Wie ein stiller Triumph in seinem Antlitz. Und ich klappte das Buch ganz schnell wieder zu und reihte es unbemerkt der Bibliothek ein.

Merkwürdig, daß dieser Mann mit den Jean Paulschen abstrusen, schnurrigen Ideen, Assoziationen und Kenntnissen so wenig Sinn für echten deutschen Humor hatte. Gottfried Keller schien ihm zu breitspurig. Überhaupt war er mit dem deutschen Roman im ewigen Hader. Selbst Wilhelm Meister war nicht sein Fall. „So was entsteht nur in einer kleinen Stadt; von einem Mann geschrieben, der in eine alternde Frau mit vielen Kindern, wie doch diese Frau von Stein war, sich verlieben konnte." So sprach Hevesi, als ob er das Revolutionäre, die Lebensfülle dieses Provinzromans nie verspürt hätte.

Und nun — o seltsame Verknüpfung irdischer Dinge! — dieser Mann der bösen Wortspiele, der Lebensabscheu, der talmudistischen Lektüre — ging in eine Galerie oder ins Theater und plötzlich, als ob von der Welt in den Weltfernen sich ein Strom von Leben ergösse — füllte den Outsider des Lebens, Lebensgefühl bis zum Rand. Er war allen voraus. Keiner so empfänglich, die Zeitbedürfnisse so fühlend. In jenem erwähnten Feuilleton vom 13. Februar hieß es noch, nach wundervollen Dithyramben auf alles Neue, Frische, Lebendige (wer mochte dahinter den Mann mit Selbstmordgedanken ahnen?): „Wir fordern, seitdem uns das Rufen gegeben, das starke, freie Bekenntnis der Zeitkunst".

Jeder Aufsatz ist ein Zujubeln, ein Hutschwenken vor Zukunft, Jugend, Neuerung. Dabei kein Heißsporn, kein Draufgeher, kein „Überdieschnurhauer" — ein stiller Hellseher, oder wie er sagt, Hellfühler war er alles Kommenden. Ein weltferner Sonderling, der in den kunstvoll gesponnenen Netzen der Kritik die Zukunft auffängt.

Wir gingen einst zur Besichtigung eines Schlosses aus dem achtzehnten Jahrhundert. Der Hausherr erzählte stolz, wie er einen Saal im Stil renovieren ließ. „Wozu das", rief Hevesi entsetzt. „Es gibt nichts Barbarischeres, als dieses historische Stilisieren. Eine Erfindung unseres historisch-barbarischen Jahrhunderts. Ein Raum im Gebäude ist wie ein Gebäude in der Natur. Jedes zweckentsprechende, gut gebaute Haus paßt in jede Natur. So paßt auch eine jede gute Einrichtung in ein jedes gute Haus. Der Saal müßte hochmodern eingerichtet sein — eben dieses Unhistorische wäre auch im Sinne des achtzehnten Jahrhunderts!"

So frei und liberal dachte Hevesi in Sachen der Kunst. Um diese Anschauungen zu verbreiten, arbeitete er in der Feuilletonfabrik von früh bis abend —

von abend bis früh. In den vielen Feuilletons, die er über denselben Gegenstand schrieb — wegen der Berichterstattung für verschiedene Zeitungen — nie eine Wiederholung. Ein sprudelnder Quell von Einfällen, Ideen, Wendungen. Ut flueret lutulentus, erat quod tollere velles.

(Es ist gut, Horaz zu zitieren, wenn man vom letzten Humanisten der modernen Journalistik spricht.)

Warum schrieb dieser Schreiber? Warum kämpfte dieser Kämpfer? Was erhoffte dieser Hoffnungspender? Ich sagte ihm einmal: „Sie sind beneidenswert in Ihrem Fleiß, in Ihrer kolossalen Arbeitskraft und in der Leichtigkeit Ihres immer jungen Talents". Er schüttelte den Kopf: „Man gewöhnt sich an das Schreiben — während der Arbeit tauchen immer neue Einfälle auf und die verarbeitet man nun, wenn man zur Arbeit dressiert ist. Das Leben gibt einem Kieselsteine und die schleift man so lange, bis sie glitzern wie Opale. Und das ist mein Handwerk".

Ein tiefer Seufzer. Rauchqualm.

„Ja, lieber, junger Freund, man arbeitet wie die Menschen gearbeitet haben, deren kuriose Werke ich sammle. Vielleicht kommt im nächsten Jahrhundert solch ein Kauz wie ich einer war und wird mich ausgraben. Und so rollt man eben durch alle Zeiten weiter."

Es war ein lauer Sommerabend als er dies sagte. Nie wieder sollte ich ihn sehen. Ich dachte nachts nicht ohne Mitleid an den traurigen Mann, der sich mit Feuilletonschreiberei über das Leben hinwegtäuschen wollte.

Heute, da mich seine Todesnachricht erreicht — schon wieder will es Frühling werden! — heute frage ich mich zagend: Vielleicht hat dieser Mann Recht gehabt? Recht, indem er so gelebt und Recht, indem er so starb.

An einem jubelndem Vorfrühlingssonntag schrieb er vier Briefe, hat dann die Bücher schön weggeschoben, zwei Kerzen auf den Tisch vor den Spiegel gestellt — und nun folgt ein Knall.

Mein Freund, mein guter, alter Gönner, der Gönner und Freund jeder Jugend ist tot. Der Mann, der für die Zukunft focht, hat seinem Leben solch ein Ende gemacht.

Seht doch Stürmer und Dränger, Draufgeher, Zukunftserschließer, Umstürzler, Erlöser, meine Freunde, meine Feinde, mein Blut, mein rauschendes Blut — seht doch, seht!

Kann man euch über Leben und Kämpfen eine größere Lektion geben?

Gute Nacht teuerer Kämpfer — wir senken das Haupt und wünschen dir, gute, stille Nacht. Wir haben keine Zeit mehr hier länger zu verharren. Man ruft uns. Man ruft uns zum Küssen, zum Lernen, zum Ringen, zum Schreiben, zum Hadern, zum Lesen, zum Hören, zum Sehen — zum Leben ruft man uns. Wir verlassen dich, toter Soldat.

Und wir alle, die nun davongehen ohne den Kult der Trauer in uns weiter zu

pflegen, wir haben das Gefühl, als ob wir deinem Gebote gehorchten, deinen Segen in uns trügen.

Ave magistre, victuri te salutant!

Akrobatik/ von Oskar Bie

Ich weiß nicht, wie ich darauf komme, Wintergarten, eine bezähmte Widerspenstige, ein russisches Zirkusfest und allerlei schlechte Operetten — es hängt in mir zusammen und ich will es lösen. Ich schwärme für das Akrobatische, aber ich gestehe es nicht ein, drei Menschen in grauseidenem Trikot, ein Mann und zwei Frauen (wie frisiert man sich als Akrobatin?), hängen an Trapezen, werfen sich ihre Körper zu, schieben sich aneinander auf und ab, fangen sich und kürzen und verlängern sich, drei geschmeidige Leiber, im exaktesten Tempo gleichmäßig sich wieder aufschwingend, Bein hoch, Schwung, Sitz. Ganz parallel, bis auf die Zehntelsekunde. Ich gestehe es nicht ein, daß ich das wundervoll finde, allerhöchste moderne Technik, einzig vollendete Kunst, totales Können, Überwindung der Schule, letzte Form — es ist phantasielos. Ist es phantasieloser als der Tanz? Vielleicht doch nicht. Der Tanz ist bürgerlich, dieses ist zwischen dem Aristokraten und dem Affen. Adel des Körpers und atavistische Gelenkigkeit. Es hebt sich auf (im Tanz trifft es sich) und darum ist es auch nicht mehr phantasielos: eine einzige Paradoxie in letzter technischer Vollendung. Dies wird der Grund meiner Schwärmerei sein. Ich sehe (vier Monate war ich im Wintergarten) eine große Gesellschaft sportmäßig gekleideter Herren und Damen, sie werfen und kugeln Reifen in verblüffender, und doch klarer Ornamentik um sich, über sich, über die Rücken, in Kreisen, in Bogen, eine rollende Arabeske eilender Kreise, die von spielenden Menschen auszulaufen scheinen. Andere werfen Teller in derselben Jongliersornamentik, Tellerketten in Spitzenstil zwischen haschenden Händen. Tänze sich werfender Weiber, die sich leblos stellen, um letzte Rhythmiken eines toten Materials darzubieten, das doch ein blühendes Weib ist. Die japanische Nambastruppe kauert als Riesenbuddha zusammen, um dann einen Jungen nur mit zwei Füßen hoch quer an einer krummen Stange schweben zu lassen, die ein Älterer auf der Schulter balanciert. Ein japanisches Ornament? Haben sich in der Akrobatik Stile und Linien der Völker erhalten? Die Bobker ben Alis treten auf, fünfzehn Marokkaner, sie machen mit ihren Leibern netzartige Ornamente, sie schreien, sie machen Knäuel von ethnologischer Gedrängtheit, sie schreien mehr, sind sehr bunt, sie haben den Jahrmarkt in den Gliedern, lösen sich auseinander, purzeln unter wüstem Geschrei über die Bühne, wobei man zwei Arten Purzelbäume unterscheidet, den, der den Schwerpunkt zwischen

Armen und Füßen teilt, und den, der gleich mit dem ersten Wurf über die Arme weg wieder auf die Füße kommt. Schöne Menschen! Wieder die Paradoxie des Körpers. Hier liegt der Keim zum Exzentrik. Das Adlige wird ausgeschaltet, das Komische betont: Bewußtheit des Affentums. Ich ästhetisiere fast, aber die Phantasie dieser Leute scheint mir bewundernswert. Sie springen auf Billards, kriechen durch Öfen, turnen am Mond, kegeln mit den Köpfen, jonglieren mit einem Café oder offenbaren, wie Baggensen, eine enorme Geschicklichkeit im Ungeschickten: mit Tellersäulen, die sie fast hinwerfen, klebrigen Papieren, die sie dämonisch nicht los werden, grotesken Anzügen, dem ganzen „Kampf mit den Objekten", den sie in kunstvollster Übung stilisieren. Alles dies kann nur bestehn, wenn es mit peinlicher Genauigkeit ausgeübt wird, der geringste organische Fehler im Singtanz von Mulattengigerl, die leiseste Erinnerung des Radfahrers an sein schwankendes Material tötet im Augenblick die Phantasie. Von marionettenhafter Akkuratesse muß es sein, weil es in der Paradoxie der Technik und des Bewußtseins lebt. Wir sind an der Grenze der Puppen. Ich denke an Schichtls Marionettentheater, das die Akrobatiker nachahmt: drei Amerikaner, die im vollendeten Takt Cakewalkgrotesken machen (man denke immer im strammen Takt die Beine werfen, die Köpfe drehen, alle drei gleich), oder die Puppen werden plötzlich lang, plötzlich kurz, oder der Tod als Skelett verfolgt die Frau so gierig, daß seine Knochenarme und Beine und der Kopf sich zeitweilig von ihm trennen und in isolierter Anatomie verfolgen, oder Männer tanzen herein, klappen um, sind Frauen, ein Vogel Strauß hüpft, kratzt sich, legt ein Ei, geht ab, ein Clown brütet das Ei, ein Drache springt heraus, sprüht Feuer, fliegt in die Luft — — im Exzentrik wird die Gelenkigkeit Witz, in der Marionette die Technik Stil, hier gehen die Zweige der Akrobatik in die Künste, ins Leben, und wenn man will, ist diese Kunst von einer erschreckenden Symbolik, so konsequent ist sie, so assoziativ dabei. Bang, Vallotton, Beardsley, Somoff, Walser sahen in ihren Arten das Akrobatische im Menschen, das ein Automatisches und zugleich höchst Stilisiertes ist, und stellten es auf eine Bühne oder in ein Ornament. Da wird das Tragische komisch und umgekehrt, oder man bescheidet sich eben lachend, solche Unterschiede nicht zu machen. Dies ist die Philosophie der Regie. Ich habe Organ dafür und fasse es so tief auf, wie alles Dekorative zugleich Innerstes und Äußerstes ist.

Auch bei der „Bezähmung der Widerspenstigen", die Reinhardts genialstes Phantasiewerk war. Das Stück Shakespeares beginnt im Stil des Skaramuzzen und Scapins, und endet menschlich bewegt. Über die Stelle der Umbiegung kann man streiten, Reinhardt findet erst zuletzt den ausklingenden Akkord eines abgestimmten Halbkreises. Übertreibungen würden nichts schaden — warum nicht übertreiben? Aber vielleicht ist der Pyramidenaufbau der Schneiderkartons zu pedantisch — und Pedanterie darf nicht sein. Von Stahl sollen

die Menschen federn, von Federn springen und schnellen. Der tapfere Cassian ist Marionettenstil, die Widerspenstige Clownstil. Nichts ist altenglischer. Wir sollten es wieder verstehen. Hier haben wir einmal vom Theater Theater zu verlangen und dieses Theater leistet es in einer neuen Phantasie, die uns in der Kette dekorativer Organismen noch fehlte. Es wurde ein Stück über das Stück, das sonst nicht viel mehr ist als so ein Stück. Ach Gott, die Literatur! Vom Sommernachtstraumspuk über die Was-Ihr-Wollt-fastnacht zu diesem Clowntum war ein konsequenter Weg. Verstellbare dumme Dekorationen, Zwischenspiele mit Dekorationswechsel, von hüpfenden Schauspielern besorgt und von Blechs launiger Musik begleitet, Strahlenbündel hereinstürzender Menschen, Peitschenensembles und Kletterduette, papierne Pferdegrotesken und Gefühlsjongliertum — ich habe nie etwas ähnliches an ausgearbeiteter, detaillierter, phantasiegeborener Regie gesehn und jetzt gestehe ich es ein: ich schätze die Akrobatik hoch genug, den Stil dieses Stückes zu bilden. Man hat sie in der Blüte der Commedia dell' arte auch so hoch geschätzt. Die das Komische nur äußerlich anlachen, die die tragischen Kategorien der Künste haben, können mich nicht fassen. In denen aber die eigentümliche Macht dieser Symbolik lebendig geworden ist, die wissen, was ich berühre. Sie kennen die Linie, die von einer Geste Maeterlincks über den Pierrot lunaire hierher führt. Was haben wir zu verlieren, wenn wir den verehrenswerten Menschen einmal als springende Narren die Wahrheit sagen?

Manche ärgerten sich über diesen Zirkus im Theater. Ich muß sagen, daß ich mich über das Theater im Zirkus mehr geärgert habe. Ich war im Busch, wollte sehn, wie man das jetzt so macht, ob es weiter degenerierte. Im ganzen ersten Teil applaudierte ich einer einzigen Nummer: auf einem Dogcart jonglierten zwei Herren und eine Dame in sehr durchgearbeiteten Touren zwischen dem Wagen und dem Pferd. Dann kam eine Pantomime mit den langweiligsten und geschmacklosesten Aufführungen, Stil Metropol, plötzlich ein hinreißend forscher russischer Tanz und zuletzt ein wahres Elementarschauspiel: eine Troika rast hinter heulenden Wölfen einen Abhang herauf, Wassermassen stürzen herunter, Menschen und Vieh gleiten, schwimmen, Einsturz, Feuer, Erdbeben, alle Natur wie losgelassen (es sollte Sibirien sein). Dieser Schluß gab dem Kritiker den Stil. Der Zirkus soll in seiner großen Arena Menschen und Tiere aufeinanderhetzen. Jagd auf Tiere und Menschen. Alles, was zwischen den beiden spielt, alles in Leidenschaft und weiten Dimensionen. Ich sehe Wälder, Wüsten und Berge, und, was wir in Jugendbüchern einst phantasierten, in Kunst und Training vervollkommnet. Meinetwegen Dressur, obwohl ich gegen dressierte Pferde, auch musikalische Schulritte einen feinen Widerwillen habe. Meinetwegen auch Humor: ich sah dressierte Seelöwen, die jonglierende und musizierende Menschen auf eine höchst paradoxe Art nachahmten. Vor allem

aber das moderne Tier, das kein Gegenstand der Stilisierung oder des Witzes mehr ist, sondern das Abbild der ungebändigten Natur, gegen das der Mensch seine Jagdkünste ausbildet, um diese Spannung zweier Tyranneien auf ihre letzte Form zu bringen, — das Tier von Liljefors, Jensen, Kipling, Jack London, Madelung, nicht das von Sperling und nicht das Meyerheimsche. Das, was in den Stierkämpfen Europäisches ist. Unser Zirkus borgt von Jahr zu Jahr mehr bei den Nachbarinstituten. Er verliert die Haltung. Der akrobatische Mensch an sich, der auf der Bühne, der gegen das Tier — alles hat seine Methode. Und viertens will ich von seinem Verhältnis zur Musik sprechen.

Dieses ist das übelste geworden. Unserer Operette ist jedes akrobatische Gewissen abhanden gekommen. Offenbachs Größe ist diese feine körperliche Rhythmik, die nicht nur als grotesker Stil seine Figuren hält, sondern auch seiner Melodie und seiner Harmonie innerlich eignet und ihre Linie bestimmt. Die französische Operette nach ihm hatte von solcher Buffotradition noch genug übrig, um wenigstens im graziösen Spiel der Stimmen zu glänzen. Die Wiener Operette, unter deren Herrschaft wir stehen, liebäugelte von Anfang an mit der Oper, und das ruiniert sie. Die Fledermaus war nur durch ein musikalisches Genie, Johann Strauß, zu retten, der sie so gut erfand, daß man keine Gefahr witterte, und so rein hielt, daß kein falsches Gefühl hineinkam. Diese Abnormität verführte. Strauß selbst kokettierte gern mit der Oper und die Heutigen tun es alle. Die Kompositionen von Léhar, Straus, Fall, die eine unerhörte Popularität erlangten, sind Zwitter. Straus erfindet bisweilen einige nette Tänzchen, Fall hat eine gute Bildung in volksmäßigen Ensembles und Couplets, Léhar ist von einer unausstehlichen Süßlichkeit. Seine Sehnsucht zur Oper ist so groß, wie sein Talent dafür klein ist. Er arbeitet mit Sentimentalitäten, daß man fette Mundwinkel bekommt. Er lockt die schlechten Instinkte eines Publikums, das immer wieder schluchzt, wenn ein verliebter Mond scheint, und immer wieder Glücksgefühle hat, wenn zwei auf der Bühne einen Walzer tanzen, den jeder Leierkasten spielt. Loin du bal, Gebet der Jungfrau, Klosterglocken, Kempinski, Café Riche in einem. Schreckliche Texte mit dem Geistreichtum der Tischkonversation, die man hinnimmt, weil Millionen sie hinnehmen. Allüren einer Oper, die man anerkennt, weil man sie versteht. Neulich nahmen wir Heubergers „Opernball" vor, aus Trotz gegen diese Misere — es klang uns wie ein Aschenbrödel in silbernen Pantoffeln. Es wird zertreten von diesen Horden. Die Entrüstung lohnte nicht bei kleinen dummen Volksbelustigungen. Aber die fade, unwahre, erfindungslose und dick beschmierte moderne Operette erobert die Theater und nimmt den wahren Begabungen Platz und Luft weg. Ich hasse sie. Ich wünschte ihr einen ordentlichen Kursus im Varietee: Rhythmus, Akrobatik, Straffheit, Exaktheit. Das fehlt ihr. Außer Walzer und Marsch kennt sie kaum noch einen Takt: und welche Takte könnten wir erfinden.

Sie schildert geschiedene oder nominelle Ehen, wie sie wirkliche Ehen werden — faule Fische, sie hätte das ganze Material an öffentlicher Karikatur unserer Zeit und Bildung und Moral, das sie in köstlichen Stilisierungen, paradoxesten Akrobatiken, sprühenden Clownerien auf die Bühne bringen könnte, ein Fressen für die jungen, buffonesken Talente, die wir in der Musik haben, die sie finden und erziehen würde, wie der Simplizissimus seine Zeichner. Welche Möglichkeiten! Laßt die opera seria und kehrt zur buffa zurück. Die hatte alles: die Rhythmen, die Akrobatiken, den Stil und die Satire. Macht euch nicht falsch vornehm. Denn es gibt nichts besseres, als eine gute Operette, und nichts schlechteres, als eine schlechte. Die Engländer hätten vielleicht das Clowntum der guten Operette retten können, sie hatten die Überlieferung und das Organ. Aber ihre musikalische Erfindung war so mäßig, daß sie es über den „Mikado" nicht herausbrachten.

Anmerkungen

August Bebel

Er schien, der Brausekopf, nicht altern zu können. Sein Talent war die ewige Jugend, der ewige Frühling des Glaubens, der Sturm und Drang des vom Ideal Besessenen. Die Morgenfrische der unverbrauchten Naturkraft steckte in diesem kleinen Mann, der über das Maß seiner klügeren Genossen groß wurde, wenn durch seine Rede-Fluten das sittliche Pathos brauste und die Energie des leidenschaftlichen Wollens sich prasselnd entlud. Nun ist er, fast plötzlich, siebenzig geworden. Erst versagte das Herz, — das Herz einer glaubensfrohen und hoffnungsstarken Maschine. Dann erlahmte das gesprochene Wort; die Rede bekam tote Punkte; und in manche Ausführung des Herbstlichen bohrte sich der Wurm der Langenweile. Und jetzt schreibt er (wir ehren durch Ehrlichkeit!), der nie ein Schriftsteller, nie ein Gedankenarchitekt, nie ein Taktiker großen Stiles war: jetzt schreibt er an seinen Memoiren und betäubt durch die Erinnerung an die genossenen Martern des politischen Aufstiegs die schmerzreiche Erfahrung, daß selbst das robusteste Talent zum Jungbleiben siech und gestrig werden muß.

Nein: Schriftsteller und Denker war Bebel nie; und die suchen das Eigentliche seiner starken Lebensleistung vergebens, die es in dieser Richtung suchen. 'Die Frau und der Sozialismus' klappert popularisierend mit bekannten Tendenzen und setzt die unbegrenzt kritiklose Gläubigkeit der Massen und ihre Empfänglichkeit für drastische Tatsachen voraus, um Eindruck zu machen. Die marxistische Dialektik, die beim Meister selbst und noch bei Lassalle im Regenbogenglanz der Poesie erstrahlte, nahm sich in Bebels Munde wie ein Fremdkörper aus. Das feine Spiel mit Begriffen lag ihm nicht. Er bewegte sich zeitlebens in dem seichteren Gewässer des Ethischen und Pathetischen. Das Elend, die Not, die Ausbeutung, das himmelschreiende Unrecht der beati possidentes, ihr kaltes Herz und ihre gierige Hand, die schamlose Klassengesetzgebung und die Klassenjustiz, die brutale Umkehrung von Macht in Recht: das war doch greifbar und fühlbar genug. Das brauchte nicht erst umständlich bewiesen zu werden. Beweist man Menschenrechte? Über den nackten Naturrechtstandpunkt von 89, über die moralistische Phraseologie der vormarxistischen Periode ist der 'Revolutionär' Bebel nie hinausgekommen; das schwere Geschütz des wissenschaftlichen Sozialismus richtete in seinem beredten Munde unvergleichlich weniger Schaden an als der Donner seiner sittlichen Affekte. So blieb Bebel, der gebildet genug war, um nicht ungebildet zu erscheinen, die ganze Naivetät seiner ererbten Volksgenossen bis in die Zeit der Überreife erhalten; seine trotz allem Wissenshunger unverbildeten Instinkte waren der Masse immer nahe; er brauchte sich nicht, um zu überzeugen, zu den advokatorischen Künsten und Kniffen des Demagogen zu erniedrigen oder gar bessere oder tiefere Einsichten zu verschleiern. Sein waren die Ehrlichkeit und der suggestive Fanatismus des Sektengläubigen. Hinzu kam, um die Wirkung des Mannes zu steigern, ein oratorisches Temperament von einer Urkraft, wie es seit Jahrzehnten keinem zweiten deutschen Parlamentarier oder Volksredner eigen war. Richter hatte ein massiveres Gehirn und eine weit stärkere Dialektik; aber seine Beredsamkeit war klobig und derb, der ganze Ton war bürgerlich und biedermeierisch. Bamberger sprach in Pointen, seine Spitzen waren geistreich, sein Ausdruck doch eher klug und beziehungsreich als erwärmend und beschwingend.

Nur Bebel hatte den hinreißenden Schmiß des Virtuosen, aber ohne dessen Posen und eitle Verlogenheiten. Sein biegsamer und klangreicher Baryton konnte mächtig anschwellen, er berauschte sich am eigenen Pathos, bald fand er priesterliche Klänge, bald befiel er die Gegner mit den Peitschenhieben seiner Entrüstung; aber am wirksamsten und natürlichsten entlud sich doch immer, wenigstens in der Volksversammlung, der Lyrismus seines glaubensstarken, idealistischen Gemütes. Und, sonderbar genug: Bebel besaß auch Takt und innere Keuschheit. Sie hat ihn verhindert, Gassenmelodien zu pfeifen und in den Sumpf der Vulgarität zu gleiten.

Der echte, unvermeidliche Idealist genießt sein Martyrium. Bebels Leben war daher in seltenem Maße freudenreich. Er besaß die Gabe, zu hoffen, wo andere verzweifeln. Nur zuletzt wurde dieses Dasein tragisch, etwa seit dem Dresdner Parteitag. Da gab es keine Sekte mehr. Die Sozialdemokratie war eine große mächtige Partei geworden, vielstrebig und des Weges unsicher. Der Verstand des Sektenführers und Millenniumsgläubigen reichte nicht mehr aus, um diesem riesigen Parteiorganismus die neuen Wege zum Machterwerb und zu produktiver Politik zu zeigen, um die neue Taktik zu ersinnen. Man stand an der Schwelle einer neuen Zeit. Bebel hatte seine Mission erfüllt und darf nun Memoiren schreiben.

S. Saenger

Der Tod des Schülers Kamillo

Beugte sich da kürzlich in Wien eine Mutter über das Sterbebett ihres Jungen, der sich abends vorher in einer Opernloge durchs Herz geschossen hatte, und schrie, vorwurfsvoll und verzweifelnd: „Warum hast du mir das getan?" Es läßt sich keine aufschlußreichere Frage denken. Der Jüngling beantwortete sie nicht, wie er schon früher im Gymnasium seinen Lehrern keine Antwort wußte, überdies hatte er jetzt auch Besseres zu tun: Zu sterben. Aber ist dies nicht eine Frage, an uns alle gerichtet, an die Zeitgenossen einer Jugend, die mit Revolverschüssen die Zeugnis-Verteilungen begleitet?

Zuerst haben wir für sie, was unsere Zeit in betrübender Fülle besitzt: Worte. Man klagt die Schule an, die Lehrer, die Eltern, die Knaben. Die Schule, die nicht in das Wesen der ihr ausgelieferten Kindheit dringt; die Lehrer, die gewissenhaft und ahnungslos ihre Noten schreiben; die Eltern, die nichts von den Kinderseelen wissen und in ihnen bloß kleinere Erwachsene sehen; die Knaben selbst, die hysterisch und kraftlos der ersten Schwierigkeit erliegen und dem Leben ausweichen, schwächlich trotzend. Dann begucken wir kopfschüttelnd die frischen Gräber, begießen sie mit Sentimentalität, und hiemit ist die Affäre wieder einmal erledigt.

Der Jüngling Kamillo war jung, reich, schön, ein Künstler. Und ging, nachdem ihm sein Lateinlehrer ein „Nicht genügend" ins Zeugnis geschrieben, zu „Rigoletto" und tötete sich, wie der letzte Ton verklang. Aber es hieße den Mannestod dieses Knaben verleumden, glaubte man, er sei an der gemeinen Unwürdigkeit verschieden, daß er die irreale Periode nicht begriff. Er ging vielmehr daran zugrunde, woran allen Feineren irgendwie, nur eben meist geräuschloser und langsamer, verderben: Daß er die Welt nicht begriff. Deshalb suchte er sich eine andere, glühendere und sinnreichere, in der gewichtlosen Welt der Töne. Indes, die Musik ist bloß die holdeste aller Betrügerinnen, sie gibt nur, was wir in sie hineingetragen, scheint uns zu steigern, um uns dann, entnervt und erschöpft von ihrer klingenden Wollust, fallen zu lassen. Deshalb konnte für Kamillo, als der Schlußakkord nicht mehr sprach, nur noch der Revolver sprechen.

Was läßt uns in diesen Tod wie in eine lockende und unergründliche Tiefe sehen? Das Schweigen, das geheimnisvoll um ihn webt. Um Kamillo wimmelten frohe Schulfreunde, weilten wohlmeinend und

würdig Vater und Mutter, dennoch ließ er sie nicht in sein Vertrauen. Und war nicht etwa verstockt, dumpf, tückisch, sondern heiter, mitteilsam, lächelnd. Allein schon eignete ihm die Kenntnis, daß wir im Entscheidenden immer allein sind. Die Menschen haben die Liebe erfunden, um sich darüber hinwegzutäuschen; Kamillo schritt an ihr vorüber, schritt schlicht und ruhig den Weg ins Dunkle. Nahm noch vorher freudig die Helle des strahlenden Opernsaales, den wogenden Glanz der geputzten Menschen, die feierliche Süße der Musik in sich auf. Und traf sich dann ins Herz. Schrieb keine letzten Briefe vorher, nahm keinen rührenden Abschied, zerrte nicht durch Pathos eine so ernsthafte Sache wie den Tod ins Banale. Ich weiß nicht, ob Kunst in den hinterlassenen Tonwerken Kamillos ist, aber ich weiß, daß er den feinen Tod eines künstlerischen Menschen starb. Leise ging er aus dem Lärm; die Welt sagte ihm nichts, so hatte auch er ihr nichts zu sagen.

Gewiß hat man ihn in Schule und Haus sein ganzes kurzes Leben lang mit der eindringlichen Versicherung bedrängt, daß es für ihn eben auf die lateinische Syntax ankäme, nur auf diese. Dann erwerbe er Diplome, habe vor sich einen geraden, sicheren Weg. Ihm aber graute vor dieser Sicherheit und diesem Wege. Zweimal entfloh er dem Heim; man holte ihn wieder. Nun können sie ihn nicht mehr erwischen, endlich ist er geborgen. Er hätte antworten können, daß die braven Zeugnis-Menschen immer nur ins Mittelmäßige kommen, er aber ins Außerordentliche wolle. Indes, er sprach nicht, weil die Erwachsenen und Klugen nicht klug genug waren, die Sprache seiner Seele zu verstehen. Denn die Kindheit ist eine brausende Naturgewalt, sträubt sich gegen das künstliche Wesen der Wirklichkeit; je feiner und edelspröder der Seelenstoff ist, desto größer ist die Gefahr, daß er durch den gewaltsamen Zusammenstoß mit unserem Wesentlichen zerbricht. Lange war Kamillo schwach genug, den Alten zu glauben, und so bemühte er sich, seine Natur zu zwingen. Allein sie widerstand, flüchtete sich in die Kunst, zu den Denkern, wollte sich durchaus nicht bei dem „ur" aufhalten. Niemals hätte er das Zeugnis der Reife bekommen. Da las er Kant, gab sich der Musik hin, und ging sanft in den Tod.

Er fragte die Welt nicht: „Warum hast du mir das getan?" Denn sie hätte ihm nur tote, leere Dinge zu sagen gewußt. Etwa: Junge, der Zwang ist doch charakterbildend, du erwirbst dir wichtige Kenntnisse, auf die paar Jahre in der Schulbank kommt es ja nicht an ... Oh, er wußte, es kam sehr darauf an, nichts konnte sie ihm ersetzen. Hatten sie ihm erst seine Sehnsucht, seine innerliche Musik ausgetrieben, dann war es zu spät. Dann wäre er auch leer geworden, bereit, sich von den schnöden Wichtigkeiten des Erfolges ausfüllen zu lassen. Was uns kindliche Ungeduld scheint, das ist die ursprünglichere Einsicht in das Wesen des Fühlens. Eine Freiheit, die nicht zur rechten Stunde genossen wird, vermag nicht mehr als ein Medikament, auf ein Grab geschüttet. Jener Knabe Kamillo war zu reif für uns. Man ließ ihn nicht zu sich kommen, obwohl er wohl empfand, dies sei der einzige eines Menschen würdige Aufenthalt. Er blieb bei seinem geliebten Schach, bei den Weisen, bei den Tönenden. Das taugte der Welt nicht; sie verstand ihn nicht und er verstand sie zu gut.

Die Leute haben auch seinen Tod plump und unzart mißdeutet, gaben ihm im Tode einen Kollegen, der sich zufällig auch damals wegen einiger schlechter Zeugnisnoten erschoß. Die äußere Ähnlichkeit der selbstmörderischen Geste verknüpfte derart Kamillos stolzes Menschen- und Künstlerschicksal mit der vulgaren Tragödie des schlechten Schülers. Denn jener kleine Baron Max war nicht zu stark, sondern zu schwach für die Schule. Daß er nicht in der Kadettenschule aufgenommen werden konnte, trieb ihn in den Tod, ein Kind, das mit Schießgewehren spielt. Überall nahm

er wehleidigen Abschied, kritzelte auf Zettel, daß er „Angst" habe, beschwerte sich über den Lehrer und bat um recht, recht viele Messen für seine arme Seele. Er schrieb seiner Mutter: „Sich auf ein baldiges Wiedersehen mit dir im Jenseits freuend". In der entzückend ahnungslosen Kindlichkeit dieses Satzes steckt die rührende Dummheit des kleinen Jungen, der, weil er nicht vorwärtskommt, gleich ins Grab springt. Verständen wir den Zwang der Kinderwünsche, die Hemmungslosigkeit ihrer Vorstellungen, ahnten wir die Geneigtheit, ein Leben aufzugeben, das sie nicht kennen, für einen Tod, den sie nicht begreifen, so spielte der kleine Max vergnügt irgendwo mit Bauernjungen, statt vergeblich sein armes Hirnchen mit geometrischen Formeln vollzustopfen, bis darin nichts mehr Platz hat als eine Kugel.

Kamillo aber war wohl nicht zu retten; denn er warf das Leben weg, weil er es zu genau durchschaut hatte. Strahlend in Jugend und Schönheit, ein stiller Denker, verschwindet er plötzlich in einer tönenden Wolke von Musik. Wir schwätzen Klagen und Anklagen; er aber, der allein dazu berechtigt wäre, schweigt und entfernt sich. Es ist etwas in dieser Geste, das sich nicht vergessen läßt.

Ludwig Bauer

Novellen von Dauthendey*

Max Dauthendey hat von einer Reise um die Erde als Parergon zu einem mächtigen, in vielen tausend Versen missourihaft strömenden Gedicht ein Dutzend asiatische Novellen in Prosa heimgebracht; — die Novelle als Tagebuchnotiz, niedergeschrieben ohne große und besondere Kunstabsicht, aber aus dem Reichtum einer höchst üppigen, durch und durch triebhaften Phantasie. Die exzessiven Welten des Westens und des Ostens wirken sehr verschieden auf die mitteleuropäischen Künstler, die durch Neugier oder Not aus unserm gemäßigten Klima in die Ferne getrieben werden. Vergleicht man Johannes V. Jensen, den Strauß der brasilianischen Novellen und Dauthendey: bei Jensen die Bizarrerie der Linie, bei Strauß das heiße, rein zitternde Licht, in welchem selbst ein loderndes Rot noch geisterhaft und unkörperlich erscheint, und bei Dauthendey die verwirrende, spielende Buntheit, das, was die Maler Lokalfarbe nennen, wirklich und undurchsichtig. Jensen ein Kolonisator, der die fremden Verhältnisse auf ihre Brauchbarkeit zur Ernährung oder Erneuerung der heimischen ansieht, demgemäß mit Schärfe, Witz, Humor und nicht ohne einige spöttische Familiarität ansieht; Strauß — ein Eroberer, der das eigene lichte Gesetz in die Fremde trägt und ohne Abzug und Vermischung zur Geltung zu bringen trachtet; — und daneben Dauthendey, kein Globetrotter, trotz der Cookschen Reisekompagnie, auch nicht das bloße Auge und die Empfindlichkeit eines Sensualisten, sondern die wache, zwecklose Sinnlichkeit einer starken und ursprünglichen Vitalität. „Mara" ist Eins, und Dauthendey gibt ein Dutzend, und nach der himmlischen Arithmetik ist Eins mehr als ein Dutzend; aber dennoch liegt auch in der Menge ein besonderer und eben diesem Dichter eigentümlicher Reiz: es ist die Hypertrophie seines Phantasiegedächtnisses, es ist die weder auf Schärfe noch auf Feinheit angewiesene und darum nicht leicht zu erschöpfende Einfachheit seiner Darstellung. Er hat soviel Farben und Formen in seinem Gedächtnis, daß sich daraus fortwährend, ungesucht und beinah ungewollt Vergleiche zusammenfinden — Vergleiche, die er nicht modellhaft zuspitzt, sondern sorglos materialhaft verwendet. Er schildert einen Abendkorso in Bombay: „Die vielen Fußgänger sehen die Abendsonne tief am Boden unter den Pferdehufen und unter den Rädern der Equipagen, als ließen die Reichen die Sonne zu ihren Füßen zerstampfen. Wie blaugraue Kreisel tanzten die langgezogenen

* Lingam. Asiatische Novellen. Verlag von Albert Langen in München.

Schatten des Korsos über die abendlichen kupferroten Rasenplätze der englischen Klubhäuser. Weißgekleidete Tennisspieler standen wie helle Gipsfiguren unter den papageienfarbigen Palmen. Das Meer lag neben der Wagenkette wie ein riesiger Silbertisch, und die Sonnenkugel war aus dem grünlichen Abendäther wie eine geschälte Blutorange auf die weiße Meeresplatte hingerollt ..." Oder er malt das blaue Licht von Penang: „In Penang herrscht über allen Dingen, über den Kalkwänden der Häuser, über den breiten Blattflächen der Palmen und über der Haut der Menschen ein ewig blaues Licht. Immer ist eine Bläue dort über allem wie ein beständiger Mondschein mitten im Sonnenschein ..." Vergleiche wie dieser, mit einer heimlichen, im Gemüt zu vollziehenden Assoziation, sind verhältnismäßig selten; die meisten dienen rein zur Präzision des Eindrucks. Und trotzdem sind sie nicht kalt artistisch berechnet und für das Auge da; denn sie entstammen eigentlich doch nicht dem Gedächtnis und der Phantasie, sondern dem Urfonds von Produktivität: Dauthendey berichtet von den Dingen nicht; er schafft sie, auf seine Weise. Gegenüber der modernen Erzählung fragt man sich oft, ob das Detail stimme; es stimmt nicht immer; es gibt Autoren, bei denen es in aufdringlicher Weise stimmt; und andere, bei denen man, obgleich es bei der Untersuchung stimmt, doch aus einer leisen Seekrankheit von Zweifel nicht herauskommt. Bei Dauthendey fragt man gar nicht, aber ohne daß etwa eine sonderliche ethnographische Beruhigung eingetreten wäre. Urwaldhaft gedrängt, verschwenderisch und kindlich grausam aus Fülle, naiv und raffiniert wie mittelgroße Raubtiere, nicht gebleicht und nicht erhellt durch Zwecke ist diese Phantasie; — und so auch stürzt, in Leben und Lieben, Traum und Tod, ihre Menschenwelt durcheinander. Dalar rächt den Ehebruch an seinem Weibe, das jeden Morgen ihr Kind dem Gehilfen Oliman zum Segnen schickt, indem er, mit selbstmörderischer Befriedigung, die Ungetreue dem grauen Tod, der Armut, ausliefert. Der Knabe auf dem Kopf des Elefanten träumt ekstatisch von einer Gewalt über den Himmel und allen seinen Regen, der die arme Asche seiner Mutter zu neuem Leben erwecken soll. Liksas und Panullas, der beiden Straßenweiber, grausige Leichen halten ihr höllisches Zwiegespräch. Und der Parse Elifar empfängt den Ring, den sein lebendes Weib nicht von ihm hat nehmen wollen, auch von der Toten zurück, der er ihn aufgedrungen hat, bevor sie zu den Geiern auf die Türme getragen wurde: ein Geier hat den Finger, daran er steckte, in seinen Garten niederfallen lassen, und „seine Eitelkeit weint". Wundersame, betäubende, ängstliche, kindlich grausame Geschichten, ohne Idyll und ohne Tragik, nur ein Geschehen, so ungeheuer und so gleichgültig, wie die Befruchtung in einer tropischen Riesenblüte.

Moritz Heimann

Der zahme Hahn

Man könnte auch darüber schreiben „tant de bruit pour une omelette" und bliebe im Bild der dargebotenen Sache. 250000 Franken Honorar für die Veröffentlichung in der „Illustration", 250000 Franken Vorschuß für die Buchausgabe von Laffitte; einige Hunderttausend Vorschuß vom Theater der Porte St. Martin (wegen der Proben blieb das Theater einen Monat geschlossen, Verlust 80000 Fr.), etliche Hunderttausend von ausländischen Theaterdirektoren; Zeitungsspalten, in Kilometern aneinander geklebt; ein Band von Paris über Wladiwostok, San Franzisko um die Welt herum nach Paris zurück; eine schwächere Ehrung für eine Marquise, persönlich vom Papst angesprochen und gesegnet zu werden, als zur Generalprobe geladen; zwei Premieren: Premiere A, Premiere B; Gesamterlös der Premieren 150000 Franken. Auf dem Boulevard St. Martin Abend für Abend Wagen- und Autodéfilé bis zur Place de la Republique, unter Assistenz von

500 Bestaunern, deren Vorwitz 20 Polizisten kanalisieren müssen. Die Kokotten des Quartiers haben ihre Preise erhöht, und die Wattmans (die französischen Chauffeure) und die Kutscher der Gegend verlangen Fahrpreise, die fast nur noch Edmond Rostand bezahlen kann.

Was rennt das Volk? Woher diese Effervescenz im Leben der „Cité"?

Seit, ich glaube, neun Jahren wurde in Frankreich ein Ei ausgebrütet. Es wurde ausgebrütet mit all der weithin sorgenden Mühe, mit allem Raffinement, mit allen den tausend kleinen Anstrengungen, all dem Herumschauen, Anstoßen und Aufmerksammachen und mit all der Wichtigkeit, die sehr geschickte Züchter auf die von ihnen geführten Rassen verwenden. Dieser Tage schlüpfte es aus. Wir kennen den Namen des neuen Geschöpfes vom alten Meister Reinecke her: Chantecler. „Chantecler von Edmond Rostand!" Die ganze Nation stand all die Zeit über den Brutapparat geneigt. Und siehe: auf der Bühne bewegen sich leibhaftige Vögel, Hähne und Hennen, Gänse und Kücken, Pfaue und Amseln, Fasane und Tauben, Hunde und Eulen usw. Und sie sprechen und reiben sich aneinander und haben Erlebnisse, wie die Menschen. „Riechen Sie was, Madame Labourgeoise? — Das sind Symbole!" — „Ah, Monsieur Lebourgeois, gewiß ... Symbole, o Symbole!" Oh, und „sie" verstanden die Symbole. Denn die Symbole waren handgreiflich und deftig wie bayrische Knödel. Der Symbolismus Sudermanns ist beardsleyhaft gegen den Symbolismus seines französischen Kollegen. Und ich sage euch: so die richtige Mischung. Gefühl mit Stolz, Intelligenz ... Ihr wißt, die Intelligenz des Theaterbesuchers oder des Buchlesers, der von seinem Autor etwas erfährt, was er selber schon weiß und begeistert ausruft: „Donnerwetter, was für ein Genie ist dieser Mann!" Und so wurde das traurigste lyrische Pointchen im Zuschauerraum empfangen, begutachtet und mit einem langen, vor Genugtuung bebendem „ha .. aa!" für gut befunden ... Und Poesie! o blauer Himmel Poesie! Aber vor allem auch ... hem! hem ... Mut! Wie Wagner seinen Siegfriedsruf aus dem Orchester schleudert, so wirft bei einer bedeutenden Gelegenheit, wo es gilt die ganze Kraft seiner Persönlichkeit in einem Satz, wie mit einem Schwerthieb hinzuhauen, der Hahn Chantecler aus voller Brust ins dunkle Theater: „C'est parceque je chante clair, que je m'appelle Chantecler!"

„Er sagt es ihnen gut!" hörte man rund um sich. „Wem?" dachte man. Aber da war man schon an der richtigen Stelle. Je nach Wunsch: für die „höher Veranlagten" war der Symbolismus Chanteclers auf den „Künstler" gerichtet (Bodenständigkeit ist Kraft und Wahrheit!) und Herr Lebourgeois hätte sich, wenn er das deutsche Sprichwort gekannt, aus den 20–200 Fr., die er für sein Billett bezahlt, als Moral ziehn können: „Schuster bleib bei deinen Leisten!"

Aber bei alledem ist Chantecler im Grund doch ein sehr ehrliches Stück. Es ist darin auf all das Bühnengeschick verzichtet, das Rostand vermittels seines Cyrano de Bergerac zur Universal-Berühmtheit gemacht hat. Und weshalb? Um den symbolisierten Leitgedanken rein herauszulassen. Man erlebt mit einer Peinlichkeit des Zuschauens, die eine Marter ist, wie dieser Leitgedanke sich um etwas zu ranken versucht, etwas in den Fäusten festzuhalten ringt, das der moderne Franzose sein könnte. Aber es zerrinnt und zerrinnt. Der Hahn ist zu zahm. Es ist eine Unfähigkeit, die Mitleid erheischt. Kein Vers, der klingt. Kein Bild, das hält. Eine Tierpsychologie, die von einer ärgerlichen „Kitschigkeit" ist — Chantecler ist ein Hahn, den man ad usum civium kastriert zu haben scheint. Eine Erfindung, die arm ist, wie ein Topf ohne Boden. Eine Gebärde, die in triviale Sentimentalität zusammensinkt, während sie den traurigen Gestus macht, als greife sie nach den Sternen.

Es ist klar und wohltuend, daß ein solches

Stück sofort jedes Interesse verliert. Aber nun kam die Begleiterscheinung, der Schatten, und da geschah etwas Kurioses. Chantecler als französisches Gesellschaftsproblem! Ist in andern Ländern die Literatur eingehegt in den Staketenzaun, innerhalb dessen es sich manchmal ein bißchen bewegt, so ist sie in Frankreich ein Element der Gesellschaft. Sie ist sozial. Die ganze Gesellschaft ist von ihr durchdrungen. Das Erscheinen eines neuen Buches eines Bekannten wird auf den Boulevards und in den Häusern als ein öffentliches Ereignis besprochen. Die Folge: daß das Interesse an der Literatur zur Erziehung gehört, die Schule des Geschmacks wirkungsvoller, der Geschmack sicher und gut geworden ist? (Wenn auch als Nebenfolge daraus der konservative, dem Überkommenen ergebene Geist des Franzosen gezüchtet wurde.)

Rostand gab ein Theaterstück, wie Cyrano, das so glänzend, so geschliffen französisch war, das so französischen Geist mit der funkelnd spielerischen Sentimentalität dieser Nation vermengte, daß sein Verfasser einigermaßen zum Nationaldichter wurde. Darauf soll (mit dem Umweg über die Episode des Aiglon) Chantecler kommen. Von lange her wurde es mit Freude und Wonne erwartet. In der hinterhältigsten, schamlosesten Weise wurde dafür mit der Liebe, die ein Volk zu dem Dichter hatte, den es sich angehörig fühlte, Reklame getrieben. Mit einer Taktik kleiner Verzögerungen, nichtssagender Indiskretionen, heimlich tuender Andeutungen, anmaßender Unverschämtheiten, deren Erfolg einem rätselhaft zu sein schien, wurde das Interesse langsam gesteigert, plötzlich erhitzt. Bis zur ersten Aufführung wurde jeder einzelne Vers, als gelte es eine wunderbare Jungfräulichkeit zu bewahren, der Öffentlichkeit ferngehalten. Die erste Aufführung zeigte das vollkommene Versagen eines Schriftstellers. Und dieses Versagen wurde nicht bemerkt. Wurde nicht vom Publikum bemerkt — das ist begreiflich; wurde aber auch nicht von den Beruflichen entdeckt. Die Zeitungen flossen tagelang über von Chantecler. Die Kritiker fanden eine ungeheure Summe von Talent und Erfindungskraft in dem Stück, exzentrische Originalität, herrliches Erblühn von Bildern und lyrische Glut, Schwung, Tiefe, Glanz, fanden Geist und Eleganz, und unerbittliche mutvolle Satire und französische Klarheit. Kaum vier oder fünf behielten die Augen auf, waren aber milde. Ja, selbst die Politiker verfaßten in diesen Zeiten nicht gern einen Artikel, in dem nicht Chantecler widercocoricote – wie man in Frankreich den Hahn krähen hört. Ein Minister proklamierte Chantecler als nationales Ereignis. Die Spielsachen, die nun auf den Boulevards verkauft werden, sind dem Chantecler entnommen; die Geschäftsreklamen stützen sich auf ihn. Die Plakate zeigen ihn. Villen nennen sich nach ihm. Die Witzblätter haben einen unerschöpflichen Stoff gefunden. Ebenso die Chronikeure. Ebenso die Konversation. Und erst die Kabaretts! Die Mode verjüngt und bereichert sich an ihm. Madame Rostand erklärt dem französischen Volk in bezug auf Chantecler öffentlich: „Menschlich kann man nicht weiter gehn in der Schönheit, als Rostand". Rostand Sohn, der auch dichtet, wie sein Vater, wie seine Mutter, pflichtet ihr öffentlich bei. Die Zeitungsleser lesen das mit frommen Augen und geben es gerührt von Hand zu Hand. Denn ganz Frankreich, das Frankreich der großen Liebedamen, das Frankreich, das seit seinen Memoirenbüchern des achtzehnten Jahrhunderts sich nicht geändert hat, ist vom Kikeriki dieses zahmen Hahnes wie in einen Rausch gehüllt.

Norbert Jacques

Gelegentliches

Alle Wissenschaft — um gerade einmal sie herauszugreifen — hat einen doppelten Wert. Einmal ihren Wert als Wissenschaft, den man allgemein für ihren eigentlichen, für ihren Hauptwert hält, und der

doch nur ein Hilfswert ist, und ihren Wert als eine Art moralischer und intellektueller Gymnastik, deren Übung dem einzelnen die Möglichkeit gewährt, seine Persönlichkeit (ganz ebenso wie es z. B. die Disziplin bei einem Streckenwärter tut) — zu kräftigen, zu entwickeln, zu erhöhen. Und das ist ihr Hauptwert.

Und das ist der Hauptwert aller historisch gegebenen Berufe. Sie sind vor allem Kunstgriffe, — um der Kultur der Persönlichkeit willen. Es könnten auch andere sein, und es werden sich auch vermutlich auf zahllosen Planeten noch zahllose andere finden. Die Gesamtheit dieser Kunstgriffe und ihrer Benutzung nennt man dann die Geschichte des Planeten.

Weil wir niemals und nirgends etwas Totem gegenüberstehen, sondern immerdar dem Ausdruck irgendeines Willens — so ist alles Empfinden die unmittelbare Aufnahme jenes fremden Willens in unsern, der indessen sofort auch seine Wiederausstoßung folgt, seine Distanzierung, Zurückweisung, Objektivierung. — Das Bild der Welt bietet so im Großen und Fortwährenden das Bild der — Liebe, als welche ein ewiger Wechsel zur Einheit zusammenfließender Zweiheit und in Zweiheit sich selbstgegenüberstellender Einheit ist.

Wer mag wissen, ob unsere Erde in der Rangstufe unserer Planeten nicht einer der untersten, niedersten ist? Ob sie der Mehrzahl anderer Wandelsterne nicht etwa vorkommen möchte, wie einem Paris, einem London der Marktflecken Schildburg, oder wie einem Lionardo sein Hund oder sein Pferd.

Le style c'est l'homme ist eine der feinsten Tautologien, die es gibt. Was heißt es im Grunde anderes als: der Mensch — das ist der Mensch! Nur, daß unter dem Worte style der Mensch als geistiges Wesen angeschaut ist, und unter dem Worte homme auch als physisches. —

Christian Morgenstern

Die Anthropoplastik

Wieder einmal ist der Dichter ein Seher gewesen. Als Gustav Meyrink uns (in seinem Bande „Orchideen") die phantastische Geschichte des zum Dauergebrauch so schaurig-schnurrig präparierten Leichnams auf dem Prager Hradschin erzählte, ahnte er nicht, daß zu gleicher Zeit und ganz unabhängig von ihm, der Doktor Variot in Paris mit heißem Eifer an der Vervollkommnung seiner „Galvanischen Anthropoplastik" arbeitete. Der Name erklärt die Sache ungefähr: es handelt sich um ein Verfahren, Menschen in Statuen zu verwandeln. Verstorbene natürlich, da lebende Menschen ihre Kunstliebe kaum jemals so weit treiben dürften, sich aus ästhetischen Bedürfnissen — den Kopf nach unten — für acht Tage in ein galvanisches Bad legen zu lassen. In diesem Widerstand, den man leider bei den meisten Zeitgenossen voraussetzen muß, offenbart sich der materialistische Grundzug unseres Jahrhunderts zur Genüge.

Wie alle großen Entdeckungen wird auch diese zu Beginn nicht genügend gewürdigt. Man beachtet sie kaum, oder man verspottet sie sogar. Das ist ein schweres Unrecht. Nur weil unsere Philantropie auf Irrwege geraten ist, verkennen wir in Herrn Variot den Wohltäter der Menschheit. Wir lassen es uns angelegen sein, unsern Brüdern durch allerlei gemeinnützige und förderliche Einrichtungen das Leben auf unserer, beiläufig bemerkt, stark überschätzten Erdkugel erträglicher zu machen. Gut; aber was ist damit geschehen? Da es auf Grund untrüglicher Erfahrungen feststeht, daß die Menschen viel länger tot sind als lebendig, so unterliegt es keinem Zweifel, daß derjenige, der für ihr Wohlbefinden nach dem Tode sorgt, ein größeres Verdienst hat als die einfältigen Leute, die sich um unser Wohlbefinden während der vergleichsweise lächerlich kurzen Spanne Lebens bemühen. Und dieses Ziel hat der Doktor Variot erreicht, indem er den geschmackvollen Tod erfand.

Der gelehrte Doktor hat auch einen Vortrag in der Pariser Medizinischen Gesellschaft gehalten und dabei ein durch sein Bad überkrustetes dreijähriges Mägdlein vorgewiesen, das in seiner blonden Lockenfülle wirklich noch zu atmen schien. Es sah wie ein Kunstwerk aus, dessen Anblick die kühne Hoffnung rechtfertigt, daß dieses Verfahren leicht einen ernsthaften Umschwung unseres Kunstbetriebs zumal auf dem Gebiete des Zimmerschmucks herbeiführen könnte. Während man beispielsweise heute noch schwankt, ob man seine Erbtante begraben oder verbrennen lassen soll, wird man sie künftighin variotisieren lassen und ihr als Konsole einen Ehrenplatz in der Putzstube einräumen. Und ebenso werden in den feudalen Schlössern die gemalten Ahnenbilder den leibhaftigen Ahnen in voller agrarischer Rundung weichen, was den Hörigen aus dem dritten Wahlkörper weit mehr imponieren muß, als die flachen Pinseleien auf Leinwand. Das ist mit zweitausend Franken gewiß nicht zu teuer bezahlt. Wobei noch als besonderer Vorteil in Anschlag zu bringen ist, daß bestimmt kein Lukas an diesen Familienskulpturen mitgearbeitet haben wird.

Der Preis von zweitausend Franken gilt jedoch nur für die Verkupferung. Die Kosten steigen mit dem Werte des Metalls bis zu vierunddreißigtausend Franken, für welche Summe man mit lauterem Gold überzogen wird. Und vor dieser Preisskala geht uns endlich ein blendendes Licht auf über die ungeheure Bedeutung, die das neue Verfahren gerade in Deutschland gewinnen könnte. Andere Nationen, die ihre guten Grundsätze längst vernascht haben, mögen aus dieser Erfindung praktischen und ästhetischen Nutzen ziehen; die deutsche jedoch darf sie als eine Kulturtat begrüßen, die vor allem sittlich wirken und, richtig begriffen, zur Kräftigung, Befriedigung und Erziehung des Volksgeistes ungemein viel beitragen kann.

Das hängt mit der glücklichen Beschaffenheit des deutschen Volksgeistes zusammen, der das Verständnis für die Heiligkeit der Klassenschichtung noch nicht verloren und sich jene gesunde Unterwürfigkeit bewahrt hat, ohne die ein vernünftiges Gemeinwesen nicht denkbar ist. Darum empfand er es von jeher peinlich, daß mit dem Tode aller Standesunterschied aufhören solle. Es erscheint ihm als ein unfaßbares Unrecht der Natur, daß ein toter Landrat oder ein toter Gardeleutnant vor einem toten Federfuchser oder sonstigem Plebejer nichts voraus hat, wodurch allmählich die Ehrfurcht vor der göttlichen Weltordnung erschüttert werden muß. Nun hat uns Herr Variot das Mittel gegeben, mit diesem scheußlichen Zustand aufzuräumen, indem er uns ermöglicht, die Staatsbürger künftighin, je nachdem sie gar nicht, mit Kupfer, mit Silber oder mit Gold galvanisiert werden, in simple Gestorbene, Wohlgestorbene, Hochwohlgestorbene und Hochgestorbene einzuteilen. Die Einreihung unter die Höchstgestorbenen bliebe natürlich nur Mitgliedern souveräner Häuser vorbehalten.

Ein Bedenken taucht hierbei allerdings auf. Reiche, aber unwürdige Leute könnten sich für ihr Geld vergolden lassen und auf diesem Wege in verstorbene Kreise einschmuggeln, in die sie nicht hineingehören. Das Geld, das, wie allgemein bekannt ist, jeder wohlgesinnte und königstreue Preuße mit unüberwindlichem Ekel von sich stößt, könnte sich eine Ehrung erkaufen, die nur den von Geburt Berechtigten sowie den bestellten und privilegierten Hütern des Staatswesens zukommt. Allein nichts hindert die Regierung, solchen Übergriffen vorzubeugen, die Anthropoplastik zu verstaatlichen, um sie nach den bestehenden Rangklassen zu einem System posthumer Auszeichnungen zu entwickeln und alle, die es verdienten, je nach ihren Leistungen oder ihrem Dienstalter, etwa zu geheimen, geheimen Ober- und wirklichen geheimen Kadavern mit dem Titel Exzellenz zu ernennen. Für die Armee ließe sich ein ähnliches Schema ausarbeiten. Und die reichen Juden hätten das Nachsehen.

Siegmund Feldmann

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Jüdiſcher Geiſt im modernen Wirtſchaftsleben/ von Werner Sombart

Im folgenden ſetze ich meine Studien über die Bedeutung der Juden für das moderne Wirtſchaftsleben, die ich im Februarhefte begonnen habe, fort, — und ſetze ſie doch auch nicht fort. Der Wunſch, den Leſern dieſer Zeitſchrift möglichſt viele Seiten des großen Problems vor Augen zu führen, hat mich veranlaßt, die Unterſuchungen über den Anteil der Juden am Ausbau der modernen Volkswirtſchaft abzubrechen und lieber ein andres, wie mir ſcheint nicht minder reizvolles Kapitel zu behandeln: die Durchdringung des modernen Wirtſchaftslebens mit jüdiſchem Geiſte. Zwiſchen dem erſten und dieſem Aufſatz wäre alſo die Darſtellung deſſen einzuſchieben, was die Juden zu der eigentümlichen äußeren Geſtaltung (der Organiſation) des modernen Wirtſchaftslebens beigetragen haben. Da hätte ich nachzuweiſen, daß ſie vor allem an dem entſcheidend mitgewirkt haben, was ich die Kommerzialiſierung unſerer Volkswirtſchaft nenne, wie ſie namentlich durch die immer weiter fortſchreitende Hegemonie der Börſe herbeigeführt wird. Die Juden ſind die Schöpfer der meiſten Effekten, durch die die Kreditbeziehungen verſachlicht worden ſind (wie ich es nenne), ſind die Väter der Börſe, die Begründer der berufsmäßigen Effektenproduktion uſw. Alles dies werde ich ausführlich in einem, dem Gegenſtande gewidmeten Buche nachweiſen, auf das ich wiederum den Leſer vertröſten muß. Dieſes Buch wird auch, wie ich noch einmal bemerke (zahlreiche, nicht immer höfliche Anfragen veranlaſſen mich dazu) das quellenmäßige Material zum Beweiſe meiner Behauptungen enthalten, mit deſſen Mitteilung ich die Leſer dieſer Zeitſchrift nicht ermüden wollte (und will). Wenn auch die hier veröffentlichten Abſchnitte nur einen kleinen Beſtandteil des ganzen Buches ausmachen, ſo hebe ich doch ausdrücklich hervor, daß ſie in ſich geſchloſſene und für ſich allein durchaus verſtändliche Kapitel behandeln. Trotzdem möchte ich die herzliche Bitte ausſprechen, mit der Verwertung und der Kritik meiner Unterſuchungen warten zu wollen, bis das Buch vorliegt. (Dagegen würde ich briefliche Mitteilungen verbeſſernden oder ergänzenden Inhalts gern empfangen.)

Schon das, was über den Anteil der Juden an der Verſachlichung des modernen Wirtſchaftslebens zu ſagen war, hat durchſcheinen laſſen, daß der Juden Einfluß noch weiter reicht als bis zu den äußeren Geſchäftsformen, die

sie ausgebildet haben. Denn der Börsenverkehr, wie er sich im Laufe der letzten Jahrhunderte entwickelt hat, ist schon gar nicht mehr bloß eine bestimmte Ordnung, eine bestimmte äußere Organisation der wirtschaftlichen Vorgänge: er wird in seiner Eigenart erst festgestellt, wenn wir ebenso den ihn beherrschenden Geist richtig einschätzen. Und das ist es, worauf ich nunmehr die Aufmerksamkeit des Lesers lenken möchte: auf die Tatsache, daß unsere Volkswirtschaft ihr Gepräge nicht nur insoweit von den Juden miterfahren hat, als wichtige Teile ihrer äußeren Struktur ihnen ihr Dasein verdanken, daß vielmehr auch das innere Getriebe des modernen Wirtschaftslebens, daß auch die Grundsätze der Wirtschaftsführung, daß das, was man den Geist des Wirtschaftslebens oder vielleicht noch treffender die Wirtschaftsgesinnung nennen kann, großenteils auf jüdischen Einfluß sich zurückführen lassen.

Um dafür den Beweis der Richtigkeit zu erbringen, müssen wir teilweise andere Wege gehen als bisher. „Dokumentarisch" läßt sich ein solcher Einfluß, wie er hier behauptet wird, natürlich nicht oder nur sehr unvollkommen nachweisen. Was uns vielmehr vor allem als Anhaltspunkt dienen muß, ist die „Stimmung", die jeweils in den Kreisen herrschte, die den eigenartigen jüdischen Geist als etwas Fremdes zuerst und am deutlichsten wahrnehmen mußten. Das aber sind die nichtjüdischen Geschäftsleute oder aber deren Wortführer. Die Äußerungen dieser Elemente sind, bei aller Einseitigkeit und oft genug Gehässigkeit, doch die zuverlässigste Quelle, um das zu erkennen, was uns am Herzen liegt, weil sie die ganz neue Reaktion auf das anders geartete jüdische Wesen darstellen, dieses also gleichsam wie in einem Spiegel (der freilich oft genug nur ein Hohlspiegel war) auffangen. Natürlich müssen wir, wenn wir die Urteile der interessierten Zeitgenossen (die, wie sich denken läßt, in den Juden ihre schlimmsten Feinde erblickten) als Quelle für die Erkenntnis jüdischer Geschäftseigenart verwerten wollen, vor allem zwischen den Zeilen lesen und oft aus ganz anders gemeinten Äußerungen das Richtige herausdeuten. Das aber wird uns wesentlich erleichtert durch die fast schematische Gleichförmigkeit der Urteile, die offenbar nicht auf Entlehnung, sondern auf Gleichartigkeit oder Gleichheit der veranlassenden Umstände zurückzuführen ist und durch die natürlich die (wenn auch oft indirekte) Beweiskraft der Äußerungen erheblich gesteigert wird.

Da ist denn nun vor allem festzustellen, daß überall, wo auch immer Juden als Konkurrenten auftreten, Klagen ertönen über ihren nachteiligen Einfluß auf die Lage der christlichen Geschäftsleute: Diese werden, heißt es in den Denk- und Bittschriften, in ihrer Existenz bedroht, die Juden bringen sie um ihren „Verdienst", beeinträchtigen ihnen die „Nahrung", weil die Kundschaft zu ihnen, den Juden, übergeht. Ein paar Auszüge aus Schriftstücken des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts — also der Zeit, die für uns vor allem in Betracht kommt — wird das ersichtlich machen.

Deutschland. 1672 klagen die Stände der Mark Brandenburg, die Juden nähmen „den anderen Einwohnern des Landes . . die Nahrung vor dem Munde weg". Fast wörtlich heißt es in dem Einbringen der Danziger Kaufmannschaft vom 19. März 1717: „Durch diese Beschädiger" werde ihnen „das Brod von dem Munde weggerissen". Die Bürger der Altstadt Magdeburg sträuben sich (1712. 1717) gegen die Zulassung der Juden: „weil der Stadt Wohlfahrt und der glückliche Success des Commercii darauf beruhet, daß keine . . Judenhandlung hier geduldet wird". In einer Vorstellung Ettenheims (1740) an den Fürstbischof wird bemerkt, daß „bekanntermaßen die Juden gemeinem Wesen anders nicht als zum größten Schaden und Verderben gereichen". Eine Auffassung, die zu dem Sprichwort verallgemeinert wurde:

„Alles verdirbt in der Stadt,
Wo es viele Juden hat."

In der allgemeinen Einleitung des (preußischen) Edikts von 1750 heißt es: „Die so genandte Kauffleute in unsern Städten . ., so respectu der rechten en gros handelnden KauffLeute nur vor Krämer zu halten, Klagen . ., daß ihnen die handelnden Juden, welche mit ihnen gleichen Krahm führen, großen Abbruch thäten". Wie denn die (christlichen) Kaufleute Nürnbergs mit ansehen mußten, daß ihre Kunden zu den Juden kaufen gingen. Als nämlich die Juden aus Nürnberg vertrieben waren (1499), siedelten sie sich vielfach in Fürth an. Die Nürnberger Bürger — die als Konsumenten natürlich ihren Vorteil suchten — erachteten es für ratsam, ihre Einkäufe fürderhin in Fürth zu machen. Und nun regnet es während des ganzen siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts unzählige Ratsverordnungen, die das Kaufen bei den Fürther Juden verbieten oder doch wenigstens einzuschränken suchen.

Daß alle Kaufmannsgilden (ebenso natürlich alle Handwerkerzünfte) noch während des ganzen achtzehnten Jahrhunderts den Juden die Aufnahme nicht gestatteten, ist bekannt.

England. Dieselbe feindselige Haltung der christlichen Geschäftsleute gegen die Juden während des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts: „The Jews are a subtile people . . depriving the English merchant of that profit he would otherwise gain"; sie treiben ihre Geschäfte zum Nachteile der englischen Kaufleute: „to the prejudice of the English Merchants". Im Jahre 1753 ging bekanntlich ein Gesetz durch, das den Juden die Naturalisierung ermöglichen sollte. Aber der Unwille in der Bevölkerung gegen das verhaßte Volk war so groß, daß das Gesetz im nächsten Jahre wieder kassiert werden mußte. Unter den Gründen, die gegen die Aufnahme der Juden in den englischen Untertanenverband geltend gemacht wurden, war nicht der letzte die Befürchtung, die Juden, die nach der Naturalisation das Land überschwemmen würden, würden die Engländer von ihren Plätzen verdrängen: „Oust the natives from their employment".

Frankreich. Dieselben Klagen von Marseille bis Nantes. Eingabe der Kaufleute von Nantes (1752): „Le commerce prohibé de ces étrangers . . a causé et fait un tort considérable aux marchands de cette ville, de sorte que s'ils n'ont le bonheur de meriter l'autorité de ces Messieurs, ils seront dans la dure nécessité de ne pouvoir soutenir leur famille, ni s'acquitter de leur imposition.“ „Alle Welt läuft zu den jüdischen Kaufleuten“ klagen die christlichen Kaufleute von Toulouse im Jahre 1745. „Wir bitten Euch inständig, die Fortschritte dieser Nation aufzuhalten, die zweifellos den ganzen Handel des Languedoc zerstören müßte“ (Bouleverserait), heißt es in einer Eingabe der Handelskammer von Montpellier. Und die Kaufleutezunft in Paris vergleicht die Juden den Wespen, die sich in die Bienenstöcke nur eindrängen, um die Bienen zu töten, ihnen den Leib zu öffnen und den darin aufgesammelten Honig aufzusaugen: „L'admission de cette espèce d'hommes ne peut être que très dangereuse. On peut les comparer à des guêpes qui ne s'introduisent dans les ruches que pour tuer les abeilles, leur ouvrir le ventre et en tirer le miel qui est dans leur entrailles: tels sont les juifs.“

„Qu'on juge par cette généralité et cette unanimité de la gravité de la question des juifs envisagée sous son aspect commerciale.“

In Schweden, in Polen: immer dasselbe Lied.

Aber mit dieser bloßen Feststellung der Tatsache: daß die Juden die „Störer der Nahrung“ sind, ist uns noch nicht viel gedient. Wir möchten gern die Gründe kennen lernen, weswegen sie den christlichen Geschäftsleuten diese vernichtende Konkurrenz machen konnten. Denn offenbar erst wenn wir diesen Gründen nachspüren, kommen wir hinter die Eigenart des jüdischen Geschäftsgebarens, in der ja doch offenbar jene Gründe verborgen liegen müssen; enthüllen wir „les secrets du negoce“, von denen Savary in der unten zitierten Stelle spricht.

Wiederum befragen wir die unmittelbar betroffenen Zeitgenossen oder Leute, die den Dingen des täglichen Lebens nahe genug standen, um Witterung zu haben. Und bekommen zunächst wieder eine ganz übereinstimmende Antwort: was die Juden so überlegen macht, ist ihre betrügerische Geschäftsführung. „Die Juden und Kommissarii haben ein Gesetz und Freiheit, welches heißet Lügen und Trügen, wenn es ihnen nur einträgt,“ meint Philander von Sittewald. Ebenso allgemein und selbstverständlich lautet das Urteil in dem schnurrigen Betrugslexikon, das der „Geheimrat und Amtmann“ Georg Paul Hönn zusammengestellt hat. Hier findet sich hinter dem Stichwort „Juden“ — als einziger Fall im ganzen Lexikon — das Einschiebsel: „Juden betrügen, wie insgemein, also insonderheit“ . . . Ähnlich ist der Artikel „Juden“ in der „Allgemeinen Schatzkammer der Kaufmannschaft“ gehalten.

Und das französische Gegenbild dazu: das Urteil Savarys: „les juifs ont

la réputation d'être très habiles dans le commerce; mais aussi ils sont soupçonnés de ne le pas faire avec toute la probité et la fidélité possible."

Und diese ganz allgemeinen Urteile finden dann fast in jeder Eingabe christlicher Geschäftsleute ihre besondere Bestätigung für den Ort und die Branche, auf die sich die Eingabe gerade bezieht.

Schaut man sich dann aber die Geschäftspraktiken im einzelnen an, die man den Juden zum Vorwurf machte, so findet man sehr bald, daß viele von ihnen mit Betrug — auch wenn man den Begriff sehr weit faßt etwa im Sinne einer absichtlichen Verletzung oder Unterdrückung der Wahrheit oder einer arglistigen auf Vermögensschädigung gerichteten Täuschung — kaum etwas zu tun haben. Die Bezeichnung „Betrug" ist vielmehr offenbar dazu bestimmt, schlagwortartig die Tatsache zum Ausdruck zu bringen, daß die Juden bei ihrer Geschäftsführung auf die bestehenden Rechts- oder Sittennormen nicht immer Rücksicht zu nehmen pflegten. Was also die Handlungsweise der jüdischen Geschäftsleute kennzeichnete, war die Verletzung gewisser traditioneller Gepflogenheiten der christlichen Geschäftsleute, war die Gesetzesübertretung (in seltenen Fällen) und vor allem der Verstoß gegen die guten Sitten der Kaufmannschaft. Und wenn wir noch genauer hinsehen, wenn wir vor allem die einzelnen Verfehlungen, die den Juden vorgeworfen wurden, auf ihre grundsätzliche Bedeutung hin untersuchen, so werden wir alsobald gewahr, daß es sich bei dem Kampf zwischen jüdischen und christlichen Kaufleuten um den Kampf zweier Weltanschauungen oder doch wenigstens zweier grundsätzlich verschieden oder entgegengesetzt orientierter Wirtschaftsgesinnungen handelt. Um das zu verstehen, müssen wir uns aber vergegenwärtigen, welchen Geist das Wirtschaftsleben atmete, in das die jüdischen Elemente seit dem sechzehnten Jahrhundert wieder mehr eindrangen und zu dem sie sich offenbar in so schroffem Gegensatz brachten, daß man sie überall als die „Störer" der Nahrung empfand.

Während der ganzen Zeit, die ich als die frühkapitalistische Epoche bezeichne, also auch in den Jahrhunderten, in denen sich das jüdische Wesen durchsetzte, herrscht noch dieselbe Grundauffassung in der Wirtschaftsführung vor, die während des Mittelalters gegolten hatte: die feudal-handwerksmäßige, die ihren äußeren Ausdruck in der ständischen Gliederung der Gesellschaft findet.

Danach — und das ist die tragende, alles übrige Denken und Tun bestimmende Idee — steht im Mittelpunkt der wirtschaftlichen Interessen der Mensch. Der Mensch als Gütererzeuger oder als Güterverbraucher bestimmt mit seinen Interessen das Verhalten der einzelnen wie der Gesamtheit, bestimmt die äußere Ordnung des wirtschaftlichen Prozesses ebenso wie die Gestaltung des geschäftlichen Lebens in der Praxis. Alle Maßnahmen der Gesamtheit wie des Einzelnen, die auf die Regelung wirtschaftlicher Vorgänge abzielen, sind personal orientiert. Die Grundstimmung aller an der Wirtschaft Beteiligten trägt eine

persönliche Färbung. Was freilich nicht dahin zu verstehen ist, als ob das einzelne Wirtschaftssubjekt frei hätte schalten und walten können. Vielmehr war das Individuum wie bekannt in seinem Tun und Lassen an feste objektive Normen gebunden, aber diese Normen selbst, das ist hier das entscheidende, waren aus rein personalem Geiste geboren: Güter werden erzeugt und gehandelt, damit die Konsumenten gut und reichlich ihren Bedarf an Gebrauchsgütern decken können, aber auch die Produzenten und Händler ihr gutes und reichliches Auskommen finden: beides so wie es das Herkommen mit sich brachte. Man könnte auch sagen: Der wirtschaftliche Prozeß wurde noch unter wesentlich naturalem Gesichtspunkte betrachtet, das heißt: die Kategorie des qualitativ bestimmten Gebrauchsgutes stand noch im Mittelpunkte der Bewertung.

Produzent und Händler sollen durch ihre recht und schlecht geübte Tätigkeit ihr standesgemäßes Auskommen finden: diese Idee der Nahrung beherrscht noch durchaus die Anschauungen der meisten Wirtschaftssubjekte während der frühkapitalistischen Epoche, auch dort wo sie schon in kapitalistischen Formen ihr Geschäft betreiben und findet demgemäß in den schriftlich fixierten Ordnungen seine äußere Anerkennung und in den Schriften über Handel und Wandel seine theoretische Begründung: „Abfall der Nahrung oder Verfall der Nahrung ist, wenn einer in einen solchen Zustand versetzt wird, daß er weniger einnimmt, als zu seinem ehrlichen Auskommen oder auch zur Befriedigung seiner Gläubiger nötig".

Das schrankenlose, unbegrenzte Streben nach Gewinn galt noch während dieser ganzen Zeit bei den meisten Wirtschaftssubjekten als unstatthaft, als „unchristlich", wie denn der Geist der alten thomistischen Wirtschaftsphilosophie noch immer wenigstens offiziell die Gemüter beherrschte. „So Du ... eine Ware allein hast, kannst Du wol einen ehrlichen Profit suchen; doch also, daß es christlich sey und Dein Gewissen kein Verlust erleide *oder Du an Deiner Seele schaden nehmst*." Hier wie in allen Wechselfällen des Wirtschaftslebens blieb das religiöse oder sittliche Gebot doch immer das oberste; von einer Herauslösung der ökonomischen Welt aus dem religiös-sittlichen Gesamtverbande war noch keine Rede. Jede einzelne Handlung ressortierte noch unmittelbar von der obersten ethischen Instanz: dem göttlichen Willen. Und dieser war — soweit mittelalterlicher Geist herrschend geblieben war — wie allgemein bekannt der mammonistischen Auffassung der Dinge im strengsten Sinne abhold, also daß alles christliche Erwerbsleben alten Stils schon aus diesem Grunde immer ethisch temperiert blieb. Produzent und Händler sollen ihr Auskommen finden: dieser leitende Gedanke mußte vor allem zu einer Abgrenzung bestimmter Tätigkeitskreise für die gesamte Händlerschaft eines Landes, eines Ortes ebenso wie für das einzelne Wirtschaftssubjekt an seinem Platze führen. Das was für das Mittelalter gesagt ist, gilt bis an die Schwelle des neunzehnten Jahrhunderts

für alle wirtschaftsrechtliche Auffassung: daß sich mit einem Rechte stets eine bestimmte Machtsphäre verband, daß nicht durch den Hinweis auf allgemeine Berechtigungen, sondern durch die Zuteilung einer bestimmten Machtsphäre die Stellung des Individuums begründet wurde.

Darum sorgte die Gemeinschaft (die sich für den einzelnen noch immer verantwortlich fühlt) zunächst dafür, daß die Gesamtheit ihre Produzenten und Händler ein hinreichend großes Gebiet für fruchtbare Tätigkeit hätten: der Grundgedanke aller merkantilistischen Politik, die (wie hier nicht im einzelnen nachgewiesen werden kann) die geradlinige Fortsetzung der mittelalterlich-städtischen Wirtschaftspolitik war. Der Tätigkeitsbereich, den die Angehörigen eines Staates benötigen, ist mit Gewalt, wenn erforderlich, zu erobern und zu verteidigen. Alle merkantilistische Handels- und Kolonialpolitik ruht noch, wie bekannt, auf diesem Grundgedanken. Ausdehnung der Handelsbeziehungen und damit Erweiterung des Absatzgebietes für den einheimischen Produzenten ist danach durchaus und ausschließlich ein kriegerisches Problem, ein Problem höchster Machtentfaltung. Wo überhaupt ein Wettbewerb stattfindet — und das war nur der Fall außerhalb der Landesgrenze — wird der Erfolg entschieden durch die höchste kriegerische, nicht kommerzielle Tüchtigkeit.

Dagegen ist im Innern des Landes jeder Wettbewerb etwa der einzelnen Wirtschaften untereinander grundsätzlich ausgeschlossen. Der einzelne erhält sein Tätigkeitsgebiet: darauf kann er schalten und walten wie es Sitte und Überlieferung vorschreiben, aber er soll sein Auge nicht auf seines Nachbarn Reich lenken, wo dieser wie er seines Daseins Kreise in ungestörter Ruhe vollendet. So erhielt der Vollbauer seine Hufe: soviel Land und Weide und Wald, als er zum Betriebe seiner Landwirtschaft und zum Unterhalt seiner Familie bedurfte. Von dieser bäuerlichen Besitz- und Wirtschaftseinheit sind dann alle späteren Anschauungen abgeleitet, auch die, die Gewerbe und Handel gestalteten. Immer schwebte die bäuerliche Nahrung als Idealgebilde vor: wie der Bauer sollten auch der gewerbliche Produzent und der Händler seinen umfriedeten Bezirk haben, innerhalb dessen er seines Amtes walten konnte. Was für den Bauern sein Landlos, das war für den Städter die Kundschaft: sie, die Abnehmerin seiner Erzeugnisse, war gleich wie die Scholle für den Bauern die Quelle seines Unterhalts. Sie mußte eine bestimmte Größe haben, damit ein Geschäft in traditionellem Umfang von dem Absatz an sie bestehen konnte. Sie sollte dem einzelnen Wirtschaftssubjekt gesichert bleiben, damit er stets sein Auskommen habe: auf dieses Ziel sind eine Menge wirtschaftspolitische Maßregeln gerichtet; dieses Ziel verfolgt vor allem auch die kaufmännische Moral. Recht und Sitte während dieser ganzen Zeit noch ebenso wie im Mittelalter verfolgen gleichermaßen den Zweck, den einzelnen Produzenten und Händler gegen Übergriffe seines Nachbarn in seinen Tätigkeitskreis, also in seine Kundschaft zu sichern.

Wo die Sicherung des Geschäftszweiges gegen die Übergriffe aus einem anderen Geschäftszweige in Frage kam, sorgte ja die Zunftordnung für Aufrechterhaltung des Besitzstandes, ebenso in zahlreichen Fällen durch Schließung der Zunft, wo der Besitzstand eines Gewerbes als Ganzen in Frage stand. Den einzelnen Geschäftsinhaber gegen seinen Kollegen zu schützen, war vornehmlich die kaufmännische Sitte berufen, die uns hier ganz besonders angeht, weil in ihr die Wirtschaftsgesinnung am unverfälschtesten zum Ausdruck kommt.

Die Geschäftsmoral gebot nun aber mit aller Entschiedenheit, ruhig in seinem Laden der Kundschaft zu harren, die aller Voraussicht nach sich einstellen mußte. So schließt Defoe (der oder dessen Fortsetzer in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts das berühmte Kaufmannsbuch schrieben) seinen Sermon: „and then with God's blessing and his own case, he may expect his share of trade with his neighbours". Das ist ganz und gar „handwerksmäßig" gedacht: er mag — der Kaufmann — ruhig abwarten, daß ihm sein Anteil am Gesamthandel zufalle. Auch der Meßbesucher (im achtzehnten Jahrhundert) „wartet Tag und Nacht seines Gewölbs wohl ab".

Auf das strengste verpönt war aller „Kundenfang": es galt als „unchristlich", als unsittlich, seinen Nachbarn die Käufer abspenstig zu machen. Unter den „Regeln der Kaufleute, die mit Waren handeln", befindet sich eine, die lautet: „Wende keinem seine Kunden oder Handelsmann, weder münd- noch schriftlich ab; und thue einem andern auch nicht, was Du wilt, daß Dir nicht geschehe". Diesen Grundsatz schärfen denn auch die Kaufmannsordnungen immer wieder von neuem ein: in der „Mayntzischen Policey-Ordnung" (achtzehntes Jahrhundert) heißt es „daß niemand den andern vom Kauff abtreiben oder mit höherem Bieten denselben eine Ware verteuern soll, bey Verlust der gekauften Ware; niemand (sollte) sich in des andern Handel eindringen oder seinen eigenen so stark führen, daß andere Bürger darüber zu Grunde gehen". Die Sächsischen Kramer-Ordnungen von 1672, 1682, 1692 bestimmen in Artikel 18: „Soll kein Cramer dem andern seine Kaufleute von seinen Buden oder Cram Laden abruffen noch mit Wincken oder andern Geberden und Zeichen vom Kauf abhalten weniger die Kaufleute für eines andern Buden oder Gewölben mahnen, ob sie ihm gleich mit Schulden verhafftet seyn".

Ganz folgerichtig waren dann aber auch alle Praktiken im einzelnen verpönt, die darauf hinausliefen, seine Kundschaft zu vergrößern.

Noch während der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts gilt es selbst in London als unschicklich, wenn ein Kaufmann seinen Laden prächtig ausstattet und durch geschmackvolle oder sonstwie reizvolle Auslagen Käufer anzulocken trachtet. Der schon erwähnte Defoe nicht nur, sondern auch noch die späteren Herausgeber seines Werks (beispielsweise der fünften Auflage von 1745) entrüsten sich über solcherlei unlautern Wettbewerb, dessen bisher freilich — wie sie mit einiger

Befriedigung feststellen — nur einige Konditoren und toy-men sich schuldig gemacht hätten.

Zu den unerlaubten Dingen gehört auf lange Zeit noch während der frühkapitalistischen Periode, soviel ich sehe (Holland, über das ich nicht genau unterrichtet bin, ausgenommen: hier scheint schon im siebzehnten Jahrhundert das Eis gebrochen zu sein) bis tief in das achtzehnte Jahrhundert hinein die Geschäftsanzeige, zumal in der Form der Anpreisung.

Die Geschäftsanzeige kommt in Holland nach der Mitte, in England gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts, in Frankreich noch viel später überhaupt erst in Aufnahme. Die im Jahre 1667 begründete Ghentsche Post-Tijdingen brachte in ihrer Nummer vom 3. Oktober desselben Jahres die erste Anzeige. Die Londoner Annoncenblätter der 1660er Jahre enthalten überhaupt noch keine Geschäftsanzeigen: selbst der große Brand veranlaßte kein einziges Geschäft, auch nur seine neue Adresse bekannt zu geben. Einigermaßen gewöhnt sich die Geschäftswelt daran, nachdem sie vorher schon vereinzelt Zettel auf der Straße hatte verteilen lassen, die Zeitung als Insertionsorgan zu betrachten, seit Begründung der „Collection for the Improvement of Husbandry and trade“ durch John Houghton im Jahre 1682. Zwei Menschenalter später schreibt Postlethwayt: das Annoncieren in den Zeitungen sei jetzt mehr in Aufnahme gekommen. Noch vor wenigen Jahren (a few years since) hätten Geschäftsleute von Ansehn es für gemein und schimpflich (mean and disgraceful) erachtet, sich mittels einer öffentlichen Anzeige an das Publikum zu wenden; jetzt (1751) sei es anders geworden; jetzt hielten selbst sehr kreditwürdige Personen die Zeitungsannonce für die einfachste und billigste Methode, dem ganzen Lande zur Kenntnis zu bringen, was sie etwa anzubieten hätten.

In Frankreich war man um dieselbe Zeit offenbar noch nicht soweit. Savary verzeichnet in seinem Dictionnaire unter dem Stichwort „Réclame“: „terme d'imprimerie; c'est le premier mot d'un cahier d'un livre“ usw.; und unter dem „affiche“: terme de maîtres pescheurs; „afficher“: terme de cordonnier usw. Erst im Supplement (1732) trägt er unter dem Stichwort „Affiche“ (das also offenbar noch ein wenig gebräuchliches Wort war, das einem nationalökonomischen Fachlexikographen entgehen konnte) nach: „Placard attaché en lieu public pour rendre une chose notoir à tout le monde“. Aber unter den Dingen, die mittels öffentlichen Anschlags „aller Welt“ bekannt gemacht werden, zählt er nur auf: Verkauf von Schiffen; Abfahrt von Schiffen; Ankündigung angekommener Schiffsladungen durch die großen Kompagnien, wenn sie öffentlich verkauft werden sollten; Errichtung neuer Fabriken; Wohnungswechsel. Die Geschäftsanzeige fehlt. Sie fehlt aber auch als Annonce in den Zeitungen bis in die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts hinein: so enthält beispielsweise die erste Nummer des berühmten Annoncenblatts „Les Petites Affiches“,

die am 13. Mai 1751 erschien, keine einzige wirkliche Geschäftsanzeige. Also selbst die ganz simple Geschäftsanzeige: „ich verkaufe (verfertige) da und da die und die Waren" bürgert sich in England erst während der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, in Frankreich noch später ein (in Deutschland haben wir in einzelnen Städten: Hamburg vereinzelte Fälle der Geschäftsanzeige aus dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts; nur Bücher wurden allgemein viel früher angezeigt, bildeten aber durch die Natur ihres Vertriebes eine leicht erklärliche Ausnahme). Als durchaus verwerflich galt aber offenbar noch lange Zeit, während welcher die Geschäftsanzeige schon bestand, die Geschäftsreklame, das heißt die Anpreisung, der Hinweis auf besondere Vorzüge, die ein Geschäft etwa vor andren aufzuweisen sich anmaßte. Als den höchsten Grad kaufmännischer Unanständigkeit aber betrachtete man die Ankündigung: daß man billigere Preise nehme als die Konkurrenz.

Das „Unterbieten", das „underselling" galt in jeder Gestalt als unschicklich: „Seinem Neben-Bürger zu Schaden zu verkauffen, und allzusehr zu schleudern, bringt keinen Segen".

Als eine geradezu schmutzige Praktik aber galt der öffentliche Hinweis darauf. In der fünften Auflage des Complete English Trademan (1745) findet sich eine Anmerkung der Herausgeber folgenden Inhalts: Seit unser Autor schrieb (Defoe starb 1731) ist die Unsitte des Unterbietens so schamlos entwickelt (this underselling practice is grown to such a shameful height), daß Privatpersonen öffentlich bekanntmachen: daß sie ihre Waren billiger als die übrige Kaufmannschaft abgeben (that particular persons publickly advertise that they undersell the rest of the trade). Und gleich dabei die aus der herrschenden Wirtschaftsgesinnung folgerichtig sich ergebende Erklärung für die Entrüstung, mit der auf die genannte Unsitte hingewiesen wird: Wir haben Händler gekannt, die ihre Waren zu Preisen ausbieten, bei denen ein solider Kaufmann nicht bestehen kann (we have had grocers advertising their under-selling one another, at a rate a fair trader cannot sell for and live): Das alte Nahrungsideal! Das übliche Auskommen fest gegeben; das Ausmaß des Absatzes fest gegeben; also dürfen die Preise, zu denen die einzelnen Waren verkauft werden, nicht unter eine bestimmte Mindesthöhe sinken.

Ein besonders wertvolles Dokument besitzen wir für Frankreich, sogar aus der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, woraus mit aller Deutlichkeit hervorgeht, wie unerhört die Preisunterbietung und deren öffentliche Bekanntmachung damals selbst in Paris noch waren. Es heißt darin (einer Ordonnanz des Jahres 1761), daß derartige Manipulationen nur als die letzte Verzweiflungstat eines unsoliden Geschäftsmannes angesehen werden müssen. Die Ordonnanz verbietet auf das strengste allen Engros- und en détail-Kaufleuten in Paris und seinen Vororten, „daß einer hinter dem andern herlaufe" um ihren

Waren Absatz zu verschaffen; insbesondere aber Zettel zu verteilen, um darauf auf ihre Waren hinzuweisen. Die Begründung dieser Verordnung ist so bezeichnend für den Geist, der damals noch die maßgebenden Kreise beherrschte, daß ich die wichtigsten Stellen daraus wiederum im Wortlaut mitteilen muß. Es heißt da: „Quelques marchands de cette ville — Paris — ont affecté depuis quelque temps de faire répandre dans le public des billets en leur nom, pour annoncer la vente de leurs étoffes et autres marchandises, à un prix qu'ils exposent être inférieur à celui que les dites marchandises ont coutume d'être vendues par les autres marchands: qu'une pareille contrevention qui est presque toujours la dernière ressource d'un négociant infidèle, ne peut être trop sévèrement reprimée".

Über dem Produzenten und Händler wurde nun aber auch der Konsument nicht vergessen. Ja in gewissem Sinne blieb dieser die Hauptperson, da ja noch die naive Anschauung nicht ganz aus der Welt verschwunden war: daß Gütererzeugung und Güterhandel am Ende für den Güterverzehr, um diesen gut zu gestalten, da seien.

Die naturale Orientierung, wie ich es nannte, waltete auch hier noch ob: Gebrauchsgüterbeschaffung ist noch immer Zweck aller wirtschaftlichen Tätigkeit, noch ist nicht die reine Warenproduktion deren Inhalt geworden. Daher denn vor allem während der ganzen frühkapitalistischen Epochen immer noch das Bestreben deutlich zu Tage tritt: gute Waren herzustellen; Waren, die das sind was sie scheinen: also auch echte Waren. Von diesem Bestreben sind alle die unzähligen Reglementationen der Warenerzeugung getragen, die gerade das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert wie keine Zeit zuvor ausfüllen. Nur daß der Staat jetzt die Kontrolle in die Hand nahm und an seinen Amtsstellen die Waren der obrigkeitlichen Schau unterwarf.

Diese staatliche Fürsorge für ordentliche Ware, könnte man nur freilich sagen, sei gerade ein Beweis dafür, daß die Wirtschaftsgesinnung der Zeit nicht mehr auf Herstellung guter Gebrauchsgüter gerichtet gewesen sei. Der Einwand wäre aber unberechtigt. Die staatliche Kontrolle sollte doch nur die Vergehen einzelner weniger gewissenhafter Produzenten unmöglich machen. Im allgemeinen war noch die Absicht vorhanden, gute und echte Waren zu liefern; die Absicht, die allem echten Handwerk eigen ist und die auch die frühkapitalistische Industrie zum guten Teile übernommen hatte.

Wie langsam sich der rein kapitalistische Grundsatz durchsetzte: daß allein der Tauschwert der Waren für den Unternehmer entscheidend, daß also das kapitalistische Interesse indifferent gegenüber der Gebrauchsgütereigenschaft sei, vermögen wir beispielsweise aus den Meinungskämpfen zu ersehen, die in England noch während des achtzehnten Jahrhunderts deswegen ausgefochten wurden. Offenbar stand Jos. Child, wie in so vielen Dingen, im Gegensatz zu der großen

Mehrzahl seiner Zeitgenossen und wohl auch seiner Berufskollegen, wenn er dafür eintrat, daß es der Einsicht des Unternehmers zu überlassen sei, welche Art Waren und von welcher Güte er sie auf den Markt bringen wolle. Wie seltsam mutet es uns heute an, wenn Child noch für das Recht des Fabrikanten auf Schundwarenproduktion kämpft! „Wenn wir", ruft er aus, „den Weltmarkt erobern wollen, müssen wir es den Holländern nachmachen, die die schlechteste Ware ebenso wie die beste produzieren, damit wir in den Stand gesetzt werden, alle Märkte und alle Geschmäcker zufriedenzustellen!"

Durchaus organisch gliedert sich in diese Vorstellungswelt die Idee vom gerechten Preise ein, die offenbar auch noch tief in das frühkapitalistische Zeitalter hinein ihre Geltung bewahrt. Der Preis ist nicht ein Ding, mit dem das einzelne Wirtschaftssubjekt nach Belieben schalten und walten kann. Auch die Preisbildung unterliegt den obersten Religions- und Sittengesetzen wie jeder wirtschaftliche Vorgang. Sie soll so gestaltet werden, daß dem Wohle des Produzenten, wie des Händlers, wie des Konsumenten damit gedient werde. Und wie das geschehe, darüber entscheidet nicht das Gutdünken des einzelnen, sondern entscheiden objektive Normen. Woher diese zu entnehmen seien: diese Frage wurde freilich im Laufe der Jahrhunderte verschieden beantwortet. Der mittelalterlichen Anschauung, wie sie in voller Reinheit etwa noch Luther vertritt, entsprach es ja, die Höhe des Preises nach den Kosten und der Arbeit zu bestimmen, die dem Produzenten (Händler) erwachsen waren: der Preis, würden wir sagen, wurde nach den Produktionskosten bemessen. Während sich unter dem Einfluß des wachsenden Verkehrs, deutlich wahrnehmbar wohl seit dem sechzehnten Jahrhundert, eine Verschiebung in den Ansichten vom gerechten Preise vollzieht, die mehr und mehr die preisbildende Kraft des Marktes anerkennen müssen. Saravia della Calle, der mir für die Entwicklung der Preislehre eine entscheidenden Bedeutung zu haben scheint, leitet das justum pretium schon ganz ab aus dem Verhältnis von Angebot und Nachfrage (würden wir sagen). Aber was das Wichtige ist: so oder so: der Preis bleibt immer ein dem willkürlichen Eingriff des einzelnen entzogenes nach objektiven Normen sich für jedes Wirtschaftssubjekt verbindlich durchsetzendes Gebilde. Das ist auch noch durchaus die Anschauung der Schriftsteller des siebzehnten Jahrhunderts: der Scaccia, Straccha, Turri usw. Und zwar ist das objektiv-zwingende in der Preisbildung eine ethische (nicht wie später eine „naturgesetzliche") Potenz: der Einzelne soll den Preis nicht willkürlich bemessen (während es später höchstens hieß: er kann ihn nicht willkürlich bemessen).

Die Gesamtstimmung, die sich aus der Befolgung all dieser einzelnen Grundsätze ergab, war denn wohl das ganze frühkapitalistische Zeitalter hindurch die eines genügsamen Sichauslebens. Der Grundzug war noch die Stabilität, der Traditionalismus. Der einzelne Mensch, auch wenn er Geschäfte betrieb, hatte sich noch nicht im Lärm und Trubel dieser Geschäfte verloren. Er war noch Herr

seiner Selbst. Er hatte sich auch noch die Würde des selbständigen Mannes bewahrt, der sich nicht wegwirft um eines Profites willen. Überall im Handel und Verkehr herrscht noch ein persönlicher Stolz. Der Kaufmann — kann man es in einem Worte zusammenfassen — hat noch Haltung. In der Provinz natürlich mehr als in den großen Städten, den Zentren des sich entwickelnden kapitalistischen Lebens. Den „stolzen und hochgemuten Ton des Provinzkaufmanns" (ton fier et haut des negocians provinciaux) hebt ein guter Beobachter seiner Zeit mit Nachdruck hervor. Wir sehen den Kaufmann alten Stils deutlich vor uns: wie er ein wenig steif und ungelenk in Kniehosen und langem Rock, mit der Perücke angetan würdevoll daherschreitet: gewohnt, seine Geschäfte ohne viel Nachdenken und ohne viel Eifer zu vollbringen. Im gewohnten Kreise seine gewohnte Kundschaft in gewohnter Weise bedienend. Ohne Überstürzung, ohne Hast.

Was heute als das beste Wahrzeichen eines blühenden Geschäftslebens gilt: daß alle Welt rennt und hastet: das sah man noch Ende des achtzehnten Jahrhunderts als den Ausfluß des Müssiggangs an, während gerade der Mann, der in Geschäften befangen war, gemessenen Schrittes einherging. Als der schon genannte Schriftsteller Mercier 1788 Grimold de la Reynière um sein Urteil über die Kaufleute und Industriellen von Lyon ersuchte, machte dieser die unendlich wertvolle, die Zeitumstände wie mit einem grellen Schlaglicht beleuchtende, Feststellung: „In Paris rennt man, hat man's eilig, weil man dort nichts zu tun hat; hier (in Lyon, dem Zentrum der Seidenindustrie und einer blühenden Handelsstadt) geht man ruhigen Schritt, weil man beschäftigt ist" (A Paris on court, on se presse parce qu'on y est oisif; ici l'on marche posément, parce que l'on y est occupé).

In dieses Bild paßt auch vortrefflich der fromme Non-con-formist, der Quäker, der Methodist hinein, den wir ja gern als einen der frühesten Träger der kapitalistischen Idee ansehen. Aber würdevoll, voller Haltung schreitet er seines Weges dahin. Wie das innere Leben so sollte auch daß äußere Verhalten wohl abgemessen sein. „Walk with a sober pace, not tinkling with your feet" sagt ein Gebot der puritanischen Sitte. „The believer hath or at least ought to have and if he be like himself, will have, a well ordred walk and will be in his carriage stately and princelly."

Und gegen diese festgefügte Welt nun rannten die Juden Sturm. Gegen diese Wirtschaftsordnung und Wirtschaftsgesinnung sehen wir sie auf Schritt und Tritt verstoßen. Denn daß den Klagen der christlichen Geschäftsleute, die uns als die wichtigste Quelle dienen, greifbare Tatsachen zugrunde lagen, ergibt sich wie schon an anderer Stelle hervorgehoben wurde nicht nur aus der Übereinstimmung aller Zeugnisse, sondern auch aus der Art und Weise, wie die Klagen substantiiert waren.

Waren denn nun aber die Juden die einzigen, die wider Recht und Sitten verstießen? War es berechtigt, den „Judenkommerz" vom andern Handel und Wandel grundsätzlich dadurch zu unterscheiden, daß man jenen als „unsolide" zu Lug und Trug und zu Verstößen gegen Gesetz und Ordnung eher geneigt, diesen aber als abhold allen unrechtmäßigen Tun kennzeichnete? Ganz gewiß war auch die Geschäftsgebahrung der christlichen Produzenten und Händler nicht frei von Vergehungen gegen die Vorschriften des Rechtes und der guten Sitte. Die Tendenz dazu liegt in der menschlichen Natur begründet und daß das Zeitalter, das wir im Auge haben, durchschnittlich pflichttreuere Menschen erzeugt hätte als andere, wird man bei einiger Kenntnis der Dinge nicht behaupten wollen. Schon die erdrückende Fülle von Geboten und Verboten, unter der das Wirtschaftsleben jener Zeit stand, läßt darauf schließen, daß die Neigung, Unrecht zu tun, bei den Geschäftsleuten nicht gering war. Aber wir haben auch sonst eine Menge von Zeugnissen, aus denen wir entnehmen können, daß die kaufmännische Moral keineswegs eine besonders hohe war.

Wenn man das schon erwähnte „Betrugslexikon" durchblättert, das im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts erschien und das zu seiner Zeit ein sehr gelesenes Buch war (es erlebte in wenigen Jahren mehrere Auflagen), so kann einem himmelangst werden. Die ganze Welt, will es dann scheinen, ist ein einziger großer Betrug. Aber wenn man auch in Rücksicht zieht, daß der Eindruck durch die Zusammenstellung so vieler Betrugsmöglichkeiten auf kleinem Raume besonders stark wird: die Überzeugung, daß in jener Zeit allerwegen tüchtig beschummelt würde, wird man aus der Lektüre dieses seltsamen Buches doch mitnehmen. Und sie wird gekräftigt durch so manches andere Zeugnis. Der Verfasser der Allgemeinen Schatzkammer der Kaufmannschaft (1742) meint zum Beispiel: „so sind heutigen Tages gar wenig Waren zu finden, welche nicht einer Verfälschung sollten unterworfen sein". Verschiedene Reichsabschiede (wie der von 1497), Polizeiordnungen (wie die Augsburger von 1548), Kauffmannsordnung (wie die Lübeckische von 1607) befassen sich ausdrücklich mit dem Verbot der Warenverfälschung. Und wie es mit der Gütererzeugung nicht immer gut bestellt war, so war der Schwindel auch in der allgemeinen Geschäftsführung keine Seltenheit. Der betrügerische Bankerott muß für die Leute des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts ein ganz besonders häufiges und schwer zu lösendes Problem gebildet haben. Immerfort hören wir klagen über sein häufiges Vorkommen. Die laxe Geschäftsmoral der englischen Kaufleute während des siebzehnten Jahrhunderts war berüchtigt. Fälschungen und Betrügereien werden: „the besetting sins of English tradesmen" genannt.

„Unsere Landleute", sagt ein Schriftsteller des siebzehnten Jahrhunderts, „geben durch ihr ungeheures Aufschlagen auf die Preise aller Welt zu verstehen, daß sie jedermann betrügen würden, wenn es in ihrer Macht stände" (by their infinite

over-asking for commodities proclaim to the world that they would cheat all if it were in their power).

Was also war denn nun das spezifisch jüdische? Und darf man überhaupt eine besonders jüdische Eigenart in dem Verhalten gegenüber den bestehenden Ordnungen annehmen? Ich glaube ja und glaube, diese spezifisch jüdische „Gesetzesübertretung" äußert sich vor allem darin, daß es sich bei den Verstößen der Juden gegen Recht und Sitte gar nicht handelt um die vereinzelte Unmoral eines einzelnen Sünders, sondern daß diese Verstöße der Ausfluß der für die Juden gültigen allgemeinen Geschäftsmoral waren, daß in ihnen also nur die von der Gesamtheit der jüdischen Geschäftsleute gebilligte Geschäftspraxis zum Ausdruck kommt. Wir müssen aus der allgemeinen und fortgesetzten Übung bestimmter Gebräuche den Schluß ziehen, daß die Juden diese ordnungswidrige Handlungsweise gar nicht als unsittlich und somit unerlaubt empfunden, sondern bei ihrem Tun das Bewußtsein hatten, die richtige Moral, das „richtige Recht" gegenüber einer unsinnigen Recht- und Sittenordnung zu vertreten. Natürlich gilt das nicht für diejenigen Fälle, in denen es sich um Kapitalvergehen gegen das Eigentum überhaupt handelte. Man muß, wie kaum besonders hervorgehoben zu werden braucht, unterscheiden zwischen den Geboten und Verboten, die sich aus der Institution beispielsweise des Eigentums (das Gesagte gilt natürlich für alle Rechtsgebiete gleichmäßig) als solchen und denen, die sich aus bestimmten Formen und Handhabungen des Eigentumsrechts ergeben. Verstöße gegen jene werden so lange allgemein als rechtswidrig und strafbar gelten, als die Institution des Eigentums überhaupt besteht; Verstöße gegen diese werden eine verschiedene Beurteilung erfahren, je nach den im Laufe der Zeit sich wandelnden Anschauungen von der Art und Weise, wie man das Eigentum gebrauchen dürfe. (Wucherverbot! Privilegierungen usw.)

In dem eigentümlichen Geschäftsgebahren der Juden gingen Verfehlungen beider Art durcheinander. Offenbar haben die Juden in früherer Zeit sich auch solcher Vergehen häufig schuldig gemacht, die als unrechtmäßige in dem höheren allgemeinen Sinne anzusehen waren: wenn sie zum Beispiel (was man ihnen allerorten auch wieder vorwarf) sich der Hehlerei schuldig machten und mit notorischer Diebesware Handel trieben. Und diese Art im engeren Sinne verbrecherischer Praktiken erfreute sich auch bei der Judenschaft keineswegs einer allgemeinen Billigung. Hier werden die „anständigen" Elemente sich ebenso in ihrer Auffassung von den skrupellosen unterschieden haben, wie innerhalb der christlichen Welt. Oder die Neigung zu solcherart Verfehlungen beschränkte sich auf bestimmte Gruppen des jüdischen Volks, die dann ganz oder teilweise als verdächtig angesehen wurden und zu deren Auffassung von Recht und Unrecht die Moral der übrigen Judenschaft ebenso in einen Gegensatz trat wie die der Christen.

Für das tatsächliche Vorhandensein eines solchen Gegensatzes zwischen verschiedenen Bestandteilen des jüdischen Volkes haben wir interessante Belege aus der Geschichte der hamburgischen Judenschaft. Hier übernimmt im siebzehnten Jahrhundert die Portugiesengemeinde der Behörde gegenüber eine gewisse Verantwortung für das geschäftliche Gebahren der neu eingewanderten deutschen Juden. Gleich nach ihrem Erscheinen mußten sich die „Tedescos" der portugiesischen Nation gegenüber verpflichten, keine gestohlenen Sachen zu kaufen und sonst keine unehrenhafte Geschäfte zu treiben. Schon im nächsten Jahre wurden die Alten der Tedescos vor den Mahamad (den Gemeindevorstand der Sephardim) berufen und verwarnt, weil einzelne von ihnen gegen die obige Verpflichtung gehandelt hätten; ein anderes Mal desgleichen, weil sie geraubte Sachen von Soldaten gekauft hatten usw.

Will man also die Verstöße der Juden gegen Recht und Sitte, wie man sie ihnen während der ganzen frühkapitalistischen Epoche zum Vorwurf machte und wie sie zweifellos stattfanden, als Ausfluß einer von der Judenschaft allgemein gebilligten Geschäftsmoral, somit als die spezifisch jüdische Geschäftspraxis ansehen, so wird man solche kapitale Vergehen gegen die Strafgesetze, die von einem großen Teile der Judenschaft gemißbilligt wurden, ausscheiden (oder ihnen jedenfalls eine besondere Würdigung zuteil werden lassen) müssen und wird sich zu beschränken haben auf eine Namhaftmachung derjenigen Rechtsbeugungen und vor allen Sittenverletzungen, für die wir den consensus omnium innerhalb der jüdischen Geschäftswelt voraussetzen, und von denen wir sonach auf das Vorhandensein einer besonderen jüdischen Wirtschaftsgesinnung schließen dürfen.

Und was sehen wir da?

Deutlich hebt sich vor unsern Augen der Jude zunächst einmal ab als der sagen wir reinere Geschäftsmann, als der in Geschäften Nur-Geschäftsmann, als derjenige, der im Geiste echt kapitalistischer Wirtschaft allen naturalen Zwecken gegenüber den Primat des Erwerbszwecks anerkennt. Er gilt in den Zeiten unvollkommen entwickelter kapitalistischer Wirtschaft gleichsam als der Vertreter der ausschließlich auf Geldgewinn gerichteten Wirtschaftsgesinnung. Nicht daß er „wucherte" unterschied ihn von den Christen, nicht daß er Gewinn erstrebte, nicht daß er Reichtümer aufhäufte, sondern daß er all das nicht heimlich, sondern ganz offen tat und sich zu all diesen Dingen offen bekannte. Von christlichen „Wucherern" wissen die Sebastian Brandt und Geyler von Kaisersberg weit schlimmere Dinge zu berichten und daß sies ärger trieben als die Juden. Und was das Schlimmste ist, weshalb man „zu halten vil erger weder kein Juden" sollte, ist das, daß sie ihr schmutziges Gewerbe mit heuchlerischer Christenmiene betreiben. „Denn ein Jud setzt sein Seel offentlich darauff, und schemt sich solcher nicht, aber dise Wucherhels richten solcher alles auff under dem schein des Christlichen nammens."

In einem Berichte des Rev. Johannes Megalopolis vom 18. März 1655 heißt es von den Juden: . . these people have no other god but the unrighteous mammon and no other aim than to get possession of Christian property . . they . . look at everything for their profit: ihr einziger Gott der Mammon; ihr einziger Zweck: Profit zu machen! „Man nennt einen echten Juden einen wucherischen oder allzu interessierten Kaufmann, der übervorteilt und diejenigen schindet, die mit ihm zu tun haben:" „un marchand usurier ou trop intéressé qui surfait et qui rançonne ceux qui ont affaire à lui", meint der den Juden wohlwollende Savary und er fügt hinzu: „Man sagt: Einer ist in die Hände der Juden gefallen, wenn die, mit denen man Geschäfte zu machen hat, hart, zäh und genau sind" (durs, tenaces et difficiles). Das Wort: „in Geldsachen hört die Gemütlichkeit auf" ist zwar von einem sehr christlichen Kaufmann geprägt worden. Der Grundsatz selber aber ist unzweifelhaft zuerst mit Entschiedenheit und Offenheit von jüdischen Geschäftsleuten vertreten worden.

Aus diesem ethisch nicht mehr temperierten Gewinnstreben ergeben sich nun all die einzelnen Geschäftsmaximen und Geschäftspraktiken, die man an den Juden tadelte, ganz von selbst. Gleich ihre Eigenart oder wie die Vertreter der alten ständigen Wirtschaftsordnung sagten: ihre Unart, keine von Gesetz oder Satzung den einzelnen Berufszweigen oder Gewerbearten gezogene Schranke zu achten. Eine immer wiederholte Klage der christlichen Produzenten und Händler an allen Orten, wo Juden neben ihnen wirtschafteten, ist die: die Juden begnügen sich nicht mit einer Beschäftigung; sie greifen unausgesetzt in alle andere Branchen hinüber und stören so die zünftlerische Ordnung; sie möchten am liebsten den ganzen Handel und alle Produktion an sich reißen; sie sind von einer unerträglichen Expansionstendenz beherrscht. „Die Juden streben nach der Vernichtung aller englischen Kaufleute dadurch, daß sie allen Handel an sich bringen" (by drawing all trade towards themselves), heißt es in einem Berichte aus dem Jahre 1655. „Die Juden sind ein scharfsinniges Volk, das in alle Arten von Geschäften seine Nase steckt" (prying into all kinds of Trade), faßt Child das Urteil seiner Zeitgenossen zusammen.

Zahlreich sind die Beschwerden der deutschen Zünfte über die Juden: daß sie sich nicht um die zunftmäßige Abgrenzung der Gewerbe und Handelsbetriebe kümmern. 1685 klagt der Rat von Frankfurt a. M.: die Juden griffen in jede Art von Handlung ein, so in die Leinen- und Seidenkrämerei, in den Materialwaren- und Buchhandel usw.; Beschwerde der Stadt Frankfurt a. O. (siebzehntes Jahrhundert): die Juden handeln mit fremden Borten zum Schaden der Posamentierer und so fort. Eine Neigung zur Universalität der Branchen hatten die Juden frühzeitig schon dadurch, daß sich in ihren Läden allerhand verfallene Pfände verschiedenartigster Natur (neben dem schon erwähnten Beutegut usw.) zum Verkauf aufhäuften, die ohne jeden inneren

Zusammenhang rein durch den Zufall hier zusammengeführt waren und nun natürlich in die Kompetenzkreise der verschiedensten Produzenten und Händler hineinragten. Diese Trödelläden — das Urbild des modernen Warenhauses — spotteten jeder zunftmäßigen Gliederung und bedeuteten durch ihr bloßes Dasein eine beständige Auflehnung gegen die bestehende Ordnung von Handel und Gewerbe. Wir haben (schon aus dem fünfzehnten Jahrhundert, später haben sich diese Verhältnisse sicher nur noch eigenartiger in derselben Richtung weiter entwickelt) eine sehr anschauliche Beschreibung eines solchen „Altwarenhauses", als dem Sitze des Judenkommerzes in einem Regensburger Lied.

„Hunger und Not und großen Zwang
Das leidt der arme Handelsmann.
Es war kein Handwerk allzu schlecht
Dem der Jud nie großen Schaden brächt.
So einer ein Kleid kaufen wollt,
Gar bald zu den Juden trollt,
Silbergeschirr, Zinn, Leinwand, Barett
Und was man sonst im Haus nit hätt,
Das fand er bei den Juden zuhand,
Es war ihn alles gesetzt zu Pfand.
Denn was man stahl und raubt mit Gewalt,
Das hat alles da sein Aufenthalt . .
. . . . . .
Mäntel und Hosen und mancherlei
Das find man bei dem Juden feil;
Der Handwerksmann komnt' nichts verkaufen
Es war alles zum Juden laufen."

Hängt mit dieser Nichtachtung aller ständischen Gliederung und also einer Durchsetzung der rein geschäftlichen Zwecke allen Schranken zum Trotz die Tatsache zusammen, daß wir die Juden auch als Rebellen gegenüber dem merkantilistischen Staat antreffen? Daß sie auch hier ohne Rücksicht auf die der merkantilistischen Handelspolitik zu Grunde liegenden nationalwirtschaftlichen Ideen die freie Handelsbewegung durchzusetzen trachteten? „Juden Kommerz," wurde zum Beispiel der Frankfurter Handel im achtzehnten Jahrhundert genannt, weil es wesentlich Einfuhrhandel war, „welches wenige deutsche Hände nützlich beschäftigt und größtenteils auf der inländischen Verzehrung beruht." Dasselbe verdammende Urteil hören wir von jenseits des Rheins: „presque toutes les marchandises qu'ils apportent sont étrangères."

Achteten die Juden in der Verfolgung ihrer Geschäftsinteressen nicht die Schranken, die zwischen den Staaten aufgerichtet waren, nicht die gesetzlichen Scheidewände, die die einzelnen Gewerbe voneinander trennten, so nahmen sie auf

die Umfriedungen, die namentlich durch die Sitte aber auch durch gesetzliche Verbote für die einzelnen Geschäfte der Produzenten und Händler geschaffen waren, noch viel weniger Rücksicht. Wir sehen, daß es ein oberster Grundsatz aller handwerksmäßigen und auch noch zum guten Teil der frühkapitalistischen Wirtschaftsverfassung war: dem Nachbarn seine Kunden nicht abspenstig zu machen. Und gerade gegen diesen Grundsatz sehen wir die Juden immerfort verstoßen. Überall lauern sie Verkäufern oder Käufern auf, statt, wie es der kaufmännische Anstand heischte, ihrer im Gewölbe zu harren. Eine Beschwerde des Kaufherrn Gewerkes in Königsberg i. Pr. vom Jahre 1703 beklagt: „daß die Juden Hirsch und Moses mit ihrem Anhange es ihnen im Ein- und Verkauf des rohen und aufgearbeiteten Pelzwerkes zuvortäten, wodurch ihnen großer Schaden erwachse".

Die Juweliere, Gold- und Silberarbeiter in Frankfurt a. M. beschweren sich (1685), daß sie all' ihr altes Bruchgold und Silber von den Juden kaufen müßten, da diese es durch ihre unzähligen Spione den Christen immer vor der Nase wegfischten. Die Kaufmannschaft derselben Stadt hatte sich wenige Jahre vorher in einer Beschwerde an den Rat ganz allgemein darüber beklagt, daß die Juden „die Geschäfte der christlichen Kaufleute ausspähen".

Noch ein paar Jahre früher (1647) hatten schon die christlichen Schneidermeister der Stadt Frankfurt a. M. petitioniert, man solle den Juden den Verkauf neuer Kleider verbieten: „bitterlich zu beweinen sei, daß die Juden . . die Freiheit hätten, fremden Personen höheren und niederen Standes, sobald sie nach Frankfurt kämen, auf allen Straßen mit allerhand Waren, Tüchern wie die Kamele und Esel beladen, entgegen zu laufen und uns so um unser tägliches Brot zu bringen". Und ganz ähnlich hatten sich schon im Jahre 1635 die Seiden- und Gewandkrämer in einer Eingabe also geäußert: „Außerhalb der (Juden-)Gasse terminieren sie in die Stadt und in die Gasthöfe oder wo sie sonst Gelegenheit finden, heimlich und öffentlich laufen sie den Soldaten, Offizieren und Obristen, wenn diese in die Stadt kommen, ganze Gassen lang entgegen. Etliche Meister des Schneiderhandwerks haben sie in ihr Konsortium gezogen, denen sie bei Truppendurchzügen (während welcher die Judengasse geschlossen bleiben mußte) die Häuser und Läden voll Kleider stecken und dieselben verparthieren lassen".

Dasselbe Bild in andern Landen.

1672 klagen die Stände der Mark Brandenburg: die Juden „liefen auf den Dörfern und in den Städten herum hausieren und drängten den Leuten ihre Waren . . auf".

Sehr eingehend begründet ist eine Beschwerde der Stadt Frankfurt a. O. aus derselben Zeit, worin ebenfalls den Juden vorgeworfen wird: sie liefen den Kunden nach: den Reisenden in die Hotels, dem Adel auf die Schlösser, den Studenten auf ihre Buden: „weil die Juden nicht damit content seyn, daß sie

allerhand Waaren in den Gewölben gleich uns öffentlich feil haben, besonderen es hat ein jeder von ihnen gewisse emissarios, die da nicht allein in der Stadt von Hause zu Hause, absonderlich da etwa reisende Leute einkehren, und auff den Stuben bei den Studenten allerhand Waaren an seidenen Stoffen, weißen Cattonen, Nettel-Tüchern, Spitzen, Leinewandten und anderen Galanterien feil bieten, besondern auch von Dorffe zu Dorffe auff dem Lande bei denen von Adel . . herumvagieren . . . ." „sie seynd auch gewohnt, in den Messen alle Wirthshäuser täglich zu durchwandern, alle Käuffer an sich zu locken" . . Und so fort. Wie der Jude immer nach neuen Kunden ausspäht, schildert uns ein gut unterrichteter Schriftsteller aus dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts, der als jüdische Gewohnheit bezeichnet „das mit der Agentschaft in Verbindung stehende stetes Besuchen und aufdringendes Frequentieren aller und jeder öffentlichen Örter, nur durch die hier so wohlfeil zu erlangende Lektüre der zahlreichen öffentlichen Blätter zu aller und jeder Kundschaft zu gelangen, besonders was Ankunft der Fremden betrifft, um jedes Gespräch erlauschend, zu Kunde zu kommen, welche Häuser etwa von Unglücksfällen bedroht werden, um mit solchen Kaufkontrakte, Zessionsanträge usw. abschließen und unternehmen zu können."

Was hier ein raffiniertes System von Kundschaftereien bewirken sollte: eines Kunden habhaft zu werden, vollzog sich in den Straßen, wo die jüdischen Altwarenhändler ihre Geschäfte hatten, auf naiv-ursprüngliche Weise durch unmittelbare körperliche Nötigung. Ganz so, wie wir es noch täglich in unsern Großstädten beobachten können, wo das, was der Breslauer die „Ärmelausreißgeschäfte" nennt, in Blüte steht. Von diesen Blüten des allerneusten Kapitalismus hatte ich früher einmal gesprochen und hatte, um das Bild, das ich von ihnen entwarf, anschaulicher zu machen, Männer mit fingierten jüdischen Namen in die Türen der Läden gestellt. Man hat diese dichterische Freiheit, die ich mir nahm, übelwollend als antisemitische Tendenz ausgelegt. Als Antwort auf diese Beschuldigung kann ich heute die geschichtliche Tatsache feststellen, daß in Wirklichkeit jene „Ärmelausreißgeschäfte" eine Schöpfung jüdischen Geschäftsgeistes sind. Wir erfahren von ihrer Existenz in dem Paris des achtzehnten Jahrhunderts, wo sie von den Fripiers, den Altwarenhändlern betrieben wurden, die nach Aussage eines Zeitgenossen zum größten Teile Juden waren. Die Schilderung, die uns Mercier von ihnen und ihren Praktiken entwirft, ist zu hübsch, um sie nicht im Wortlaut hier wiederzugeben. „Des courtauds de boutiques désoeuvrés vous appellent assez incivilement; et quand l'un d'eux vous a invité, tous ces boutiquiers recommencent sur votre route l'assommante invitation. La femme, la fille, la servante; le chien, tous vous aboyent aux oreilles; . . . Quelquefois ces drôles-là saisissent en honnête homme par le bras ou par les épaules et le forcent d'entrer malgré lui; ils se font un passe-tems de ce jeu indécent . . ."

Daß der Kundenfang zu einem System erst in der Reklame ausgebildet ist, ist bekannt. Die „assommante* invitation“, die wir eben von dem kleinen Fripier ausgehen sahen, ist heute die Aufgabe der tausendfältigen Geschäftsreklame geworden. Haben wir die Juden als die Väter des Kundenfangs kennen gelernt, so müßten wir sie folgerichtig auch als die Väter der modernen Reklame begrüßen dürfen. Ich bin jedoch nicht in der Lage, für diesen Zusammenhang hinreichende Beweise beizubringen. Hier müßten erst einmal die ältesten Zeitungen auf die Namen der Inserenten hin durchgesehen werden, um sich ein Urteil bilden zu können. Für die Geschichte der Reklame besitzen wir einstweilen (soviel ich sehe) überhaupt noch keine Vorarbeiten. Was man leidlich genau untersucht hat, ist immer nur die Geschichte der Annonce (der einfachen Geschäftsanzeige) gewesen, die sich wahrscheinlich erst spät, wohl kaum wesentlich vor dem neunzehnten Jahrhundert zur Geschäftsanpreisung (der Reklame) auswächst. Was ich an vereinzelten Belegen kenne, aus denen auf die Ausbildung der Reklame durch die Juden geschlossen werden kann, ist folgendes:

1. Die erste bekannte Reklame im Text der Zeitung, die man in das Jahr 1753 nach Holland verlegt, rührt von einem Augenheilkünstler namens Laazer her;

2. eine sehr alte (ob die älteste weiß ich nicht) Reklame in den Vereinigten Staaten erschien am 17. August 1761 im New York Mercury und hatte folgenden Wortlaut: „To be sold by Hayman Levy in Bayard Street, Camp Equipages of all sorts, best soldiers english shoes . . and everything that goes to make up the pomp and circumstance of glorious war“.

3. Die Juden sind die Väter der modernen Zeitungspresse, also des eigentlichen Organs der Reklame; insbesondere haben sie die billige Sous-Presse begründet. Polydore Millaud ist der Begründer des Petit Journal, das mit seinem billigen Preise bekanntlich zum Vorbilde aller späteren Zeitungen geworden ist.

Aber Adressen ermitteln, ankommenden Fremden auf den Leib rücken, seinen Kram anpreisen: das alles ist doch nur die eine Seite des Kundenfangs. Man könnte alle diese Tricks zusammenfassen unter der Bezeichnung des äußerlichen Kundenfangs und könnte ihnen dann als innerlichen Kundenfang alle jene Machenschaften gegenüberstellen, die die Darbietung der Ware selbst so zu gestalten bestimmt sind, daß die Käufer angelockt werden. Kulanz im weitesten Sinn habe ich früher einmal diese auf Zufriedenstellung und Gewinnung der Kundschaft abzielende Politik des Geschäftsmanns genannt. Und bei der Ausbildung dieser Seite unseres Wirtschaftslebens sehen wir nun abermals die Juden in ganz hervorragendem Maße beteiligt. Ja, es läßt sich fast im

*) Assommant: fatigant, ennuyeux à l'excès nach — Pierre Larousse!

einzelnen „quellenmäßig" nachweisen, daß sie gegenüber der herrschenden Anschauung den Grundsatz zuerst und mit Entschiedenheit vertreten: der einzelne Geschäftsmann habe das Recht (und die Pflicht), sein Angebot so zu gestalten, daß er einen möglichst großen Teil der vorhandenen Kundschaft an sich fessele oder aber durch Schaffung neuer Bedürfnisse die Abnehmerschaft vergrößere.

Inmitten einer auf gute Leistungen Wert legenden Wirtschaftsverfassung konnte nur das einzig wirksame Mittel, jenen Zweck zu erreichen, die Unterbietung im Preise sein. Und dieses Mittels sehen wir nun den Juden sich mit Vorliebe bedienen. Und das vor allem war es, was ihn in den Kreisen der christlichen Kaufleute, die ihrer ganzen Wirtschaftsgesinnung gemäß auf Preise halten mußten, so grundverhaßt machte. Der Jude schleudert, der Jude verdirbt die Preise. Der Jude lockt die Kunden durch seine billigen Preise an. Das ist das Lied, das, wo immer Juden Geschäfte machen, während des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts in allen Tonarten gesungen wird.

Aus der erdrückenden Fülle von Beweismaterial will ich nur folgende Belege beibringen:

Als, wie schon erwähnt, in England 1753 der Sturm gegen die Juden losbrach, war einer der gewichtigsten Gründe, die man gegen ihre Zulassung als Staatsbürger geltend machte; daß sie bei völliger Freiheit die Einheimischen um ihre Nahrung bringen würden, da sie sie unterböten (undersell them).

In Frankreich: „les étoffes . . . que portent les Juifs dans les foires . . valent mieux par les prix aux quels ils les vendent que celles qu'on trouve dans les boutiques des marchands", antwortet der Intendant von Languedoc den sich beschwerenden Kaufleuten von Montpellier 31. Mai 1740. Während die Kaufleute von Nantes (merciers et quincailliers) der Meinung sind: „le public sous l'apparence du bon marché est toujours le dupe" beim Kauf von Judenwaren, aber daß sie billiger sind, wird ausdrücklich hervorgehoben.

Dieselbe Feststellung machen die Pariser Kaufleute in einer Klageschrift: daß die Juden alle Waren „à un prix beaucoup au dessous de celui des fabriques" (also sogar: erheblich billiger als die Fabriken!) verkaufen.

In einer Eingabe der Bronzewarenhändler von Paris heißt es von einem Juden aus Fürth, Abraham Oulman: „il rend ces mêmes bronzes au des sous de la valeur de ce qu'on les vend dans le pays": er verkauft dieselben Bronzen billiger, als „man"(!) sie sonst hierzulande zu verkaufen pflegt.

Und die Zunftmeister der Lyoner Seidenweber schreiben in einem Beschluß vom 22. Oktober 1760 die ungünstige Konjunktur den Juden zur Last, die mit den Waren geschleudert und dadurch sich zu Herren des Seidenhandels in allen Provinzen gemacht hätten: „cette nation . . . les (les étoffes) donnant à vil prix, s'est rendu par ce moyen maîtresse du commerce de toutes les provinces".

Als im Jahre 1815 im schwedischen Reichstage darüber debattiert wurde, ob man den Juden allen Handel frei geben solle, war ebenfalls, wie ein paar Menschenalter vorher in England, einer der Hauptgründe, die dagegen geltend gemacht wurden: sie drückten die Preise.

Auf die Klagen der christlichen Kaufleute Polens erwidern die Juden: wenn sie, die christlichen Geschäftsleute, die Waren ebenso billig verkauften wie sie, die Juden, würden sie ebensoviele Kunden haben.

Genau auf denselben Ton gestimmt sind die häufigen Beschwerden der Kaufleute (und Fabrikanten) in Deutschland, von denen ich schon öfters Proben mitgeteilt habe.

Klagen der Stände der Mark Brandenburg vom Jahre 1672; Bericht der Kriegs- und Domänenkammer über den wirtschaftlichen Niedergang des Herzogtums Magdeburg vom Jahre 1710: „Es ist hiernächst bekannt, daß allhier und an andern Orten dieses Herzogtums verschiedene Juden geschildert werden, deren Anzahl sich hin und wieder sehr vermehret, dadurch dann dem Publico auf verschiedene Weise ebenfalls nicht wenig präjudiciert wird, angesehen dergleichen Leute .. sich mit Kaufen und Verkaufen ernähren und oftmals .. Sachen .. wohlfeiler verkaufen, darunter dann die Kaufleute notwendig leiden müssen" ..

Diese Beobachtung wird in ihrer Richtigkeit bestätigt durch die Begründung, mit der das allgemeine (preußische) Edikt von 1750 erlassen wird: „Die .. Kauffleute in unsern Städten .. klagen, daß ihnen die handelnden Juden, welche mit ihnen gleichen Krahm führen, großen Abbruch thäten, weil sie ihre Waaren gemeiniglich wohlfeiler verkaufen".

Die Klagen setzen sich bis in das neunzehnten Jahrhundert fort. So heißt es in einer „Supplik der Augsburger Großhändler gegen die Zulassung der Juden" (1803): „Die Juden wüßten eigentlich aus der allgemeinen Not ihren Vorteil zu ziehen; sie drückten dem Dürftigen, der Geld brauche, die Waaren zu Schundpreisen ab, und verderbten durch wolfeilen Wiederverkauf den ordentlichen Handel".

(Daß noch heutigen Tages in zahlreichen Industriezweigen die christlichen Fabrikanten und Kaufleute das „Schleudern" wie es die Juden belieben, als eine schwere Schädigung ihres Gewerbes empfinden, ist ein offenes Geheimnis und wird sogar oft genug öffentlich ausgesprochen. Ich komme auf diesen Punkt noch zu sprechen.)

Daß übrigens die Juden in allen Fällen als diejenigen gelten, die eine Sache billiger als die andern machten, dafür spricht ein Zeugnis aus der Finanzgeschichte. Als die österreichische Regierung im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts wieder einmal eine Anleihe (wie meist in Holland) aufnehmen wollte, wurde mit Reskript vom 9. Dezember 1701 der Hofkammerrat Baron Pechmann

beauftragt, sich unter der Hand zu erkundigen, ob nicht auf das Pfandobjekt des Ertrages der ungarischen Kupferbergwerke ein höherer Betrag aufgenommen werden könne. Und zwar soll er bei den portugiesischen Juden in Holland anfragen, da die übrigen Untertanen der Generalstaaten außer der allgemeinen Garantie immer zugleich eine effektive Spezialhypothek verlangten.

Und nun steckten die Neunmalweisen ihre Köpfe zusammen und fragten einander — in den Werkstätten, in den Gewölben, Sonntag nachmittags auf dem Spaziergang vor dem Tor, abends beim Schoppen, wenn der fremde Geschäftsfreund daher gereist war: immer und immer wieder, mit bohrender Hartnäckigkeit — wie geht es zu, wie in aller Welt ist es möglich, daß der Jude seine schmutzige Praktik der Unterbietung durchführen kann? Was ist der Grund seiner billigen Preise?

Je nach dem größeren oder geringeren Maß von Urteilsfähigkeit, je nach der größeren oder geringeren Unbefangenheit des einzelnen fiel natürlich die Antwort auf diese Frage recht verschieden aus. Und wir stehen vor einer Fülle von Erklärungsversuchen, die wir nun nicht ebenso wie etwa die Behauptung, daß die Juden die Preise drückten (an deren Richtigkeit angesichts der Übereinstimmung so vieler ganz voneinander unabhängiger Aussagen zu zweifeln keinerlei Grund vorliegt) ganz einfach als bare Münze nehmen dürfen, sondern die wir auf ihre größere oder geringere Glaubwürdigkeit hin erst im einzelnen prüfen müssen. Wobei immer im Auge zu behalten ist, daß uns die Gründe für die billigen Preise der Judenwaren hier einstweilen immer nur insoweit interessieren als wir aus ihnen eine grundsätzlich eigenartige Geschäftspraxis ableiten oder aus ihnen auf eine grundsätzlich eigenartige Geschäftsmoral schließen können.

Die Erklärung, die uns vielleicht am häufigsten begegnet, ist die mit Hilfe der „notorischen" Unrechtlichkeit der Juden. Man argumentiert so: Da die Juden dieselben Spesen haben, da die Herstellungskosten der Waren dieselben sind, so kann, wenn trotzdem ein geringerer Preis gefordert wird, dies nicht mit rechten Dingen zugehen. Die Juden müssen auf unrechtmäßige Weise in den Besitz der Waren gekommen sein. Es muß sich um Diebswaren handeln oder um Räubergut. Der schlechte Ruf, in dem, wie wir schon sahen, die Juden vielfach standen, machte diese Erklärung um so wahrscheinlicher, wie denn wohl zweifellos umgekehrt die Preisunterbietung oft genug als Bestätigung für die Richtigkeit jenes Verdachtes der Hehlerei hat dienen müssen. Ich verzichte darauf, einzelne Belege für das Vorkommen dieser wie gesagt sehr häufigen Begründung beizubringen (fast jede der öfters genannten Beschwerden macht sie sich zu eigen), um so leichter, als diese Erklärung die allerunin teressanteste ist. Zweifellos ist sie in vielen Fällen die richtige gewesen (Vorgänge, wie die in Hamburg im siebzehnten Jahrhundert bestätigen das, ganz abgesehen davon, daß die Wahrscheinlichkeit dafür spricht). Aber wenn wirklich kein anderer Grund dafür

vorläge, daß die Juden die Preise drückten als der, daß sie gestohlenes und geraubtes Gut in den Handel brachten, dann wäre über die ganze Sache kein Wort zu verlieren. Dann hätte diese Praktik überhaupt nicht die große Bedeutung gewinnen können, die sie doch offenbar besitzt.

Man mußte sich denn auch in der Tat entschließen — selbst in den verbissensten Zünftlerkreisen — nach andern Gründen Ausschau zu halten, die die niedrigen Judenpreise verständlich machten. Man fand sie zunächst in nächster Nähe jener ersten Gruppe von Gründen: zwar nicht in offenbar unrechtmäßigen, verbrecherischen Handlungen aber doch in Praktiken, die nicht ganz sauber waren. Dahin gehören z. B. Handel mit verbotenen Waren (wie Kriegskontrebande usw.); Handel mit verpfändeten Waren; Handel mit konfiszierten Waren (Zollkontrebande); Handel mit Waren, die man „von Schulden Gedrängeten, welche selbige um ein Spottgeld verkaufen müssen" erworben oder „dem Dürftigen, der Geld brauchte . . zu Schandpreisen abgedrückt" hatte; Handel mit alter verlegener Ware, die sie „aus gerichtlichen Ausruffen oder Auctionibus" billig erstanden haben; Handel mit Waren, die von einem Bankerotteur billig losgeschlagen waren: „en favorisant les banqueroutiers qui leur vendent ces marchandises à moitié perte"; Handel in der stillschweigenden Absicht, selbst Bankrott zu machen; Handel aus reglementswidrig hergestellten Waren: „fabriquées dans le royaume en contrevention des reglements". Wie weit es sich bei diesen und ähnlichen Praktiken, diesen „miserables moyens des juifs", wie es in einer Kundgebung der Metzer Kaufleute heißt, um vereinzelte und allzurasch verallgemeinerte Fälle, wie weit um weit verbreitete Gepflogenheit der jüdischen Geschäftsleute gehandelt hat, wird sich schwer feststellen lassen, ist für das, was uns interessiert, aber auch nur von untergeordneter Bedeutung. Daß alle derartige Anschuldigungen aus der Luft gegriffen wären, ist nicht anzunehmen; und wichtig ist vor allem, daß die Anwendung solcher Mittel den Juden zugetraut und geradezu als ihnen eigen betrachtet wurde. Wenn wir auch nur einen ganz geringen Teil der damit ausgesprochenen Beschuldigungen als der Wirklichkeit entsprechend in Rechnung stellen wollen, so bleibt immerhin ein gewisser symptomatischer Wert dieser Feststellungen übrig, die zur Ergänzung anders woher gewonnener Einsichten zu dienen berufen sein können. Ich werde erst später die Nutzanwendung dieser Erwägungen machen können.

Einstweilen fahren wir fort in der Aufzählung der Gründe, die man zur Erklärung der billigen Preise, zu denen die Juden ihre Waren feilboten, geltend zu machen wußte.

Da stoßen wir nun wiederum außerordentlich häufig auf die Behauptung: Die von den Juden gehandelten oder fabrizierten Waren seien *minderwertig an Qualität*. Diese Anklage (die die Behauptung im Sinne der damals herrschenden Wirtschaftsgesinnung unzweifelhaft war) kehrt so oft unter den

verschiedensten Umständen wieder, daß wir nicht daran zweifeln dürfen, sie sei zum guten Teil begründet gewesen.

Der schon erwähnte Bericht der Kriegs- und Domänenkammer über den wirtschaftlichen Niedergang des Herzogtums Magdeburg spricht von den „oftmals gestohlenen oder sonst verdorbenen Sachen", die die Juden an sich bringen, um sie wohlfeil zu verkaufen. Die ebenfalls erwähnten Klagen der Stände der Mark Brandenburg meinen, daß die von Juden gehandelten Waren „größtenteils alt und verlegen" seien. Das öfters von mir als eine zuverlässige Bezugsquelle herangezogene Kaufmannslexikon spricht dieselbe Ansicht aus: daß die Juden mit verdorbenen Waren handeln, „die sie doch so stattlich wieder aufzuputzen, umzufärben, ihnen von außen eine gute Lage oder Ansehn, schönen Einband und Aufzierung, neuen Geruch und Geschmack zu geben wissen, daß der beste Kenner oftmals damit betrogen wird."

Fast wörtlich wird dasselbe gesagt in der uns auch schon bekannten Denkschrift der Kaufleute von Nantes: trotz ihrer Billigkeit seien die von Juden feilgebotenen Waren teuer: es seien eine Menge havarierter Waren, aus der Mode gekommener Gegenstände und andere darunter, die für den Gebrauch überhaupt nicht mehr geeignet seien. Seidenstrümpfe beispielsweise ließen sie wieder auffärben, unter den Kalander durchgehen, um sie als neu zu verkaufen: tragen könne man sie aber höchstens ein einziges Mal.

In einem Bericht der böhmischen Statthalterei vom Jahre 1705 heißt es: „Die Juden bringen Handwerk, Handel und Wandel an sich, lassen selbst aber, wegen ihrer meist untüchtigen Manufakturen und verdorbenen Waren keinen einträglichen Handel nach auswärts aufkommen".

Die Lyoner Seidenweber klagen (18. sc.), daß durch die Juden die Seidenindustrie ruiniert werde, da sie um billig verkaufen zu können, nur minderwertige Ware herstellen lassen: „cette nation . . ne fait fabriquer que des étoffes inférieures et de mauvaise qualité".

Das ebenfalls schon öfters herangezogene Gutachten Wegelins im schwedischen Reichstage (1815) meint: Die Kattundruckerei hätten die Juden freilich allein betrieben, allein durch eine schlechte Ware — den sog. Judenkattun — verdorben.

Auch hier ist der Prozeß, der wie aus den obigen Klagen zu entnehmen ist, in der frühkapitalistischen Epoche begann, heute noch längst nicht zum Abschluß gekommen. Jene Klage christlicher Fabrikanten: Die Juden drückten die Preise, von denen oben die Rede war, findet ihre natürliche Ergänzung in der andern: Die Juden drückten eben, weil sie Billigkeit um jeden Preis erstrebten, die Qualität herab.

Man wird nicht weit von der Wahrheit bleiben, wenn man alle diese Beobachtungen zu dem Urteil zusammenfaßt: Die Juden sind auch die Väter des Surrogats im allerweitesten Verstande.

Endlich gehört in diesen Zusammenhang noch die hie und da erhobene Anschuldigung hinein: die Juden könnten deshalb soviel billiger verkaufen, als die Christen, weil sie quantitativ nicht vollgewichtige oder vollbemessene Ware lieferten: in Avignon beispielsweise sollen sie billigere Wollwaren liefern, weil ihre Waren ein geringeres Gewicht haben. Im Bereiche der Fürther Spiegelindustrie heißen „Judenspiegel" solche kleineren Maßes.

Was uns nun aber hier interessiert, und weshalb ich diese einzelnen Tatsachen aufgezählt habe, ist die Frage: ob und bejahendenfalls inwiefern diese verschiedenen Praktiken, mittelst deren die Juden die Preise herabzudrücken versuchten, auf bestimmte allgemeine Geschäftsgrundsätze sich zurückführen lassen, die wir etwa dann mit der von uns gesuchten jüdisch eigenartigen Wirtschaftsgesinnung in Zusammenhang bringen könnten. Da scheint mir nun, daß das, was sich aus den verschiedenen Praktiken ergibt, sich etwa fassen lasse als eine gewisse Indifferenz gegenüber den Mitteln, die man zur Erreichung des geschäftlichen Endzwecks anwenden muß. Sowohl die Rücksichtnahme auf fremde personale Werte als auch der Respekt vor der gesetzlichen und gesellschaftlichen Ordnung, als endlich auch das Festhalten an der naturalen Orientierung bei der Güterbeschaffung verlieren an Stärke und die ausschließlich tauschwertorientierte, rein chrematistische Auffassung von der Aufgabe des Geschäftsmannes gewinnt die Oberhand. Das was ich an anderer Stelle die dem Kapitalismus innewohnende Tendenz zum rücksichtslosen Erwerb genannt habe, sehen wir hier in ihren ersten Anfängen und zwar noch in dem Stadium einer erst personal zufälligen Bestimmtheit.

Aber mit der bisherigen Aufzählung der von den Juden behufs Verbilligung der Warenpreise angewandten Mittel haben wir keineswegs alle tatsächlich von ihnen benutzten Mittel erschöpft. Solche von ebenfalls grundsätzlicher Bedeutung sind noch namhaft zu machen. Nur liegen sie freilich in wesentlich anderer Richtung als die früher besprochenen. Das was sie von diesen vornehmlich unterscheidet, ist der Umstand, daß sie Mittel sind, die eine wirkliche Sachverbilligung herbeizuführen vermögen, während die bisher aufgezählten Praktiken doch entweder überhaupt nur eine Scheinverbilligung hervorrufen konnten oder aber die Verbilligung für den Käufer durch Schädigung anderer Personen möglich machten.

Anders steht es mit den jetzt noch zu erwähnenden Verbilligungsmethoden. Sie stimmen alle darin überein, daß sie die Herstellungskosten der Waren verringern helfen. Und zwar entweder durch Herabminderung der eigenen Ansprüche des Produzenten oder Händlers (subjektive „Kosten") oder durch Verringerung des Aufwandes an Kosten, die der verkaufende Produzent oder Händler zu zahlen hat: sei es wiederum, daß er die an der Produktion beteiligten Personen (Arbeiter) niedriger entlohnt, sei es, daß er die Herstellungs- oder Absatzmethoden produktiver, also billiger gestaltet.

Daß alle diese Methoden zur Verbilligung der Warenpreise von den Juden —

und zwar offenbar von ihnen zuerst — angewandt sind, dafür besitzen wir wiederum zahlreiche Belege.

Der Jude kann billigere Waren liefern, weil er weniger Ansprüche macht als der christliche Kaufmann oder Gewerbetreibende: das sagen vorurteilslose Beobachter häufig aus, müssen aber auch die Interessenten selbst gelegentlich zugeben.

Die Juden verkaufen die Waren billiger, „darunter dann die Kaufleute notwendig leiden müssen, indem diese mehr verzehren als ein Jude und also sich mit dem Verkauf ihrer Waren einigermaßen nach ihrem Zustande richten müssen". (Das alte Nahrungsideal in seiner ganzen Protzigkeit!) „Der Jude begnügt sich mit einem kleineren Gewinn als der Christ." Wenn die christlichen Kaufleute nicht so verschwenderisch lebten, würden sie ihre Waren ebenso billig verkaufen können, wie die Juden, sagen die polnischen Juden zu den christlichen Polen.

„Sie sind ein an Mangel gewöhntes Volk, leben elend und können sich deshalb mit weniger Profit begnügen als die Engländer", meint Child; sie unterbieten uns wegen ihrer außerordentlichen Bedürfnislosigkeit (by the exercise of extreme frugality), hieß es Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in England.

„Je suis persuadé," redet der Intendant des Languedoc die ewig klagenden Kaufleute von Montpellier an, „que le commerce des Juifs dans les foires ... fait moins de tort aux marchands de Montpellier que leur peu d'attention pour le service du public et leurs volontés déterminées pour de trop grands profits."

Aber sie haben einen Trick herausgefunden, sagen andere (und das waren offenbar die Hellsehenden), mittelst dessen es ihnen gelingt, trotz eines geringeren Aufschlages auf die Waren, doch einen ebenso hohen (oder höheren) Profit zu machen als ihre christlichen Konkurrenten: sie beschleunigen den Umsatz. Noch im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts gilt es als eine jüdische, von der Gegenpartei nicht zu befolgende Handelsmaxime: „öfterer Umsatz mit geringen Prozenten ist ungleich einträglicher als seltener Umsatz mit höherem Gewinn".

Die Juden, die Väter dieses Grundsatzes, der ganz und gar gegen alle auf dem Prinzip der Nahrung aufgebaute Wirtschaftsgesinnung sich auflehnt: Kleiner Nutzen, großer Umsatz!

Der Aufschlag, der Profit (wie schon vorher der Preis) aus der Dämmerung des Traditionalismus herausgeholt und zum Gegenstande höchstpersönlich-zweckmäßigster Gestaltung gemacht! Das war die große, verblüffende Neuerung, die wieder von den Juden kam. Jüdisch war es, die Höhe des Aufschlags (Profits) nach Gutdünken zu bestimmen, jüdisch willkürlich festzusetzen, ob überhaupt ein Profit gemacht oder ob etwa eine Zeitlang ohne Profit gearbeitet werden sollte, um nachher desto mehr zu verdienen. Ebenfalls noch im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts berichtet uns ein guter Beobachter von folgendem Sachverhalt als von einer verwerflichen jüdischen Praktik (allerdings mit Bezug auf

Deutschland, das natürlich hinter den westlichen Ländern ökonomisch zurückgeblieben war): „Es wird ein Kapital zusammengeschossen (ein Vehikel, welches desto leichter werden muß, je höher der Vermögensstand der Juden steigt, vom merkantilischen Gemeingeist usw. unterstützt); anfangs wird mit wenigen Prozenten, oft sogar selbst mit Verlust gearbeitet. Ist nun dies oder jenes Geschäft völlig zu Grunde gerichtet, ist erst ein sicheres Monopol erlangt, so geschieht die Steigerung der Preise auf eine willkürliche Art" usw.

Endlich wäre dann noch der ebenfalls an den Juden öfters bemerkten Eigenart Erwähnung zu tun: bei der Herstellung der Güter möglichst billig zu verfahren: sei es dadurch, daß man die billigsten Arbeitskräfte aufsucht, sei es dadurch, daß man sich vollkommnerer Produktionsmethoden bedient.

Daß die Juden billigere Waren liefern können, weil sie niedrigere Arbeitslöhne bezahlen, wird öfters hervorgehoben: Wollfabrikanten in Avignon (1850), Kaufleute von Montpellier, Rat der Stadt Frankfurt a. O.

Das Gemeinsame aller dieser zuletzt genannten Praktiken ist natürlich, was die Zeitgenossen nicht sehen konnten, dies: daß die Juden sich wohl am frühesten wichtiger Zweige der kapitalistischen Industrie bemächtigt haben, namentlich dort wo diese als Hausindustrie sich in Anlehnung an den Handel entwickelt hat. Der Anteil der Juden an der Entstehung beispielsweise (und namentlich) der kapitalistischen Textilindustrie ist viel größer als man bisher angenommen hat. Aber diese Zusammenhänge hier weiter zu verfolgen, liegt nicht in meiner Absicht, weil ich in diesen Betätigungen der Juden nichts typisch jüdisches sehe. Es sei denn, was für die hier entwickelte Gedankenfolge von Belang ist: daß sie mit Bewußtsein aus rationalen Erwägungen sich der neuen Formen der Produktion ebenso zuerst bedienten, wie der neuen Formen des Handels.

Und dabei wäre nun noch einer Eigenart jüdischer Geschäftsführung zu gedenken, von der wir zwar in den Berichten aus der frühkapitalistischen Epoche nichts vermeldet finden, vielleicht weil sie sich erst später deutlicher ausgeprägt hat, die aber demselben Geiste entstammt wie all die bisher betrachteten Züge ihrer Geschäftsführung: ich meine das bewußte Sinnen auf immer neue Kunstgriffe, durch die etwa die Kundschaft gewonnen werden könnte: es mag sich um neue Gruppierung der Waren, um neue Zahlungsmodalitäten, um neue Branchenkombinationen, um neue Formen der Darbietung von Diensten: kurz um irgend eine Neugestaltung des Geschäftslebens handeln, die Käufer anlockt. Es wäre eine reizvolle Aufgabe, einmal alle die „Neuerungen" zusammenzustellen, die Handel und Wandel (technische Neuerungen kommen fast gar nicht in Betracht) den Juden verdanken. Ich will nur auf ein paar solcher kommerzieller Erfindungen (wie man sagen könnte) hinweisen, von denen wir jetzt schon feststellen können, daß sie jüdischen Ursprungs sind (ich zweifele nicht, daß sie sich leicht vermehren ließen, wobei unentschieden bleiben mag, ob die schöpferische

Idee selbst oder nur deren geschäftliche Ausnützung jüdischen Hirnen entstammt). Die schon erwähnten mannigfachen Methoden, billig „verlegene" oder alte Waren einzukaufen und sie billig zu verkaufen war natürlich ursprünglich auch eine „ingeniöse Idee", auf die erst einmal einer kommen mußte; der Handel mit Resten und ähnlichem gehört alles hierher; wie weit die Idee des Warenhauses jüdischen Ursprungs ist, müßte „quellenmäßig" noch genauer festgestellt werden. (Jedenfalls waren, wie wir schon sahen, die Juden als Pfandleiher die ersten, in deren Laden sich Gegenstände heterogenster Art zusammenfanden. Und in dieser krassen Gegeneinanderstellung von Artikeln, die möglichst verschiedenen Branchen angehören und auch möglichst verschiedenen Gebrauchszwecken dienen, liegt doch wohl eines der charakteristischen Merkmale des modernen Warenhauses. Eine vollendete Indifferenz des Geschäftsleiters gegenüber dem Sachinhalte seiner Tätigkeit, die dadurch ganz und gar zu einer nurkommerziellen werden kann, macht somit die Eigenart des Warenhausbesitzers aus und sie ist [wie sich aus der eigentümlichen Stellung der Juden zur Industrie schon ergibt] eine jüdischem Wesen adäquate Erscheinung. Daß heutigentags in den Vereinigten Staaten ebenso wie in Deutschland die Warenhäuser fast durchgängig, in Frankreich großen Teils, in jüdischen Händen sind, ist bekannt.)

Eine bedeutsame Neuerung der Detailhandelorganisation war seiner Zeit die Einführung der Ratenzahlung bei Abnahme von größeren Posten oder kostspieligen Gegenständen. Wenigstes für Deutschland läßt sich nun feststellen, daß die Väter des „Abzahlungsgeschäftes" Juden waren. In einer Schrift aus dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts lesen wir: „Es gibt eine Art Krämer unter den Juden, die dem gemeinen Manne unentbehrlich, der Handlung aber äußerst nützlich sind. Es sind nämlich Leute, die dem gemeinen Mann Kleider oder Stoffe dazu verkaufen und sie nach und nach in kleinen Abträgen bezahlt nehmen."

Eine ganze Menge von Neuerungen in der Ausgestaltung der „Gast- und Schankwirtschaft" sind ebenfalls jüdischen Ursprungs: Das erste Kaffeehaus in England (also wohl das erste überhaupt?) ist von einem Juden, namens Jacobs im Jahre 1650 oder 1651 in Oxford eröffnet worden (erst 1652 erhält London sein erstes Kaffeehaus). Eine ganz neue Ära des Restaurationswesens ist bekanntlich durch die Juden Kempinsky, Aschinger eröffnet worden: Standardisierung des Konsums und der Preise ist hier das tragende, neue Prinzip.

Das wichtige Institut der berufsmäßigen Kreditvermittlung ist (sicher in Deutschland) von jüdischen Geschäftsmännern ins Leben gerufen.

Was uns aber an all diesen Neuschöpfungen an dieser Stelle interessiert, ist nicht die darin etwa zutage tretende spezifische Begabung (von der ich früher schon gesprochen und von der später noch einmal in anderem Zusammenhange zu reden sein wird) sondern allein die in ihnen sich ausprägende eigentümliche Wirtschaftsgesinnung: der Wille zum neuen Trick. Und deshalb auch habe ich davon in diesem Kapitel gesprochen, das ja vom jüdischen Geist, von der jüdischen Geschäftsmoral, von

der spezifisch jüdischen Wirtschaftsgesinnung handelte. Wir sind nun am Ende dieses Abschnittes und schauen einen Augenblick auf die durchwanderte Wegstrecke zurück. Was wir deutlich vor uns sahen, war der schroffe Gegensatz, in dem während der ganzen frühkapitalistischen Epoche jüdische und nichtjüdische Wirtschaftsgesinnung sich gegenüberstehen. Die herrschende Wirtschaftsgesinnung habe ich in ihren Grundgedanken zu erfassen versucht: Traditionalismus, Nahrungsideal, Idee der ständischen Gliederung und Stabilität sind ihre wichtigsten Bestandteile. Was aber ist nun das grundsätzlich Neue in der Betrachtungsweise, die wir als die spezifisch jüdische kennen lernten? Wir können es in einem einzigen inhaltsschweren Worte zusammenfassen: es ist der „moderne" Geist, wie er heute die Wirtschaftssubjekte durchgehends beherrscht. Wenn wir das „Sündenregister" überblicken, das man während des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts den Juden vorhält, so nehmen wir sehr bald wahr, daß (abgesehen von den grundsätzlich nicht in Betracht kommenden verbrecherischen Manipulationen) es nichts enthält, was der moderne Geschäftsmann nicht für das selbstverständlich Richtige erachtete, was nicht das tägliche Brot in jeder modernen Geschäftsführung bildete. Was der Jude durch all die Jahrhunderte gegenüber den herrschenden Anschauungen vertritt, ist die grundsätzlich individualistische Auffassung von der Wirtschaft: daß die Wirkungssphäre des einzelnen Wirtschaftssubjektes nach oben und nach unten hin durch keine objektive Satzung irgendwie begrenzt sei, weder was die Größe des Absatzes, noch was die Gliederung nach Berufen betrifft; daß jedes Wirtschaftssubjekt jederzeit sich seine Position neu erobern und jederzeit sie gegen Angriffe verteidigen müsse; daß es aber auch das Recht habe, sich auf Kosten anderer einen so breiten Spielraum zu erkämpfen als es in seiner Macht liegt; daß die Kampfesmittel wesentlich in der geistigen Sphäre liegen, List, Schlauheit, Verschlagenheit seien; daß andere Rücksichten als die auf das Strafgesetzbuch im wirtschaftlichen Konkurrenzkampfe nicht zu nehmen seien; daß alle wirtschaftlichen Vorgänge nach eigenem Gutdünken so zweckmäßig wie möglich von dem einzelnen gestaltet werden müssen. Was sich hiermit siegreich durchgesetzt hat, sind wie man sieht, nichts anderes als die Ideen des „Freihandels", der „freien Konkurrenz", ist der ökonomische Rationalismus, ist der reine kapitalistische Geist, ist eben die moderne Wirtschaftsgesinnung, bei deren Ausbildung die Juden eine große, wenn nicht die entscheidende Rolle gespielt haben. Denn sie sind es gewesen, die von außen her in einen anders gearteten Ideenkreis hinein diese Anschauungen trugen.

Mit dieser Erwähnung aber sind wir vor ein neues Problem gestellt; vor die Frage: wie erklärt sich diese schon vor dem Kapitalismus vorhandene Disposition der Juden für kapitalistisches Wesen; eine Frage, die wir dahin erweitern müssen: was ist es überhaupt, das die Juden befähigt hat, einen so entscheidenden Einfluß auf den Gang des modernen Wirtschaftslebens auszuüben, wie wir ihn nun im Verlaufe der vorstehenden Untersuchungen haben feststellen können.

***

Emanuel Quint/ Roman von Gerhart Hauptmann

(Vierte Fortsetzung)

Achtes Kapitel

Emanuel wurde zunächst im Gefängnis des Amtsgerichts seiner Kreisstadt inhaftiert. Er sollte sich wegen Vagabundierens, wegen Kurpfuscherei und Verübung öffentlichen Unfugs in wiederholten Fällen verantworten. Das Verhör setzte aber den Richter mehr als Emanuel in Verlegenheit, denn er konnte, trotz aller Fragen, das Zugeständnis der zu erweisenden strafbaren Handlungen aus dem Beklagten weder herausbekommen, noch sich auf andere Weise davon überzeugen.

Sie maßen sich an, Kranke, und wären sie mit unheilbaren Übeln behaftet, gesund zu machen, hatte die erste Frage des Richters gelautet: die Antwort aber lautete, Nein! — Sie pflegen unwissenden Leuten weiß zu machen, daß sie gleichsam in einer besonderen Sendung von Gott auf dieser Erde erschienen seien. Wollen Sie diese Behauptung auch mir gegenüber aufrechthalten? Auf diese zweite Frage des Richters erfolgte ein zweites Nein zur Antwort. Gefragt, warum er nicht in der Werkstatt seines Vaters arbeite, sagte er: er wisse und zwar aus der Bibel, daß für die Nahrung und Notdurft des Leibes zu sorgen nicht halb so wichtig, als die Sorge für das ewige Heil der Seele wäre: Kurz, der Richter wußte mit diesem Sonderling, dessen Antworten schlicht, glaubhaft und einfach klangen, nichts anzufangen. Er kam schließlich auf den Klagepunkt wegen Bettelei. Und als ihm Quint in gelassenem Tone geantwortet hatte, daß er es überhaupt vermeide, Geld in die Hand zu nehmen, alles Gut sei unrecht Gut! so stutzte der Richter mit einem Aha und das Verhör ward überraschend schnell zum Abschluß gebracht.

Zwei Tage nachher befand sich Quint in einer nahen Irrenanstalt zur Beobachtung. Ein Assistenzarzt stellte die sonderbarsten Fragen an ihn. Er wollte wissen, wie alt er sei. Er wollte das Datum des Tages wissen, die Jahreszahl. Er gab ihm Rechenexempel auf. Er vergewisserte sich, daß Quint die Uhr kannte. Er führte den armen Menschen ans Fenster und ließ ihm das Licht in die Augen fallen, um festzustellen ob die Pupillen sich verengerten, was richtig geschah.

Und plötzlich nahm er, gleichsam in einer Anwandlung von Mitleid und Menschenfreundlichkeit, ein blankes Markstück aus seiner Geldbörse und händigte es Emanuel ein. Es rollte aber gleich darauf aus der Rechten des Narren zur Erde herunter. Nun zeigte sich allerdings, daß Quint zwar auf Befehl des Arztes das Geld von der Erde hob, aber auch, wie er es unter keiner Bedingung annehmen und behalten wollte. Ihn dennoch dahin zu vermögen gelang dem Arzte durch keinerlei List: er drohte, er lachte, er stellte sich zornig, er gab schließlich vor, beleidigt zu sein. Quint verharrte bei seiner Weigerung.

Alsdann nach der Ursache seines Betragens gefragt, sagte er, was er mit anderen Worten schon einmal dem Richter erklärt hatte: er möchte um keinen Pfennig reicher, als unser Heiland auf Erden sein. Es schien beinahe, als wollte er mehr sagen, aber da faßte ihn schon ein Wärter an, und der Arzt hatte sich bereits einer schreienden Patientin zugewandt, die einige Wärterinnen in weißen Schürzen nur mit Mühe festhalten konnten. Quint wurde in seine Zelle zurückgeführt.

Das psychiatrische Gutachten hatte die Ansicht vertreten, daß der P. P. Quint zu den Sonderlingstypen gehöre, im übrigen aber als gesund, und höchstens mit Zeichen leichten Schwachsinns behaftet anzusprechen wäre: doch könne man ihm die volle Verantwortung für seine Handlungen schwerlich aufbürden, weshalb er am besten in die Hut des elterlichen Hauses zu stellen und ganz besonderer Aufsicht zu empfehlen sei.

So wurde denn Quint nach einigen Tagen aufs neue einem Gendarmen anvertraut, nachdem er eine strenge Verwarnung empfangen hatte und dieser trat mit ihm den Weg nach Emanuels Geburtsort an, wo Mutter und Stiefvater miteinander und einigen Kindern noch immer in einem verfallenen Häuschen ihr Dasein fristeten.

Die nun folgende öde und lange Wanderung durch gewohnte Gegenden war das größte Martyrium das Quint, der Narr in Christo, je hatte durchmachen müssen. Er wußte, was ihm bevorstand, sobald man ihm Weg und Ziel eröffnet hatte und es gab keinen anderen Weg, den er nicht lieber gegangen, kein anderes Ziel, dem er nicht lieber zugestrebt hätte. Es war ein regnerischer und kalter Tag. Der Beamte führte ihn über den Platz und an der Kirche vorbei, wo Emanuel seine erste, törichte Predigt zur Buße gehalten hatte. Es war gerade Wochenmarkt. Viele der Höckerinnen, die unter großen Schirmen Gemüse, Kirschen, Eier und allerlei Landesprodukte feilboten, erkannten Quint, und trotzdem der Gendarm so schnell wie möglich vorüber zu kommen suchte, schüttelte sich doch, noch ehe er mit seinem Transport unter den Lauben der alten Stadt verschwunden war, ein Hagel von spitzen Bemerkungen über Emanuel aus.

„He du Tielschern, das ist doch der Quint Junge? — Herr Wachtmeister, er hat wohl lange Finger gemacht? — Na, Gott gnade dir Bursche, wenn du zu deinem Vater kommst!“ schrie ein in seinem Fette beinahe erstickendes altes Weib, das Levkoien und Fuchsien in Töpfen aushöckerte. „Hat etwa“, krächzte sie weiter, „der Tagedieb helfen wollen mein Wägelchen ziehen? Dabei hab ich dem Hungerleider Essen und wöchentlich eine Mark geboten! Was ist denn dabei? Ja, wenn man nicht außerdem noch den Hund vorgespannt hätte! Seht euch den an: ob der nicht den Wagen allein zieht? Aber nein, so'n Lump, so'n Lausekerl will lieber faulenzen. Da kommts so weit ganz natürlicherweise, wies kommen muß.“ Ein Bierkutscher, dessen Gefährt am Rande des Marktes stand,

spuckte Emanuel als dieser nahe an ihm vorüberging mit einem „Guten Morgen, Spitzbube!" wie aus Versehen Kirschkerne ins Gesicht. Sogleich brachen alle Gemüseweiber in wildes, wüstes Gelächter aus.

Auch unter den Lauben gab es Zurufe mit „Na nu?" und „Oho" und vielen ironisch bösen Begrüßungen. Quint atmete auf, als die Stadt hinter ihm lag, obgleich es im übrigen kein Vergnügen war, in Regen und Wind barfuß am Rande der nassen Chaussee, von einer der rauschenden Pappeln zur anderen, immer rastlos weiter zu schreiten. Aber auch hier begann bald wieder das alte Martyrium. Wagen auf Wagen rollte auf der belebten Straße und strebten das Landstädtchen zu erreichen. Die meisten der Fuhrleute, Bauern, die Holz zum Markte brachten, der Schlächtergesell, der Müllerknecht und andere, kannten Quint und brüllten ihm, da sie ihn in solcher Begleitung sahen, allerlei nicht gerade schmeichelhafte Worte zu. Nicht alle, aber doch einige, hatten von seinem tollen Streich vor der Kirche gehört, andere wußten um sein Verschwinden und so ward er von Stimmen, die das Wagengerassel zu überschreien suchten, das eine Mal gefragt, ob er auch einen gespickten Klingelbeutel nach Hause brächte? Das andere Mal, ob er nun endlich an der Hauptkirche Pastor geworden sei?

Der arme Mensch, der in seinem Leben schon manches gelitten hatte, fragte sich nun, weshalb ihm die Mitmenschen eine so große Steigerung des Leidens bis jetzt vorbehalten hatten, und was die Ursache ihres so allgemeinen und rätselhaften Grimmes gegen ihn sein könne, da er doch, weit entfernt davon, irgendjemandem auch nur in Gedanken wehe zu tun, nur in aller Stille den Weg des Heilands, den zu verehren sie alle vorgaben, zu gehen versucht hatte. Während sein Herz von Mitleid und Liebe überfloß und es ihn förmlich dazu hinriß, Gott, und sei es durch das Opfer des eigenen Blutes, freudig für alle hingegeben, gleichsam zu zwingen, diese Menschen in das Glück seines Geistes, seiner Gnade aufzunehmen, transportierte man ihn, wie ein wildes, gefährliches Tier und überschüttete ihn, wie einen endlich gefesselten Feind, mit Verachtung.

In dieser ihm vertrauten, heimischen Gegend, überfiel den armen Emanuel mehr und mehr eine fürchterliche Beängstigung. Der Gendarm, der vollkommen gleichgültig war, dachte auch nicht im entferntesten daran, als er sah, wie Quint seine Lippen bewegte, daß sich nur immer mit Inbrunst der eine Anruf: „mein Gott, mein Gott!" aus seinem gequälten Inneren freimachen wollte. Das Grauen aber nahm zu in der Seele Quints. Es kam ihm vor, als müsse er mit jedem Schritt, von Stufe zu Stufe, in ein unterirdisches, lichtloses Foltergewölbe hinuntersteigen, wo jede Hoffnung, jeder Glaube und alle Liebe seit Jahrmillionen erloschen ist. Es kam ihm vor, als wenn Jesus Christus dort unten vollkommen machtlos sei, und seine Seele wand sich in Zweifeln.

Sollen wir einen Augenblick bei dem eigentümlichen Zustand verweilen, der das Wesen des sonderbaren Schwärmers ergriff, beengte und gleichsam rück-

bildete, so sei erinnert, wie sehr die Welt der Jugend an den Kreis von Sinneseindrücken gebunden bleibt, die wir im Heimatskreise empfangen haben, und wie diese Welt, auch wenn sie lange versunken gewesen ist, durch die alten Eindrücke bis zu einem qualvollen oder, je nachdem, beseeligenden Grade wieder gegenwärtig gemacht werden kann.

Emanuel war unter dem Drucke der ausgesuchten Verachtung seiner Umwelt herangewachsen. Verachtung schien ihm das natürliche Erbe des Menschen zu sein. Ohne daß er jemals davon ein besonderes Wesen machte, litt er unsäglich unter allen Formen dieser Verachtung und Geringschätzung, wie sie ihm täglich, stündlich, im Hause wie außer dem Hause, entgegenkam. So stark, so furchtbar empfand er diese Herabwürdigung, daß er, im zehnten Jahre etwa, zu der festen Ansicht reifte, wie Verachtung des Nächsten eine der schwersten und furchtbarsten Sünden sei. Sie hatte bei ihm zunächst die völlige Selbstverachtung zur Folge gehabt: eine Selbstverachtung die ihn mehr als einmal über die irdische Einsamkeit hinaus, in eine tiefere, ewige, das heißt in den Tod treiben wollte.

Und irgendwann, gerade in einem solchen gefährlichen Augenblick, hatte ihn die Gestalt des Heilands zuerst berührt und ihm den wundervollen Trost des göttlichen Menschensohnes gegeben. Er wurde von da ab des armen Verachteten einziger Freund. Was Wunder, wenn dieser sich, der Verachtete, an seinen gütigen Freund und Tröster schloß, mit einer verzehrenden Inbrunst ohnegleichen.

Während einer Reihe von Jahren wußte nicht einmal die Mutter Emanuels von dem göttlichen Umgang, den ihr Sohn im geheimen genoß. Man kann sich von der Inbrunst dieses Verkehrs kaum einen übertriebenen Begriff machen. Da es sich aber nicht um einen Menschen von Fleisch und Blut, sondern doch nur um ein Gebilde handelte, das aus einer mühsam entzifferten Schrift ein phantastisches Leben gewann, ein Leben, das die Einbildung Quints unter den Martern seiner Jugend fast bis zur Wirklichkeit steigerte, so wurde vielleicht mit dieser gewaltsam erzeugten Traumeswelt der Grund zu seiner späteren so verhängnisvollen Torheit gelegt.

Emanuel schlief als Kind mit der kleinen zerschläterten Bibel, die er eines Tages aus der Hand eines hernhutischen Kolporteurs zum Geschenk erhalten hatte, derselben, die er noch immer bei sich trug. Der Einband des kleinen Buchs war von den zahllosen, glühenden Küssen, die er im Laufe der Jahre immer wieder darauf gedrückt hatte, wobei er die Hände Jesu zu küssen glaubte, fast zerstört. Oft gingen die Visionen seines Knabengehirnes so weit, daß seine Mutter, die ihn aus einem Fehltritt mit in die Ehe gebracht hatte, von Äußerungen ganz verwirrt und betroffen wurde, die er in Gegenwart der ganzen Familie tat. Es waren unverständliche Worte, die sie fürchten ließen, Emanuel könne auf dem Wege zum Wahnsinn sein, während sie den Stiefvater und

die Brüder in der eingewurzelten Meinung bestätigten, der Junge verfolge keine andere Absicht damit, als von der Arbeit des Tages befreit zu sein.

In Wahrheit sah der Knabe oft stundenlang, gerade im Lärm der Tischlerwerkstatt, nichts als den Heiland und seinen Leidensweg. Und es kam vor, daß ihm dabei, besonders im deutlichen Anblick der entsetzlichen Martern vor und während der Kreuzigung des Gekreuzigten, ein angstvoller Schrei entfuhr. Oder er rief: „Mutter, Mutter, sie wollen ihn stechen!" was dann immer Gelächter, Spott, Püffe und andere Strafen nach sich zog, und, wie gesagt, die Sorge der Mutter um dieses Sorgen- und Schmerzenskind verdoppelte.

Das Heimatsdorf Emanuels war erreicht. Es zog sich an einem breiten Bach entlang, dessen Lauf zugleich Gruppen alter Bäume begleiteten. Das Bett und das Wasser des Bachs waren verunreinigt. Obgleich der Gendarm die große Dorfstraße jenseit des Wassers mied und sich mit Quint auf der sogenannten kleinen Seite des Dorfes hielt, war er bereits bei dem zweiten, dritten kleinen Hofe, „Stellen" wurden solche Anwesen hier genannt, bemerkt worden. Bald erkannte Emanuel, daß hinter ihm wieder jene entsetzlichen Stimmen laut wurden und sich trotz des Regengerieselns von Haustür zu Haustür verständigten, die ihn, seit er denken konnte, mit ätzendem Spott und Hohn zu peinigen pflegten. Er wollte seine Gedanken von dieser immer häßlicher drohenden Gegenwart ablenken, indem er sein Auge in die grünen Wölbungen der alten Ebereschen und Ahornbäume schweifen ließ, die leise im Regen rauschten und tropften, aber die Schmach der Erniedrigung ließ sich nicht aufhalten, und selbst, so schien es, der Heiland ließ ihn allein.

Zunächst waren es Kinder, die sich ihm anschlossen, später traten dann auch hie und da müßige, schwatzende Weiber in die Gefolgschaft ein. Was Emanuel jetzt zu hören bekam, war so ziemlich die ganze Summe von meist boshaften Märchen, wie man sie nach seinem Verschwinden erfunden hatte. Auf die an ihn gerichteten Anreden antwortete er nicht, gleichviel ob sie schadenfroh, boshaft oder nur zudringlich waren, auch wenn sie, wie meist, von Bekannten ausgingen. Einer der wirklichen großen Bauern, der in Schaftstiefeln, peitschenknallend in seinem gemauerten Hoftore stand, rief ihm zu: „Na Rotschec hast du nun endlich die Rotznase vollgekriegt?" und indem er sich lachend mit dem Beamten begrüßte und großspurig nähertrat, zog er dem Narren in Christo im Halbspaß, nicht gerade gelind, eine mit der Peitsche über und setzte dann noch hinzu: „Na wart nur, dein Vater hat schon den Ochsenziemer zurecht gelegt".

In diesen Minuten versiegte die Menschenliebe fast ganz in der Seele Quints, aber auch der Haß, die Entrüstung, die einige Male aufbegehrte. Mit Leib und Seele widerstandslos und willenlos, schließlich kaum wissend, wie er sich vorwärts bewegte, und daß er es tat und wohin er ging, war er dem Grauen der Stunde preisgegeben und endlich vor der Tür seines an einem Abhang gelegenen Elternhauses angelangt.

Als er sich, gefolgt von der Menschenmenge, vor dem Gendarmen her, fast bewußtlos der Schwelle näherte, erschien auf ihr ein mittelgroßer, gewöhnlicher Mann, dessen magres Gesicht von schmutziggrauem Bart umrahmt, eine unnatürliche Blässe bedeckte. Und ohne auch nur ein Wort zu sagen, schlug dieser Mann, auf eine furchtbare Weise, mehrmals, ehe man sich dessen versehen hatte, Emanuel Quint ins Angesicht.

Erst als dies geschehen war, tobte die sinnlose Wut des Stiefvaters sich in einem Hagel von Flüchen, gemeinen Worten und Schimpfreden aus.

Jetzt warf sich die Mutter des Narren dazwischen. Aber mit einem einzigen Griff hatte der Mann sie zurückgerissen und sich abermals mit den Fäusten über den Sohn hergemacht. „Ich werde dir," sagte er, „du verfluchter Hund, du Schuft! ich will dir die zehn Gebote schon beibringen." Der Gendarm aber, der wohl der Ansicht war, daß eine väterliche Lektion wie diese im Sinne des später zu übermittelnden Auftrags sei, hatte vielleicht nicht lebhaft genug die Mißhandlung zu verhindern gesucht, immerhin aber sah man ihn eingreifen. Er zog auch endlich den sich nicht mehr kennenden Tischler gewaltsam von seinem an mehreren Stellen blutenden Opfer zurück.

Hierauf brüllte der Mann, daß niemand, auch nicht der Gendarm ihn an der Züchtigung dieses Lumpen, der seinen Namen trage, zu hindern berechtigt sei. Er, nämlich der Stiefvater, habe den Bankert überhaupt erst ehrlich gemacht. Er habe ihm, trotzdem er ihn eigentlich gar nichts anginge, mit vielen Kosten mühselig durch die Jahre aufgefüttert. „Aas," schrie er, „wärst du doch tausendmal lieber krepiert. Und so fuhr er fort, den versammelten Dorfgenossen seinen Edelmut und die Schmach seines Weibes und seines Sohnes zu verkündigen.

Die Sperlinge fielen fast von den Dächern, die Tauben des Nachbarhofes flogen auf und alle Hunde der Umgegend gerieten in Aufregung, als der wenigbeschäftigte, sehr dem Schnapse ergebene Tischlermeister Adolf Quint sein „komm du ins Haus, ich schlag dich tot!" in den grauen Regendämmer hineinheulte. Eine Drohung, die Leuten seines Schlages immer sehr locker sitzt und nur deshalb immerhin selten verwirklicht wird, weil es gar nicht so leicht ist, wie man meint, einen Menschen vom Leben zum Tode zu bringen.

Neuntes Kapitel

Von den Halbbrüdern Quints war der Jüngste, Gustav, zwölfjährig, dieser hing ihm im stillen an. In den ersten Tagen, wo der Vater erzwingen wollte, daß Emanuel in der ärmlichen und verwahrlosten Werkstelle mit dem Halbbruder August zusammenarbeitete, ging er Emanuel überall an die Hand. August, der tüchtigste Arbeiter in der Familie, war ihm dagegen keineswegs freundlich gesinnt, obgleich Emanuel immer alles getan hatte, um ihm ein Ver-

ständnis zu ermöglichen für dasjenige Fremde und Sonderbare des eigenen Wesens, woran jener sich immer aufs neue ärgerte.

Emanuel an der Hobelbank zu sehen, war allerdings ein Anblick von einem gewissen Widersinn, der einen nachdenksamen Beobachter stutzig machen, einen Tischlergesellen zum Lachen reizen oder empören mußte. August fand sich daher empört und mit der Moral seiner eigenen Tüchtigkeit stand er nicht an, dem trägen und wenig geschickten Bruder von früh bis spät zu Leibe zu gehen.

Man konnte unmöglich von Wohlstand reden bei den Quints. Wenn sie jedoch noch nicht völlig verarmt waren, so verdankten sie es hauptsächlich der Mutter, die in die Häuser des Pastors, des Lehrers und einiger Gutsbesitzer waschen ging. Überall war sie wohlgelitten, während man die anderen Mitglieder ihrer Familie lieber gehen, als kommen sah. Sie allein hatte es immer wieder, oft mit unsäglichen Mühen, zu Wege gebracht, daß man der Witwe des Apothekers im Kreisstädtchen die Zinsen der Hypothek, die das kleine Wohnhaus und Gärtchen der Quints belastete, im großen und ganzen pünktlich einhändigen konnte.

Es war natürlich, wenn sie Emanuel, obgleich sie ihn dem Ehemann gegenüber, so weit es anging, zu verteidigen suchte, dennoch, so oft sie ihn sah, seines Verhaltens wegen mit Vorwürfen in den Ohren lag. Dazu kamen die Hänseleien des Bruders, der, trotzdem man Emanuel in Begleitung eines Gendarmen heimgesandt hatte, beinahe etwas wie Neid verriet. Der kurze und bärtige Mensch mit dem dunklen Haar, der, seiner Mutter zuliebe, nicht einmal, trotzdem er schon vierundzwanzig Jahre zählte, die übliche Wanderung angetreten hatte, fühlte sehr wohl in Emanuel irgend ein geistiges Wesen, das zu begreifen ihm nicht gegeben war: Ein Etwas, das er heimlich bewunderte, während er sich, es gering zu schätzen, ja zu verachten den äußeren Anschein gab.

Und er merkte auch wohl, wie es seiner Mutter in dieser Beziehung nicht anders ging. Auch sie begriff die Narrheiten ihres Sohnes nicht, aber man konnte ihr anmerken, sie war im Grunde nicht ohne einen gewissen schwankenden Respekt vor ihm. Es war ein Respekt, der sich sogar in seltenen, unbewachten Momenten geradezu in Mutterstolz umsetzte und gelegentlich, etwa einer Nachbarin oder dem Schullehrer gegenüber, mit lebhaften Worten überraschend zutage trat.

So kam es, daß in der Seele des arbeitsamen Burschen August, der stets an die Werkstatt gefesselt war, während Emanuel immer wieder ein freies und oft müßiges Kommen und Gehen durchsetzte, sich schließlich, mit vieler Bitterkeit, die Sache so darstellte, als ob er alle Lasten zu tragen, Emanuel dagegen nur zum Vergnügen berufen sei und daß es ihm schien, dieser wäre in jeder Beziehung sogar in der Liebe und Sorge der Mutter unrechtmäßig bevorzugt.

Diese Ansicht befestigte sich indessen noch, als am dritten Tage nach der Heimkehr Emanuels der junge Pastor des Ortes mit kurzem Gruß in die Werk-

ſtatt trat und, Auguſt nur auf eine flüchtige Weiſe beachtend, ſogleich mit Emanuel freundlich zu reden begann. Es war in ſeinem Verhalten nichts davon zu bemerken, als ob er gekommen wäre zum Zwecke einer gehörigen Abkanzelung. Im Gegenteil zeigte eine gewiſſe Vorſicht im Verkehr mit Emanuel, die er Auguſt gegenüber vermiſſen ließ, daß auch er dieſelbe geheime Achtung hegte, die Auguſts durch Mißgunſt geſchärfter Blick bei allen Menſchen wahrnehmen wollte, die mit ſeinem Bruder in Verkehr traten.

Während er, Auguſt, dem friſchen und jovialen Geiſtlichen gegenüber in eine ſtumme Befangenheit hineingeriet, entging es ihm nicht, daß Emanuel gerade hier mit Wort und Gebärde eine ruhige Freiheit an den Tag legte. Vollends ganz unbegreiflich erſchien ihm jedoch, was es mit einem Briefe für Bewandtnis haben ſollte, den der geiſtliche Herr aus der Taſche zog, unter allerlei freundlichen Fragen, die er ſtellte, und ſchließlich mit einer in liebenswürdigſter Form gehaltenen Einladung an Emanuel, ihn am Nachmittag — zu einer Taſſe Kaffee, hatte der Bruder deutlich gehört! — zu beſuchen.

Nachdem ſich der Paſtor, der eilig war, mit einem Händedruck von dem Narren verabſchiedet hatte, hörten ihn beide Brüder noch jenſeit des Flurs in die Wohnſtube eintreten, wo alsbald die laute Stimme des reſoluten Herrn abwechſelnd mit den Stimmen von Vater und Mutter hörbar ward. Und Auguſt konnte nun erſt recht nicht begreifen, warum, wie er deutlich vernahm, der Paſtor den Vater mit ganz entſchiedenen Worten vermahnte, er möge unbedingt gegen Emanuel nachſichtig ſein und ſich durchaus zu keiner rohen Züchtigung ferner hinreißen laſſen.

Der alte Quint war übrigens ohnedies ſchon erheblich verändert. Allerlei Zeichen, die ſich im Laufe der letzten drei Tage bemerkbar gemacht hatten, waren nicht ganz ohne Eindruck geblieben auf ihn. Schon vom zweiten Tage ab hatten ſich nämlich Leute aus nahen Dörfern bis zu dem Häuschen der Quints hindurchgefragt, die Emanuel ſprechen wollten. Sie erklärten dem alten verdutzten, Faulenzer und Maulmacher, der einen Hobel faſt nie mehr anfaßte, ganz beſtimmt gehört zu haben, daß ſein Sohn ein berühmter Wunderdoktor ſei. Nur ſelten gelang es, ſie abzuweiſen, ohne daß vorher, vom Vater gerufen, der Sohn Emanuel ſelber erſchien, wo ſie dann meiſtens ein an Ehrfurcht grenzendes Weſen vorkehrten.

Was aber vor allem Mutter, Vater und Bruder Emanuels zu verblüffen geeignet geweſen war, hatte der Briefträger am Morgen des dritten Tages aus ſeiner Ledertaſche gezogen: etwa ſiebzig Briefe mit der Adreſſe Emanuel Quint. Die Mehrzahl von dieſen Briefen war infolge eines gedruckten Berichtes geſchrieben worden, der in einem ſozialiſtiſchen Blättchen des Kreiſes geſtanden hatte, und darin, mit etwa vierzig kleinen Zeilen, Emanuels erſte Predigt, ſein Verſchwinden und ſeine Rückkehr ironiſch, aber nicht unſympathiſch, behandelt

war. Auch des sonderbaren Rufs eines Wundertäters, dessen er bei gewissen Leuten genoß, war gedacht worden. Unter den Briefen gelangte auch, rot angestrichen, die Nummer der Volksstimme an Emanuel, die den Bericht enthielt und ein Schreiben des Redakteurs, worin er seinen Besuch anmeldete.

Emanuel selber befand sich bei alledem in einem Zustand verzweifelter Bitternis. Seine Seele vermochte sich aus einem Gewirr zahlloser grauer und fester Fäden, in die sie, gleich wie die Motte in das Netz einer Spinne geraten war, nicht loszuwinden. Als hätte er irgend ein ätzendes, zauberkräftiges Gift auf die Zunge genommen, das alles an ihm zwerghaft verkleinernd, ihn wieder in den armen und elenden Jungen verwandelt hätte, den trostlos Gottverlassenen, der er früher gewesen war. Weder die Mutter, noch der Vater, der ihn bei jeder Gelegenheit brutale Mißachtung zu kosten gab, hatten einen gleich verheerenden Einfluß auf ihn, als die ständige Gegenwart seines Bruders. Diesem gelang es fast täglich, ihn einmal mit seinen Reden und Quälereien so weit herabzustimmen, daß ihn der tiefste Ekel, die tiefste Hoffnungslosigkeit anwandelte.

Der Krieg der Brüder hatte bestanden, so weit Emanuel sich erinnern konnte und es hatten sich gerade im Verlauf dieses endlosen Zwists Emanuel ausgesuchte und tiefe Schreckniſse des menschlichen Wesens aufgetan. Er sagte sich oft, daß, obgleich eine Neigung Augusts zu ihm mitunter deutlich zu spüren war, doch auch kein Fremder eine nur annähernd solche Wucht des Hasses entwickeln konnte. Um so stärker und furchtbarer ist der Haß, je stärker die Liebe war, die von ihm verschlungen wurde. „Gott schütze mich vor meinem Bruder!“ dachte er oft und wurde nicht müde über das furchtbare Arsenal von brüderlichen Waffen zu grübeln, dessen Schnitte, Stiche und Schläge er aushalten mußte.

Ihnen gegenüber war er nackt und ohne Schutz, während er schon den Eltern gegenüber die Maschen eines guten Panzergewebes deutlich empfand. Ebensowenig war er der Welt gegenüber schutzlos, ja, das Ringen mit ihr, in Jesu Christo, fand in einem anderen, höhergelegenen Bereiche statt, darin Schmerz und Wunden gleichsam verklärt wurden.

Hingegen war der Bruderkampf durch und durch Niedrigkeit und Erbärmlichkeit in den Augen Emanuel Quints. Er sah sich durch ihn in seinem geistigen Dasein bedroht und geradezu mörderisch angegriffen. Wenn ihn August mit allerhand Namen wie Esel, Ochse, Schafskopf, Kalbskopf, Einfaltspinsel belegte, oder ihn fortgesetzt einen Hanswurst oder Bibelhengst nannte, ertrug er das meistens, ohne zu antworten. Bitterer schmerzte ihn schon, wenn der Bruder den heiligen Gegenstand selber, den er im Herzen trug, mit rohen Redensarten herabwürdigte. August sagte dann etwa: was du da weißt, von solchen Sachen und du dir einbildest in deinem blödsinnigen Wasserkopf, das ist so dumm, daß die alten Spittelweiber darüber lachen müßten, wenn du ihnen mal solchen

Schwefel zu schlucken gäbst! Oder er sagte: geh du mal erst in die Sonntagsschule und lerne, dir deine Rotznase reinemachen, und damit stritt er Emanuel alles ab, was dieser wirklich vor ihm voraus hatte und verstellte sich dermaßen mit Geschick, daß es tatsächlich den Anschein gewann, er glaube bestimmt, Emanuel könne weder schreiben noch lesen. Oft wurde dieser dann wirklich aufgebracht und die Verwandlung zum Schlimmen und Häßlichen, die dann eintrat in ihm, war es vor allem, die ihn in seinem Bewußtsein immer auf lange hinaus erniedrigte. Die empfangenen Mißhandlungen sowohl, als der Widerstand, beides wirkte dahin zusammen, daß er oft völlig dadurch zerstört und die Achtung seiner selbst in eine scheinbar rettungslose Selbstverachtung verkehrt wurde.

Ein besonderer und immer gegebener Angriffspunkt war Emanuels eigentümliche Gravität, jene sonderbare Würde in Gang und Betragen, die ihn auch in den Augen der Dorfjugend lächerlich und zum Gegenstand ihres Spottes und ihrer Verfolgung gemacht hatte. August nutzte denn diesen Wesenszug auch in seinen bitteren Hänseleien weidlich aus und erreichte es dadurch oft, daß Emanuel nicht nur körperlich der Länge nach auf die Erde schlug, sondern sich auch alles dessen schämen zu müssen glaubte, was die eigentümliche Weihe und Würdigkeit seiner Seele ausmachte. Dies alles aber bedeutete deshalb eine so große Summe von Qual und Gram für Emanuel, weil er den Bruder innig lieb hatte und weil er wider Willen mehr und mehr einzusehen gezwungen war, daß er mit seiner vermeintlichen Botschaft des Heils gerade dem Bruder gegenüber, dem er sie doch so gern gebracht hätte, ohnmächtig war.

Er nannte sich selbst einen Narren in Christo, und wenn viele unter den Kindern der Welt ihn einen Narren zu nennen beliebten, so fühlte er vornehmlich eine Ehre darin. Daß aber sein Bruder ihn mit diesem Worte fast Jahr für Jahr, ja täglich, und oftmals am Tage, verächtlich bezeichnete, veranlaßte ihn, das Wort des Heilands mit der ihm innewohnenden ganzen Bitterkeit zu erfüllen: „wer zu seinem Bruder sagt, du Narr, der ist des hölliſchen Feuers schuldig!"

Es gibt eine ganz besonders empfindliche Seite in der Menschennatur, die, wie gesagt, nur von nahen Angehörigen in die allerschmerzlichsten Schwingungen versetzt werden kann. Man könnte sie mit einigem Recht vielleicht den Familiennerv nennen. Er ist es, der ein Menschenalter hindurch der Vermittler sehr vieler wohltuend warmer Empfindungen ist, aber auch unvergleichlich bitterer Schmerzen. Denn in den meisten Fällen ist derjenige, der sich eines Tages im Laufe des Wachstums durch neue und edle Eigenschaften über das rein Familiäre hinausentwickelt, gerade mit seinem neuerworbenen Köstlichsten von den Seinen am meisten bestritten, gehemmt und niedergedrückt: so daß er mit seinem neuen und reichen Besitz, mag dieser ihm allenthalben Achtung, Liebe und Freundschaft erwerben, den Seinen weder etwas mitteilen, noch ihnen gegenüber durchsetzen kann, daß man ihn auch nur gelten läßt.

Es war gegen vier Uhr nachmittags, als Emanuel sich nach dem Pastorhause auf den Weg machte. Die Mutter hatte ihn, so gut es ging, mit den Stiefeln des Vaters und einem alten Rock herausgestutzt, den ihr vor vielen Jahren einmal ein Gastwirt für ihren Mann geschenkt und den sie heimlich aufbewahrt hatte.

Der Pastor empfing Emanuel freundlich. Er sagte, nachdem die Köchin an die Tür des Studierzimmers mit den Fingerknöcheln geschlagen hatte, mit lauter gemütlicher Stimme: „Nur immer herein" und hieß den Besucher also verbunden gleich Platz nehmen. Freilich hatte die Köchin für diesen Zweck einen besonderen Stuhl bereit gestellt und schob ihn eilig Emanuel unter. Hierauf stellte der Pastor, dem eine lange Tabakspfeife aus dem Munde bis fast zur Erde hing, die Frage an ihn, ob er zu rauchen gewohnt wäre? Als dies Emanuel dann verneint hatte, sagte er, daß er diesem Laster leider ergeben sei. Es stand unter Stößen von Büchern eine Kaffeemaschine auf dem Tisch, mit der der geistliche Herr höchst persönlich sich seinen Kaffee bereitete. Er meinte, er lebe hier gleichsam als Junggeselle, weil ihm das Kommen und Gehen der Frauenzimmer während der Arbeit störend sei.

Mit solchen und ähnlichen allgemeinen Bemerkungen machte der stattliche, etwa dreißigjährige Mann seine Einleitung, drehte dabei die Kaffeemaschine um, achtete auf das Durchsickern des Getränks in die bunte Porzellankanne und goß die dampfende Brühe schließlich in zwei bereit gestellte Tassen ein. Er bot Zucker und Sahne an, trank, wartete, bis Emanuel einige Schlucke getrunken hatte, zog alsdann die Schnüre seines grauen Schlafrocks fest, kundigen Griffs eine Schleife knüpfend, und legte sich mit einem „nun also!" behaglich in seinen Lehnstuhl zurück, um nach einigem Hüsteln eine längere Ansprache zu beginnen.

„Ich glaube doch recht berichtet zu sein", sagte er: „nicht wahr, Sie sind derselbe Emanuel Quint, der sich vor einiger Zeit veranlaßt fand, auf dem Markte unsrer Kreisstadt eine öffentliche Predigt zu halten? Nun gut! wir leben in einem Staat, innerhalb dessen alles dahin geordnet ist, daß es nur gewissen dazu berufenen Männern, wie mir zum Beispiel, erlaubt ist, das Wort Gottes zu predigen. Aber ebenfalls keineswegs etwa auf dem Markt, sondern in den eigens dafür errichteten Gotteshäusern. Nun, ich habe ferner in Erfahrung gebracht, daß Sie sich gedrungen gefühlt haben, Emanuel — Emanuel ist ein schöner Name und will soviel sagen als „Gott mit uns!" — also Sie haben sich gedrungen gefühlt, an verschiedenen Plätzen der böhmisch-preußischen Grenze in unserem Schlesien, sagen wir, wie eine Anzahl ihrer Freunde sagen, ein Bekenner zu sein. Ich stehe nicht ganz auf dem gleichen Standpunkt, den mein Herr Amtsbruder drüben bei Ihrer ersten Predigt eingenommen hat. Ich will den Standpunkt der Polizeibehörde ebensowenig kritisieren, die für Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung sorgen muß. Ich weiß ferner nicht, inwieweit die Be-

hörde Grund hat, Ihnen kurpfuscherische Tendenzen und Verfehlungen vorzuwerfen. Man hat Sie vorübergehend in die Kreisirrenanstalt gebracht und beobachtet. Ich bin ferne davon, etwa gleich anzunehmen, es sei ein Zeichen von Irrsinn, wenn jemand in seiner Deutung des Bibelbuches nicht gleich durchaus das Rechte zu treffen vermag. Sie hatten gewiß die reinsten Absichten.

Ich will Ihnen nun nichts weiter verbergen: Es ist hier ein Brief an mich gelangt. Sie haben eine hohe Protektorin. Es ist eine Dame, eine hochgestellte Frau — hochgestellt insofern, als sie von Adel ist und im Besitze von großen Reichtümern, hauptsächlich aber durch die allgemeinste Verehrung, die sie ihres echt christlichen Wandels wegen genießt! — Was sagte ich doch? Ja, diese hochgestellte, sehr einflußreiche Dame, sagte ich, wünscht Näheres über Sie zu wissen.

Ist Ihnen ein Laienprediger Nathanael Schwarz bekannt?"

Quint sagte: „Ja!" während sein blasses Antlitz noch bläßer wurde.

„Also dieser Bruder Nathanael," fuhr der Geistliche fort, „indem er Tabak aus einem Beutel nahm und die Pfeife stopfte. . . . Dieser Bruder Nathanael hat Ihnen einen gar nicht zu unterschätzenden Dienst geleistet, ihn wieder haben, wie es scheint, zwei andere Männer dazu bewegt. Warten Sie mal, hier stehen die Namen": und er las mit einiger Mühe die Namen Martin und Anton Scharf von den Blättern des neben ihm liegenden Briefes ab.

„So liegen die Dinge also," fuhr der Pastor in seiner Rede fort, „und ich bin also nun gebeten worden, wie die Dame schreibt, „weil besagter Emanuel doch ein Schäflein Ihrer Gemeinde ist", in Erfahrung zu bringen, wie es mit Ihnen beschaffen sei. Ich setze hinzu, daß mein fernerer Auftrag ist, Sie mit einigem Reisegeld auszustatten und Sie auf das Gut der Dame zu laden, was in der Nähe von Freiburg gelegen ist, wenn nämlich unsre Besprechung beiderseits befriedigend ausfiele.

Jetzt also bitte ich, sagen Sie mir doch mal, wenn auch nicht in zwei Worten, aber doch möglichst kurz, wenn ich bitten darf, worauf Sie eigentlich und im Grunde hinauswollen."

Lange saß Quint hierauf mit einem leisen, grüblerischen Lächeln da und sagte nichts, wobei ihn der Geistliche scharf beobachtete. Er nahm das Zögern für Schüchternheit. „Es ist," begann er Quint zu ermutigen, „begreiflicherweise nicht leicht, so aus dem Stegreif gleich auf die tiefsten Dinge zu kommen. Am Ende wird es das Beste sein, Sie betrachten mich als einen, der anderer Ansicht ist und den Sie zu sich bekehren wollen.

Es hatte aber um das Haupt des armen Toren in Christo allbereits wieder wie Flügelrauschen aus reineren Regionen angehoben und es strahlte ein innerer Glanz aus ihm heraus, als er langsam und ruhig den Blick erhob.

„Wenn die Dame, die hochgestellte Dame, von der Sie zu mir gesprochen

haben, Herr Pastor, Christum sucht, so werde ich zu jeder Stunde des Tags und der Nacht, falls sie danach Verlangen trägt, zu ihr kommen. Sucht sie mich, so sage ich: sie bedarf meiner nicht und ebensowenig bedarf ich ihrer."

Der Pastor, auf den das plötzlich veränderte Wesen des Menschen, sowie die Gravität seiner Worte unheimlich wirkten, glaubte im ersten Augenblick, daß Emanuel sich für Christus hielte und damit das Urteil über ihn ohne weiteres schon entschieden sei. Aber Emanuel nahm die Rede von neuem auf."

„Ich bedarf ihrer nicht," sagte er, „denn ich bin an Mangel gewöhnt und bedürfnislos. Wessen ich aber allein bedarf, das ist unser Heiland Jesus Christus. Sie aber bedarf meiner nicht, denn Ihr seht selbst, was an mir ist. Ich habe niemals einen Vater gehabt, außer dem Vater Jesu Christi. Ich bin mit Recht verachtet gewesen Zeit meines Lebens. Wenn ich es manchmal bitter empfand, so war es, weil ich mir eitle Dinge angemaßt, mich über den Heiland erhoben habe. Ich sage dies alles schon ungern aus, kommt es mir doch beinahe vor wie Ruhmredigkeit. Falls es auch Ihnen so erscheint, Herr Pastor, so wird mein Bruder, mein Vater und meine Mutter ein besseres Bild dessen entwickeln, was ich eigentlich bin. Also mich braucht die Dame, von der Ihr redet, nicht. Sucht sie Christum dagegen, ich suche ihn auch! und die Gemeinschaft des Geistes ist die Gemeinschaft in Jesu Christo."

„Wenn du aber, mein Sohn," der Pastor duzte Emanuel plötzlich, „eine so bescheidene Meinung von dir hast, was durchaus im christlichen Sinne ist, so begreife ich nicht, wieso du dazu gelangen konntest, aufzutreten und in einem Lande, das voll von berufenen Dienern am Worte ist, als ob es von Gott und Christo verlassen wäre, gerade das Heil an deine eigene, schwache Person zu knüpfen. Wer wirklich bescheiden ist, der, scheint mir, richtet doch nicht auf solche Weise öffentliche Ärgernis an."

Emanuel sprach: „Herr Pastor, das Kreuz ist leider in dieser Welt noch immer und überall, wie der Apostel sagt, ein Ärgernis. Außerdem bin ich nur bescheiden im Hinblick auf mich, nicht aber auf den, der in mir ist."

„Erkläre mir, wer ist in dir, mein Sohn?" fragte hierauf mit Nachdruck der Pastor.

„Der Vater, der mich gezeugt hat," antwortete Quint.

Der Pastor versuchte ruhig zu bleiben. „Du redest da," sagte er, „etwas äußerst Sonderbares, man könnte fast sagen Ungeheuerliches, mein lieber Emanuel. Vielleicht habe ich dich nicht recht verstanden: wer ist der Vater, der in dir ist?"

„Derselbe, durch den ich wiedergeboren bin," sagte der arme Narr in Christo.

„Du bist also deiner Ansicht nach wiedergeboren? Wieso? Womit begründest du das? Meine Demut würde mir nicht gestatten, so etwas ohne Vorbehalt etwa von mir selbst zu behaupten."

„Ich aber," sagte Emanuel ruhig, „weiß, daß ich wiedergeboren bin."

„Inwiefern, mein Sohn, bist du wiedergeboren?"

„Ich bin durch die Gnade Jesu Christi wiedergeboren, nicht im Fleisch, sondern in seinem heiligen Geist. Gebrechlich und geknechtet an meinem Leibe, bin ich im Geiste stark und frei geworden. Ich war tot, begraben in der Verachtung der Welt und bin durch den Vater lebendig geworden. Der Geist ist es, der lebendig macht, das Fleisch ist kein Nutze."

Der Pastor legte aus irgendeinem Grunde die Pfeife weg. „Sprecht weiter, redet nur getrost und frei, was ihr auf dem Herzen habt. Ich habe Zeit. Ich werde Euch zuhören," sagte er in ermunterndem Ton. „Ihr seid also in der Wiedergeburt. Ich nehme an, daß ihr eine andere Wiedergeburt im Sinne habt, als jene, die in der heiligen Taufe stattfindet und durch die wir aus Heiden Christen geworden sind und die uns ja allen gemeinsam ist. Übrigens werdet Ihr mir am Ende noch sagen, wem Ihr Euere besondere Erkenntnis verdankt, denn Ihr habt sie wohl kaum aus Euch selber gewonnen."

„Ich habe nichts von mir selbst," sagte Quint, „sondern alles von dem, der in mir ist."

Der Pastor wurde ein wenig ärgerlich. „Ich möchte dich bitten, mein Sohn," ermahnte er Quint, „mit mir in einem ganz einfachen und natürlichen Ton, ich möchte fast sagen, menschlich zu reden. Was heißt das, du habest deine Erkenntnis, deine Belehrung von dem, der in dir ist? Oder sage mir wenigstens: was glaubst du denn, wer bist du denn selber?"

Emanuel fragte dagegen: „nach der Geburt im Geist oder im Fleisch?"

„Meinethalben in beiden Geburten."

„Nach der Geburt im Fleisch," sagte Quint, „bin ich des Menschen Sohn! Nach der Geburt im Geist aber Gottessohn."

Der Pastor erhob sich entsetzt vom Stuhle. „Um Gotteswillen, was redest du da?" rief er aus. „Das allerdings ist im besten Falle eine Verstiegenheit, die in das Gebiet der Krankheit gehört. Und das muß ich natürlich der Dame berichten." Er ging in Schlafschuhen, wie er war, mit wuchtigen Schritten durch das Studierzimmer. „Mensch, weißt du denn wirklich nicht, was du sagst?" sagte er dann vor Emanuel stillstehend. „Jesus Christus war Gottessohn, empfangen von dem heiligen Geist, geboren von der Jungfrau Maria! Sollte deine Vermessenheit sich auch nur in Wahnsinn soweit erheben, daß du behaupten wolltest, jener Hochgebenedeite zu sein, so würdest du, trotz des Wahnsinns, Todsünde auf dich laden."

Quint aber blieb still und sein Gesicht verklärte eine tiefe, innere Heiterkeit.

„Erkläre dich mir noch einmal und zwar ganz deutlich, und sage mir mit klaren Worten noch einmal, was und wie du's meinst." Damit machte der Pastor, wie wenn er ersticken wollte, ein Fenster auf, das durch das grüne Gewölk eines Buchenwipfels verfinstert wurde.

Emanuel sagte, „Gott ist ein Geist.“ Und er zog seine kleine Bibel hervor und las: „Und niemand kennet den Sohn, denn nur der Vater; und niemand kennet den Vater, denn der Sohn und wem es der Sohn will offenbaren. Wie wollen sie also den Sohn erkennen und von ihm wissen, außer wenn der Vater in ihnen ist?“

„Ich kann dir nur den Rat geben, bester Freund, deine Hand von diesen letzten und geheimnisvollsten Dingen zu lassen, glaube mir, die erlauchtesten Geister, die allergelehrtesten Köpfe haben sich schon vergeblich und oftmals zum Schaden ihrer unsterblichen Seelen daran versucht“, dies sagte nicht ohne Emphase der Geistliche. „Ich möchte dir raten,“ fuhr er fort, „dich an die übliche Deutung zu halten, die jene Heilandsworte dahin interpretiert, daß allerdings die ganze Macht, Kraft und Tiefe des Gottessohnes nur der Vater ergründen kann, zu dem wir anderen, wir niederen Sterblichen nur durch die Liebe des Sohnes, unseres Heilands, gelangen können. Bevor wir aber unsere Besprechung beendigen, Bester, möchte ich wissen, was ich der Dame von deinen praktischen Zielen berichten soll. Gehörst du vielleicht zu denen, die an das apostolische Vermächtnis auch insofern glauben, als sie meinen, daß sie durch Gebet oder durch Handauflegen Kranke gesund zu machen imstande sind?“

„Nein!“ sagte Quint. „Auch ist der Heiland nicht auf die Welt gekommen, um zu schwelgen, zu prassen und ein Diener des eigenen Leibes oder fremder Leiber zu sein. Er ist gekommen, nicht um uns die Welt gewinnen zu helfen, sondern die Welt zu überwinden.“

Hiergegen wandte der Pastor ein, daß immerhin, wie ja auch Emanuel wissen müsse, von Jesu sowohl als von den Aposteln Kranke durch Handauflegen geheilt worden seien. Der Heiland habe sogar Lazarum, Jairi Töchterlein und den Jüngling zu Nain von den Toten erweckt.

Hier sah der Geistliche, wie Emanuel Quint kaum merkbar den Kopf schüttelte und fragte ihn, warum er diese Bewegung gemacht habe.

„Warum und zu welchem Zwecke, gab jener zurück, ohne die Frage zu beantworten, hätte der Heiland wohl den Mann, den Jüngling und das Kind in diese bejammernswürdige Welt zurückerweckt, die sie ja bereits überwunden hatten?“

Der Pastor begriff zunächst diese überraschende Frage nicht.

„Ich würde denken,“ fuhr der Narr in Christo zu reden fort, „er habe es als Weltenrichter getan und um die Toten durch das erneute Leben für Sünden, die sie begangen hätten, zu strafen. Aber wer hat des Menschen Sohn zum Weltenrichter gemacht? Er kannte den Vater, der in ihm war, wie ich den Vater kenne, der in mir ist. Dieser Vater läßt regnen über Gerechte und Ungerechte, und läßt seine Sonne aufgehen über Böse und Gute, wie in meinem Herzen geschrieben steht. Herr Pastor: er läßt seine Sonne aufgehen! das ist nicht etwa

diese, die hier auf die Bücherregale scheint, es ist die geistliche Sonne des Vaters, die auch den Bösen und Ungerechten zuteil wird. Wenn ich nun aber an den glaube, der nach dem Wort des Apostel Paulus nicht die Gerechten gerecht macht, sondern die Ungerechten und Gottlosen — ja, die Gottlosen! — so frage ich mich: was wollte er Lazaro, Jairi Töchterlein und dem Jüngling zu Nain, da er sie doch nicht strafen wollte, als er sie auferweckte, tun? Nein! wahrlich ich sage Ihnen, Herr Pastor: der Gottessohn hat diese Toten nicht auferweckt, außer aber ins ewige Leben! Des Menschen Sohn aber wollte und konnte sie nicht aufwecken. Es ist dem Menschensohne nicht gegeben, Tote aufzuwecken und Kranke gesund zu machen, außer durch menschliche Arzenei. Dem Menschensohn ist es allein gegeben zu leiden und mitzuleiden, das heißt zu lieben, das heißt barmherzig zu sein."

„Du begibst dich auf ein gefährliches Feld, mein Freund," sagte der Geistliche, indem er warnend den Finger hob, „du bist dir doch wohl bewußt, daß du im Begriff stehst, nichts Geringeres als die Wundertaten unseres Herrn Jesu zu leugnen. Du stellst dich damit zur heiligen Schrift und zur gesamten christlichen Kirche in Widerspruch."

„Der Herr hat gesagt," erwiderte Quint, mit tiefen, fieberisch glänzenden Augen, „lasset die Toten ihre Toten begraben. Er hat nicht gesagt, er wolle die leiblich Toten zum Leben im Fleisch und zum geistlichen Tode auferwecken. Was die Schrift aber anbetrifft, so ist sie von irrenden Menschenhänden niedergeschrieben. Der Buchstabe tötet, und nur der Geist ist es, der lebendig macht. Wenn nun der Geist den Buchstaben nicht lebendig macht, so bleibt er tot. Der Geist ist immer mehr als der Buchstabe. Der Buchstabe aber steht im Buch, der Geist dagegen ist in mir. Alle, die zu lesen verstehen, lesen Buchstaben, aber was wäre der Geist, sollte er in den kleinen Maßen der Buchstaben eingekerkert sein? Das Gewand des Vaters sind nicht Buchstaben, das Gewand des Sohnes sind ebensowenig Buchstaben: beider Gewand ist die Ewigkeit. Und also, Herr Pastor, meine ich: der Vater in mir, der Sohn in mir, ist das Wunder, sonst nichts. Ihr Reich ist nicht von dieser Welt. Und weltliche Wunder des Menschensohnes, was sollten sie gelten gegen das himmlische Wunder des Gottessohnes. Und wie der Sohn allein den Vater kennet, so kennet der Sohn allein den Sohn. Und auch der Vater kennet allein den Sohn und sich selber, auch hinter dem toten Vorhang, der sie verbirgt, den Worten der Schrift und ihren Buchstaben. Nur was der Vater lieset, ist wahrhaft gelesen und vom Vater erkannt, und was der Sohn lieset, ist wahrhaft vom Sohne gelesen und vom Sohne erkannt. Was nicht vom Vater und nicht vom Sohne gelesen ist, das gleicht einem Haufen kalter Asche, den eines blinden Bettlers Krücke durcheinanderrührt."

„Nun meinethalben," sagte der Pastor, „trage diese deine verwirrten Ansichten auf dem Schlosse des Gurauer Fräuleins vor. Ich glaube nicht, daß du An-

klang findest. Nach dem, was ich bis jetzt schon gehört habe, gelüstet mich nicht, mit dir noch tiefer in das Labyrinth deiner überaus sonderbaren Meinungen einzudringen. Es ist schade: du denkst, doch du denkst ohne Führung und Anleitung, was ja immer, besonders bei einem ungeschulten Kopf, gefährlich ist. Hättest du Theologie studiert, so würdest du sicher nicht in das Gestrüpp von Irrtümern dich so hoffnungslos verwickelt haben. Denn ich fürchte, du hast bei weitem nicht alles mitgeteilt, was du auf deine Weise ergründet hast. Man würde noch Wunderdinge erfahren.

Nun sage mir noch zuguterletzt, ob du mit deinen Ansichten und Meinungen irgendwelche irdischen Ziele hast? Willst du die Lage der armen Bevölkerung aufbessern? Wartest du, wie gewisse Schichten verstiegener Schwärmer, auf den baldigen Anfang des tausendjährigen Reiches? Willst du die Kirche reformieren und gegen ihre Dogmen zu Felde ziehen? Strebst du die Gütergemeinschaft an, wie sie bei den ersten Christen üblich war? Neigst du zu den Sozialisten? was ich dir ganz besonders und dringlichst abraten möchte." — Aber zu allen diesen Fragen schüttelte Quint verneinend den Kopf. Noch einmal, mit einem stillen prüfenden Blick, betrachtete er die blonde kernige Jugendgestalt des Pastors, dann war es, als verhängte ein bleicher undurchdringlicher Vorhang sein Angesicht, und damit alle Geheimnisse seines Innern.

„Ja," seufzte der Pastor, „so wären wir nun ans Ende unserer Besprechung gelangt." Er begab sich mit diesen Worten an einen hohen, dunkelgebeizten Schrank, ein ehrwürdiges, altes Barockmöbelstück, öffnete seine Flügeltüren und nahm aus einem der vielen Schubfächer, die sichtbar wurden, einen Kassenschein. Diesen nun nachdenklich in der Hand haltend und mit den Fingern daran herumstreichend, gab er sich, scheinbar noch unschlüssig, einer längeren Überlegung hin. „Ich muß Ihnen ehrlich sagen, Quint" — er siezte ihn wieder — „daß ich eigentlich nicht recht weiß, wie ich im Sinne der Dame recht handle: gebe ich Ihnen oder gebe ich Ihnen nicht das Geld? Wollte ich es Ihnen vorenthalten, so hätte ich allerdings anders handeln sollen von vornherein. Ich war also etwas unvorsichtig. Immerhin ist es schwer, sich etwas so Unwahrscheinliches vorzustellen, als Ihr über alle Begriffe sonderbares Bekenntnis ist. Ja, also, so gehen Sie nur in Gottes Namen getrost zu dem Gurauer Fräulein hin. Mag sich die allzu große Willfährlichkeit und Leichtgläubigkeit der edlen Dame in Sachen der Religion einmal auf diese Weise ein wenig rächen, und mag sie zur Erkenntnis gelangen, daß das von ihr geförderte Laienwesen in Sachen der Religion manchmal auch solche Früchte zeitigt."

Der Pastor hatte somit dem wunderlichen Tischlergesellen, der sich in einem Atem rühmte des Menschen Sohn und der Sohn Gottes zu sein, mit einer entschiedenen Geste den Kassenschein entgegengestreckt, den jener indessen kopfschüttelnd ablehnte. Der Geistliche, der das zunächst nicht begreifen wollte, ward

dadurch nicht wenig beschämt und stellte sich gutmütig aufgebracht. Quint aber sagte, es liege ihm fern, die Güte der Dame, die Güte des Pastors nicht dankbaren Herzens zu erkennen, aber kurz und gut, er bedürfe des Geldes, auch wenn er die Dame besuche nicht.

Der Pastor rief, als Quint sich entfernt hatte, seine Frau zu sich ins Zimmer herein. Sie sahen den Narren durch den Vorgarten schreiten. „Siehst du den langen Menschen, Frau?" fragte er, auf Emanuel hinweisend. — „Na, ganz natürlich," sagte die Pastorin, „sehe ich ihn!" — „Sage mir mal, wie kommt er dir vor? Was würdest du nach seinem Gang und seinem Äußeren von ihm halten?" fragte der Gatte abermals. — Die Pastorin, die ein junges gewecktes Weibchen war, sagte unwillkürlich herauslachend: „ich würde denken, daß es einer ist, der den Gendarm mehr fürchtet als Gott!" — „Meine Liebe," gab ihr der Pfarrherr zur Antwort, „dieser stromerhaft aussehende Kerl hat mich minutenlang auf eine mir noch nicht vorgekommene Art und Weise verwirrt gemacht. Fasse nur mal meine Hände an!" „Aber Männchen," sagte die Frau, „sie sind ja kalt und feucht wie aus dem Wasser gezogen." — „Ja, denn dieser Mensch behauptet, er sei Jesus Christus von Nazareth."

Zehntes Kapitel

Nach einigen Tagen hatten die Brüder Scharf bei Emanuel vorgesprochen. Dieser hatte ihnen jedoch angedeutet, daß im Hause nicht wohl in Ruhe zu reden wäre. Daraufhin waren alle drei in ein Wirtshaus des Niederdorfes gegangen, das wirklich und wahrhaft „Emmaus Einkehr" hieß. Hier hatten die Brüder erstlich alles das mitgeteilt, was ihnen inzwischen begegnet war, und später vereinbart, daß man das Gurauer Fräulein besuchen wollte. Ferner brachten die Brüder die Neuigkeit, daß der böhmische Joseph, die Weber Schubert und Schmied John sowie der ehemalige Schneider Schwabe im Dorfe wären: sie seien gekommen, von dem lebhaften Wunsch gedrängt, Emanuel wiederzusehen.

Dieser bezeichnete nun für den folgenden Tag einen gewissen Birnbaum, der an einem Feldraine außerhalb des Dorfes stand, als das Wahrzeichen, bei dem man sich treffen wollte: übrigens erst in der Dämmerung, um jegliches Aufsehen zu vermeiden. „Denn," sagte Quint, „das Dorf ist meinetwegen auf eine sonderbare Weise aufgeregt. Wenigstens hat mir mein Stiefvater und mein Bruder allerlei wunderliche Reden erzählt, die geführt werden, und mir die Schuld daran beigelegt.

Sie haben in der Tat manches um meinetwillen zu leiden," fuhr er fort und meinte die Seinigen. „Obgleich ich niemals behauptet habe, ich könne Lahme gehend, Blinde sehend, mit Aussatz behaftete Menschen rein machen, so kommen doch viele Kranke zu mir und suchen mich im Hause der Eltern. Andere wieder bekämpfen mich und verwünschen mich, eben als wenn ich ein Lügner wäre."

.Am folgenden Tag in der Dämmerung, als ein flacher grauer Nebel im beginnenden Mondschein über den Feldern hing, sammelte sich in der Stille um den Birnbaum die kleine Gemeinde der Armen und Törichten. Es waren nicht nur die Brüder Scharf, die erschienen waren, nicht Schubert, John, Schwabe und der böhmische Joseph allein, sondern es hatten sich aus den Stillen im Dorfe noch etwa zwanzig Männer und Frauen angeschlossen, die von den andern insofern in das Geheimnis gezogen waren, als man ihnen von Emanuel als von einem Manne gesprochen hatte, der vom Heiligen Geiste erleuchtet sei.

Zu diesen Leuten war aber auch ein Gerücht gedrungen, das im Pfarrhause seinen Ursprung hatte, den es in diesem Falle auch nicht verleugnete. Der Pfarrer hatte von Quint gesagt, er habe ihm rundheraus erklärt, er sei Jesus Christus, Gottes Sohn, und das Gerücht davon war wie ein Blitz in das Dorf gefahren. Der Geistliche schürte auch noch, ohne besondere Absicht, nur durch die oft wiederholte lebhafte Mitteilung die entstandene Aufregung. Er hatte über Emanuel im Laufe einiger Tage zum Küster, zum Apotheker des Ortes, zum Pächter des herrschaftlichen Dominiums und auch am Stammtisch immer wieder gesprochen, wodurch denn die Sache zum öffentlichen Ärgernis und Emanuel zu einem gefährlichen, wenn auch ausgemachten Narren gestempelt war.

Man hatte nun aber zugleich gehört, daß der falsche Jesus von Nazareth das Gurauer Fräulein besuchen sollte, wodurch er sogleich in aller Augen ein besonderes Gewicht erhielt: so zwar, daß jene, die sonst nur mitleidig über ihn die Achsel gezuckt haben würden, sich entrüsteten, diejenigen, die ihn kannten — wer kannte im Dorf nicht Emanuel Quint? — und die sich zunächst vor Lachen ausschütten wollten, hernach sich heiser schrieen vor Wut. Die Stillen aber, die Urteilslosen, deren Einfalt und Glaubensfreudigkeit diesem sonderbaren Fall nicht gewachsen war, fanden sich aufgestört und in allerhand hoffnungsvolle fromme Schrecken hinein verführt.

Es kam hinzu, daß alle nicht wohl gewisse heilige Schauer verbergen konnten angesichts dieser nun Ereignis gewordenen phantastischen Anmaßung, die doch von dem Vorgang, der Wiederkunft Jesu, die sie erlog, einen nicht zu verkennenden Strahlennimbus entlehnt hatte. So war denn das ganze, sich wohl eine Meile lang den Bach hinunter erstreckende Dorf, auf einmal von religiösem Leben erfüllt. Im Oberdorf, das gleichsam der Kopf des Ortes war, sprach man auf einmal von nichts als von der heiligen Würde des echten und der Lächerlichkeit des falschen Jesu von Nazareth. Die Ärzte bei ihren Besuchen erörterten an den Betten der Kranken den gleichen biblischen Gegenstand und seine alberne erbärmliche Nachäffung. Dienstmädchen sprachen mit Ladendienern über Heringstonnen davon. Während die armen Leute bescheiden auf teure Medikamente warteten, rief ein Provisor dem andern lustige Neuigkeiten über

den Giersdorfer Heiland zu. Die Langholz-Fuhrleute fragten das ganze Dorf hinunter, neben den schweren Pferden hergehend, jeden Tagelöhner, der ihnen entgegenkam, ob sie auch wohl den neuen Herrgott schon mit Augen gesehen hätten, und setzten meistens hinzu: „da schlag doch ein Herrgottsdonnerwetter 'nein!" Im Niederdorf, wo die katholische Kirche der evangelischen jenseit der Straße gegenüberstand, ward sogar der Herr Kaplan durch die Fama beunruhigt. Alte und junge Weibchen unter den Beichtkindern trugen ihm die Tollheit des unglückseligen Narren zu. Kurz, Emanuel hatte eine dermaßen gefährliche Popularität erlangt, daß er sich nur im Dämmerlicht aus dem Hause hervorwagen und auch dann nur auf Schleichwegen gehen durfte.

Dieser allgemeine, ungewöhnliche Zustand des Dorfes nun, das sonst ein ziemlich schläfriges Dasein führte, stellte sich den Brüdern Scharf, sobald sie hineingelangten, als eine Bestätigung ihres unausrottbaren Wahnes dar. Der Wirt von Emmaus Einkehr, ein seit Jahrzehnten im ganzen Dorfe belächelter über siebzigjähriger Sonderling, der zur „Gemeinde der Heiligen" gehörte, hatte die Brüder Scharf sogleich mit der Neuigkeit des falschen Jesus Christus begrüßt. Er hatte das Unerhörte getan und schon seit Jahrzehnten aus seinem Gasthause Wein, Bier und Kornschnaps verbannt. Er verabreichte Milch und Selterwasser, weil eben nur Milch und Selterwasser sich mit den frommen Grundsätzen seiner Brüdergemeinschaft vertrug. Er meinte, als er das schreckliche Zeichen der Zeit — ein solches war ihm die untergeordnete Narrheit des Tischlersohnes! — den Gästen eröffnet hatte, daß eben alles darauf hindeute, wie das Schicksal dieser sündigen Welt im Begriffe sich zu vollenden sei.

Da aber waren die Brüder Scharf, und zwar beide zugleich, wie von einer Erleuchtung betroffen worden, und diese Erleuchtung hatte aus ihren Mienen und Worten hinreißend und feurig auf den Wirt von Emmaus Einkehr zurückgestrahlt.

So konnte es denn nicht anders sein, als es wirklich war: nämlich, daß die armen, ängstlich allenthalben dem Birnbaum näher schleichenden Leute Angst, Spannung und Schaudern zugleich umfing.

Es dauerte eine geraume Zeit, ehe sich alle in ein Häuflein zusammenwagten. Bis dahin hatte sich einer hier, der andere da, am Feldrain oder am Rande des etwa fünfzig Schritte nahen Birkengehölzes sorgfältig abwartend fern gehalten. Nun saßen sie schweigend oder flüsternd, während der Mond, groß wie das Rad eines Wagens und wie eine Scheibe aus Eisen in voller Glut, sich zwischen den beiden Kirchen hob, und harrten mit heimlichem Grauen des Kommenden.

Anton Scharf, der mit dem Rücken gegen den Stamm des Birnbaumes lehnte, hielt den neben ihm sitzenden zitternden Schneider Schwabe bei der Hand. Emanuel war noch nicht unter ihnen und die Starrenden glaubten ihn bald da

bald dort vom Dorfe her über die Felder nahen zu sehen. Aus den Höfen herüber drang Hundegebell. Der Schrei eines Uhus wurde im nahen Gehölze laut. Nach und nach traten am wolkenlosen Himmel mehr und mehr Sterne hervor. Der tiefblauen, kalten, östlichen Hälfte über den langen Gebäudereihen und Bäumen des Dorfes, stand die dunkle Röte des Westens, wo die Sonne versunken war, noch eine Zeitlang gegenüber. Alles war groß, still und feierlich. Fledermäuse, die aus den Scheunendächern und Kirchen herüberkamen, durchhasteten, ihren Flug in die Felder ausdehnend, in weiten Kreisen den Dämmer über den Nebelschichten und trieben sich um den Birnbaum herum. Von einem sumpfigen Teiche her, der hinter dem Holze verborgen lag, drang das Gequake vieler Frösche weithin vernehmlich durch die Luft.

Die kleine Gemeinde würde vielleicht einen frommen Choral angestimmt haben, aber sie fürchtete sich. Daß aber eine gewisse Furcht über allen lag, war nachgerade so deutlich geworden, daß Martin Scharf die Versammelten bat, näher um ihn heran zu rücken, und ihre Herzen mit leisem, doch kernhaften Zuspruch aufzurichten nötig fand.

„Wir wissen wohl, daß geschrieben steht," sagte er: „kein Prophet ist in seinem Vaterlande angenehm. Fürchtet euch aber nicht! Sie mögen schlecht von ihm reden, sie mögen seiner spotten, ihn verhöhnen, wie sie es denn auch meistens tun: je mehr sich der Geist des Abgrunds empört gegen ihn um so mehr ist das der Beweis, daß Gott mit ihm ist."

„Ist es wahr," sagte eine alte verkrümmte Leinewebers Frau, „daß er zu unserem Pfarrer gesagt hat, er wäre der Heiland Jesus Christus?"

„Was er zum Pfarrer gesagt," äußerte, wie immer ein wenig überstürzt, aber ebenfalls flüsternd Anton — „was er zum Pfarrer gesagt hat, wissen wir nicht. Eins aber wissen wir ganz gewiß, daß, was er auch immer gesagt hat zum Pfarrer, so wahr wie das Evangelium, wie das lautere Wort Gottes selber ist."

Ein junger Mensch, der Stellmacher und dabei schwindsüchtig war, wollte wissen, daß wirklich Emanuel Quint eben das gesagt hatte, er wäre Jesus Christus, des lebendigen Gottes Sohn.

Nun erzählten nach einander der Weber Schubert, der Schneider Schwabe, Anton und Martin Scharf ihre Träume, die sie in der Zwischenzeit von Emanuel Quint geträumt hatten. Der eine hatte Nägelmale an seinen Händen und Füßen gesehen, den anderen hatte Emanuel dreimal im Traume gefragt, ob er ihn lieb habe, der Dritte hatte ihn trockenen Fußes über einen grundlosen Sumpf im Hirschberger Tale schreiten sehen. Schubert aber hatte eines Abends geradezu eine Erscheinung gehabt, die er, nach einfacher Leute Art, auf die allerlebendigste Weise erzählte. Nachdem er eines Abends seine Baude oben auf dem Gebirgskamm verlassen hatte, um hinüber zum Lehrer Stoppe zu gehen, sei er in Gedanken zu einer gewissen Stelle gelangt, wo sich der Weg nach

Preußen hinunter abzweige, und plötzlich aufblickend habe er Emanuel Quint sich etwa auf zwanzig Schritt gegenübergesehen, langsam gleich ihm der Wegkreuzung zuschreitend. Nach seiner Behauptung hatte Schubert zunächst kein Glied zu rühren vermocht und sei geraume Weile, wie fest gewurzelt stillgestanden. Emanuel aber schritt auf ihn zu. „Nun," meinte Schubert, „ich dachte mir, das ist alles Einbildung, schritt ebenfalls vorwärts und wollte in Gottes Namen an ihm vorbei oder durch ihn durchschreiten, aber plötzlich genau vor dem Wege, der hinunter nach Preußen führt, prallte ich, als wär ich an einen Stein gelaufen, förmlich geradezu taumelnd, zurück. Und in diesem Augenblick, wo er noch gerade dicht an mir stand, war er verschwunden.

Nun wußte ich, was das bedeuten sollte," endete Schubert mit Feierlichkeit. „Ich ging nach Hause, sagte der Frau nur schnell, wo ich hinwollte, und schritt noch am selben Abend den Weg, von der gleichen Kreuzung aus, nach Preußen hinunter. Und darum, ihr lieben Brüder, bin ich hier."

Plötzlich schraken alle zusammen. Der eine meinte, er habe im nahen Buschwerk Knacken von Zweigen und Stimmen gehört. Der andre meinte, Quint sei gekommen. Der dritte sprang auf, es war der Stellmacher, und sagte, er habe ihn eben am Rande des Wickenfeldes heranschreiten sehen. „Ihr lieben Schwestern und Brüder, fürchtet euch nicht und habt Geduld:" beschwichtigte Martin wiederum. Und der böhmische Josef, der stets eine wilde Courage im Leibe hatte, drang mit einigen Sprüngen bis dicht an den Rand des Gehölzes vor, um nach dem Ursprung jener Geräusche zu forschen, die einen der Brüder beunruhigt hatten.

Der Kopf des böhmischen Josef war stets mit Phantastereien angefüllt und dazu überraschend intelligent und eigensinnig. Menschenfurcht kannte er eigentlich nicht, eher schon Furcht vor Gott und dem Teufel. Einst von seiner Zigeunermutter in der Nähe der Bradler Bauden ausgesetzt hatte er in sich, als Erbschaft von seinem Stamme: Aberglauben, mystische Auffassung der Natur und Trieb zu ruheloſem Umherstreichen.

„Ihr Leute," sagte er, als er vom Rand des Gehölzes zurückkehrte, nicht ganz im gedämpften Tone der Brudergemeinde, „ich glaube, es pirscht sich ein Regiment Freiburger Jäger an": eine Übertreibung, die, verbunden mit der gemütlichen Art und Weise, wie er sich sorglos zwischen die Wartenden niederließ, bei diesen ein befreiendes, wenn auch gedämpftes Lachen auslöste.

(Fortsetzung folgt)

Die Umwelt/ von J. von Uexküll

Der Weg der Naturwissenschaft führt nicht, wie viele hoffen und meinen, geradlinig einem hohen Ziele zu, sondern bewegt sich wie ein Strom in vielen Windungen hin und her, bald vor, bald rückwärts fließend. Oft tritt eine Umkehr von der eben verfolgten Bahn ganz plötzlich ein und das Ziel, dem man bisher mit aller Energie zustrebte, wird ohne weiteres verlassen. Der Laie aber, der seine ganze Denkrichtung der herrschenden Wissenschaftslehre angepaßt hatte, steht plötzlich ganz führerlos da, denn es werden ihm gar keine Gründe für den scheinbar unbegreiflichen Gesinnungswechsel der Wissenschaft geboten.

Besonders empfindlich wird heutzutage das große Publikum durch die radikale Abkehr der experimentellen Biologie vom hochgepriesenen Darwinismus getroffen. Was für die Wissenschaft eine Hypothese blieb, war für das Laienpublikum ein Glaubenssatz geworden. Das scheinbar achtlose Fallenlassen eines so allmächtigen Glaubens wird man den Naturforschern sicher verübeln. Wenigstens, so sollte man meinen, müßten die Gründe, die zu einer so revolutionären Handlung führen, offen am Tag liegen und der Darwinismus müßte erst unwiderleglich umgebracht sein, ehe man ihm so gleichgültig den Rücken kehrte. In solchen Fällen scheinbaren Leichtsinnes von seiten der Naturwissenschaft wird man gut tun, sich davon zu vergewissern, ob nicht die neuen Fragen, denen sich die Wissenschaft zuwendet, durch ihre bloße Existenz den alten Problemen den Garaus gemacht haben.

Da gab es zum Beispiel ein wenig beachtetes Problem, das mit dem Darwinismus mitlief, welches nun durch eine neue Fragestellung verdrängt worden ist. Bisher fragte man sich wohl gelegentlich: „Wie sehen eigentlich die Tiere die Welt an?" Da man sich aber bei Beantwortung dieser Frage tief in psychologische Spekulationen verirrte, die zu keinem Resultat führten — denn über die Empfindungen der Mücken oder Regenwürmer werden wir doch nie etwas Reelles erfahren — gab man der Frage eine neue unpsychologische Fassung.

„Welche Teile der Welt sind den Tieren zugänglich?" Das ist eine Frage, die durch objektive Forschung gelöst werden kann. Es ist unmittelbar einleuchtend, daß ein Tier, das keine Augen besitzt, von den Farben und ein Tier, das keine Ohren hat, von den Tönen dieser Welt ausgeschlossen ist. Es ist also die Kenntnis der Sinnesorgane vor allem maßgebend für unsere Beurteilung desjenigen Weltausschnittes, der auf jedes einzelne Tier noch gerade einwirkt.

Nun besteht die ganze Welt aus lauter Gegenständen, die je nach ihrer Eigenart auf viele oder wenige Sinnesorgane einwirken. Ein Stern am Himmel geht für den Blinden spurlos verloren, während die Sonne die Wärmesinnesorgane des Blinden noch erregt. Von einer Blume nimmt der Blinde noch die Form und die Härte durch den Tastsinn, den Duft durch den Geruchssinn wahr.

Es liegt daher nahe, eine Analyse der uns umgebenden Gegenstände gemäß ihrer Wirkung auf unsere verschiedenen Sinnesorgane vorzunehmen, um auf diese Weise eine Vorstellung von jenen Gegenständen zu erhalten, welche die Welten der verschiedenen Tiere erfüllen. Diese Analyse führen wir alltäglich aus, wenn auch nicht zu wissenschaftlichem Zwecke, sobald wir zum Beispiel eine Speise beurteilen und sagen: „Die Speise ist weich oder hart, warm oder kalt, sie hat jene Form und Farbe, sie hat diesen Geschmack und jenen Geruch." Alle Gegenstände zerlegen wir ohne Schwierigkeit in ihre Eigenschaften, die immer unseren Sinnesorganen entsprechen. Da viele Gegenstände gewisse Eigenschaften gemeinsam haben, so muß bereits die Entfernung einer einzigen Eigenschaft große Veränderungen in der Welt hervorrufen. So ist die Welt des Farbenblinden bereits sehr verschieden von der Welt des Normalsichtigen.

Schon diese einfachen Überlegungen, die der neuen Fragestellung entspringen, sind geeignet den Begriff der Welt völlig zu verändern. Bisher verstanden wir unter Welt eine unabänderliche Größe, die als absoluter Maßstab dienen und auf die man alle Beziehungen der Pflanzen und Tiere bequem zurückführen konnte. Man sprach von einer Anpassung an die Natur, von einem Kampf ums Dasein, unter der Voraussetzung, daß die Welt oder die Natur oder das Dasein ein allen Lebewesen gemeinsamer fester Faktor sei — wie es ja der Augenschein lehrte. Denn alle Pflanzen und Tiere befinden sich, wie wir uns jederzeit überzeugen können, überall von den gleichen Gegenständen umgeben wie wir.

Wenn aber alle Eigenschaften der Gegenstände nur im engen Zusammenhang mit unseren Sinnesorganen in der Welt existieren können, so ist dieser Augenschein trügerisch und die Welt, die uns umgibt, ist nur deshalb so gestaltet, weil unsere Sinnesorgane die ihnen eigentümliche Gestalt besitzen. Dann haben wir aber durchaus nicht das Recht, die Welt *unserer* Sinnesorgane für die Welt der Tiere zu erklären. Im Gegenteil wird ein jedes Tier in einer ihm eigentümlichen Welt leben, die von der seines Nachbars durchaus verschieden ist. Wir dürfen daher nur von zahllosen „Umwelten" reden, unter denen die uns umgebende Welt nur einen Einzelfall bildet, aber keineswegs als normgebend angesehen werden darf.

Freilich sind wir als Menschen gezwungen von unserer menschlichen Umwelt auszugehen, wenn wir ein Verständnis für die Umwelten der Tiere gewinnen wollen. Denn eine absolute Welt, die auch ohne irgendwelche Beziehung auf irgendwelche Sinnesorgane für sich allein bestünde, ist für uns unvorstellbar, ihre Gegenstände besäßen gar keine Eigenschaften. Zugegeben also, daß wir von unserer Umwelt ausgehen müssen, um zu den Umwelten der Tiere zu gelangen, so war es doch ein großer Irrtum, anzunehmen, daß unsere Umwelt mit der der Tiere identisch sei und daß es nur eine Welt für alle Lebewesen gäbe. Mit der Erkenntnis dieses Irrtums fallen aber auch die falschen Voraussetzungen, die

den Darwinismus erst möglich machten. Eine Anpassung der Tiere an eine gemeinsame Welt, einen Kampf um ein gemeinsames Dasein gibt es gar nicht. Ein jedes Tier hat seine Umwelt und sein eigenes Dasein. Eine Anpassung an eine fremde Umwelt und ein Kampf um ein fremdes Dasein ist offenbarer Unsinn.

Die Welt, die bisher eine absolute Größe war, ist jetzt eine bloß relative geworden, weil ihre Bauart von der Bauart der Sinnesorgane abhängt. Die Sinnesorgane selbst aber stehen wieder in Abhängigkeit von der Bauart des übrigen Körpers. Ihre Aufgabe besteht nämlich darin, bestimmte Wirkungen der Außenwelt unter Ausschluß aller anderen Wirkungen zusammenzufassen und einer einzigen Nervenfaser in Form von Nervenerregung zu übertragen, um auf diese Weise dem Gehirn verschiedene streng voneinander gesonderte Wirkungen zugehen zu lassen. Auf diese Weise schaffen die Sinnesorgane erst die Möglichkeit, im Gehirn wohlunterschiedene einheitliche Eindrücke entstehen zu lassen, denen die Gegenstände der Umwelt entsprechen. So ist die Bauart des Gehirnes der Bauart der Sinnesorgane angepaßt und umgekehrt. Aber ebenso wichtig sind die Beziehungen der übrigen Organe des Tierkörpers unter sich und zum Gehirn. Wohin wir blicken, überall gibt es nur relative Größen, die nach allen Seiten hin durch ihre Beziehungen bestimmt sind. Den zweckmäßigen Zusammenhang dieser Beziehungen nennt man den Bauplan des Tieres und er allein gibt uns das Hilfsmittel an der Hand, um uns in diesem Labyrinth gegenseitiger Abhängigkeiten zurecht zu finden.

Um sich diese Verhältnisse recht deutlich zu machen, nehme man an, uns sei in einer Schachtel eine große Anzahl verschiedenster tierischer Organe gegeben, die wie Stücke zerbrochenen Spielzeugs bunt durcheinander liegen und wir befänden uns vor der Aufgabe, die ganzen Tiere wiederherzustellen. Dann werden wir erst die Organe in zwei große Gruppen teilen: in solche, die eine Wirkung von der Außenwelt empfangen und in solche, die eine Wirkung auf die Außenwelt ausüben. Beim Zusammenstellen der Organismen werden wir darauf achten müssen, daß die Organe, die eine Wirkung empfangen, auf die gleichen Gegenstände eingestellt sind wie die Organe, die die Wirkung ausüben. Wenn die Geruchsorgane eines Schmetterlings auf den Duft des Honigs antworten, so müssen die Freßwerkzeuge fähig sein, eine dickflüssige Masse aufzunehmen. Dagegen ist es durchaus unnötig, daß die beiden Organe auf die gleiche Eigenschaft des Gegenstandes reagieren und die Dickflüssigkeit des Honigs braucht sich den Sinnesorganen gar nicht kund zu tun. Wenn ein Schmetterling, der augenförmige Flecken auf den Flügeln besitzt, diese plötzlich hervorstreckt und damit kleinere Vögel verscheucht, so müssen seine Augen die Fähigkeit haben, die Annäherung der Vögel wahrzunehmen. Daß die Augenflecken nur deshalb wirksam sind, weil sie die Augen von Raubtieren vortäuschen, fällt dabei völlig aus dem Gesichtskreis des Schmetterlings hinaus.

Wir erkennen hieraus, daß der Bauplan, der die Organe des Tierkörpers verbindet, noch keine abgeschlossene Einheit ist, bevor man nicht die Gegenstände der Umwelt mit hineinzieht. Die Umwelt der Sinnesorgane allein, mit der wir uns hier beschäftigen wollen, genügt auch noch nicht zum vollen Verständnis des Bauplanes; es müssen zu diesem Zweck auch noch die Eigenschaften der Gegenstände mit herangezogen werden, auf die sich die Freß- und Gehwerkzeuge beziehen.

Wir erleben das interessante Schauspiel bei Betrachtung der Tierreihe, daß bei den niederen Tieren, deren Sinnesorgane immer mehr zurücktreten, die Werkzeuge einen hohen Grad von Ausbildung aufweisen: Meist wird das Medium, in dem sich die Tiere bewegen, sei es Luft oder Wasser von den Sinnesorganen gar nicht wahrgenommen, während die Bewegungsorgane sehr speziell an dasselbe angepaßt sind. Es fallen bei diesen Tieren die Umwelt der Sinnesorgane und die Umwelt der Werkorgane deutlich auseinander. Je höher wir die Tierreihe emporsteigen, je mehr breitet sich die Umwelt der Sinnesorgane aus und überwächst die Umwelt der Werkorgane. Und während bei den niederen Tieren die Gegenstände in Form und Festigkeit in den Werkzeugen oft ihr ausgeprägtes Spiegelbild besitzen, mit den Sinnesorganen aber nur durch ganz vage Geruchs- und Berührungsreize in Beziehung treten — zeigen die höheren Tiere im Gegensatz hierzu eine sehr intime Beziehung zwischen Sinnesorganen und Gegenständen, während die Werkzeuge immer beziehungsloser werden, um schließlich in unseren Händen zu Organen zu werden, die zu jedem beliebigen Gegenstand von einer gewissen Größe ab passen. So kommt es, daß unsere menschliche Umwelt lediglich eine Umwelt unserer Sinnesorgane ist, in der auch unsere eigenen Werkorgane als Gegenstände der Umwelt existieren. Es ist deshalb ratsam, bei der Vergleichung der Umwelten sich mit den Umwelten der Sinnesorgane vorerst genügen zu lassen und die Beziehungen zwischen Werkorganen und Gegenständen nur in zweiter Linie zu betrachten.

Vor allem muß die Fragestellung bei Vergleichung der Umwelten ganz eindeutig gefaßt sein, denn nur auf eine richtig gestellte Frage kann man richtig antworten. „Welche Eigenschaften der uns umgebenden Gegenstände wirken noch auf die Sinnesorgane der einzelnen Tiere ein?" „Was bleibt zum Beispiel für einen Regenwurm von der uns umgebenden Welt noch übrig?" Dieser Rest unserer Welt bildet seine Umwelt.

Ich habe in einem kleinen Buche „Umwelt und Innenwelt der Tiere" versucht die Beziehungen zwischen Tier und Umwelt für einzelne Tierarten klar zu legen, indem ich von den einfachsten Tieren mit der einfachsten Umwelt ausging, um zu zeigen, wie mit steigender Differenzierung des Tierkörpers auch die Umwelt an Reichtum und Mannigfaltigkeit zunimmt. Man kann aber ebensogut vom Menschen ausgehend stückweise den Organismus abbauen und dabei zeigen, welche Veränderungen in der Umwelt notwendig damit einhergehen.

Es ist das Verdienst von Karl Camillo Schneider, daß wir mit diesem stückweise Abtragen bei der obersten Stufe beginnen können. Denn durch ihn sind die Beziehungen der Sprache zur Umwelt zum ersten Male klar gelegt worden. Auf welche Eigenschaft der Gegenstände, fragte sich Schneider, läßt uns der Umstand schließen, daß wir für jeden Gegenstand ein besonderes Wort geprägt haben? Anstatt uns mit einem bloßen lauten Hinweis auf den doch unseren Mitmenschen gleichfalls sichtbaren und erkennbaren Gegenstand zu begnügen? Offenbar darum, weil wir mit dem Wort eine Eigenschaft des Gegenstandes bezeichnen, die in der momentanen Anschauung nicht vorhanden ist.

In der Tat meinen wir immer, wenn wir einen Gegenstand nennen wie z. B. „Stuhl", nicht bloß die Form, Farbe und andere momentan wirksame Eigenschaften, sondern seine Funktion: „Stuhl ist ein Gegenstand, der zum Sitzen dient". Die Funktion oder die Leistung eines Gegenstandes, die wir nur durch Beobachtung im Laufe der Zeit kennen lernen können, kennzeichnen wir mit dem Wort, das zum Namen des Gegenstandes wird. Mit dem Worte Frosch wird gar nicht der grüne Fleck da vor uns bezeichnet, sondern unsere gesamte Kenntnis seiner Leistungen. Deswegen macht uns das Wort so unabhängig von der zufälligen Anwesenheit der Gegenstände. Deshalb kann aber auch das gleiche Wort Gegenstände mit sehr verschiedenen Eigenschaften bezeichnen, je nach dem Stand der Kenntnisse des Sprechenden.

Wie notwendig die Kenntnis der Funktion zur Gegenstandsbelehrung gehört, dafür erlebte ich ein schlagendes Beispiel an einem jungen Neger, den ich als Boy aus dem Innern Afrikas nach Daressalem, in die ihm unbekannte Kultur mitbrachte. Dieser Jüngling besaß wunderbare Sinnesorgane, eine sehr große Intelligenz und war in allen körperlichen Verrichtungen behend wie ein Affe. Eine Tages forderte ich ihn auf eine kurze Leiter emporzusteigen, um mein Aquariumsreservoir zu reinigen. Zu meinem größten Erstaunen erwiderte er mir: „Herr, das kann ich nicht, ich weiß nicht, was das für ein Ding ist." Trotzdem die Leiter dicht vor ihm stand, wußte er nichts mit ihr anzufangen. Nachdem ihn die anderen Boys tüchtig ausgelacht hatten und ihm das Klettern auf der Leiter vorgemacht, konnte er es besser als sie alle, denn auf Bäume zu steigen, verstand er ja längst.

Man muß die Fähigkeit besitzen, einen Gegenstand mit seiner Funktion in Zusammenhang zu bringen, ihm seine Leistung „ansehen", wie wir sagen, wenn es einen Nutzen haben soll ihn zu benennen, im anderen Falle bleibt er immer nur „das Ding da", auf das man ebensogut bloß hindeuten kann. Die Sprache hat deshalb nur in einer Welt einen Sinn, in der die Gegenstände nicht bloße Augenblickserscheinungen sind, sondern eine Vergangenheit und eine Zukunft besitzen. Die benannten Gegenstände unserer Umwelt sind alle mit bestimmten Fähigkeiten begabt, die sie uns schon gezeigt haben und bei Gelegenheit wieder

zeigen werden. Unsere Gegenstände sind samt und sonders nicht bloß dreidimensional, wie die Gegenstände in den tierischen Umwelten. Welche Einrichtungen des menschlichen Gehirnes es sind, die für diese grundlegende Änderung in der Umwelt verantwortlich gemacht werden müssen, läßt sich nicht sagen. Allerdings ist die Frage noch nie gestellt worden. Auch fehlt es an einer exakten Fragestellung, um zu entscheiden, ob in der Umwelt der Affen und einzelner Haustiere nicht doch einzelne Gegenstände mit zeitlichen Dimensionen auftreten.

Befänden wir uns in einer Welt, in der alle Gegenstände nur Augenblickserscheinungen wären, so wären wir nicht mehr imstande Urteile zu fällen und Schlüsse zu ziehen, weil die Kausalität, die nur in der Zeit wirksam ist, ausgeschaltet wäre. Die schwächeren und stärkeren Sinneseindrücke, die allseitig auf uns einwirken, würden uns in einem labilen Gleichgewichte erhalten, aus dem uns nur das Auftreten eines Gegenstandes, der zu unserer Nahrung oder unseren Feinden gehörte, aufstören und zum Handeln treiben würde. In dieser Art müssen wir uns die Umwelt selbst für die höheren Tiere vorstellen.

Aber im Raume blieben wir auch in einer solchen Umwelt noch völlig orientiert. Bekanntlich umgibt uns auch, wenn wir die Augen schließen und keinerlei Sinnesempfindungen in uns erregt werden, immer noch der Raum. Dieser leere Raum zeigt immer noch eine bestimmte Eigenschaft und die vielerörterte Frage, ob diese Eigenschaft wie alle Eigenschaften der Gegenstände zu einem bestimmten Sinnesorgan in Beziehung steht, ist durch die glänzenden Arbeiten von Cyon in bejahendem Sinne entschieden worden. Die Eigenschaft die den leeren Raum auszeichnet, ist seine Orientierung. Der Raum erstreckt sich nach drei Richtungen: nach oben und unten, nach links und rechts, nach vorn und hinten. Jeder Punkt im Raume gewinnt durch seine Beziehungen zu diesen drei Richtungslinien seinen festen Ort. Durch Rücken in diese drei Richtungen kann man jeden Punkt an jedem Ort des Raumes befördern.

Das Organ, das dieser Eigenschaft des Raumes entspricht, besteht aus drei Ringen, die im rechten Winkel aufeinander stoßend ein zierliches Koordinatensystem darstellen. Nur die Wirbeltiere besitzen ein solches Organ und bei ihnen zeigt sich deutlich, daß nach Verletzung des Organes das Tier seine geordneten Beziehungen zu den Gegenständen im Raum einbüßt. Wir werden daher der Umwelt der Wirbeltiere ganz allgemein einen dreidimensionalen Raum zuerkennen.

Außer dem leeren Raum gibt es noch Räume, die mit Eigenschaften erfüllt sind, aber nur die tastbaren wie die sichtbaren Eigenschaften sind genügend lokalisiert um räumlich geordnet zu werden. Im leeren Raum wird sowohl die sichtbare wie die tastbare Ordnung der Dinge zur Deckung gebracht, die sonst gar nichts miteinander zu tun haben. Deshalb besitzen nur die Wirbeltiere in ihrer Umwelt Gegenstände, die tastbare wie sichtbare Eigenschaften in sich vereinigen. In der Umwelt der Wirbellosen fallen Tast- und Sehräume

völlig auseinander und müssen als unabhängig voneinander bestehend angesehen werden.

Bevor wir dieses Problem weiter verfolgen, müssen wir uns mit dem Verlust der wichtigsten Eigenschaft unserer Gegenstände vertraut machen, der schon bei relativ hochentwickelten Wirbellosen eintritt. Diese Eigenschaft ist die Form. Sie ist deshalb so wichtig, weil sie allein ein zuverlässiges Charakteristikum für das was wir „Gegenstand" nennen abgibt.

Den Formenreichtum der uns umgebenden Gegenstände beherrschen wir nach der Lehre Kants mit Hilfe unseres Gedächtnisses das die charakteristischen Formen der Gegenstände nach Art einfacher Monogramme oder Schemata festhält. Diese Schemata können sich in allgemeinen Zügen halten oder sehr spezialisiert sein, je nachdem unser Interesse an den Gegenständen ein geringeres oder größeres ist. Ich entsinne mich eines alten Schäfers, der den Ausspruch tat: „Bei den Schafen ja, da hat ein jedes sein eigenes Gesicht, aber die Menschen mag der Deubel auseinander kennen."

Die Lehre Kants kann auf das Gehirn übertragen werden, indem man annimmt, daß daselbst die Centra in Form von Monogrammen oder als Schemata angeordnet sind. Diese Annahme hat sich als sehr fruchtbringend erwiesen, denn sie ermöglicht uns die Frage nach der Anzahl derjenigen Gegenstände zu stellen, welche noch der Form nach unterschieden werden.

Wenn wir die Umwelten der Tiere auf die in ihnen enthaltenen Formen der Gegenstände untersuchen, so zeigt sich beim Herabgehen der Tierreihe bald, daß die Zahl der unterscheidbaren Gegenstände schnell abnimmt. Woraus man schließen darf, daß die Schemata immer allgemeiner und immer geringer an Zahl werden. Bereits die gewöhnliche Krabbe vermag keine Formen zu unterscheiden, während der Regenwurm gerade die ersten Andeutungen der Empfänglichkeit für Formen aufweist. Die Frage nach dem Vorhandensein von geformten Gegenständen in der Umwelt der Tiere ist experimentell sehr gut zu entscheiden und ihre Lösung verspricht uns die interessanteste Aufklärung über die Stellung der Tiere zur Natur überhaupt.*

Wozu dienen, so fragt man sich, den Tieren die Augen, wenn sie keine Formen wahrzunehmen vermögen? Außer der Form besitzen unsere Gegenstände noch drei wichtige Eigenschaften, die durch das Auge vermittelt werden, das sind 1. die Farbe, 2. die Bewegung, 3. die Beleuchtung.

Der Unterschied im Beleuchtungsgrad der verschiedenen Gegenstände ist ein Umstand, der bei den Tieren eine viel größere Rolle spielt als bei uns. Sehr

* Selbstverständlich wird diese Frage in Amerika gelöst werden, wo wahres Interesse für die Biologie vorhanden ist, während es ganz unmöglich ist, in Europa den Bau eines biologischen Instituts durchzusetzen. In Deutschland z. B. geschieht in biologischer Hinsicht für das große Publikum alles und für die Forscher nichts.

interessante Versuche von Bohn und von Rädl haben gezeigt, daß die sichtbare Umwelt zahlreicher wirbelloser Tiere aus einem System heller und dunkler Flächen besteht. Die Flächen üben je nach ihrer Verteilung und Größe einen anderen richtenden Einfluß auf die Stellung der Tiere aus. Oft hebt sich die Bewegung eines beliebigen Gegenstandes Reiz auslösend von diesem Flächenmosaik ab. Seltener spielt die Farbe der Gegenstände eine Rolle.

Der Sehraum der gemeinen Krabbe zum Beispiel besteht aus hellen und dunkeln Flächen, deren Umrisse keine Rolle spielen. Bewegungen von Gegenständen werden wahrgenommen, aber sie dienen nur dazu, die Krabbe zur Flucht oder zur Verteidigung zu bringen; mit der Nahrungsaufnahme haben die Gegenstände der sichtbaren Welt nichts mehr zu tun. Die Nahrung ist ein riechbarer und tastbarer Gegenstand, der aufs Auge keinen anderen Eindruck wie jeder andere Gegenstand macht. Daher werden wir die Nahrung der Krabbe in ihren Tastraum verlegen. Wir sehen hier den für die niederen Tiere so charakteristischen Zerfall der Gegenstände in ihre Eigenschaften eintreten. Ein Stückchen Fischfleisch, das für uns einen einheitlichen Gegenstand bildet, der eine bestimmte Form, Farbe, Duft, Härte und Geschmack hat, zerfällt für die Krabbe in zwei Teile, in einen sichtbaren Gegenstand, der nur bei der Bewegung gesondert wahrgenommen wird und in einen unsichtbaren, der die übrigen Eigenschaften zusammenfaßt, welche bei der Nahrungsaufnahme eine Rolle spielen.

Der Zerfall kann aber noch viel weiter gehen. Auf die Giftzangen der Seeigel wirkt eine herannahende Nacktschnecke wie drei Gegenstände. Erst als ein schwach, dann als ein stark duftendes Ding und schließlich als ein hartes Ding, wenn die Berührung erfolgt.

Es erhebt sich die Frage, ob wir in den Fällen, in denen der Zerfall vollständig ist, wenn die Umwelt der Tiere nur noch aus Stößen und Düften besteht, noch das Recht haben von Gegenständen zu reden. Ich für meine Person ziehe es vor, nur so lange von Gegenständen zu sprechen als noch Formen in der Umwelt vorhanden sind. Dagegen Stöße und Düfte, selbst wenn sie vereint erscheinen, nur als Reizkombinationen zu bezeichnen. Es fragt sich auch, ob es richtiger ist, anstatt „Düfte und Stöße" „chemische und mechanische Reize" zu sagen, wenn die chemischen und mechanischen Qualitäten der Gegenstände, die sich in unserer Umwelt als Düfte und Stöße kundtun, ganz anderer Ordnung sind als diejenigen, die auf die niederen Tiere wirken.

Mit der Frage nach der Anwendung objektiver Bezeichnungen wie es „mechanische und chemische Reize" sind, an Stelle der subjektiven wie „Duft und Stoß" treten wir an die Grundfrage aller Naturwissenschaft heran, die man heutzutage vielleicht wieder zu stellen wagen darf. Sie lautet: „Sollen wir die Natur subjektiv oder objektiv betrachten, d. h. dürfen wir bei Behandlung der Naturprozesse unsere eigene Person ganz außer acht lassen?"

Es ist ja sicher, daß es augenblicklich nur eine objektive Naturwissenschaft gibt und man tut sich viel darauf zu gute, daß man die anthropozentrische Naturbetrachtung, die den Menschen in den Mittelpunkt der Welt setzte, vernichtet hat. Auch ist es ganz konsequent, daß die objektive Naturbetrachtung die Zweckmäßigkeit ausgeschaltet und mit der Kausalität allein auszukommen sucht, denn eine zweckmäßige Naturkraft ist ein Unding. Man ist wohl gezwungen zuzugeben, daß es in der Welt Wesen gibt, deren Teile planvoll geordnet sind — aber die Entstehung dieser planvollen Bauart sucht man dem Zusammenwirken physikalischer und chemischer Kräfte, d. h. dem Zufall aufzubürden.

Die Welt wird dadurch allerdings rein kausal, aber sie verliert ihren Sinn. Nur solange die Welt unsere Umwelt ist, hat alles in ihr Sinn und Bedeutung, denn alles, was in ihr ist, existiert nur dank seiner Beziehungen zu unseren Sinnesorganen. Die Sinnesorgane aber bilden einen Teil unseres zweckmäßig gebauten Körpers. Es umschließt dann eine zweckmäßige Welt unseren zweckmäßigen Körper.

Wir können jedoch jeden zweckmäßig gebauten Körper an jeder beliebigen Stelle zerlegen und die Wirkung der einzelnen Teile aufeinander prüfen, ohne ihre Beziehung zum Ganzen zu beachten, dann zeigt es sich, daß diese Wirkungen immer kausaler Art sind. Alle Beziehungen in unserer Welt sind zweckmäßig, aber alle Wirkungen kausal.

Wie man sieht, schließt die subjektive Weltbetrachtung als die umfassendere die objektive Weltbetrachtung mit ein, während das Umgekehrte nie der Fall ist. Deshalb darf der subjektiv Forschende die objektiven Ausdrücke unbedenklich gebrauchen, während der objektiv Forschende die subjektiven Ausdrücke vermeiden muß.

Wenn man sich den Unterschied zwischen objektiver und subjektiver Weltbetrachtung klar gemacht hat, wird man auch zugeben, daß Goethe, der die Weltbeziehungen untersuchte, im Recht war, als er in offenen Gegensatz zu Newton trat, der sich auf die Weltwirkungen, die er in so wunderbarer Weise klargelegt, beschränkt hatte.

Der naive Glaube der Monisten und Materialisten — die heutigen Physiker sind davon weit entfernt — daß die Welt auch ohne menschliche Sinnesorgane unverändert weiter existieren würde, hat zu der sinnlosen Lehre geführt, daß die Welt nichts sei als ein Tummelplatz tanzender Atome, weil die Atome unabhängig von allen subjektiven Zutaten des Menschen sein sollen.

Was ist eigentlich ein Atom? Das Bedürfnis der Physiker, eine einheitliche Ursache für alle Bewegungserscheinungen der Welt aufzufinden, hat zum Begriff des Atoms geführt, das in allen Rechnungen als gleicher Faktor dienen kann. Auch die chemischen Eigenschaften der Körper sucht man auf verschiedene Bewegungen eines Uratoms zurückzuführen. Dieser Begriff ist also aus dem Bedürfnis des menschlichen Geistes, alles in letzte Einheiten zu zerlegen, ent-

standen. Das Atom ist daher ein bloßes Gedankending wie Plus und Minus und bildet ebensowenig wie diese einen Teil der Sinnenwelt. Die Nichtphysiker erliegen aber allzuleicht der Versuchung, das Atom nicht als Grundlage der Rechnung, sondern als Grundlage der Sinnenwelt anzusehen. Nach dieser Auffassung bildet für jedes einzelne Atom die ganze Summe der übrigen Atome die Umwelt.

Es lohnt sich, einmal die Analyse dieser Umwelt zu machen, um zu erfahren, was für ein Ding das wirkliche Atom sei. Erstens besitzt die Umwelt des Atoms Kausalität, denn nur um die Kausalität der Welt zu erklären sind die Atome überhaupt geschaffen worden. Diese Fähigkeit kommt aber, wie wir wissen, nur der menschlichen Umwelt zu. Zweitens bewegt sich das Atom in allen drei Richtungen des leeren Raumes. Der leere Raum ist aber nur eine Eigenschaft der Wirbeltier-Umwelt. Im übrigen kennt das Atom nur Stöße, wie sie etwa in der Umwelt eines Steines anzunehmen wären. Das von den Monisten zur Wirklichkeit gemachte Atom ist also ein kleiner Stein, begabt mit den Formen unseres Denkens und unserer räumlichen Anschauung — wahrhaftig eine Spottgeburt.

Alle diese Einwände fallen fort, sobald es sich um das gedachte Atom handelt, das ein möglichst einfaches, rechnerisch brauchbares Bild der unsichtbaren Vorgänge bieten soll in den Formen unseres Denkens und unserer Anschauung.

Der Versuch, das Atom zu einem „Ding an sich" zu machen, das auch ohne uns existieren könnte, ist gänzlich aussichtslos. Ebenso hoffnungslos ist es, eine kontinuirliche Materie mit Wirbeln zur Grundlage der Welt machen zu wollen oder gar die Energie als letzten Faktor auszuspielen, denn in jedem Falle erhalten diese Urdinge von uns Eigenschaften verliehen, die aus unserer Umwelt stammen und daher wie alle Eigenschaften der Umwelt von unseren Sinnesorganen abhängig sind. Alle diese Wege führen nur zu grober Selbsttäuschung. Eine Welt, die von uns unabhängig ist, können wir uns auf keine Weise vorstellen.

In der gleichen Lage wie wir befinden sich auch alle Tiere. Auch sie vermögen nichts von einer Welt zu erfahren, die außerhalb ihrer Umwelt liegt. Und doch sehen wir, daß es solche Umwelten gibt und daß in vielen Fällen die Kenntnis der höheren Umwelt die Gestaltung der Tiere erst verständlich macht. So kann die Form der Werkzeuge der meisten niederen Tiere erst durch die Form der Gegenstände einer höheren Umwelt begriffen werden, weil die eigene Umwelt noch gar keine Formen kennt. Eine Meduse z. B. ist in ihrer ganzen Bauart den Anforderungen der hohen See auf das feinste angepaßt. Ihre Sinnesorgane vermitteln ihr aber nie etwas anderes als den Schlag der eigenen Glocke.

Noch eindrucksvoller ist das Beispiel der Giftzange des Seeigels. Diese muß, um in geordnete Tätigkeit zu geraten, von drei Eigenschaften der Umwelt nacheinander berührt werden: einem schwachen, einem starken chemischen und einem mechanischen Reiz. Der Bau der Werkzeuge erfordert in diesem Falle von der Umwelt Weiche und Glätte um wirksam zu sein. Erst eine höhere Um-

welt gestattet den Nachweis, daß alle geforderten Eigenschaften durch das Herannahen eines einzigen Gegenstandes, der Nachtschnecke einheitlich bedingt sind.

Es ist wichtig sich darüber klar zu sein, welche Merkmale es sind, die eine höhere Umwelt von einer niederen unterscheiden. Da kommt erstens der größere Reichtum an einfachen Eigenschaften in Betracht. Schon nahe Verwandte der Hochsee-Meduse vermögen nicht bloß den eigenen Glockenschlag, sondern auch fremde Stöße, allerhand chemische Reize und selbst Licht zu unterscheiden.

Das Hauptcharakteristikum aber ist die Zunahme im Zusammenfassen der Grundeigenschaften zu höheren Einheiten. Wir haben uns zwei große Etappen vor Augen geführt, das waren: die Zusammenfassung durch die Form und die Zusammenfassung durch die Funktion. Beide bezeichnen einen immer höheren Grad der Zweckmäßigkeit. Es tritt daher in der höheren Umwelt eine Steigerung der Zweckmäßigkeit dem Grade nach ein, während die Kausalität immer dieselbe bleibt.

Eine Konstanz im Auftreten von Eigenschaften in der niederen Umwelt, die nicht kausal bedingt ist, mag dieses Auftreten ein gleichzeitiges oder zeitlich geordnetes sein, läßt mit Sicherheit darauf schließen, daß in einer höheren Umwelt eine höhere Zweckmäßigkeit vorliegt, mag sie nun von der Form oder der Funktion des Gegenstandes bedingt sein. Vorgänge, die in der niederen Umwelt sich bloß durch eine nicht kausale Regelmäßigkeit auszeichnen, sind bloß scheinbar zusammenhanglose Teile, die sich in einer höheren Umwelt zu höheren Einheiten zusammenschließen.

Solche nicht kausale Regelmäßigkeiten finden wir auch in unserer Umwelt auf Schritt und Tritt. Ich brauche bloß an die wichtigste, an die Regelmäßigkeit im Ablauf der Entwickelung aller Lebewesen zu erinnern, ganz abgesehen von Art, Familie, Staat und ähnlichen Dingen. Liegt da nicht die Vermutung nahe, daß all diese planvollen Dinge, die wir in unserer Umwelt nicht zu übersehen vermögen, sich in einer höheren Umwelt zu Einheiten formen?

Besonders deutlich wird dies an unserer eigenen Person. Unser Körper ist, worauf Keyserling in seiner „Unsterblichkeit" hinwies, ein planvolles ungetrenntes Ganzes, das vom ersten Keim bis zum Tode reicht, und doch vermögen wir es nur in dreidimensionalen Stücken wahrzunehmen. Wäre es nicht ganz nützlich sich die Frage vorzulegen, ob es sich mit unserem Charakter am Ende ebenso verhielte?

Wir modernen Menschen sind durch den zersetzenden Einfluß des Materialismus in eine noch kläglichere Lage geraten, als es die war, in der sich König Midas befand; alles was wir anfassen zerfällt uns zu einem Staub völlig gleichgültiger Atome. Unsere Welt ist daher so öde und langweilig geworden wie keine vorher. Da ist es wahrhaftig an der Zeit den Blick vom Unsichtbaren auf das Übersichtbare zu lenken, wenn man etwas vom Wesen des Sichtbaren erfahren will.

Detlev von Liliencron/ Briefe

(Fortsetzung)

An Hermann Friedrichs

Sehr lieber Freund! Kellinghusen, Holstein, 24. VII. 85.

Zurück aus meinem Bureau, steht auf meinem Schreibtisch das anliegende Bild von Mimili.

Der Scherz hängt folgendermaßen zusammen:

Als preußischer Beamter hat man natürlich so und so viel „Ehrenposten" (hol's der Geier!) — unter anderm ich hier auch eine Volksbibliothek für K. und die Umgegend. Als ich diese vor einigen Tagen revidirte — um Allerlei zu finden aus alten Jahren —, entdeckte ich zu meinem maßlosen Erstaunen Clauren's Mimili. Die ganze Schafsköpferei von einigen 15—30 Pastoren, die aus meiner Bibliothek für ihre „Lämmer" aussuchen, haben nichts gemerkt.

Sofort löste ich das anliegende Bild (als Scherz für Sie) aus und schrieb den Vers dazu:

Zum Erinnern an einen Siegestag,
Als du kühn dem Feinde entgegen geritten
Und ausholtest zum wuchtigen Schlag,
Hab' ich das Bildchen dir ausgeschnitten.

Ich nahm übriegens Veranlassung, das Ding noch einmal zu lesen. Eine solche fein angelegte Maschine zur Angelung des verehrten Publicums ist mir noch nicht vorgekommen.

Köstlich!: Ich lasse jetzt Mimili zur „gefälligen Kenntnißnahme" bei meinen Priestern circuliren.

Die Ausgabe ist von 1819: Berlin, G. Hilscher. Vornean steht wörtlich: „Allen Denen, welche eine Mimili suchen, ergebenst zugeeignet vom Verfasser mit dem Trostspruche: Suchet, so werdet ihr finden!"

Sic! Also: Suchet, so werdet ihr finden!

Immer Ihr Detlev Liliencron.

Sehr lieber Freund! Kellinghusen, Holstein, 15. August 1885.

Ich habe Ihnen so Vieles zu erzählen. Nach Prerow schrieb ich nicht, um Ihnen so viel wie möglich See und Wellen und Wind zu lassen. [. . . . .]

O, mein Herz ist so voll! — Gestern erhielt ich: „Moderne Dichter-Charaktere". Welch bodenloser Hochmuth darin. Eine Besprechung in diesem Briefe ist unmöglich. Ich gestatte mir deßhalb Ihnen mein Exemplar zu senden, um — ganz entre nous — meine Blei-Anmerkungen zu lesen, ob ich nicht in den meisten Fällen Recht habe. — Dürfte ich um baldige Rücksendung — pardon — bitten; vielleicht benutze ich diese Sammlung noch bei Besprechung Ihrer Gedichte.

A. und L. sind Wischwasch.

Es ragen hervor colossisch: Hermann Conradi!!! Dann prächtig Einzelnes: Julius Hart. Und Arno Holz: No. 1 A. Meine Kritik über ihn im Magazin freut mich. Ich hielt sie wie eine Fahne hoch und sprang mit ihr aus einem in's andere Zimmer.

[....] Bitte, lesen Sie diesen grenzenlosen, namenlosen Hochmuth in den „Biographieen"! Meistens 20jährige Bengel.

Aber andererseits ist diese Sammlung voll berechtigt aufzutreten.

Es ist ein bedeutsamer, ja ein herrlicher Protest gegen das schändliche Dichterhandwerk der „Jetztzeit"! Und in so fern stürme ich mit ihnen, kämpfe mit ihnen, schreie ihnen Hurrah, Hepp, Hepp, Horrido zu! Immer drauf auf den Gartenlaubengreuelkram. [...]

Zuweilen werden mir über „Knut" günstige Kritiken von fremden Zeitungen geschickt. Ich komme doch durch — aber höllisch langsam! [.....]

Immer Ihr Liliencron.

Liebster Freund! K. 3. December 85.

Ich freue mich mit Ihnen über Ihr herrlich gelungenes Lied [das „Ça ira der Muse"]. An die Spitze der ersten Nummer des Magazins 1886 gestellt, wird es in der That „Zündstoff" sein, u. hoffentlich wird dieser Zündstoff auch tüchtig explodiren. Besten u. freundlichsten Dank für die sehr gütige Bestellung von meinen beiden Stücken. Bestimmt im Januar wird „Knut" in Leipzig aufgeführt. Gettke verspricht sich viel. Ich werde wahrscheinlich nicht kommen können, denn meine Geldangelegenheiten stehen in diesem Augenblick so schlecht, daß ich alles Denkbare zusammennehmen muß, um nicht unterzugehen. Wollen Sie mir die Frage nicht übel nehmen — Sie thun es nicht —, so würden Sie mich grenzenlos verbinden, mir zu schreiben, ob ich Honorar für meine allerdings mittelmäßigen Magazin-Sachen (Aufsätze pp.) beanspruchen kann. [....]

Es ist mir grenzenlos fatal, diese Frage. Aber Sie ahnen u. wissen, wie sehr ich zur Zeit in der Patsche bin.

Greulich, greulich ist mir dies Schreiben. Bitte schreiben Sie mir mit einigen freundlichen Worten, daß Sie mir dies Schreiben nicht übel vermerkt haben. Im Taifun Ihr treu-ergebenster D. L.

Lieber Freund! Kellinghusen, Holstein. 19. 1. 86.

[....] Nun sind mir auch noch die beiden besten Freuden Plaite gegangen: meine Jagd im vorigen Jahr u. meine Journalfreude in diesem Jahr. Der Buchhändler weigert sich, mir die Journale Nord u. Süd, D. Rundschau, Magazin u. Gegenwart zu liefern, obgleich er bis jetzt jeden Pfennig bekommen hat. Aber die Sache hängt mit meinem Abgang zusammen. Ich bin näm-

lich auf mein Ansuchen am 1. Jan. d. J. aus dem Königl. Staatsdienst ausgeschieden: Bis an die Minister waren die Klagen meiner Gläubiger gegangen. Die unglückselige Regirung war, das muß ich sagen, immer sehr gütig gegen mich; trotzdem auch sie, wie die Gerichte, überschüttet wurde mit Klagen. Na, da nahm ich den Abschied; von dem Augenblick an erhalte ich auch nicht mehr für 5 Pf. Senf geliehen. Das ist ja aber natürlich. Heute wieder Offenbarungseid!!! Neulich hatte ich einmal einige Tage etwas zu essen. Flugs benutzte ich diese u. schrieb in ihnen: „Der Trifels u. Palermo" (Kaiser Heinrich VI.). In Einem Athemzug — solange die Beefsteaks reichten — schrieb ich es fertig; im October hatte ich begonnen, aber es dann 3 Monate liegen lassen müssen. Heute gelingt es mir auch, mit dem Abschreiben für Bloch zu beginnen; bis dahin — konnte ich kein Papier erlangen. Ich sehe meinen furchtbaren Zustand für eine schwere, schwere Krankheit an, aus der ich aber genesen werde. — Von Leipzig (Knut) keine Nachricht. Jedenfalls werden sie das Stück vergessen haben. Mir auch schnuppe. [. . . .] Ich komme doch noch durch; aber meine Leiden sind unerhört qualvoll!!!

Immer Ihr alter Freund L.

Kellinghusen, 20. II. 86.

[. . .] Was sagen Sie zur letzten Nr. der „Gesellschaft". Das Bild unsers Stürmers Bleibtreu ist ja geradezu scheußlich gerathen. Der prächtige Conrad thut natürlich seiner Zeitschrift den allerschlechtesten Gefallen mit solchen Orgeldreherbildern. Sie können sich vorstellen, l. Freund, wie solche abscheulichen Entstellungen Wasser auf der Mühle sind für unsere zahlreichen Feinde.

Und wie kann Conrad einen solchen Blödsinn, ja widerwärtigen Kram, wie: Berliner Lebensbilder: Nur aus Mitleid — von G. B. — annehmen.

Spott über Spott natürlich von allen Seiten! — — Von einem meiner intimsten Freunde, einem mit vornehmstem Geschmack (— Storm, Meyer, Platen, Keller, Turgeniew —) mußte ich neulich die boshafte Bemerkung lesen: ob ich auch schon zur „Biermamsellclique" mit Sack u. Pack übergegangen sei. Das Wort ist verständlich genug — u. liest man nun die eben erwähnte Novelle, so wird kaum anders anzunehmen sein, daß die andern Litteraturgruppen mit geradezu teuflischem Lachen über uns herfallen werden.

Unter uns: Hat unser Bleibtreu einmal Krach gehabt mit P. Lindau, Zolling, Blumenthal? — Wozu denn die ewige Schimpferei? Ich glaube, Sie und ich, l. Freund, sind in dieser Sache d'accord. Ich schreibe es heute so auch an Bleibtreu. — Zolling hat sehr Recht mit seinem Anfang d. Kritik über Dahns neusten Roman. Und das auch ist die berechtigte Reaction: der so fabelhaft craß auftretende Realismus. Wir wollen uns nicht mehr von den ewigen, langweiligen Comtessen u. Banquierstöchtern unterhalten lassen. Die Wuth ist

groß, u. nun greift man zum Gegentheil: zur Biermamsell. Aber durch denn! Alle Übergänge schwemmen eine Masse Schund mit. [. . . . .]

Lieber Freund! Wir leben — wie es in politischer Hinsicht Bismarck, der Kaiser pp. thun — so auch in litterarischer Hinsicht in höchst merkwürdigen Zeiten, um die uns die spätere Welt sehr beneiden wird. Ihr Lil.

Kellinghusen, 23. II. 86.

Tausend Dank, Liebster, für Ihren unendlich interessanten Brief. Wie beneide ich Sie um das Gespräch mit Gustav Freytag. Daß er nicht „mit" uns geht u. gehen will u. kann, ist ja so erklärlich. Die Bemerkung über Gottfried Keller ist geradezu verblüffend. Es könnte Freytag wahrlich nur von Nutzen sein, wenn er in seine öfteren Langweiligkeiten etwas von Gottfr. Kellers „roher Sinnlichkeit" hineingethan hätte. Aber immerhin ist Freytag einer unserer „großen" Jetztdichter, u. mit ihm gesprochen zu haben, halte ich schon für eine große Ehre. Sie sind also beneidenswerth. Ich bin Ihnen von Herzen verbunden, daß Sie mich würdigten, die Unterredung mit Freytag mir mitzutheilen.

In Bezug auf das „Magazin" teile ich ganz Ihre Meinung. [. . .] Nur Eins fühle ich: Ums Himmels willen nicht noch gelehrter! Und noch Eins: Die Übersetzungen der Lieder aus fremden Zungen könnten bedeutend besser sein. Oft unglaublich stümperhaft. Aber dann: Das „Magazin" zeichnet sich durch einen höchst distinguirten Ton aus. Es ist ja eine wahrhafte Freude, das vornehme Blatt in die Hände zu bekommen! Sicher! So ist es! Und — ohne Ihnen eine Schmeichelei, selbst keine sogenannte „feine" Schmeichelei sagen zu wollen — Sie redigiren das Blatt vortrefflich. Den dirigirenden Chefredacteur eines vornehmen Blattes muß man (— pardon für den Ausdruck! — übrigens bin ich kein Jägerianer —) riechen können aus seinem Blatte.

Daß Sie sich der Mühe unterzogen haben, den „Trifels u. Palermo" zu lesen, ist über alles Lob erhaben. Denn es ist einfach fürchterlich: fremde Dramen zu lesen, u. noch dazu im Manuscript. Ich glaube und — hoffe, ach! ach! ach! wie sehr — daß es auf der Bühne einschlägt. Donnerstag geht „Sturmfluth" an Bloch ab. Nun hab' ich gewaltige Stoffe vor: Aus der Merowinger Zeit: „Brunhild" oder (ein zweites Thema) „Die Königinnen". Auch Wilhelm der Eroberer und — sowie die Freiheitsstimmung da ist: „Die Schlacht bei Hemmingstedt." „Brunhild": die bekannte Merowingerin-Scheusalie, deren Söhne, Brüder, Geliebte pp. so ungemein zart fühlten, diese Dame an den Schweif eines Pferdes zu binden u. dann gefälligst von 4 Gäulen auseinanderzerren zu lassen. Ich werde aber (— weil der Name zu oft schon —) es anders nennen. [. . .]

Hören Sie, liebster Freund: Wenn ich je enttäuscht worden bin, so ist es von

Kretzer. Mon Dieu, wie hat unser Ajax Bleibtreu den bis an den Sirius gehoben. Und nun finde ich einen höchst harmlosen Erzähler, der — gewiß meisterhaft in der Schilderung — mir bald recht langweilig wurde durch den ewigen „3. Stand", den er uns vorführt. Immer von Gevatter Handschuhmacher zu lesen, ist mir zu viel. Und — keine Spur von Bleibtreu'scher Kühnheit. Alles äußerst zahm, u. ich kann mir nun sehr wohl denken, wie entsetzt der gute Kretzer über Bleibtreu's formidables Lob gewesen ist. „Im Riesennest" ist nur Reclametitel. Es könnte ebensogut in Posemuckel passirt sein. — Bleibtreu schrieb ich genau so über sein „Orgeldreherbild" wie Ihnen. Er wird mir nicht sehr hold sein darüber. [. . .]

Schreiben Sie bald Ihrem treuergebenen D. Liliencron.

K. H. 24. III. 86.

[. . . .] Ich bin noch immer in tiefen Studien zu den „Merowingern". Wirklich sozusagen: durchtränkt. Ganz unglaublich interessirt mich die Geschichte der Merowinger. Hören Sie, lieber Freund, ich werde darin einen Hofpoeten bringen, daß Sie u. die paar wirklichen Kenner u. Dichter sich jauchzend in die Hände schlagen sollen!!!!!

Es ist dies Venantius Fortunatus, der Freund Gregor's von Tours. Sein Latein ist aber so scheuslich, daß ich ihn nicht recht übersetzen kann. Meine Tragödie spielt 613. Fortunatus starb aber schon 602. Daran kann ich mich aber nicht kehren. Fortunatus war Polonius der Erste. Ich werde ihn nun ganz als — Hofpoet des vorigen Jahrhunderts schildern. Geschichtskritiker werden über mich herfallen, indem sie sagen werden, daß Fortunatus auch unendlich viel Wahres: Hymnen pp. schrieb (er war zuletzt Bischof von Poitiers). Mir gleichgültig.

Hören Sie zufällig, ob es, wo es sei, eine deutsche Übersetzung des Venantius Fortunatus († 602) giebt, so bitte ich händeringend um solche baldigst. Vielleicht auf der Leipziger Universitätsbibliothek. — Säße ich jetzt, unbelästigt von meiner täglichen Saubande von Gläubigern, in einem verschlossenen Thurm, in dem mir das Futter zugeschoben würde, säße ich dort nur 14 Tage: jetzt: „Die Merowinger" würden fertig. Denn just jetzt bin ich mit den Quellen fertig, u. nun kann „der Vers" losgehn. So aber krieg' ich nichts, Liebster. Es ist zu, zu schändlich. [. . . .]

Amyntor in seinem so liebenswürdigen, warmblütigen Brief schreibt mir, daß ich ganze Haufen Goldes in meiner Feder hätte; aber diese (die Feder) müßte nur erst einmal im richtigen Zug sein pp. Das ist es ja gerade, lieber Freund: Meine Kritiken sind zu subjectiv. Weil ich warmer Begeisterung sehr fähig bin, so mag das die Welt nicht. Sie will das ewig Mittelmäßige. Und gleich kunkeln die Millionen deutscher „Dichter" (das Pack!!!), wenn man mal einen Herzenston anstimmt. D. L.

[. . .] Ja, was sagen Sie zu Peter Hille? Da ist Geist im Briefe. Geist für hundert schwachköpfige Poeten drin. Schade, schade! ich glaube, Hille ist zu unpraktisch. Aber das ist sicher, er ist der beste Kenner der ausländischen Litteratur zur Zeit! Das weiß ich auch von Andern. Ich glaube sicher, daß er — (die Schrullen muß er ablegen wie in „Völkermuse") — eine Zierde des „Magazins" sein würde. Namentlich ist er Kenner der arabischen, holländischen u. engl. Litteratur. Er war persönlich Jahrelang in Holland u. England. Und dann auch: Er muß ein Herz wie liebe Frühlingssonne haben. Seine Briefe an mich sind oft wie von einem Kinde geschrieben (in gutem Sinn!).

Lassen Sie sich über Gottschall, den „Krebs", keine graue Haare wachsen. Er ist ein schrecklicher, schrecklicher Mensch: Grün, schleimig, mathematisch-lyrisch, kaltherzig (das Aas!) pardon! [. . .]

Da fällt mir ein: Conradi schrieb mir, daß er am 1. Mai evtl. nach Leipzig ziehen werde. Lieber Freund, nehmen Sie sich seiner an! Vor Allem: er ist ein Unglücklicher — u. dann auch: er ragt himmelhoch über die andern „Jüngsten" (Holz ausgenommen). Seine litterarischen Jetzterzeugnisse sind ja nur gewagte Sprünge; sind ja nur ein Verzweiflungshintenausschlagen. Ich bedaure ihn, u. sicher bin ich: er ist ein prächtiger Kerl. Führen Sie ihn — ohne daß er es merkt — auf die richtige Bahn, u. er könnte, soll ich sagen, ein deutscher Turgeniew werden. Jetzt noch schäumt er über, ab u. zu ja geradezu ekelhaft; aber seien wir nicht engherzig, seien wir keine Philister, keine Moralprediger — er wird schon wieder in die richtige Bahn lenken. Und dann ist er unser!!!

Eben hatte ich einen sehr lieben Brief vom Herrn Hofbuchhändler, in dem er mir mitzutheilen die Güte hat, daß Donnerstag in Leipzig „Knut der Herr" gegeben wird. Also doch! Na, denn man tau! [. . .] Ich wage nun die folgende Bitte: Anliegend meine Visitenkarte; sollte (— etwa im 2. Akt —) „Ulvilda" gut spielen, dann bitte senden Sie ihr durch einen Logendiener meine Karte mit einem Bouquet von 10 M. Nun die Bitte: Wollten Sie mir, Liebster, diese 10 M. creditiren, nicht in meliorem fortunam (— wie A. das nennt —) sondern auf kurze Zeit! — ich habe in diesem Augenblick nämlich, auf Ehrenwort, Nichts! ich habe in den beiden Ostertagen gehungert (sic, sic, sic) d. h. nicht einmal hatte ich eine trockene Semmel, da mein letzter gutmüthiger Borger, der Bäcker, vorgestern verweigerte! das ist wahr! — so wäre es sehr liebenswürdig von Ihnen. Sie müßte das Bouquet im 2. Akt haben (nach dem 2. Akt!), dann spielt sie feuriger im 3., 4. u. 5. Akt. Ich sende 2 Visitenkarten mit, wenn die eine verloren pp. gehen sollte. Was wird nun R. Gottschall sagen? Wie wird er kritisiren? Und dann schreiben Sie mir bitte recht ausführlich über die Aufführung. [. . .]

An den „Merowingern" schrieb ich seit dem „Schillertage" nicht mehr. Es war zu gräßlich. Gestern kam ein Weib, dem ich für Butter pp. 12 M. 79 Pf. seit einem halben Jahre schulde. Sie wollte durchaus nicht fort, schrie: „Ick mutt mit'n Spaden (Spaten) in de Ehr (Erde) kleden (herumarbeiten), un de Herr Baron dhot (thut) nix!" Da war meine Geduld zu Ende. Ich warf sie zum Tempel hinaus! Aber ich habe zitternd vor Aufregung dann lange am Fenster in die Landschaft geschaut. Und im selben Augenblick wird „Knut" gespielt! O deutscher Dichter! Wo wäre das in einem anderen Lande möglich! — — Lesen Sie „Traum" von Uhland. Uhland lieb' ich sehr.

Immer Ihr unverzagter Liliencron.

Lieber Freund! K. 5. 4. 86.

[. . . .] Ich sende ein Lied von Martin Greif mit. Bleibtreu in seiner Broschüre hat ihn mit einem Wort vortrefflich geschildert. M. Greif hat m. E. einzelne entzückende Lieder im Volkston geschrieben. Aber ich möchte ihn nicht immer lesen. — Seine unreinen Reime sind geradezu grauenhaft. [. . . .]

In Betreff der „Schillerstiftung". Eine nette Schillerstiftung. Was nützt es? Z. B. mein Vorschlag (Heibergs Vorschlag) geht jetzt erst zur Kenntniß von 12 Perrückenhäuptern herum, bei all' den alten bekannten, wettererprobten Wallen=kosen=blühen=duften=Onkels! Na, Diese u. meine Gedichte! Sie können sich denken, Theuerster, welch ein verwundertes Gesicht.

Heyse selbst schreibt an Heiberg, daß er noch absolut nicht mit mir fertig werden kann: daß er absolut noch nicht in's Reine mit mir komme. Jedenfalls — — hört! hört! ich falle auf den Rücken vor Lachen — — jedenfalls arbeitete ich nie an meinen Gedichten, sondern schriebe diese alle sehr nonchalant! — — hört, hört, hört! . . . Aber sehr interessant war mir Heyse's Kritik.

Ihr Liliencron.

Kellinghusen, 20. IV. 86.

[. . . .] 300 M. Sch.=St. sind angekommen! Ja! Aber welche gräßlichen Tage sind mir dadurch geworden. Die 300 M. wurden mir, statt eingeschrieben, per Postkarte gesandt: 300 M. aus der „Schillerstiftung". Längst ehe der Postbote bei mir war, wußte es die ganze Stadt — o Kleinstadt! — Und nun ging das Rennen, Fluchen, Drängen (der Leute unter sich vor meiner Hausthür), Schreien, Schimpfen, Quälen — — — los, bis ich den Gendarmen holen ließ, der den Volksauflauf vor meiner Thür zerstreute. In den ersten 3 Minuten war mir das Geld aus den Händen gerissen. Solche Scenen sind schrecklich. Seit 4 Tagen that ich keinen Strich mehr. Ich wußte, ich wußte, daß mich solche Greuelscene erwartete!!!

Keinen Funken Freude haben mir die 300 M. gemacht, nur — Scheußlichkeiten. [. . . .] Mit Hand und Herz Ihr Detlev Liliencron.

Kellingh. Holstein, 13. Mai 88.

Lieber Freund! Es war ein langer amüsanter u. geistreicher Brief, der Letzte von Ihnen vom 5. d. M. Nein, ich wohne noch in K., nach Hamburg war unmöglich; jetzt eine Wohnung mit einer Lehmdiele u. Wandbetten und eisernen Öfen von 1701, also äußerst confortable, namentlich die Lehmdiele bei feuchtem Wetter: da kleben die Sohlen fest nämlich. Aber Humor, Humor! Der verläßt mich nie; ihm danke ich mein Leben, sonst hätte ich dies unerträgliche längst fortgeworfen. [. . . .]

Lieber Freund — u. Sie werden auch längst auf diesem Standpunkt angekommen sein — es ist mir bei Gott jetzt toute la même chose, ob ein Engel oder Teufel mich kritisirt. Ich komme allmählich zu der Überzeugung, daß alle diese kleinen, meistens höchst erbärmlichen — ob gut oder böse geschriebenen — Kritiken durchaus nichts nützen. Von Freund zu Freund, von Brief zu Brief, das ist es. [. . . .]

Von W. Friedrich hatte ich noch keinen Brief. Aber es ist mir geradezu undenkbar, daß er mich nun zu den Todten werfen sollte. Ich stehe mit höchster Bewunderung vor seiner Thatkraft. Aber ihm fehlt der Humor! Das ist es. Ich wüßte garnicht, wie ich dann leben sollte. An Rachsucht geradezu mag ich nicht glauben; es scheint mir das zu verächtlich für einen Menschen, zu kleinlich. [. . . .]

Meine gute Frau u. ich freuen uns natürlich sehr darauf, Sie auf der Durchreise wieder zu sehen. Es war neulich ein herrlicher Tag, l. Freund; für uns ein Freudentag. Denn denken Sie doch: Jahre vergehen, daß ich keinen Poeten u. lieben Freund sehe. Mein Leben ist deßhalb ein Innenleben geworden. Täglich nur dieselben einsamsten Spaziergänge. [. . . .]

Warten Sie nicht zu lange mit Antwort an Ihren treu-ergebenen

Detlev Liliencron.

Kellinghusen, Holstein, 9. 6. 88.

Sehr lieber Freund! War das wieder ein äußerst interessanter Brief, der letzte von Ihnen. Namentlich auch in Betreff, ich möchte sagen, der „Dokumente der zeitgenössischen Litteratur". Ja, Kuchen! Das sieht schön aus, bei uns! Avenarius, mit dem ich ab u. zu, selten, Briefe wechsele, nehme ich durchaus in Schutz. Ich werde ihm von Ihnen erzählen. Ich gestatte mir, Ihnen nächstens einmal zahlreiche Nummern des prächtigen „Kunstwarts" zu senden. Sie werden mit Begeisterung Manches darin lesen. Avenarius trifft, wenigstens mir conform, Vieles auf den Kopf. Er hat den Muth seiner Überzeugung u. kämpft mit uns. [. . . .]

Und wie ich über Bismarck denke? Nun:

Er ist (— wenn wir Goethe ins vorige Jahrhundert uns denken —) das

einzige Genie unseres Jahrhunderts. Er, sein Genie, hat die tausendjährige deutsche Nachtmütze (— auch namentlich 48! —) einmal den verdammten Philistern von den Lauseperrücken gefegt! Wie? Was? He? Und da kommt sofort unsere infame deutsche Nörgelei, unser scheußlicher ewiger Neid: Herunter, weil er ein Genius ist.

O, wie ich sie hasse, diese Eugen Richter pp. in ihrer kleinlichen Erbärmlichkeit. Ich stehe hoch, hoch über allem Parteigetriebe. Es ist mir widerlich! Widerlich: die Kriecherei! Widerlich: die Herabsetzung! — Aber:

Rücksichtslos, mit höchster Begeisterung staune ich den Koloß Bismarck an. Schon deßhalb, weil er einmal den Küraſſierfuß auf den verdammten deutschen Gift- u. Drachenmacken gesetzt hat.

Ja! Weil er ein Genie ist, da können die Menschen es nicht ertragen, sie müssen kleinlich über ihn denken! Nein, hurrah, du Genius, hurrah, du Eisenmann. Hier bin ich, hier bin ich bei dir, u. wenn sie dich Alle verlassen sollten! — — —

Natürlich — B. ist ein Mensch, wie wir Alle —: wo viel Licht, ist viel Schatten, z. B. die unglaublich lächerliche Manie: jeden Ladenschwengel beim nächsten Amtsgericht zu verklagen, wenn er ihn in Posemuckel beleidigt hat. [. . . .]

Leben Sie wohl, Sie großdenkendes liebes Menschenkind. Es ist gut, wenn wir uns aussprechen, wahr gegen einander sind. Nächstens ein Memorandum über meine Lage: So geht's nicht mehr. Der Geier Wahnsinn krallt mich schon an. Herzliche Grüße von Augusta, die ich sehr, sehr liebe.

Ihr alter treuer Detlev L.

Liebster Freund! Kellinghusen 12. 6. 88.

[. . . . .] Anliegend die „Denkschrift". Sehen Sie zu, was sich machen läßt. So geht's nicht länger.

Drei Sachen in der Denkschrift sind furchtbar: 1. Meine Bücher. 2. Meine Ärzte. 3. Mein Wirth.

Ich weiß, liebster Freund, daß Ihre Discretion nur Dem etwa Einblick — u. auch dann nur, wenn es wirklich nöthig ist — geben würde, von dem Sie erwarten können, daß er oder sie eine Persönlichkeit ist, die sie nicht falsch auffaßt. Nach meinem Tode, stürbe ich im Elend, wie es wohl sein wird, bitte ich, diese Denkschrift irgendwo in einer gelesenen Zeitschrift zu veröffentlichen. Ihr alter getreuer L.

Einer hier, der Herr Bürgermeister Jargstorff, ein famoser Mensch, kennt genau meine financiellen Verhältnisse — wer kennt in meiner Heimath übrigens nicht „die Schulden des Herrn Barons" — u. würde sehr gern bereit sein, Unterhandlungen, Auskunft zu vermitteln, zu geben. Sollten Sie schreiben

vielleicht, so lassen Sie von Sich aus einfließen, daß ich nicht zu den Dutzend-dichtern gehöre. Als Dichter kennt mich hier Keiner. Sie wissen ja: Der Prophet u. s. w. Ihr D.

Denkschrift.

Ich klage nicht deßhalb, daß ich, durch meine Lage gezwungen, in ungeheurer Einsamkeit sitze, obgleich als erste Bedingung für einen Schriftsteller gilt, daß er mitten in der Welt stehen muß.

Ich klage nicht deßhalb, daß ich, durch meine unglückselige Geldlage bedingt, auch nicht die kleinste Freude habe, auch nicht die kleinste Anregung, obgleich ein Dichter immerwährende Anregung haben müßte, soll er Dichter sein. Die Folge ist gänzliche Versumpfung u. Austrocknung meines Geistes in den kleinlichen, erbärmlichen Verhältnissen meiner Umgebung.

Ich klage nicht, daß ich oft, sehr oft habe wirklichen Hunger erleiden müssen, in der Regel 3 Tage, einmal allerdings 5 Tage; denn es ist eine unerläßliche Bedingung für einen Deutschen Dichter — ich meine hier nicht den Fabrikanten — daß er, hat er kein Geld, hungern muß. Deutschland würde im höchsten Grade empört sein, könnte es nicht ab u. zu einen durch Hunger und Sorge wahnsinnig gewordenen Dichter ins Irrenhaus wandern lassen.

Ich klage nicht deßhalb, daß ich täglich, stündlich mich herumschlagen muß, meiner Schulden wegen, mit Advokaten, den Gerichten, Offenbarungseiden; daß jeden Tag der Gerichtsvollzieher bei mir ist, obgleich ein Dichter feinfühlig ist, und naturgemäß diese ewigen Belästigungen — schon allein die fortwährende Correspondenz mit meinen Gläubigern p. p. — auf jede größere Hervorbringung von Werken in denkbar schlimmster Weise einengend, zuschnürend, erstickend wirken müssen.

Ich klage deßhalb:

Der ewigen Demüthigungen wegen! Ich kann es nicht mehr ertragen.

An die schließliche Bezahlung meiner Schulden, die sehr hoch beziffert werden müssen, denke ich durch eigene Kraft; aber es sind einige tausend Mark nothwendig, soll ich überhaupt noch leben bleiben.

1. Nachdem eine fast 2jährige Krankheit mit schwersten Operationen hinter mir liegt, in der Alles bezahlt ist, bleiben mir noch zu bezahlen:

a) mein hiesiger treuer Arzt, Herr Dr. Neber,

b) der große Meister in Kiel, mein Operateur, ebenfalls auch als Mensch ein herrlicher, Herr Doctor Neuber.

Der Gedanke daran, daß sie noch nicht bezahlt sind, ist mir ein unbeschreiblich peinlicher.

2. Mir wurde meine kleine Bibliothek — der Schulden halber — vom Gerichte p. p. genommen: Mein Handwerkzeug. Sie ist für 500 M. noch zu haben; steht hier in Kellinghusen bei Herrn Julius Delfs, der sie angekauft hat.

Ich selbst dürfte sie unter keinen Umständen wieder haben, da sie von den Gerichten, Gläubigern, auf der Stelle wieder verkauft würde. Gegebenen Falles müßte diese kleine Bibliothek von einem angekauft u. mir leihweise solange überlassen werden, bis ich, nach Bezahlung meiner Schulden, sie von diesem wiederkäuflich erwerben könnte.

Ach, wie sehne ich mich nach diesen Büchern.

3. Einige 100 M., um ganz unerträgliche scheusliche kleine Schulden bezahlen zu können: Postboten, armer Schuster, Waschfrau p. p.

Das Unerhörte, mir ist's passirt:

Nicht von meinem Verleger, nicht von meinen Freunden gehen die Kritiken über mich mir zu, sondern von meinen Gläubigern; jedes Mal dann ist ein erneuter gerichtlicher Angriff auf mich die Folge, weil die Gläubiger mich für reich durch meine Bücher geworden glauben. Ich bin mehr als ein Märtyrer. Außerdem kauft ja kein Mensch meine Bücher. Ich bin, im Gegentheil, meinem Verleger viel Geld schuldig.

Ich klage nicht an: meinen Verleger, meine Verwandten, mein Vaterland. Hätten es in Deutschland einige reiche Leute gewußt, so hätten sie mir gern die Summe vorgestreckt.

Meinen Kaiser, mein Vaterland, die Armee, die ganze Jägerei liebe ich aus tiefstem innersten Herzen.

Meiner Ehefrau Augusta, Freifrau von Liliencron, kann ich nur in unendlicher Dankbarkeit gedenken. Sie hat in unausgesetzter Liebe und Treue und Aufopferung mich nie verlassen, mit mir gehungert, unaufhörlich mich getröstet.

K. H. 30. 7. 88.

Eben, mein sehr l. Freund, erhalte ich Ihren interessanten Brief [. . .]

Was Sie über die putzige, unerklärliche Hochemporkommung der Hofprediger sagen u. über die ewige furchtbare Kaiser-Anfingung, ist ganz in meinem Sinne. Doch finde ich Henckells Verse frech; sage mir aber, daß er nach 10 Jahren anders denkt. Ich komme immer mehr hinter Ihren Grundsatz, keine Zeitungen zu lesen. Zur Zeit lese ich nur noch, und zwar mit vielem Behagen — die Kreuzzeitung! Ja! Von ihrem greulichen religiösen Blödsinn natürlich abgesehen, habe ich bei ihrer Lesung sonst die innigste Freude. Denn kein Blatt ist so furchtlos wie die Kreuzzeitung. Es ist meine höchste Seelenfreude, in den Tod zu gehen für Kaiser u. Vaterland. Und ob mein Kaiser 4 Jahre ist oder 400 Jahre: ich ginge begeistert für ihn in den Tod. Das jüdisch-demokratische Gewinsel ist mir denn doch noch ekelhafter als die widerliche Kaiseranfingung. Es ist ja sehr gut, daß der edelste Mensch, der nach Christus edelste Mensch: Kaiser Friedrich III. gestorben ist. Sein Herz neigte stark zu dem gräßlichen Unsinn der socialdemokratischen Langweile u. allgemeinen Ver-

brüderung. Und nun bitte ich Sie, an die Folge zu denken! Die Bestiennatur unserer verruchten u. verfluchten Menschenrasse hätte natürlich (— o natürlich! —) nur scheußlichen Undank für die allumfassende Liebe dieses unbeschreiblich herrlichen Kaisers gehabt. Gut, gut, daß er todt ist. Hoffentlich hat Kaiser Wilhelm II. die Knute für das Menschengezücht in der Faust. Die ist besser. Ja, so sind meine politischen Ansichten. Ich bin Monarchist. Im Übrigen will ich auch keine Zeitungen mehr lesen. Es ist ja doch Alles Lug u. Unsinn u. Blech. [. . .]

So, nun will ich 4 Stunden in meinen menschenverlassenen Spaziergängen gehen (Dank! keine Bestien dort!). Ihr alter treuer, ja treuer Freund.

Der Einsame dem Einsamen.

K. 10. 8. 88.

Haben Sie Dank, mein geliebter Freund, für Ihren letzten Brief. Sehr interessant waren mir auch Ihre politischen Ansichten. Darin sind wir Beide derselben Meinung, daß die Politik sehr öde ist u. den menschlichen Charakter verdirbt. Ich, der Kreuzzeitungsmann, hasse natürlich alle freisinnigen u. demokratischen Parteien. Daß z. B. Bebel ein vortreffliches Herz haben kann, bezweifle ich nicht; zum größten Theil aber — außer einigen Schwärmern u. wirklich edlen Herzen — sind die socialdemokratischen Führer Bestien, die es nur auf den Augenblick abgesehen haben, wenn die große Plünderung beginnt. Und dann — gesetzt: der Wahnsinn einer socialdemokratischen Gleichstellung ließe sich durchführen — wie grenzenlos langweilig wird das! Nein, den socialdem. Unsinn verstehe ich nicht. Was ich verstehe, ist der Anarchismus. Er, er, er läßt sich sehen. Das lobe ich mir: da kommt das scheusliche Raubthier, genannt der Mensch, doch direkt u. ohne Heuchelei zum Vorschein. Im Anarchismus ist der beliebte Kampf: Einer gegen den Andern. Da stoßen wir uns gefälligst gleich auf der Straße nieder, ohne Rücksicht auf einander; ja, das ist doch wenigstens interessant. Die verfluchte und verruchte Rasse der Menschen kommt hier einmal in ihrer ganzen Bestiennatur so wundervoll zum Vorschein. Ei, ei, ei . . . das ist doch was; aber das Andere, wie unbeschreiblich langweilig, nüchtern u. philisterhaft. Nein, vive le roi! Und noch im verzweifeltsten Augenblick des Königthums sieht man an meinem Helm das blaue Blümchen der Treue. Der Kaiser ist nur ein Abglanz der Heiligkeit; für ihn u. mein deutsches Vaterland gebe ich den letzten Athemzug. Alles Übrige halte ich für Nonsens. Wie? Was? He? Etwa: Menschenrecht? Ha, ha, ha, Menschenrecht! Wann denn ist einmal ein Mensch — Mensch? Niemals! 100000 Rücksichten walten hier. Wie? Was? He? Brüderliche Liebe etwa? Köstlich, köstlich ist dies „brülljante" Wort. Brüderliche Liebe? Bei dieser schändlichen Mörder- u. Mord-Gesellschaft, Menschen genannt, brüderliche Liebe?

Wie? Was? He? Gleichheit etwa? Die Hyänen der Socialdemokratie — (die Anarchisten wie gesagt verstehe ich, das sind himmlische Kerle) — wollen Gleichheit? Wie? Was? He? Sowie mit 100,000,000,000 Tonnen Menschenblut auf eine Minute Gleichheit war, gleich schlagen sich die „Führer" die Brandpauken u. Petroleumfässer um den Kopf; dann wieder 100,000,000,000 Tonnen Menschenblut, u. es entsteigt aus ihnen der Dictator — Präsident — König pp. — Nein, nein: die Knute ist gut.

Doch genug von der Politik, Lieber; sie ist, wie ich Ihnen aus vollem Herzen Recht gebe, so überaus langweilig. Ich wollte, ich hätte Geld. Dann kaufte ich mir ein Gut — u. sähe wohl niemals wieder Menschen. Ich kann sehr gut Jahrelang für mich allein leben. Natürlich kommen wüthende Sehnsuchtsanfälle nach den anderen Bestien-Menschen. Dieser Geselligkeitstrieb ist uns zu tief, genau wie einzelnen anderen Thiergattungen, eingeimpft. Aber je mehr ich in meiner furchtbaren Einsamkeit die Gluthströme meiner Seele in mir selbst verrinnen lassen muß, je wohler fange ich an mich zu fühlen. Je grauenhafter wird mir der Verkehr mit den Menschen. Nun vollends hier, unter Bauern, deren Ideenkreis nie über die zweimeilige Bannmeile hinausgeht, von denen ich niemals ein anderes Wort höre, als von ihrem Kohlgarten; die noch viel tiefer stehen als ihre Kühe und Ochsen. Lieber! da wird man einsam; da muß man einsam werden. Ich fange an, mich mit heiterster Freude an den Tod zu erinnern, u. beginne immer mehr zu überlegen, wie ich wohl am „Anständigsten" aus der Welt kommen kann; u. Gewissen (Unsinn!) kenne ich nicht. [. . . .]

Aber ein Wort von Ihnen noch, lieber alter Freund. Sie schreiben:

Die Worte des sonst so weisen Moltke: „der Krieg ist ein nothwendiges Übel," fallen schon jetzt nach und nach der Lächerlichkeit anheim.

Das finde ich nicht. Die scheußlichen, zerkauenden Kinnbacken der Kriegsbestie werden niemals ruhen, weil wir — Menschen sind. Und deßhalb: Vis pacem, para bellum. Der Krieg wird ewig dauern; u. immer massenmörderischer werden. Sowie wir „abrüsten" würden, fallen wie hungrige Schakale Frankreich u. Rußland über uns her.

Lieber Freund, ich merke, Sie sind noch Idealist. Das ist mir ganz unbegreiflich. Sie kennen ja die Menschen so gut wie ich.

Allmählich hört auch bei mir alle u. jede Correspondenz mit den „litterarischen Genossen" auf, u. ich bin es ganz zufrieden. Je weniger Correspondenz wir mit den edlen „Fachgenossen" haben, je besser. Sie kennen ja unsere Deutschen in litterarischer Beziehung. Neid, Haß u. Mißgunst sind eben unausrottbare Raubthiere. Deßhalb nicht nur der ewige Krieg zwischen Völkern u. landsmännischen „Brüdern", sondern auch in den einzelnen „Branchen", besonders in der „Branche" der edlen „teutschen Tichterzunft". So ist es!!!

Ihr D. L.

[. . . .] Ich bin der krasseste Naturalist! Ich erwarte Nichts vom Leben als Ärger, Ekel, Schändlichkeiten. Die Menschen — always excepted the present company — alle sind für mich die größten Schufte (— ich selbst an der Tête —), die nur darauf ausgehen, zu betrügen. Ich sage aber — weil ich Atheist bin, wenigstens Atheist, wie es die blöde Menge auffaßt —: das Menschenvieh ist so angelegt von Hause aus. Also wir — always excepted present company — Bestien können ja gar nicht anders.

Um es auch noch einmal zu wiederholen: ich freue mich, daß das Magazingewehr höher (in der „Jetztzeit") gilt als die herrlichste Dichtung (Lyrik) Goethe's. Wie? Sollen wir uns von giftgeschwollenen, neidischen, ekelhaften Franzosen und Russen etwa durchprügeln lassen? Die würden einmal wirthschaften in Deutschland. Wie? Was? Liebster, wenn ein Kosack Ihnen die Nase aufschlitzte? Nein, Nein! Das Magazingewehr und — dann die Dichterei. Mein Gott — außer dem kleinen Verdienst, daß unsere kleine muthige Schaar (Bleibtreu, Sie, Conrad und einige Wenige) es vermocht haben, die Butzenscheibenlyrik zu verdrängen, ist doch noch nichts geschehen. Bei uns sind es Alles noch Anfänge. Wer in aller Welt soll sich denn für unsere Litteratur interessiren? Ich frage, liebster Freund, wer? Der Dichter gilt in Deutschland überall als Narr. Sehn Sie die erste beste Nummer der „Fliegenden Blätter" an, da sehen Sie, was Deutschland vom Dichter hält. [. . . .] Ich halte, glaub' ich, einen Kammerdiener höher als den Dichter, und so denken auch alle andern Deutschen, völlig gleichgültig ob sie Prinzen, Schuster, Excellenzen, Droschkenkutscher pp. sind. Ja, ich frage: wer soll denn Interesse haben für unsere Litteratur. Die Buchhändler stecken ihren Kunden Baumbach pp. in die Hand. Anderes kennt Deutschland nicht. Man erzählt von Bismarck, daß er sich wenig liebenswürdig über Heyse geäußert habe. Bismarck ist Realist und Naturalist, da ist seine Äußerung erklärlich. Aber diese Äußerung giebt mir zu denken: Man sieht daraus den Werth unserer Litt. Wie gesagt: unsere Schule hat noch nichts hervorgebracht, wir sind nur die Vorläufer. Daß ein solcher Riesengeist, ein solches Genie, wie Bismarck, vor dem ich mich in den Staub beuge, seines Genies wegen, keine Lust an der Litt. hat, ist selbstverständlich. Der hat wahrlich Wichtigeres zu thun als Verse zu lesen. [. . . .]

Daß Sie meinen: Magazingewehr pp. deßhalb müsse der Dichter verhungern pp., ist ja im höchsten Grade richtig gesagt. Aber — wie denn soll es anders werden? Die Menschen — nun, die Menschen: die Menschheit wird mit jeder Erfindung — (eine neue Erfindung dient jedesmal dem Grundgedanken jedes Einzelnen: nun noch besser den Andern zu übervorteilen pp) — schlechter. Die Ideen der Socialdemokratie, allgemeine Menschenliebe u. s. w. halte ich für Wahnsinn, Blödsinn, weil sie gegen die Natur des Menschen

sind. Nein! Kaiser und Vaterland, u. so lange Magazingewehr, bis wir sicher sind, nicht überfallen zu werden. Und wann wird der Fall eintreten? Nie!!!

Ihr Liliencron.

K. 8. 11. 88.

Mein hochverehrter Freund [. . .] In Betreff Ihres vorletzten Schreibens (Caligula) war ich zweifelhaft, ob es ersprießlich wäre, in einem Briefwechsel zu bleiben, wo so sehr die politischen Ansichten auseinandergehen. Gerade finde ich die Rede des Kaisers vortrefflich. Diese Halunken! die immer Maul voll haben im Geschimpfe auf Militair und Polizei, um sofort, diese Feiglinge, sich hinter die Soldaten zu verkriechen, wenn Krieg oder Revolution in Aussicht stehen. Mit der Reitpeitsche hätte er sie züchtigen sollen. Ja, das sind diese Hunde, die das eben erstandene Deutschland wieder vernichten wollen. Diese Elenden, die da mit Allem im Verein sitzen, was hämisch lauernd in Inland und Ausland lebt, und nur den Augenblick ersehnen, wo's „losgeht": Ultramontane, die sogenannten „Freisinnigen", Feudaladel á la Kreuzzeitung, Socialdemokraten, und wie das Gezücht sonst noch heißt. Ich aber schreie: Hoch mein Kaiser! und heilig ist mir mein deutsches Vaterland. . .

Liebster! Ich halte Sie — nehmen Sie es mir nicht übel — für etwas starrsinnig und eigensinnig. Mein Gott, ist es denn diese Welt werth, daß man sich soviel ärgert? Nein, und abermals Nein. [. . . . .] Ihr L.

Kellinghusen, Holstein, 17. 9. 89.

Hochverehrter u. sehr l. Freund! Dank für Brief u. die Lt. Blätter. Obgleich es mir wieder nur ein pro domo-Wort des energischen, wunderlichen Bl. zu sein scheint, so thut es andrerseits nichts, daß die infame Zeitungsbande einmal tüchtig gerüttelt u. geschüttelt wird. Der Hochmuth dieser Leute übersteigt alle Grenzen. [. . . . .]

Neid herrscht natürlich auch im Offiziercorps wie überall, aber doch nicht im Entferntesten ein solcher Neid u. „Neidhaß" wie in der geehrten Schriftstellerwelt. Im Ganzen ist es eine unendlich ruppige Bande. Von Kameradschaft keine Spur. [. . .] Hol mich der Satan: Ein Dichter wälzt, vermöge seiner geistigen Beanlagung, Anderes in sich umher als der Kesselflicker, und doch verlangt die Welt durchaus den Dichter u. den Kesselflicker in ein Heringsfaß. Dieser Scheißkerl von einem Philister, dieser infame „bourgeois"; ich hasse ihn, wie ihn nur ein Socialdemokrat hassen kann. Ihr Liliencron.

Dr. Pickles/ Eine Zukunftsmythe von Johannes V. Jensen

Revenons à la nature, sagte Dr. Helge Pierrepont Pickles, indem er sich gegen die Balustrade des gyroskopischen Zugs lehnte und mit dem rechten Arm ein eben erhaltenes drahtloses Telegramm entfaltete, während er mit dem linken, der künstlich war, seinen Vortrag pointierte, indem er hin und wieder einen Satz durch ausdrucksvolle Gesten seines rechten Beines betonte, das auch künstlich war und auf sehr feine Nuancen reagierte. Dr. Pickles sprach außerordentlich fließend, und die kunstvollen Glieder knarrten wundervoll, indem sie ab und zu durch ein leises Knirschen, nicht ungleich dem, das der gewisse Coleopterer mit seinen Mundteilen hervorbringt, die Auswechslung der elektrischen Maschinerie verrieten, deren fabelhaft kompliziertes System von Helge Pierrepont Pickles wie ein intellektuelles Spiel beherrscht wurde.

. . . In zehn Minuten wird dieser Zug mich zu meinem Landsitz gebracht haben, 140 Kilometer von meinem Kontor in der Hauptstadt entfernt. Dadurch liegen, wie Sie sehen, $1^{1}/_{3}$ Grad zwischen meiner ungeheuer forzierten Arbeit im Zentrum der Großstadt und meiner Erholung auf dem Lande. Die Durchführung dieser Luftveränderung, zu der frühere Generationen ein Leben gebraucht haben und die sie meistens nur nach einer Richtung vornahmen, mache ich jeden Tag in beiden Richtungen. Vormittags Geschäfte, den Rest des Tages pflanze ich meinen Kohl, — womit ich meine Orchideen meine. Ich habe augenblicklich eine seltene und kostbare Gongora in Blüte, und dieses drahtlose Telegramm, das ich eben empfangen habe, teilt mir mit, daß sie auf der Orchideenbörse in London für 1100 Pfund an einen Fürsten verkauft worden ist, dessen Braut sie schmücken soll. Annehmlichkeiten des Landlebens. Außer meiner Orchideerie vermiete ich kleinere Areale zu Laubenkolonien für das Proletariat; die Flucht aus der Stadt, mein Herr, die im vorigen Jahrhundert anfing und immer mehr um sich griff, hat naturgemäß zur Anbringung von flüssigem Kapital in Landbesitz herausgefordert, wohlgemerkt, in damaliger Zeit, und glücklicherweise habe ich zu jenen gehört, die auf diesem Gebiet ihrer Zeit voraus waren. Eine einfache Berechnung sagte mir, daß der wachsende Verkehr schnellere Eisenbahnen zeitigen würde, was ja auch zugetroffen ist, und daß das Gebiet, das man den Erholungsgürtel nennen kann, in eine größere Peripherie um die Stadt hinausgeschoben werden würde, weshalb ich ganz ruhig eine Wildnis, mehrere Tagereisen entfernt, aufkaufte, weit draußen in dem dunkelsten Bauernland. Jetzt reichen die Vorstädte bis dorthin, und mein Grund und Boden kann schlechterdings nicht durch Geld aufgewogen werden. Man spricht von der Reserve der Bauern, womit man wohl diese Art Bodenspekulation gemeint hat . . .

Hier schlug Dr. Pickles eine kindliche Lache auf und ließ, auf einem Bein

stehend, sein rechtes künstliches einen Augenblick durch die Luft sausen, daß es nur noch wie eine Glorie anzusehen war. Ebenso schnell hielt er es aber wieder an, indem er Benzin durch ein Ventil am Knie ausließ, worauf er fast drohend ernst wurde:

Sie irren nicht, wenn Sie glauben, daß ich ein Zyniker bin. Aber ich bin ein natürlicher Mensch. Durch die moderne Zivilisation geht ein Heimweh, eine Sehnsucht zur Rückkehr nach dem einfachen Ich. Laßt uns natürlich sein. Überall sucht man das Primitive, nicht wahr, das Ganze, die rücksichtslose Urkraft, mit der man sein Wesen erkennt und hebt. Die großen Gefühle sind tatsächlich zurückgekehrt, sowohl in der gradlinigen Energie, mit der geschwindelt wird, als auch in der Bewunderung, mit der man dem Verbrecher folgt, solange er nicht stückweise handelt. Die Zeit will Natürlichkeit und ihr wird das zuteil, was ihr not tut. Diese Rückkehr zur Natur im sublimen Sinne, diese innere Freimachung charakterisiert gerade meine Persönlichkeit. Ich bin Parasit.

Gestatten Sie mir eine Erklärung. Eine Pflanze war der erste tierische Organismus, der den Richtweg fand, sich durch eine andere Pflanze zu ernähren, statt selbst mühsam die gebundenen, organischen Stoffe aus der Erde zu spalten. Hierdurch, in Parenthese bemerkt, meine Vorliebe für die Orchidee; sie ist auf dem Weg zum Tier. Aber dieser Richtweg in der Natur, sage ich Ihnen, ist das Gesetz für jede neue Entwicklungsstufe. Wo ein Mensch einen anderen ausnutzt, entsteht Kultur, kraft eines arbeitssparenden Prinzips. Ich bin Antropophage. Ein Blick auf meine Züge wird Sie davon überzeugen, daß ich in einem unheimlichen Grade an einen Kopf auf einem Bild von Breughel erinnere, an den Mageren, der in die Backe des Fetten beißt. Das gleicht jedenfalls meinem Appetit. Von mir hat Joseph geträumt, als er die mageren Biester vom Strande kommen sah, die die fetten verschlangen, ohne daß sie dadurch satter wurden.

Dr. Pickles nahm seine 32 Zähne aus dem Mund, hielt sie im ausgestreckten Arm von sich ab und ließ sie nackt durch die Luft grinsen, worauf er sie wieder mit einem Knall an ihren Platz setzte.

Also ich ernähre mich auf Kosten anderer. Forschen Sie nicht nach meiner Moral, fragen Sie nach meinem Glück. Da aber die Natur nicht arbeitende Organe verfallen zu lassen liebt, hat dieses kraftsparende Prinzip seine Kehrseite. Hohe Kultur, die bequem durch Raub erworben worden, führt notwendig Degeneration in anderer Beziehung mit sich. Sie sehen, daß ich Invalide bin. Die Anlage dazu liegt bereits viele Generationen zurück, indem meine Vorfahren soweit ich sie verfolgen kann, sich ausschließlich durch ehrenwerte Bemühung anderer ernährten, wodurch sie alle mehr und mehr verfeinerte Individuen wurden, alle durch diesen oder jenen anatomischen Schwund gezeichnet, Mangel an Kinn, bisweilen an Geschlecht, ja, sogar, verstehen Sie mich recht, in bild-

lichem Sinn durch Mangel an Kopf. Meine Biologie bietet, wie Sie leicht erkennen werden, eine wenig schmeichelhafte Analogie mit der des Adels, für wen wenig schmeichelhaft, will ich ungesagt sein lassen. Diese Disposition in meiner Familie trug in Verbindung mit gewissen Umständen bei meiner Entstehung zu einer frühzeitig embryologischen Atrophie bei, wodurch ich den linken Arm und das rechte Bein bereits im Mutterleib zusetzte. Räumen Sie indessen ein — abgesehen davon, daß die Fähigkeit meiner Familie auf Kosten anderer zu leben, bei mir nicht geringer geworden ist —, daß man eine so hohe Entwicklung der modernen Technik, wie sie durch meine künstlichen Glieder repräsentiert wird, ohne meine physische Unvollkommenheit nicht erlebt haben würde. Gestatten Sie mir, Ihnen den illustrierten Katalog der Fabrik für künstliche Gliedmaßen mit Evaporation und Dynamik, Limited, zu überreichen, eine Aktiengesellschaft an der ich beteiligt und für die ich Agent bin.

Appelliere ich an Ihr Mitgefühl? Ich bin nicht ordinär. Meine Invalidität verleiht mir wirklich alle Vorteile, auch diejenigen, die Sie auf Ihrer Seite zu haben meinen, mein Herr, ich besitze durch meine körperlichen Fehler ein sehr bedeutendes Verteidigungsmittel, indem ein an und für sich lächerliches, aber tief eingewurzeltes und sehr opportunes Vorurteil den Krüppel gegen jede Gewalttätigkeit schützt, ein Umstand, der zu meinem vollkommenen, persönlichen Schutz dient und selbst Leuten mit den glänzendsten Fertigkeiten mir gegenüber nicht die geringsten Chancen gibt. Physisch genieße ich also, wenn auch sozusagen im konkaven Sinne, alle Vorteile eines Athleten. Ich selbst möchte jedoch gewisse innere Eigenschaften, evolutionsmäßig gesehen, als die hervorragendste Eigenart meines Typs bezeichnen, nämlich meine Lebensanschauungen.

Dr. Pickles nahm sein Glasauge heraus, putzte es und setzte es wieder ein:

Ich bin Sammler von Lebensanschauungen. Es gibt wenige, die ich mir nicht angeeignet habe. Bereits in jungen Jahren habe ich, natürlich begünstigt durch meine Konstitution, jede Lebensanschauung, die durch Lektüre erworben werden kann, gesammelt und einregistriert, sämtliche Religionen und philosophischen Systeme, außerdem alle Sonderbetrachtungen, die wichtigsten, typischen Wahnvorstellungen und eine Auswahl Weltbetrachtungen, die unter die Kategorie reiner Blödsinn gerechnet werden müssen; es wäre eine Unmöglichkeit, sich diese vollzählig anzueignen. Daß ich die individuelle Eigentümlichkeit jeder einzelnen Person, mit der ich im Leben in direkte Berührung gekommen bin, angenommen habe, versteht sich von selbst; einige der hübschesten Charaktere, die man sich überhaupt denken kann, sowie die abscheulichsten sind in meiner Sammlung.

Wollen Sie mir glauben, daß es lange Zeit eine bestimmte Klasse Menschen gegeben hat, deren innere Form und moralischen Habitus ich mir nur durch fast ungeheure Anstrengung angeeignet habe, nämlich diejenigen, die sich durch eine

gewisse, selbstverständliche Freiheit im Wesen und Auftreten auszeichnen, die wirklich Freigeborenen, von denen Ihnen vielleicht Beispiele begegnet sind. Sie sterben aus, es gibt nicht mehr viele davon, aber ich habe dennoch genug gekannt, um ihrem Charakter eine Art Unvergänglichkeit in meiner Sammlung zu sichern. Sie können doch nicht leugnen, daß ich mit einer bedeutenden Offenheit auftrete, nicht wahr, dieses Freimütige, der freie Mann, der nichts zu verbergen hat; diese Charaktereigentümlichkeit habe ich von den wenigen Gentlemen gelernt, die mir in meinem Leben begegnet sind. Im allgemeinen hat die Aneignung von sogar recht fremdartigen und fernliegenden Lebensanschauungen mir keine Mühe gekostet, ich kann Sie versichern, daß gerade die eigenartigsten und exzentrischsten nicht viel Kopfzerbrechen machen.

Natürlich folge ich mit der Zeit. Ich darf wohl sagen, daß ich immer einer der ersten bin, der sich einen neu auftauchenden Gedanken aneignet. Etwas Epochemachendes ereignet sich selten, aber ich nehme alles mit, jede neue Sache, all die kleinen Blitze, die nach Originalität schmecken und sich ein Jahrzehnt oder so halten können, ich nehme sie in mir auf und mache sie mir zu eigen, sie leben glücklich in meiner Verdauung weiter, ebenso wie die Muse in den Adern der Katze wiederersteht; meine Gelehrigkeit ist wie ein zweites Leben für die Ideen aller anderen Menschen. Nun, man kann auch zu bescheiden sein; ich könnte ein oder zwei tragende Gedanken nachweisen, die von Genie geprägt sind, und die jeder Zeitgenosse als meine eigenen betrachten wird. Sehen Sie, es gelang mir diese kostbaren Ideen zu monopolisieren, indem der Urheber entweder hoffnungslos anonym blieb, sich totschweigen oder auf andere Weise eleminieren ließ. Eigentlich produktiv, ursprünglich, bin ich ja nicht, deshalb brüte ich nicht ohne Eifersucht über diese wenigen originellen Sachen, die ich in meiner Sammlung habe. Man kann sich durch erfolgreiche Selbstsuggestion wirklich dazu bringen, zu vergessen, woher man sie hat. Was aber diese wirklich wertvollen Funde anbelangt, so muß ich gestehen, daß der Besitz derselben mit dem Gefühl einer inneren totalen Leere verbunden ist. Wie Sie wissen, kann der Verbrecher es nicht lassen, um den Ort seiner Tat zu kreisen, genau so empfinde ich den Urhebern der Ideen gegenüber, die ich mir zu eigen gemacht habe, ich muß an Sie denken, sie gehen mir wie eine Verfolgung durch die Seele. Da ich indessen kaltblütig genug bin, um zu wissen, daß jedes psychische Leiden seinen organischen Ursprung hat, so helfe ich mir, dadurch, daß ich ein Aloepräparat einnehme und auf der Treppe der Person, die zu meiner Sammlung beigetragen hat, quittiere. Ein gemeiner Streich verwischt den anderen. Geistiges Eigentumsrecht ist ja immer eine mißliche Sache. Ich hatte mal einen Fall, wo ein Mann, von dem ich einen genialen Gedanken hatte, auf Indizien verurteilt und davon überzeugt wurde, daß im Gegenteil er es sei, der seine Erfindung von mir habe! Der Mann war nämlich genial genug, sich beim Publikum zu beschweren!

Dr. Pickles brach in ein herzliches Gelächter aus und evaporierte aus Arm und Bein, daß es nur so pfiff.

Jetzt glauben Sie wohl, daß meine gesammelten Lebensanschauungen nur eine Passion von mir sind, daß sie numeriert in meinem Gedächtnis ruhen und nichts weiter bedeuten. Aber das ist ein Irrtum von Ihnen. Sie vermischen sich praktisch mit meinem täglichen Leben, sie bestimmen meine Handlungsweise. Ich bin aus diesem Grunde vielseitig wie wenige. Die Psychologie besitzt nicht eine einzige Difinition, die nicht auf Äußerungen meiner Initiative angewendet werden kann. Mein umfassendes Seelenleben macht mich kriechend und brutal zugleich, je nachdem ich Kapitalist oder Sozialdemokrat bin, alle Temperamente stehen mir zur Verfügung, ich nähre mich von jeder Verirrung. Während ich in so hohem Maße modern bin, daß ich mich selbst als Freiheitsmensch bezeichnen kann, teile ich mit wirklichem Interesse die häßlichsten Verirrungen des Obskurantismus, ich bin Anarchist und Reaktionär, Suffragette und griechisch-katholisch, Jesuit, Sozialist, aus Respekt vor der Majorität Mohammedaner, aus Neigung Aristokrat, durch mein Geschlechtsleben Pavian, ich bin wohltätig auf offener Straße, und sauge arme Familien im Hinterhaus, deren Mitglieder sich mit dem Ungeziefer auf der Treppe herumschlagen, bis aufs Blut aus, ich bin Friedensfreund und Totschläger, Atheist und Wiedertäufer, Theosoph und Grundtvigianer, Derwisch, Bettler und Bankier, kurz gesagt, ich stehle. Ich bin ein geborner Dieb und habe meine Anlagen durch Trainieren erweitert.

Während des Vorhergegangenen hatte Dr. Pickles ein Bund Dietriche aus der Tasche gezogen und sie wie eine Begleitung zu seinen Worten herumgeschwenkt, jetzt hielt er plötzlich damit inne, so daß man sie alle sehen konnte, und rief aus:

Glauben Sie mir, ich breche jeden Tag bei mir selbst ein, wenn ich aus dem Geschäft komme! Ich breche bei mir selbst ein. Und wenn ich nach umständlicher und schlauer Durchspähung des Hauses und der Treppe die Tür mit dem Dietrich geöffnet habe, schleiche ich in meinen eigenen Zimmern mit einer kleinen Diebslaterne umher, einer funkelnagelneuen englischen Erfindung, mit radioaktiver und automatischer Zündung, ich brülle mir selbst vor dem Spiegel hands up zu, ich nehme kubische Maße von dem Inventar. Mein Schlafzimmer ist genau wie eine Zuchthauszelle eingerichtet! Alles was ich besitze, ist erschwindelt oder gestohlen. Ich hasse rechtmäßigen Besitz. Mein ganzes Eigentum hat eine Patina, durch die wird es unschätzbar, es gehört eigentlich anderen. Ich besitze Dinge, die ich sogar mehrmals gestohlen habe. Als Gauner besitze ich Phantasie, wirkliche, echte Schöpferkraft. Sie werden wohl schon lange geahnt haben, daß ich Jurist bin. Natürlich, denn obwohl ich Privatdieb bin, wollte ich doch nicht auf den Vorteil verzichten, meine Finger öffentlich legalisiert zu bekommen.

Und ich bin verdorben. Ich besitze Häuser in der Stadt, wo man lebt. Ich selbst behalte mir nur ein Guckloch vor, ich, der Besitzer, ein ganz kleines Loch in der Wand, wodurch ich ungesehen alles verfolgen kann. Das ist mein Familienleben, so sitzt das Heimchen am Herde. Bin ich nicht widerwärtig?

Aber — und Dr. Pickles bleifarbige Züge nahmen langsam einen ehrlichen Ausdruck an — jetzt sehne ich mich trotzdem nach etwas anderem, nicht nach etwas Neuem, sondern nach etwas, das ich entbehre. Die Losung der Zeit ist, wie Sie vielleicht gehört haben, Gefühl, echtes Gefühl. Mein Charakter ist auf eine Weise echt genug und ich diene dem Selbsterhaltungstrieb so effektiv wie man es nur verlangen kann, aber das ist es nicht. Ich fühle den Mangel an Naivität, mein Herr, an einfacher Struktur, mit einem Wort an Wärme. Meine ganze blendende Aneignungsfähigkeit kann nicht darüber wegtäuschen, jedenfalls mich selbst nicht, daß ich nicht bin. Weh! Weh! Innre Wärme, Seelenwärme, Mittelpunkt! Man hilft sich mit Schadenfreude, bleibt aber doch unbefriedigt. In allernächster Zeit reise ich nach Paris und will mir bei selber Gelegenheit etwas echte Natürlichkeit in meine künstlichen Extremitäten einführen lassen, jedenfalls in eine derselben.

Der gyroskopische Zug, im Volksmund „Skope" genannt, hielt, und Helge Pierrepont Pickles stieg aus, von einem Lächeln der Mitfahrenden im Kupee begleitet, die ihn kannten und wußten, daß er in Wirklichkeit ein kleiner, unschädlicher und strebsamer Antiquitätenhändler aus einer Seitenstraße in der Stadt war.

Die Petersburger Welt/ von Paul Barchan

Auf dem breiten, freien Platz des feierlichen Marientheaters ist es sonntäglich vor Mitternacht so, als machte alle Sehnsucht der Welt nach Glanz und Glück hier Halt. Zu beiden Seiten schwere finstere Reihen pompöser zweispänniger Privatequipagen, auf leichten Rädern, appetitlich lackiert, das schwere Geschütz im Kampfe der Gesellschaften um die Gesellschaft, mit den schlummernden bombenschweren, protzig-gepolsterten Kutschern auf dem Bock; im weitern Umkreise nach den Straßen und Gassen sich fortpflanzend die Kohorten hunderter und aberhunderter von Mietsdroschken, ewig einladende Kutscher, armselige Bäuerlein des großen geduldigen Rußlands.

Da drinnen, im halberleuchteten Vestibül harren die livrierten Diener; schlanke, schöne Kerle, dunkeläugig und bläulich glattrasiert. Sie sprechen wenig untereinander und halten schwere, weiche Pelze und luftige seidne Schals den Herrinnen bereit; wie wachende Engel stehn sie da mit verbissenem Mund und wissenden, schweigenden Augen, so, als kennten sie wohl die Süßigkeit und den Zauber und die Macht des ihnen Anvertrauten, und der ihnen Anvertrauenden; ihre Nasen sind gerade so stolz wie es Engeln ziemt; vielleicht fließt in ihren bäuerlichen Adern gräfliches Blut, das sie hierher getrieben, in diese Luft, wo ihre Nerven die süße Peinigung empfangen. O, ihr! —

Das Vestibül wird hell erleuchtet, ein Rauschen und Strömen, ein Klappern und Klatschen und Rufe, als wäre Rebellion los; das Ballett ist zu Ende.

Gendarmerie und Polizeikommissare mühen sich ab in das Gewühl Ordnung zu bringen. „Iwan! Michaïll! Pherapont! Mischa von der Kirotschnaja!" Die Namen von Kutschern und Straßen werden hinausgebrüllt, das schwere Geschütz fährt vor. Es ist ein Gewirr, ein Chaos, das sich löst, ins Strömen geleitet wird, just wie die Instinkte und die Beziehungen eben dieser Welt. Die Damen, die hilflos zu werden lieben, sobald sie die Männer zu schützenden Kavalieren machen können, stehn da, dem Kampfe ratlos zuschauend, mit geschürzten Pelzen und Roben und kindlich gewordenen Augen, und der Mund fast flehend, während die Herren sich ins Treffen stürzen. Die gutgebauten, so gar nicht schlanken Zöglinge des Nicolailyzeums und der Rechtshochschule, dieser beiden Internaten für die Aristokratenjünglinge, prächtige, etwas slawisch-weiche Gestalten, von jener schläfrigen Weichheit, die ein forciertes, sensitives Leben bedingen, mit in der Mitte gescheiteltem, glattem, glänzendem Haar unter dem Dreimaster, hohem Goldtressenkragen und langem Degen; mit den mystischen Augen, die ihrer ganzen Erscheinung etwas Romantisches verleihen, sie zu Figuren der zwanziger Jahre stempeln, als wiederholen sich, als spiegeln sich in ihnen all die Streiche, die Traditionen wieder, das ganze Leben der russischen

sorglosen, glänzenden, selbstherrlichen Aristokratie verflossener Generationen. Auch die Petersburger Gardeoffiziere sind dabei, die kleine Kaste russischer Offiziere, die wirkliche Offiziere sind, nicht etwa wie die der preußischen Garde: trainiert, akzentuiert, stilisiert, — es sind schwere Gestalten von einer phlegmatischen Geschmeidigkeit, mit dem unverkennbaren Stempel verwöhnter, schöner Männer, von jener besonderen männlichen Schönheit der russischen Aristokratie, mit den etwas vollen Gesichtern von einer zarten, frauenhaften Haut, mit den ebenmäßigen Zügen, dem leichten, kitzelnden Schnurrbart und den dichtbewimperten, schamlosen Liebesaugen; so recht! — Auch der Ehemann steht am Wagen, um als letzter einzusteigen, im offnen Pelz über dem gut gemachten Frack, mit dem kleinen, gestutzten Bärtchen mit etwas nachlässiger Haltung, mit dem gleichsam verlegenen Lächeln auf dem gütigen, offenen Russengesicht.

Die Dame nähert sich in wohlberechneter Geschürztheit, mit vorsichtigen, gleichsam tastenden, doch sicher bemessenden Schritten dem Wagenschlag, indem sie knapp, doch siegesstolz ausschreitet; o sie weiß, wieviel Sehnsucht und Ergebenheit sich an ihre Ferse heftet, wieviel konzentrierte Schönheit diese paar Schritte ausströmen, sie empfindet wohl, wieviel Voraussetzungen nötig waren, um diese kleine Vorführung zu einem Gnadenakt zu stempeln, wie das Blut, die Nerven, die Augen geschärft sein müssen, mit wievielen Giften durchtränkt, um dieses Schauspiel genießen zu können. Aus dem blumenweichen Gewühl der Pelze, Seide und Spitzen huscht hervor ein akzentuiertes Füßchen, klein und schmal, von einer edlen Ökonomie, als hätte die Gottheit all seine Tage daran gemeißelt, um die Nächte hindurch es durch Sehnsucht und Träume zu vervollkommnen. Ein Knöchel, dünn und schlank, der im Glanz des rosaseidnen Strumpfes etwas metallisch Festes erhält, und dann die knapp satte, grausam süße, schimmernde Wade huscht hervor und dann wieder weg. Und der Traum und das Glück sind verschwunden! Um meine Ergebenheit zu lohnen, hat sie im Einsteigen den Kopf mir zugewendet, der umflorte Blick ihrer schweren, wohl unheilschwangern Augen ist mir bis in den Nacken gegangen; und ihr Lächeln zittert in mir nach. Dieses eigne Lächeln der russisch-slavischen Frauen von Geblüt, dieses berückende Gemisch von spielerischer Wollüstigkeit, von selbstquälerischer Leidenschaftlichkeit, von einer unbewußten, ganz besonderen Geziertheit, darin forcierte Erotik und schwärmerische Askese balancieren, darin die Grazie des Blutes und gepflegte, ungestillte, gebremste Stürme des Willens sich spiegeln, dieses ureigne russische Frauenlächeln, darin verbrecherische Sinne und ein engelhaftes Herz kämpfen, von einer wesenlosen Schmerzlichkeit geadelt, dieses Lächeln, das aufzufangen nur einem Einzigen gegeben war, unserm Meister Somow, der hier russischer ist als alle allrussischen Heiligen- und Kostümschilderer! —

Süße Niedertracht, wie liebe ich dich!

Ueber die Kußbrücke geht der Weg nach dem Kai des Mojkafluſſes, dort wo dieſer ſich mit der Großen Morskaja vereint. Der Lakai ſitzt auf dem Bock, ſchlank und ſtramm, mit gekreuzten Armen und ſcharfkonzentriertem Feldherrnblick, als leite er eine gefahrvolle hölliſche Fahrt, neben ihm der mächtig gepolſterte Kutſcher, halslos, mit dem hohen, impoſanten Rücken, vornübergebeugt, die Zügel weit von ſich ſteif in den vorgeſtreckten Händen haltend, beide unbeweglich, monumental, ein Symbol des disziplinierten Gehorſams, während die gepflegten Pferde ſelbſtgefällig, kokett mit den dünnen, federnden Beinen ausholen.

Der Frühling in Petersburg kommt ſpät und plötzlich, aber jetzt empfindet man das erſte Zittern, das erſte Rieſeln, das erſte Flimmern des Frühlings. Die Luft iſt herb und leicht und durchſichtig, von einer beſondern Friſche wie ſie wohl nur Petersburg um dieſe Jahreszeit hat, als wollte dieſe rauhe, graue, kapriziöſe Stadt ihre Kinder für all die Tücke ihrer Lüfte ſchadlos halten, lohnen, als wollte ſie für manchen Moment ihnen die Sinne und die Nerven ſtreicheln. Ein kleiner, milder, gütiger Froſt, genügend, um die Luft kriſtalliſch zu geſtalten, um den Boden zu reinigen und zu härten, die Nebel zu verſcheuchen; von jener wohltuenden verjüngenden Kraft der letzten Fröſte, die den ganzen Zauber der nahenden weißen Nächte ahnen laſſen, aber nicht jene traumhafte Willenloſigkeit aufkommen laſſen, ſondern eine gewiſſe federnde, vorwärtstreibende Zuverſicht. Auf der Mojka liegt eine dünne, ſchillernde Eiskruſte, die ſich zu bewegen ſcheint, mit glitzernden Kriſtallen, einem verſchwiegenen Schleier gleichend. Eine gegenſtandsloſe Verliebtheit ergreift einen, während das Herz urplötzlich weit und in Güte zu ſtrömen beginnt, man atmet tief und mit einem Gefühl der Huldigung die Luft ein, die ſelber verliebt erſcheint. Man glaubt plötzlich, und weiß nicht woran, man will, und weiß nicht was. Man fühlt ſich verwandt den kahlen, armen Bäumchen, die da herumſtehen, dem Schimmern einer fernen Gaslaterne, dem wundervoll rhythmiſchen, durchſichtigen Klange der leichten Pferdehufe und dem weichen Schlürfen der Gummiräder und den graziöſen Linien der ſchmalen Kettenbrücke neben der kleinen deutſchen Kirche. Eine große Dankbarkeit ſteigt in einem auf ob all dieſer lieben Sachen, die Leben gewinnen.

Während Equipage auf Equipage an einem vorüberzieht und das frohe, helle Stampfen nachhallt, während man mit den Augen die leichten Reihen all der ſchweren paläſtlichen Häuſer der Grafen und Fürſten ſtreift, ſteigt in einem eine Freudigkeit auf, man möchte die Pracht umarmen, man wird von Stolz und Dankbarkeit gehoben darob, daß an die hundert Millionen Bauern eines unermeßlich fruchtbaren, brachliegenden Landes in Knechtſchaft hungern, im Hindämmern arbeiten, damit hier im oberſten Winkel Rußlands, faſt nicht mehr in Rußland, eine beſſere, innere Freiheit gelebt, ein Nichtstun der Pracht und Schönheit gewidmet bleibt, damit eine beſondere, vielleicht ſchwindende Art erhalten bleibt, ein Muſeum der Menſchlichkeit, wie es der weiſen Ökonomie und

dem kapriziösen Traum einer Gottheit gefällig ist. Und während man auf dem breiten Weg ausschreitet und durch das Genießen reicher und härter geworden, erschließen sich einem mit einem Schlag die Sinne für den einzigen Stil von Petersburg. Fremde Architekten, fremde Künstler, fremder Adel und fremde Herrscher kamen nach Petersburg und schufen diese Stadt. Sie brachten mit die fertigen, vollendeten Formen ihrer Heimat und ihrer Epoche, die künstlerische Disziplin ihrer Bildung, die Noblesse im Aufnehmen, den offnen Sinn für das Wertvollere, Wahrhafte; und hier offenbarte sich ihnen der Geist dieses Landes, die behäbige, weitausholende Geste und der leidenschaftliche Rhythmus dieses Volkes, der schwere Rücken und das leichte Blut, die Liebe für das Breite, Weite, Pompöse und für die Grazie und die innere Beweglichkeit. Sie nahmen die europäische Hülle und hauchten ihr die russische Seele ein, sie nahmen fränkische Fleischlichkeit und ließen durch sie slavisches Blut strömen; und so schufen sie Petersburg. Welsche Baukünstler dämpften durch die Petersburger Nebel ihren Traum von Licht und Luft und ließen so die Sehnsucht wachsen; sie erkannten hier die russischen Dimensionen und wuchsen über sich selbst hinaus, die weiten Plätze und die schweren Fronten erscheinen in den Nebeln und im rosigen Frost phantastisch und leicht und schrankenlos, und nicht zu Ende geträumte Möglichkeiten setzen sich darüber hinweg. Französische Bildhauer erkannten hier das Strebende, Impulsive dieses Volkes und setzten hier dem Herrschergedanken das Denkmal. Deutscher ehrgeiziger, eroberungslustiger Adel vermischte sein zähes Blut mit dem spielerischen, unstäten, expansionsdurstigen des slawischen draufgängerischen Adels. Die Kreuzung war gut.

Sie schufen mit — die Art der Petersburgerin; der Petersburgerin, deren Züge das Petersburger bröckelnde Klima gefeilt, an deren Nerven die Winde gezerrt, deren Augen die Nebel umschleiert und geschärft, deren Wärme die Fröste nach innen getrieben und da drinnen gesteigert, gepreßt, deren Sinne die weißen Nächte gepeinigt, geläutert, emporgeschraubt, deren Gang, vom spielerischen Blut gefedert, in den eignen Prunkgemächern frei, leicht und selbstbewußt geworden, deren Geste durch ein sorgloses, herrschgewohntes Leben edel und knapp sich gebildet; der Petersburgerin, deren Lunge von den kapriziösen Witterungen und dem akzentuierten Leben empfindlich und deren Blut also empfindsam geworden; der Petersburgerin, die süßeste Lebensweisheit eingesaugt, die es gelernt hat, über all die Hemmnisse und Hindernisse dieser schweren, mürrischen Stadt hinweg, im weiten Bogen hinweg ihre eigne Selbstherrlichkeit zu leben, geizig, eisenfest die innere Wärme wahrend; die es gelernt hat, unter der Roheit und Stumpfheit des russischen Alltags weg zu des Lebens mannigfachen Möglichkeiten unterzutauchen; die es gelernt, all der Schwierigkeiten, Sinnlosigkeiten der Verhältnisse nicht zu achten und also zu einer bessern, schönern, innern Freiheit zu gelangen; die mit der besten Selbstverständlichkeit ihre Herrenfreiheit genießt, weil ringsumher

mit der ursprünglichsten Selbstverständlichkeit der Sklavensinn zu ihr emporschaut. Wo in der Welt kann man in besserer Freiheit sich selbst leben als hier.

Die kleine, fremde Prinzessin von irgendeinem lachhaft kleinen deutschen Hofe kam nach Petersburg, von der Diplomatie als zukünftige Kaiserin des unermeßlich großen Reiches ausersehen, dieses tölpelhaft ungeschlachten Riesenkörpers, der gleichsam nicht weiß, wo er seine ungelenk plumpen Gliedmaßen lassen soll. Sie hatte jene innere Beweglichkeit, jene gütig-weise Lebensfreudigkeit, jene kluge Distanz, den Instinkt für das Maß: sich nicht lächerlich machen, wodurch klein gewachsene, üppige Frauen oft überraschen. Sie brachte jene echt weibliche Akkomodationsfähigkeit mit: eine Situation sofort zu übersehen, sich in sie hineinzufinden, die Möglichkeiten abzuweisen und ihrer Herr zu werden. Sie hatte den echt weiblichen Ehrgeiz nach Macht und Glanz, und da sie ihren schwachsinnigen Mann nicht dazu bringen konnte, ihren Traum zu verwirklichen, schob sie ihn, aus der ‚Staatsraison' heraus, beiseite und brachte sich selber und ihre Zeit zu Ruhm und Ehren. Sie verstand es mit koketter, gütiger Mütterlichkeit und doch gleichzeitig mit den äußersten Konsequenzen die Selbstherrscherin zu spielen, mit männlichem Schwung und Weisheit zu regieren, aber sie verstand es auch mit weiblicher Inbrunst sich ihrer Insignien und Regalien zu entledigen und sich unterjochen zu lassen . . . Sie liebte das vorüberrauschende Leben mit all seiner Torheit, Süßigkeit und Schmerzlichkeit, sie liebte die Pracht, an der zukünftige Geschlechter ihre stolze Freude haben sollten; sie liebte den schweren Pomp und das leichte Kichern dahinter, sie liebte das schwere Gehäuse und die leichte Seele darin, die schwere Geste und das leichte Blut; sie liebte die schweren Paläste und das leichte Leben da drinnen. Sie liebte das schwere Petersburg und die leichten Palastresidenzen der Umgegend und sie schuf diese Stadt, die nach ihrem Geiste sich gebildet.

Und so ist Katharina II. der Schutzgeist von Petersburg. Nicht der, der darauf Anspruch erhob und auch dafür gilt — Peter der Große. Dieser eigensinnige, eigenwillige Kopf, dieser aufbrausende, hartnäckige Geist, dieses demokratische, starke Herz, dieses undiplomatische, rechthaberische Rückgrat waren echt moskowitisch, sein selbstherrlicher, revolutionärer Schmiß war moskowitisch, sein theatralisch-romantisches Auftreten war ins Europäische übersetztes Moskowitentum, und sein Traum einer Residenz auf den Sümpfen der finnischen Grenze, eines Guckloches nach dem allein seligmachenden Westen war der Traum eines überselbstbewußten moskowitischen Großherrn. Herausgekommen ist, was Katharina geschaffen, nicht was der Ahnherr erdacht.

Und während ich, froh ob der Erkenntnis anschreite und in Gedanken dem Mütterlichen huldige, das ihre Gnade so fürstlich verschwendete, und während ich nach der alten Kußbrücke mit ihrem alten Laternpfeiler mich umblicke und dem dahinterliegenden dunklen Teil der Mojka, der nach der Werft hinüberführt,

woher die spärlichen Gaslaternen herüberzwinkern, da ist es mir, als sehe ich die reichverschnörkelte, mit Haiducken besetzte Hofkarosse von dort herüberrollen, darin sie selber, die große Kaiserin, die in einer Person eine nächtliche Fahrt unternommen, — ob man noch jetzt ihrem Geiste treu geblieben, ob noch in der jetzigen Generation die süße Niedertracht gedeihe, ob man noch weiß, welche Sünden gottgefällig sind. Hab Dank, Mütterchen, wir geben uns die erdenklichste Mühe.

Und während die Karosse vorübersaust, glaube ich beim gelblich-roten Schimmer einer Ollaterne ihre männlich gewölbte, kluge Stirn leuchten zu sehen und das weiblich süße Lächeln ihrer nimmersatten Lippen mir Glück verheißen; ihr slavisch gewordenes Lächeln, das Lächeln jener Frauen, die so töricht eifrig am Leben hängen, und die so weise gütig den andern das Leben gewähren. Und es ist, als strahle ihr kleiner, üppiger Körper in Erwartung.

Wagen auf Wagen fahren vor, bei Cubat auf der großen Morskaja machen sie halt. Hier in diesem französischen Restaurant treffen sie sich nach dem Ballett, die vom Ballett und die um das Ballett. Hier wird auch der Kontakt wieder hergestellt zwischen der Bühne und dem Parkett, die Atmosphäre geschwängert; denn keine Kunst bedarf so sehr dieses Nimbus, dieses après-nous-le-déluge, wie das Ballett.

Der hochgepolsterte Kutscher schläft da oben auf seinem Bock; zu einem Monument ist er zusammengesunken, und die Resignation hält bei ihm Wache. Der Lakai sitzt im Vestibül, mit verschlossenem Mund und abweisendem Blick.

Ach du, niederträchtiger Hund, ich weiß, was du weißt, sehe, daß du das Geheimnis deiner Herrin erkannt, daß auch du geherrscht hast. Soll ich dir nicht die Livree von deinem geschmeidigen Leibe reißen, soll ich sie mir nicht zu eigen machen, um für eine Stunde deine Herrin zu unterjochen, du niederträchtiger Hund!

Ach nein, du gehörst mit dazu, so ist es gut. Bleibe hier so sitzen. Ich aber will mich auf der Straße gegen den Pfosten lehnen, nehme eine Gitarre und stelle mich klimpernd, denn ich bin ein armer Pierrot, und im Vorbeihuschen soll mit ihrem Duft beglückend sie mich streifen, die süße Niedertracht.

Oder bin ich ein verliebter Page, soll ich in Seide und Samt mich zwingen, mich gegen das geschwungene leichte Rad der schweren Equipage stützen und mit ergebenen, liebenden Augen ihrer harren, daß sie beim Einsteigen mir ihre kühlen, schlanken, grausamen Finger zum Kusse reichet und durch einen zukunftsschweren Blick lohne, die süße Niedertracht?

Oder bin ich ein verlorener Tor, soll ich vor ihren Wagen mich werfen, vor ihrem Schlage wartend erstarren, daß sie, zu ihrem Glück fahrend, ihren Fuß auf mich setzt, in mir die Hölle zu entfachen, die süße Niedertracht?

Ich bin ein armer Pierrot und ich bin ein verliebter Page und ich bin ein verlorener Tor; ich habe dich geschaffen und du sollst mich zerstören, du süße Niedertracht, du —

***

Unter einem Rebenzweig/ von Robert Michel

Der Rebenzweig gehörte zu einem sehr alten Stock und hing von einem Spalier herunter, das den unteren Teil einer starken Schloßmauer bedeckte. Er war lang, ohne Seitenzweige und trug noch keine Frucht, denn er war erst vom selben Jahr. Aber da waren ringsherum auch ältere Zweige, die ebenfalls keine Trauben hatten; der Stock war seit Jahren nicht gepflegt und es war überdies in einem schlechten Weinjahr. Indessen hing trotz allem unter dem jungen Rebenzweig eine reife Traube. Vielleicht wäre auch höher oben in dem sehr dichten Laube noch hin und wieder eine zu finden gewesen; vielleicht aber war diese die einzige Traube des ganzen Stockes. Ein Umstand zeugte davon, daß der Rebenstock äußerst spärlich Früchte haben mußte: die Traube war, trotzdem sie der junge Zweig fast völlig verdeckte, an den meisten Beeren von Insekten angefressen, obgleich sie eben erst reif geworden war. Die Insekten hatten also wohl keine reiche Auswahl.

Der junge Zweig schmiegte sich so innig an die Traube, daß es den Anschein hatte, als wäre es seine eigene Frucht. Nur bei Wind, wenn ihn ein starker Luftzug nach einer Seite wiegte und die Traube für Augenblicke aufgedeckt war, hätte man deutlich erkannt, daß sie zu einem ganz anderen, älteren Zweige gehörte.

An jenem Tage jedoch, als das Schicksal der Traube endgültig entschieden wurde, war es vollkommen windstill. Vom frühesten Morgen an war ununterbrochen ein feiner Herbstnebel hinabgerieselt und hatte die Traube und alle Blätter und Zweige ringsum ganz naß gemacht. Am meisten verfing sich der fallende Nebel in den Spinngeweben, die als leichte Körbchen zwischen den Zweigen und Blättern hingen. Die einzelnen Fäden glichen Schnüren mit kleinsten Glasperlen; und wo ein Faden mit den anderen verknüpft war, bildete sich ein etwas größerer Tropfen wie ein notwendiger Knoten. Wenn irgendwo ein Spinnfaden steil hing, flossen manchmal zwei der Wasserpünktchen zusammen und begannen zu gleiten, so daß bald ein rasch wachsender Tropfen an dem Spinnweb hinabschoß. Dabei glänzten solche Tropfen auf wie fliegende Funken, denn draußen war der Nebel schon blendend hell von der unsichtbaren Sonne.

Kaum daß der Nebel geschwunden war und die Sonne voll zu scheinen begann, kam zu der Weintraube der erste Besuch. Es war eine Spinne, die unversehens neben der Traube an einem frischen Spinnfaden in der Luft schwebte. Sie blieb eine Weile unentschieden so hängen, dann haspelte sie sich rasch wieder empor und ging daran, ein Spinnweb zu untersuchen, das noch vom Tau ganz feucht war, konnte sich aber nicht entschließen, in das nasse Netz zu kriechen. Auf einem Umweg kam sie wieder zu den zerfressenen Beeren am unteren Ende der Traube,

verschwand abermals und kam wieder und schon war die Traube mit einem dünnsten Silberfaden an das Spalier festgebunden. Zu einer weiteren Ausgestaltung kam es aber nicht; die Spinne mochte vor etwas erschrocken sein, denn sie zog plötzlich alle Glieder ein, wurde eine kleine leblose Kugel und ließ sich aufs Geratewohl hinunterfallen, ohne auch nur zu versuchen diesen Fall durch das Losspinnen eines neuen Fadens zu sänftigen.

Sie war offenbar vor der großen schwarzen Fliege so erschrocken, die gerade angekommen war. Die Spinne hatte vielleicht unwillkürlich die Flucht ergriffen bei dem Auftauchen dieses gewaltigen Insektes, das einige Male größer war als sie selbst; dies wäre möglich gewesen, denn die Ankunft der Fliege war noch dazu sehr heftig und von einem überraschenden Gesumme begleitet. Doch wäre das Verhalten der Spinne auch anders erklärlich: sie konnte beim Anblick dieses überaus großen Exemplars ihrer beliebtesten Jagdbeute von einer so mächtigen Freude befallen worden sein, daß die Wirkung der Freude einem Schrecken gleichkam. Nur spräche gegen diese Annahme immerhin die Tatsache, daß an diesem Tage die Spinne nicht mehr in die Nähe der Traube kam.

Wie dienstbeflissene Trabanten waren um die große Fliege sofort drei kleine Fliegen da. Alle drangen in die ausgehöhlten Schalen der unteren Beeren ein und suchten da die Reste ihrer Süßigkeit. Wenn die große Fliege eine Beere aufgab, um eine andere aufzusuchen, tat sie es fast nie kriechend, sondern auf Umwegen durch die Luft und mit viel Lärm. Ihr zeitweiliges plötzliches Aufsummen und Stillewerden lockte alsbald andere Insekten herbei, die wohl begriffen, daß es da etwas zu finden gab.

Neben einigen großen und kleinen Fliegen wurden noch Wespen die eifrigsten Besucher. Ja, manchmal glich der untere Teil der Traube, dessen Beeren fast alle angefressen waren, einem kleinen Wespennest. Die gelb und schwarz gestreiften Hinterleiber der Wespen sahen aus den ausgehöhlten Schalen der Beeren hervor wie aus dichten Waben.

Der bemerkenswerteste Insektenbesuch kam um die Mittagszeit. Da ging ein Summen längs des Spaliers, das tiefer klang als das Brummen der größten Fliegen und doch voll Wohllaut war. Es war von einer Hornisse; auch sie fand die Traube. Zwei Wespen und einige Fliegen wichen bei ihrer Ankunft erschreckt zur Seite; nur zwei andere Wespen, die gerade ganz tief in den Schalen staken, hatten das gewaltige Tier offenbar nicht bemerkt und unterbrachen nicht ihr süßes Mahl. Die Hornisse steckte den Kopf in eine ausgehöhlte Beere, kostete und kroch dann eilig im Zickzack mit Nachhilfe der behenden Flügel auf der ganzen Traube umher, alle Beeren hastig untersuchend. Bei einer kleinen Beere in der Nähe des Stengels hielt sie an, zwickte sie mit ihren starken Kiefern ab und unter klangvollem Gesumme machte sie sich mit der Beute davon.

Kaum hatten sich die Wespen und die Fliegen von dem beängstigenden Erscheinen der Hornisse erholt, überfielen sie mit erneuerter Gier die süßen Beeren. Aus dem Dickicht der kurzen Beerenstengel hervor kam nun eine sehr kleine hellrote Spinne gekrochen. Sie spann keinen Faden, schien aber auch nicht um die Süße in den Beeren zu stehen. Bei einer Beere, die nur ein wenig von einer Wespe angenagt war, hielt sie inne; dann kroch sie behutsam in diesen kleinen Krater hinein, zog die Glieder an sich und hielt sich vollkommen ruhig. Es war nicht zu erkennen, ob sie an dem Süßen sog oder ob sie schlief. Sie blieb weiter da, die Wunde der Beere mit ihrem samtenen roten Kügelchen ausfüllend.

Durch den Duft der offenen Beeren wurde auch eine Biene herbeigelockt. Sie kroch in einige der ausgefressenen Schalen hinein wie in Blumenkelche, bis sie ihren Irrtum erkannte und davonflog.

In den Nachmittagsstunden spielte sich unter dem Rebenzweig eine recht ungewöhnliche Begebenheit ab. Es kam eine sonderbare große Fliege auf die Traube. Sie war lichtgrau und hatte einen sehr langen schlanken Körper. Ihre Flügel waren nicht durchsichtig wie bei den meisten Fliegen, sondern mit grauem Staub gefärbt, wie Schmetterlingsflügel sind, und sie waren lang und an den Enden sehr breit. Dieses Tier hatte sozusagen ebensovieles von einer Fliege als von einem Schmetterling. Es kroch in großer Erregung über die Beeren hin und sah aus wie ein spitziger lebendiger Keil, der sich selbst in irgendeine der Beeren eintreiben wollte. Indessen hatte diese Fliege weder einen Stachel, noch kenntliche Freßwerkzeuge; und tatsächlich ließ sie die Beeren unberührt. Als sie schon an den letzten Beeren oben beim Hauptstengel angelangt war, geschah etwas Merkwürdiges: sie verlor auf die Schale einer Beere ein winziges flaches gelbes Ei. Das steigerte ersichtlich ihre Aufregung, denn sie hastete plötzlich noch mehr; und auf dem Wege über den Stengel verlor sie abermals in unordentlicher Folge einige Eier. Es war eine peinliche Angelegenheit. Sicherlich hatte dieses Insekt den Baum, den Strauch oder überhaupt die Pflanzenart, die einzig als Stätte seiner Fortpflanzung tauglich gewesen wäre, aus irgendwelchen Gründen verfehlt; und mit dem Abenddämmern nahte vielleicht schon seine Todesstunde, so streute es in der Not die Frucht seines Lebens ins Ungewisse. Die Pflanze, um deren Stengel vielleicht die Eier in ringelförmiger Anordnung regelmäßig gesetzt gehörten oder deren rauhe Rinde sie in ihre schützenden Spalten aufnehmen sollte, hatte das Tier trotz aller Instinkte offenbar nicht gefunden. Freilich könnte man es auch so auslegen, daß es sich um einen jener unzähligen Versuche gehandelt hat, die von der nie rastenden und nie fertigen Natur in verschwenderischer Weise angestellt werden; die Larve dieses Insektes sollte einmal versuchsweise auf einer Rebe zur Welt kommen, vielleicht konnte sich daraus eine überraschende Veränderung oder im Laufe der Zeit sogar die Entstehung einer Zweigrasse dieses Insektes ergeben. Wiewohl mit größerer Bestimmtheit vorauszusehen

war, daß diese Eier oder später die Larven der sicheren Vernichtung preisgegeben waren. So oder so, es war eine peinliche Angelegenheit.

Bald darauf kam das Furchtbare. Durch die Luft nahte ohne jeglichen Lärm ein völlig neues Tier. Es hatte wie auch die Insekten bewegliche Glieder. Aber diese Glieder waren außerordentlich stark und fleischig und nicht eines war einem anderen ganz gleich. Es waren ihrer fünf und an den Enden hatten sie nicht spitzige Haken, wie die meisten Insekten sie haben, sondern breite scharfe Krallen. Der Körper dieses Tieres war flach und breit und ebenso fleischig wie die Glieder. Alle Fliegen und Wespen wichen vor dieser neuen Erscheinung nicht nur auf die Seite wie vor der Hornisse, sondern sie flüchteten auch noch weiter, so rasch sie die Flügel trugen. Warum fürchteten sich alle Insekten? Das neue Tier hatte doch weder einen Kopf mit Augen und Freßwerkzeugen, noch war außer den Krallen an dem ganzen Körper irgendeine Waffe zu ersehen. Freilich hatte der Körper noch eine Fortsetzung, die aber verdeckt war von einem Überzug, der übereinandergelegten dichten Spinnweben glich. Die erste Berührung der Traube war nun so mild und beinahe zärtlich, daß für sie von diesem Besuche kaum eine Gefahr zu fürchten war. Bei dem zärtlichen Betasten hatten indessen die zwei stärksten Glieder alsbald den Stengel gefunden und mit einer kraftvollen Bewegung zwickten ihn die scharfen Krallen durch. Gleich darauf wurde die Traube vom Spalier weg in die freie Luft hinausgehoben. Dort hatte schon ein zweites gleiches Tier gelauert, das alsbald mit seinen Gliedern die erste Beere von der Traube riß. Und da war noch ein drittes Tier: dieses hatte einen großen Kopf mit Augen, vielmehr das ganze Tier war nur Kopf. Im unteren Teile klaffte ihm eine schmale rotgeränderte Spalte, aus der in jedem Augenblick ein großer Stachel oder irgendein fürchterliches Freßwerkzeug zu gewärtigen war. Die Spalte öffnete sich ein wenig und schon war in ihr die erste Beere verschwunden.

Es gab keinen Zweifel mehr: die Traube war einem Menschen zum Opfer gefallen.

Bildungsintereſſen und Marktintereſſen/ von Karl Lamprecht

Ich habe mich längere Zeit gefragt, ob ich auf eine von der Redaktion an mich gerichtete Bitte, mich über die kulturelle Bedeutung der Schutzfriſt für literariſche Erzeugniſſe zu äußern, antworten ſolle; denn eine Antwort iſt nicht möglich ohne Äußerungen auch über prinzipielle Punkte, und ich weiß wohl, daß ich dieſe in dem gegebenen Zuſammenhange nur aphoriſtiſch vortragen kann und vor allem in ihrer Auffaſſung den meiſten Leſern als ſehr altmodiſch oder als — überaus fortgeſchritten erſcheinen werde. Aber ſei's drum.

Aus früheren Zeitaltern unſerer Entwicklung haben wir das Wort von der Gelehrtenrepublik und das Sprichwort „Gedanken ſind zollfrei". Sie bezeugen, daß man längſt vor allem theoretiſchen Kommunismus der Meinung geweſen iſt, geiſtiges Eigentum ſei von beſonderem Charakter: ſei freier anzuſehen, als anderes Eigentum, habe im Grunde viel vom Gemeineigen. In der Tat beruht der Zuſammenhang der Geſchichte zum großen Teil auf dem von jedem Eigentumsbegriffe freien Fluten der Ergebniſſe menſchlichen Denkens und Phantaſierens hin durch die Geſchicke der Völker: denn dieſe Ergebniſſe allein ſind leicht von Nation zu Nation und von Weltteil zu Weltteil übertragungsfähig und konſtituieren damit zum großen Teile jene Verbindungen von Menſch zu Menſch, in denen der univerſalgeſchichtliche Zuſammenhang aufgeht.

Es liegt alſo auf der Hand, daß jeder Produzent geiſtiger Güter grundſätzlich für dieſe Güter, kommuniſtiſche Anſchauungen hegen muß. Ja noch mehr: er muß, da dieſe Güter wie feinſtes Parfüm, nur in unendlicher Verbreitung entſcheidend wirken, beſtrebt ſein, dieſen Kommunismus im ſtärkſten Grade wirkſam werden zu laſſen. Es iſt der Grund, warum alle höchſten Produkte geiſtigen Erlebens, wie ſie in den Weltreligionen vorliegen, auch tiefſte Keime der Propaganda in ſich tragen. Chriſtus hat nicht gefragt, wie viel Honorar er für den Bogen erhalte, ſondern von ſeinen Jüngern gefordert, daß ſie hingehen ſollten bis an die Grenzen der bewohnten Erde und aller Welt die frohe Botſchaft ſeiner Lehre verkündigen.

Und heute noch: würde es einem Dichter, Muſiker, Gelehrten caeteris paribus — d. h. bei im übrigen geſicherter Lebensmöglichkeit — nicht am liebſten ſein, ſeine Verſe als Volkslied, ſeine Melodien als unveräußerliches Erbteil des Familien- und des Straßenſanges, ſeine geſetzmäßigen Statuierungen als ſelbſtverſtändlichen Beſtand alles Denkens fortleben zu ſehen? Anonymität, Perſönlichkeitsverſchwinden in dieſem Sinne, iſt die höchſte Steigerung menſchlichen Ruhmes.

Frühere Zeiten haben nun nicht entfernt einen so weit erstreckten Begriff geistigen Eigentums gehabt, wie die unsern. Bekannt ist das von allen Mittelaltern; aber auch in Zeiten höchster Kultur haben Griechen und Römer in diesem Punkte von uns abweichend gedacht.

Die Folgen eines in dieser Hinsicht anders konstruierten Denkens kamen, wie leicht einzusehen, vor allem der Qualität der geistigen Produktion zugute. Indem der Gedanke des Geldverdienens durch geistige Arbeit so, wie er unsere Zeit kennzeichnet, noch kaum entwickelt war, fiel ein außerordentlicher Anreiz zur quantitativen Produktion hinweg. Denn wir wissen es wohl, daß ein Kennzeichen höchster kaufmännischer Begabung die Unersättlichkeit ist und sein muß. Der Schriftsteller, sagen wir z. B. Dramatiker, der sich auf hohe Einnahmen aus seiner Produktion eingerichtet hat oder wohl gar von vornherein einrichtet, wird, um diese dauernd zu erhalten, zu stetiger starker Produktion gezwungen sein: er wird also auf das Quantum arbeiten, wird die Phantasie kommandieren müssen. Jedes Jahr mindestens ein Stück, vielleicht auch invita Minerva, das wird die Losung: die häßliche und höchst bedenkliche Kehrseite zu dem glänzenden und gleißenden Avers der hohen Honorare. Doch liegt dieser Zusammenhang noch auf halb wirtschaftlicher Oberfläche. Viel schlimmer ist eine andere, nur zu leicht eintretende Schwierigkeit bei quantitativer Produktion auf geistigem Gebiete. Sehen wir die ältere Kunst an oder vergegenwärtigen wir uns ältere Dichtung oder Wissenschaft, so stoßen wir überall auf langatmige qualitative Reihenentwicklungen desselben Gegenstandes. Dahin gehört z. B. die Entwicklungsreihe des Messias- oder Buddhaideals, die Entwicklungsreihe der Höllenphantasien vom neunten Jahrhundert bis auf Dante, die Entwicklungsreihe in der Durchbildung der mechanischen Wissenschaft von Lionardo und Stevinus bis auf Laplace und Lagrange. Was ist ihr Charakteristisches? Irgendein der Zeit unbedingt notwendiges Thema wird angeschlagen; von einem Meister vielleicht oder mehreren; dann arbeiten die folgenden Generationen daran fort: nehmen unbekümmert geistiges Eigen auf, das die Vordermänner geschaffen haben, verbessern, erfinden hinzu, und fördern qualitativ so lange, bis ein höheres Ideal erreicht scheint. Indem die geistige Arbeit auf diese Weise ihren prinzipiell qualitativen Charakter gründlich auswirkt, wird auch die im eminentesten Sinne schöpferische Produktion von qualitativem Standpunkte aus bewertet. Nehmen wir z. B. Shakespeare. Ist es ihm eingefallen, neue Stoffe zu suchen: sich also auf quantitative Produktion dramatischer Motive einzulassen? Keineswegs. Für die Kritiker unserer Tage, die für jede dramatische Durchschnittsleistung eine neue Fabel verlangen, muß er eigentlich als ein ganz elender Plagiator gelten: zumal er es keineswegs für erforderlich gehalten hat, die Quellen seiner Fabeln anzugeben. Er konnte dies aber sein, weil er sich im höchsten Grade des Umstandes bewußt war, daß Ruhm und Freude seiner

Arbeit in etwas gänzlich anderem lag: nämlich in der qualitativen Fortbildung, dem Vertiefen, nuancierenden Abwandeln, schärferen Zusammenschließen gegebener Stoffe.

Das Thema der vorzugsweisen qualitativen geistigen Produktion in vergangenen Tagen könnte nun endlos fortgesponnen werden: denn es ergeben sich hier tausend Beziehungen zu den verschiedensten Gegenständen, von den Zusammenhängen mit dem Wirtschaftsleben bis hinauf zu den höchsten Fragen sprachlicher Hygiene, ja zu den Heilswahrheiten der Weltreligionen: es kann nicht davon die Rede sein, hier weitere Fäden zu schlagen, es etwa gar zu erschöpfen.

Wie aber ist es nun gekommen, daß an Stelle dieser mehr qualitativen Produktion in der Gegenwart immer mehr eine quantitative getreten ist: von der Produktion des Zeilenschreibers über den Zweihundertzeilenartikelschreiber bis zum Saisonproduzenten von Dramen und Romanen, und in ähnlicher Weise in bildender Kunst und Wissenschaft? Natürlich haben da tausend Ursachen zusammengewirkt. Die beiden wichtigsten sind vielleicht die folgenden.

Einmal ist mit steigender Kultur das Persönlichkeitsbewußtsein der geistigen Produzenten gestiegen. Sie wollten, in den europäischen Kulturen mindestens seit dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert, genannt sein, Ruhm persönlich einschlürfen, wohl auch glänzend leben und darum reich werden: was ohne Verschärfung des Eigentumsbegriffs an ihren Produkten nicht möglich war.

Weit durchschlagender aber ist eine zweite Ursache, denn die erste bestand auch sonstwo, z. B. in der griechischen und japanischen Entwicklung, ohne auch nur annähernd zu den heutigen europäischen Verhältnissen zu führen. Diese Ursache liegt in der Entwicklung des modernen Wirtschaftslebens der Unternehmung. Die Unternehmung von heute, gehöre sie der Landwirtschaft, der Industrie oder dem Verkehrswesen an, ist bekanntlich durchaus auf das Ziel quantitativer Produktion gestellt. Dies ist von Anbeginn, seit dem ersten leisen Atemholen im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert, das Herz ihrer Entwicklung gewesen, und eben aus diesem wirtschaftlichen Bedürfnis heraus hat die Technik ihr die Maschine geschaffen.

Nun kann hier, an dieser Stelle, wiederum nicht nachgewiesen werden, warum quantitative Produktion das immer mehr enthüllte und verwirklichte Ideal des modernen Wirtschaftslebens ist; würde es verlangt, so müßte diesen bescheidenen Zeilen ein dicker Band neuerer Wirtschaftsgeschichte als Beleg beigegeben werden.

Dagegen muß eine besondere Seite dieser Entwicklung eingehender betont werden, zumal sie sich in jeder geistigen Entwicklung der Welt ausnahmslos wiederholt. Die höchsten geistigen Produktionsformen verbinden sich stets mit den fortgeschrittensten Wirtschaftsformen der betreffenden Zeit. Der Zusammenhang erklärt sich leicht aus der Tatsache gemeinsamen Fortschritts aller psychi-

schen Funktionen in demselben menschlichen Gemeinschaftswesen; die Spitzen des Fortschrittes in den verschiedenen Zweigen erhalten ihre Kraft aus dem selben Stamme, rücken sozusagen auf einem System kommunizierender Röhren vorwärts.

So war es eigentlich selbstverständlich, daß sich die mehr persönlich wirkende geistige Produktion bei uns und bei den andern großen europäischen Völkern schon früh mit dem Unternehmen als der fortschrittlichsten Wirtschaftsform verbunden hat. Es ist das Moment, aus dem heraus die ungeheuer rasche Entwicklung der Buchdruckkunst verständlich wird; denn diese ist von Anbeginn eine freie Kunst, kein Zunfterzeugnis, sondern eine industrielle Betriebsform, eine Unternehmung gewesen.

Weit wichtiger aber wurde für die Frage, die uns hier speziell beschäftigt, die Verbindung der geistigen Produzenten mit der entsprechenden kommerziellen Betriebsform, dem Buchhandel. Zwar bleiben hier die Beziehungen an sich bis tief ins neunzehnte Jahrhundert der qualitativen Produktion günstig, denn die Umwandlung unsres ganzen Wirtschaftslebens in den Typ eines Wirtschaftslebens des Unternehmens oder, wie man sich wohl auch ausdrückt, in kapitalistische Formen, vollzog sich bekanntlich erst seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts. Dann aber machte sich der Druck des kapitalistisch geordneten Buchabsatzes auf die Buchproduktion — um von nun ab dies spezielle Gebiet geistiger Produktion ausschließlich herauszugreifen — immer mehr in dem Sinne geltend, daß für die Erzeugnng quantitative Ziele maßgebend wurden. Und dies um so mehr, als der Buchhandel, eben weil mit dem geistigen Fortschritt in erster Reihe verbunden, auch kapitalistische Betriebsformen ganz besonders früh entwickelte; der Buchhändlerbörsenverein ist die erste große deutsche Trustbildung gewesen und wurde schon in den zwanziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts kräftig.

Muß nun noch geschildert werden, wie dieser Verlauf der Entwicklung des Buchhandels auf die geistige Produktion wirkte? Zumal, da die Produzenten geistiger Werte mit der steigenden kapitalistischen Einschätzung ihrer Produkte zugleich auch das Eigentumsrecht und damit das scheinbar indispensable Recht ihrer Persönlichkeit in deren Erzeugnissen gesteigert haben und somit der vom Buchhandel ausgehenden Anregung anfangs — und vielfach bis hin zur Gegenwart — kaum widerstanden? Das Recht am geistigen Eigentum wurde im Deutschen Reiche beinahe ausschließlich nach den Unternehmungswünschen des Buchhandels ausgestaltet. Die Buchproduzenten nahmen daran kaum Anteil, sie waren inzwischen — sagen wir einmal — bei Zeus.

Aber nun vergegenwärtige man sich den Charakter einer Literatur und Wissenschaft, die nach dem extremen Eigentumsbegriffe der kapitalistischen Unternehmung und nach quantitativen Produktionsrücksichten orientiert ist! Ist es

nicht klar, daß in ihr die Produzenten zu Beauftragten der Vertreiber, die Produkte zu regelmäßig zu liefernder bestellter Ware zu werden bestimmt sind?

Ich will in der Ausmalung dieser Zustände auf die Produzenten nicht eingehen. Der Jammer ist bekannt genug; und von Wörtern wie Tintenkuli fallen auf ihn höchstens fahle Lichter eines vernichtenden Humors.

Was haben aber auch die Produkte gelitten! Es gibt hier ein Medium, durch das alle ungünstigen Einflüsse hindurchgehen müssen und in dem sie ihre Spur hinterlassen, die Sprache. Und da kann nun schon jetzt Niemand bezweifeln und spätere Geschlechter werden das noch viel klarer sehen und eingehender zu schildern wissen, daß unser liebes Deutsch in den letzten Jahrzehnten die Verfallsspuren einer allzu rapiden Weiterbildung aufzuweisen beginnt. Da ist zunächst die Grammatik unterwühlt; die Flexion hat gelitten, in der Syntax ist von richtiger Zeitfolge nicht mehr die Rede, der Konjunktiv erscheint Vielen schon als eine offenbar ganz archaische Einrichtung. Nicht minder aber spiegelt sich in der Sprache die zunehmende Unsauberkeit eines Denkens wider, dem nicht mehr die Mühe einer soliden geistigen Sammlung gewidmet wird. Denn das ist vielleicht die schlimmste Folge der quantitativen Produktion, daß sie zu unangemessener Eile drängt; wie ihr denn wieder solche nervöse Produzenten, die rasch arbeiten, am besten zu entsprechen wissen; so daß zwischen überhasteter Produktion und Zunahme nervös belasteter Arbeit eine höchst bedauerliche Wechselwirkung hervortritt.

Diese Konsequenzen sind jedem bekannt, der bewußt im geistigen Leben der Gegenwart steht.

Und keine Frage ist es, daß es zu den dringenden Aufgaben der nächsten Zukunft gehört, hier Einhalt zu tun. Dies kann geschehen, indem man mindestens dafür sorgt, daß der Geist der Unternehmung nicht noch weiter in unser Autorrecht eindringe. Und da versteht sich denn leicht, warum sich der Schreiber dieser Zeilen gegen die Erweiterung der Schutzfrist ausgesprochen hat. Indes ist damit natürlich noch längst nicht genug getan. Auch aus dem bestehenden Rechte muß der kapitalistische Geist wieder mehr zurückgedrängt werden.

Man wird sagen, das sei unmöglich. Das ist vielleicht richtig, betrachtet man die hier besprochenen Dinge als vereinzelte Erscheinung. Sie ist dies aber nicht. Die Entwicklung unseres Volkes ist in den letzten Menschenaltern überhaupt einseitig wirtschaftlich verlaufen. Die Notwendigkeit dieses Verlaufes mag nicht bezweifelt werden; es hätte das auch keinen praktischen Wert; die Tatsache besteht. Aber es ist auch schon heute nicht mehr zu verkennen, daß die Einseitigkeit dieses Verlaufes, die soziale Schichtung und Bildung geistiger Werte mit sich riß, die Nation nicht bloß höchst einseitig vorwärts geführt, sondern gerade auch in ihren vornehmsten Anlagen, auf dem Gebiete, das als das der Dichter und Denker gefeiert worden ist, schwer geschädigt hat; an tausend Einzel-

erscheinungen des heutigen Lebens läßt sich das leicht nachweisen. Dagegen wird sich nun eine entschiedene Reaktion erheben; die vernachlässigten höheren Funktionen des Volkslebens werden ihr Recht geltend machen; und schon ist diese neue Zeit, in der dies geschehen wird, im Anzuge.

In diesem großen Zusammenhange aber wird auch der geistigen Produktion, soweit sie sich mit Recht und Wirtschaft berührt, wieder werden, was sie einst adelte und wessen sie, um nationale Bedürfnisse zu decken, unbedingt bedarf: die Möglichkeit eines vom Kapitalismus mindestens nicht völlig verkümmerten, qualitativ hochstehenden Schaffens.

Neuyork/ von Daniel Ricardo

Das wirtschaftliche Zentrum der Neuen Welt lastet schwer auf dem Schicksal des europäischen Geschäftsbereiches. Kein Begriff übt so starke Wirkung aus wie das Wort Neuyork. Die Börsen kommen aus der labilen Verfassung nicht heraus, so lange sie den Dämon Neuyork über sich wissen. Kluge Finanzmänner werden zu Fatalisten und scheuen sich nicht, unverhüllt das Geständnis ihres Unvermögens gegen die Willensakte der nordamerikanischen Tyrannin auszusprechen. Woher kommt dem Yankee die Kraft, die stärksten Kulturen ins Wanken zu bringen? — Man muß zwischen zwei Dingen unterscheiden: zwischen greifbarer Überlegenheit und suggestiven Wirkungen. Die nordamerikanische Union schöpft aus vollen Brunnen, die ihr Petroleum, Kupfer, Eisen, Gold, Korn, Vieh spenden. Die riesigen Territorien im Westen der Staaten schienen eine unergründliche Kornkammer, nie verschwindende Weidetriften, unzählbare Viehherden für die Dauer von Jahrhunderten zu besitzen. Die Landwirtschaft war das Signum der Überlegenheit der Vereinigten Staaten. Dann erst kamen Industrie und Handel. In den Farmern des Westens steckten die besten Kräfte der Nation. Der Industriearbeiter war nur Lohnsklave, menschliche Maschine, die nur produziert, so lange man sie in Gang hält. Wer die Union ein Industrieland nannte, wurde als Lästerer gesteinigt. Die lebende Generation werde es nicht erleben, daß die Pflugschar dem Fabrikschlot weiche; und auch das nächste und übernächste Geschlecht sei noch nicht berufen, die Wandlung im Wesen der Vereinigten Staaten mitzumachen. — — Die Propheten haben Falsches geweissagt: die nordamerikanische Union ist dem Szepter der Kybele entrückt. Die Kornfelder und Viehtriften fallen dem gefräßigen Ungetüm Spekulation zum Opfer. Die Industrie hat sich zur Herrscherin aufgeschwungen. Die Finanz regiert. Die Farmer tragen ihr Geld nach Chicago und Neuyork; und die Landarbeiter wandern in die Städte, weil sie dort Geld machen können. Der Großspekulant hat die Struktur des Landes umgemodelt. Die Produktion

wurde in den Dienst des Spiels mit Chancen gestellt; und wer einen echten Yankee fragt: „Was ist Weizen?" — dem antwortet er nicht: „Ein Nahrungsmittel", sondern: „Ein Spekulationsobjekt". — Wie weit die Superiorität eines Landes auf der agrarischen Produktion beruht, zeigt sich an der Handelsbilanz selbst wirtschaftlich nicht hoch entwickelter Staaten, wie Argentinien und Rußland. Die Laplatarepublik steht zum Deutschen Reich im Verhältnis des überlegenen Kontrahenten, weil sie ihm landwirtschaftliche Erzeugnisse liefert, während die deutsche Ausfuhr nach Argentinien sich auf Industrieprodukte beschränkt. Die nordamerikanische Union aber macht den Umschwung zum extremen Industrialismus durch; und dieser Prozeß vollzieht sich, nicht ohne heftige Zuckungen des Riesenkörpers. Wir hören von einer unerträglichen Teuerung der Lebensmittel; von einem Strike der Fleischesser; von Gewalttaten gegen den Fleischtrust; vom Generalstrike und von Maßregeln gegen die Getreidespekulanten — all diese Erscheinungen sind Begleiter der wirtschaftlichen Metamorphose in den Vereinigten Staaten. Der Schwerpunkt ihrer Existenz wird gänzlich an den Hudson verlegt. Neuyork ist der Brennpunkt, der die Strahlen der ökonomischen Kräfte zusammenfaßt. In den Bezirken der Börse und der Banken thront die Macht, die das Schicksal der Union bestimmt. Man hat sie prostituiert, ihr das Mal der Schande aufgedrückt; aber von der Hauptstraße konnte man sie nicht vertreiben. Andrew Carnegie predigt gegen die Börsenspekulanten, die nicht würdig seien, als ordentliche Kaufleute angesehen zu werden; — für einen Sitz in der Neuyorker Börse werden, trotzdem, immer noch gut und gern 80000 Dollar bezahlt.

Man fragt sich, wie es kommt, daß ein Land mit den märchenhaften Reichtümern der Union so rasch und intensiv in Geldnot geraten kann. Zum Ausbruch einer amerikanischen Finanzkrisis gehört, im Grunde, nicht viel. Sie ist da, rascher als man sich ihrer versieht. Alle zwei, drei Jahre steht die Finanzwelt vor der Tatsache einer derartigen Beklemmung. Und doch heißt es, die Vereinigten Staaten seien der Krösus unter den mächtigen Wirtschaftsrepubliken. Der Widerspruch löst sich auf einfache Weise: das amerikanische Kapital besteht nur zum kleinen Teil aus barem Geld. Man hat die Gesamtsumme der bei den Banken vorhandenen Barmittel auf 85 Milliarden Mark, das Vermögen der Nation aber auf 500 Milliarden geschätzt. Die Tare ist schwierig, weil der Wert des fundierten Kapitals, der Eisenbahnen, Bergwerke, Fabriken, zum Teil nur in Ziffern besteht, die von Spekulanten aufgestellt wurden. Das bekannte Beispiel der Transformation das Stahltrust lehrt, wie in Amerika Riesenvermögen fabriziert werden. Carnegie gab den Wert seines Eigentums, vor der Gründung der Steel Corporation, mit 250 Millionen Dollar an. Daraus wurden von den Gründern 320 Millionen, und bald darauf 1000 Millionen Dollar gemacht. Heute, zehn Jahre nach der von

Andrew Carnegie aufgestellten Schätzung, repräsentiert der Trust ein Riesenkapital von 1700 Millionen. Der Wert hat sich also versiebenfacht; aber nur auf dem Papier. In Wirklichkeit sind die Anlagen des größten amerikanischen Kapitalballons vielleicht mit 800 Millionen noch reichlich bezahlt. Diese Art der Kapitalbildung ist die Ursache des Mißverhältnisses zwischen dem Begriff des amerikanischen Reichtums und dessen Lebensäußerungen. Die Notwendigkeit für das Papiergebirge Licht und Luft, das heißt Zinsen zu schaffen, bringt den Geldmarkt so oft in Verlegenheit. Es braucht nur an einer Stelle nicht zu klappen (wie bei Heinze im Oktober 1907) — gleich ist die Krisis da. Denn das Publikum entzieht im Handumdrehen den Banken die Depositen und unterbindet damit den Eisenbahnen, Bergwerken, Eisenhütten die Blutzufuhr. Ein rationeller Betrieb rentiert sich nach Maßgabe der Ergiebigkeit seiner Anlagen; ein amerikanisches Unternehmen kann niemals soviel Zinsen aufbringen, um seinem Kapital eine angemessene Rente zu schaffen. Der Fuß steckt in einem viel zu großen Stiefel. Die Folge davon ist, daß irgendwie künstlich nachgeholfen werden muß: durch exorbitant hohe Preise, durch Errichtung von Monopolen und Ausschaltung einer wirksamen Kontrolle des Marktes; durch Verschachtelung von heterogenen Unternehmungen, die eine Dividendenpolitik auf Gegenseitigkeit betreiben. Versicherungsgesellschaften und Banken bilden das Rückgrat jeder „Kombination". Die Überkapitalisierung der amerikanischen Wirtschaft macht es zur Unmöglichkeit, daß eine Eisenbahngesellschaft oder ein industrielles Unternehmen für sich allein, ohne Anlehnung an ein anderes Unternehmen, existieren kann. So entstanden die Trusts, die eine gebotene Konsequenz des Systems der Finanzierung in den Vereinigten Staaten sind. Sie beseitigen wollen, heißt die Vermessenheit besitzen, das Messer an die Wurzel des amerikanischen Kapitals zu setzen. Wenn es ginge, mit einem raschen Schnitt, das Land vom Wasser zu trennen, hätte man die Trusts vernichtet. Aber Wasser und Land sind untrennbar. Wie Hudson und Manhattaninsel zusammengehören, so sind Betriebsanlagen und Effekten auf ewig ungeteilt. Jeder Versuch, dennoch eine reinliche Scheidung zu erzielen, muß durch die Wucht der Tatsachen schließlich ins Lächerliche ausarten. Präsident Taft mit seiner Federal Incorporation Bill hat die Lacher gegen sich gehabt. Daß er glaubt, die Trusts in moralische und ungesetzliche klassieren zu können, spricht für die Reinheit seiner Gesinnung, nicht aber für nüchterne Auffassung der Situation. Henry Howard Taft hat den Fehler begangen, seine Kampagne gegen die Trusts ohne jede Rhetorik zu beginnen. Während Roosevelt die „Räuber" in die Hölle wünschte und mit der derben Beredtsamkeit eines Abraham a Santa Clara den Kreuzzug gegen die Milliardendiebe predigte, hielt sich Taft in der ruhigen Gemessenheit eines Mitgliedes des höchsten Gerichtshofes. Seine Sonderbotschaft und der, im Anschluß daran,

vom Justizminister Wickersham ausgearbeitete Gesetzentwurf sind Plaidoyers für und gegen die Trusts. Der Effekt wird sich erst zeigen, wenn die zahlreichen Prozesse gegen die verschiedenen Kombinationen zu Ende geführt worden sind. Wird der Supreme Court in Washington das Verdammungurteil gegen die Standard Oil Company, gegen den Tabaktrust bestätigen? Beide Konzerne wurden durch Entscheidungen von Bundeskreisgerichten als ungesetzlich erklärt und damit zum Tode verurteilt. Die obersten Togaträger im Lande aber sind noch keinem Trust zu nahe getreten. Deshalb ist man gespannt, wie sie sich, in den neuen Prozessen, zu ihren Präjudizien stellen werden. Man kann das Prinzip der Verschweißung von Kapital nicht mehr ausrotten. Mag man die Riesenbälle nennen, wie man will — Trusts, Pools, Combines, Holding Companies —, zerstören kann man sie nicht. Höchstens, daß gar zu dreister Korruption mal ein Dämpfer aufgesetzt wird. Das wird, wie alles im Dollarlande, mit Geld erledigt. Der Zuckertrust hat die frechsten Betrügereien, die je erlebt wurden, mit ein paar Millionen Dollar bezahlt und wird in Ruh gelassen. Die Trusts ähneln den Neuyorker Wolkenkratzern: man baut sie in den Himmel, um immer mehr Geld aus ihnen herauszuziehen. Das ist die Kunst, auf einer schmalen Basis ein denkbar höchstes Kapitalgebilde aufzurichten. Die Baumeister dieser hohlen Riesensäulen residieren in der Wallstreet, am Broadway und in der fünften Avenue in Neuyork. Von hier aus wird das Reich des Kapitals regiert, laufen die Drähte nach allen wichtigen Zentren der Welt. Seitdem Rockefeller seine Riesenstiftung zum Wohl der Menschheit gemacht hat, gilt Morgan als alleiniger Herrscher über das amerikanische Kapital. Man behauptet, daß Rockefeller nicht freiwillig resigniert habe, sondern in der Erkenntnis, daß ihm die Kraft fehle, sich neben Morgan behaupten zu können. So kam die „Rockefeller Foundation" zu Stande, die mit ihren 1200 Millionen der Mitwelt das Heil bringen und dem Konkurrenten Morgan das Kapital des Öltrusts entziehen soll. Wer Rockefeller fromme Gefühle und sittliche Regungen zutraut, ist auf dem Holzweg. Sähe er noch irgendwelche Chancen für sich, so hätte er den Teufel nach dem Wohl der Menschheit gefragt. Vielleicht dachte er, seinem Freunde Morgan ein Bein zu stellen, weil er nicht stark genug ist, dem Expansionsdrange des Bankiers aktiv zu folgen. Pierpont Morgan ist nicht nur der Mann von heute, sondern auch der von übermorgen. Die Börse kennt nur noch zwei Quellen, denen Motive für sie entspringen: das Weiße Haus in Washington und die Office der Firma J. P. Morgan & Co. Das Schicksal des Kapitals in der nordamerikanischen Union spiegelt sich in den Regungen der neuyorker Börse. Was hier umgesetzt wird, gehorcht einem Willen, der dem Dämon ähnelt, den Strindberg den „bewußten Willen in der Weltgeschichte" genannt hat. Er ist da; aber keiner fühlt ihn besonders. Nichts geschieht, das nicht auf ihn zurückzuführen wäre.

Dieser Wille trägt eine riesige Verantwortung; aber er läßt sich durch sie in seiner Aktionsfähigkeit nicht beeinträchtigen. Man bedenke, was ein solcher Wille an der empfindlichsten Stelle des staatlichen Organismus, im Zentrum des Geldes, auszurichten vermag. Er spielt mit Millionen Ball und bläst ganze Vermögen von der Bildfläche, wie man eine Flaumfeder von der Hand bläst. Die Börse in Neuyork produziert neue Dollarmillionen, wenn ihr Dämon bei guter Laune ist; und sie vernichtet sie, wenn die Wege des Führers sich im Gewölk verlieren.

Man muß wissen, wie in Amerika die Vermögen entstanden sind, um zu begreifen, daß das „reichste" Land der Welt in chronischer Angst vor Geldbeklemmungen ist. Jim Patten, der Chicagoer Weizenspekulant, preßt dem Lande ein paar hundert Millionen ab, indem er alle erreichbaren Mengen Weizen aufkauft und den natürlichen Kreislauf von Waren- und Gelderzeugung unterbindet. Er macht den Wirtschaftskörper blutleer, um sich selbst zu bereichern. Die durch freche Spielerkunststücke herangelockten Millionen bilden kein neues Kapital, keinen Niederschlag produktiver Tätigkeit. Es sind Summen, die schon vorhanden waren, deren „Verteilung" der Spekulant nur geändert hat. Sie waren dezentralisiert, und er hat sie konzentriert. Dieser chronische Prozeß hat nur die unangenehme Folge, daß das Geld seiner wirtschaftlichen Aufgabe entzogen wird. Es wandelt sich aus volkswirtschaftlichem Kapital in privates. Das ist die Signatur des Prozesses, der zur Bildung der Riesenvermögen führt. So sehen die Möglichkeiten der Entwicklung des amerikanischen Kapitals aus. James Patten ist nicht der einzige, der in diesem Schicksal eine Rolle spielt. Jeder, der die Eigenschaften einer Persönlichkeit in sich fühlt, handelt nach dem gleichen Rezept. Und nun kann man sich die Wirkung denken, die ein Individuum ausüben muß, das eine Zentrale alles Willens zu sein scheint. John Pierpont Morgan ist der bewußte Wille im Schicksal der Vereinigten Staaten. Er ist der Mann, der heute die Geschichte zwischen Atlantic und Pacific macht. Dabei ist er nicht jünger als Rockefeller. Beide haben das biblische Alter erreicht. Nur daß der eine sich erschöpft hat und zu einem Riesenbluff, der frommen Milliardenstiftung, greifen muß, um seinen Namen nicht weggewischt zu sehen. Man sagt, daß die Macht Morgans mit einer Summe von 50 Milliarden Mark ausgedrückt ist. Damit regiert er die übrigen 450 Milliarden des amerikanischen Gesamtvermögens. Wie das Steuer die Fahrt des Schiffes lenkt. Wenn Morgan mit seinem Plan, die wichtigsten Glieder der Finanz zu einem Trust zu verschmelzen, Erfolg hat, wird ihm kein wirksamer Widerstand mehr entgegengesetzt werden können. Im Mittelpunkt der Kombination stehen die National Bank of Commerce, die National City Bank — die erste Bank der Vereinigten Staaten, die sich unter Leitung von James Stillmann in verhältnismäßiger kurzer Zeit zu ihrer heutigen Bedeutung entwickelte — die First National Bank (Präsident

Frank A. Vanderlip, einer der eifrigsten Vorkämpfer für die Errichtung einer Zentralnotenbank) und die Chase National Bank. Morgans Taktik ist eine sehr geschickte. Er will sich von der Gefahr eines Versiegens der Geldquellen gänzlich frei machen. Stehen die Banken unter seiner Gewalt, so hat er die Kontrolle über die Depositengelder, das heißt den Schlüssel zum Geldschrank. Und er rechnet auf die Suggestivkraft seines Namens, die ihn gegen bedrohliche Angriffe des Publikums auf die Kassen der Banken sichern soll. Der Kollektivwille kommt vorläufig gegen die Macht des starken, aber zum Teil ganz offenbar antisozialen und antiselektiven Einzelwillens nicht auf. Sonst wären Leute wie Morgan und Rockefeller unmöglich. Aber irgendwann wird die Summe aller produzierenden Kräfte in der Union die Mittel finden, die Ausschreitungen der Kapitalmagnaten einzuschränken und ihr Tun mit den sozialen Bedürfnissen des Wirtschaftslebens in Einklang zu bringen. In ihrer Abhängigkeit von wenigen, tüchtigen Machern ist die amerikanische Wirtschaft ein Pauper. Der Reichtum, der an einzelnen Stellen bis in den Himmel wächst, beschattet das Land, ohne ihm Fruchtbarkeit zu bringen. Durch die Monopolisierung aller Erzeugnisse, vom Geld angefangen bis zum Erdöl, wird die Nation ausgepowert. Aus Produzenten werden mit der Zeit Almosenempfänger, die darauf warten müssen, daß es den Geldkolossen einfällt, gelegentlich etwas für das allgemeine Wohl zu tun. Dieser künstlich herbeigeführte Ausgleich für den Mangel einer gesunden Geldzirkulation ist ein für die Volkswirtschaft wertloser Prozeß. Denn die frommen Stifter unter den Krösussen lassen das Kapital nicht in den Wirtschaftskörper zurückströmen, dem sie es entzogen, sondern setzen es in Schulen und Bibliotheken um.

Die innere Nötigung zu derartigen Bußen wäre geringer, wenn die Möglichkeit der Bereicherung sich weniger offen präsentierte. Der „smarte Yankee" ist keine Rasseneigentümlichkeit, sondern nur der Ausdruck des Kontrastes zwischen Gewinnern und Verlierern. Diese sind stets in der überwiegenden Mehrzahl, während die Smarten eine Sonderklasse bilden. In Wirklichkeit verdienen also nur einzelne Auserwählte das schmückende Beiwort. Die Börse in Neuyork könnte ein Parterre von klugen Strategen vorstellen, die dem jeweiligen Tyrannen die Wage hielten. Aber es ist nicht so. Sie wird, wie ich schon sagte, von einem Willen beherrscht, der sich nicht immer durch sichtbare Handlungen bemerkbar macht, wohl aber die Kurse so lenkt, wie er sie braucht. Noch ist das Schicksal der Trusts nicht entschieden, so daß Unsicherheit in der Haltung der Börse zum Ausdruck kommt. Gelegentlich wagen Baissiers einen Vorstoß, der indes von der herrschenden Macht rasch zurückgewiesen wird. Die Morgangruppe läßt eine Deroute der Kurse nicht zu, ohne dabei gegen jede Abschwächung aufzutreten. Die Großfinanz besitzt natürlich nicht die Mittel, um alle Papiere, die zum Verkauf gebracht werden, aufzunehmen. Sie muß es geschehen lassen, daß die Mißstimmung über den Gegensatz zwischen spekulativer

und wirklicher Konjunktur sich den Kursen aufdrückt. Das Börsenkapital wurde im vergangenen Jahre kräftig aufgeblasen. Man setzte eine Hausse in Szene, um die Resonanz für neue Finanzprojekte zu finden. Schließlich sah das Publikum, daß die Geschäfte schlechter gingen, als man ihm erzählt hatte, und ging hin, um seine Aktien zu verkaufen. So kam es, daß die Börse einen Teil der künstlich hergestellten Wertzuschläge wieder strich. Imposant aber wirkt die Ruhe, mit der die Firma J. P. Morgan ihre Pläne verfolgt, unbekümmert um das Geschick der von Taft eingeleiteten Reform, die keinen ordentlichen Trustmann schreckt. Morgan erfüllt die Welt mit seinen Projekten. Bald spricht man von großen Unternehmungen in der Türkei, bald von der Eroberung Chinas und der Vertreibung aller deutschen und englischen Banken aus Zentralamerika. Dieser Großbankier macht in seinem panamerikanischen Ideenkreis eine viel kraftvollere politische Figur als Taft mit all seinem republikanischen Gefolge. Morgan will die nordamerikanische Union zur ersten Finanzmacht der Welt erheben und sich mit der Kaiserkrone schmücken. Als Geschäftsmann ist er ein so schroffer Vertreter der Monroedoktrin, daß die Diplomaten in Sorge sein müssen, wie weit die ehrgeizigen Pläne des kühnen Finanzmatadors sich noch entwickeln werden. An Konflikten hat es nicht gefehlt. Die Auseinandersetzung über die Anleihe der chinesischen Kanton-Hankaubahn wurde durch Morgans Auftreten verschärft. Wer sich so wenig um die Grenzen des Nachbarn kümmert, wie John Pierpont Morgan, arbeitet in einem Fluidum von Explosivstoffen und bildet eine ernste Gefahr für den Frieden. England hätte die Macht, manchem großamerikanischen Finanzprojekt ein Ende zu bereiten; aber es wird von dieser Möglichkeit nur dann Gebrauch machen, wenn ihm das Messer an der Kehle sitzt.

Neuyork ist als Zentrum der großkapitalistischen Bewegung von schwerwiegender Bedeutung für die europäischen Nationen. Der Schwerpunkt der europäischen Finanz liegt nicht mehr ausschließlich im Inland, sondern ist von Jahr zu Jahr mehr in die Fremde gerückt. Das Kapital findet in den engen Grenzen des heimatlichen Territoriums nicht die Möglichkeit, sich voll auszuleben. Deshalb müssen die überseeischen Länder eine Ergänzung bieten. Es gilt also, dem Yankee den Boden streitig zu machen, den er, aus dem gleichen Grund, der das Kapital der Alten Welt hinüber treibt, für sich allein haben will. Ausgetragen wird ein Existenzkampf, der dem Sieger die Loslösung von der Sorge um neue geschäftliche Chancen verheißt. Hier steht Neuyork und seine Großfinanz gegen die ganze nichtamerikanische Welt. Das ist die eine Richtung, nach der die wirtschaftliche Tendenz in den Vereinigten Staaten weist; die andere zeigt die wachsende Industrialisierung und die Verteuerung der Lebensmittel, die die Union zum Import von Fleisch und Getreide zu degradieren droht. Ist es erst so weit, — dann hat Nordamerika ein gutes Stück seiner viel gepriesenen ökonomischen Unabhängigkeit eingebüßt.

Der Laie und das Museum/ von Moritz Heimann

Wenn es wahr ist, daß ein Bedürfnis erkennen, fast schon heißt eine Erfindung machen, so wäre es wünschenswert, daß es den Bedürfnissen leichter würde, sich auszusprechen. Warum sollte der Laie, wofern er nur seine Stellung richtig zu nehmen versteht, die ihm höchst fruchtbar, gleich weit von der Sachverständigkeit und vom Dilettantismus, angewiesen ist, — warum sollte er nicht gehört zu werden verdienen, wo immer Dinge getrieben werden, die ihn angehen? Gelingt es ihm, seine Bemerkungen eben nicht von den Dingen abzuleiten, sondern von sich selbst, so wird er keine gebührliche Grenze überschreiten und etwas Verständiges, vielleicht etwas Anregendes, auch wenn es keine unmittelbaren Folgen haben kann, zutage bringen. Der Schneider weiß einem leicht zu beweisen, daß der Rock, den er anprobieren läßt, gut sitze; zuweilen gibt ihm sogar der Spiegel recht; und trotzdem muß er sich dem Einwurf fügen, daß es sich in dem neuen Gewand nicht völlig gut, nicht ganz unmerkbar atme.

Ich gehe gern und häufig in die Museen und niemals mit Alltagsstimmung. Aber wie schwer es einem in Berlin gemacht ist, mit einiger Festlichkeit der Seele und der Sinne bis zu Rembrandts Daniel oder der dem Cariani zugeschriebenen jungen Frau in der Landschaft vorzudringen, das ist bekannt. Früher war es anders. Schon auf der Treppe zu dem Schinkelschen Museum fühlte man sich, nicht nur körperlich, über die Straße erhoben, man fühlte sich feierlich empfangen und feierlich geleitet. Unvergeßlich wird mir immer das kurze Zögern bleiben, wenn ich mich zu entscheiden hatte, ob ich nach links zu den Deutschen, oder nach rechts zu den Italienern gehen sollte. Heute ist der Raum, der die beiden Abteilungen trennt, an Meterzahl und Unterschied des Stils viel größer, ideell indessen unvergleichlich viel kleiner; so daß man, von der germanischen Seite her in die romanische kommend, den Gegensatz der beiden geistigen Welten als einen Ruck verspürt. Die Haltung wird aufrechter, man unterliegt dem Anspruch der Würde, die sich auf den Tafeln darstellt; — eine sehr lehrreiche und keineswegs unangenehme Verwandlung ohne Zweifel; nur freilich eine Unterbrechung mehr des profunden Schweigens, worin die tiefste Wirkung der Kunst besteht.

Das ist es wohl: die Museen, wie sie selbst lehren, das heißt reden wollen, verführen auch zum inneren Reden. Diese Tendenz macht sich bemerkbar, auch wo nicht die von den bekannten höheren Gewalten durchgesetzte Barbarei des Gebäudes selbst aus der Not eine Tugend zu machen zwang; — eines Gebäudes, worin man nicht als Gastfreund empfangen wird, sondern sich einschleichen muß und sogleich von einem gewaltig nahen Triumphator zu Roß niedergeritten wird. Hat man den Schrecken der Wachtparade überwunden, so

kommt man in eine Basilika, die aus dem Museum eine frostige Art von Kirche macht. Man weiß nicht: sind das Nischen, sind das Altäre; soll ich mir das Bild von Paris Bordone ansehen, oder soll ich vor der Madonna eine Andacht verrichten? Hier mag wohl die Not gezwungen haben. Aber oben finde ich Versuche, mit Gemälden, Plastiken und Stücken des Gewerbes Einheiten zu bilden, die Räume des Museums als Räume eines Hauses vortäuschen. Ein sehr einleuchtendes Verfahren: das Tote soll wieder lebendig werden. Diese Gemälde sind von Truhen und Altären, diese Kamine und Türeinfassungen aus Palästen geholt, wohin der Zufall und die Geschichte sie gebracht hatten; jetzt werden sie wieder zu Altären und Palästen aufgebaut. Dawider scheint nichts zu sagen, so logisch ist es. (In Parenthese: Das Absurde ist überhaupt nur möglich im Logischen und im Tatsächlichen; in allem, was dazwischen liegt, nicht. Denn was dazwischen liegt, das ist die Ausdeutung beider durch den Menschen, das ist die Verwandlung des Wirklichen in die Metapher. Daher auch keine Philosophie durch Widerlegung ganz beseitigt wird.) Logisch sein, das ist es, was den Menschen am leichtesten in die Irre führt. Wenn ich die Prämisse aufstelle, daß die Passionen Bachs die stärkste und originellste Form des deutschen Dramas darstellen, mit einer Geschichte überdies, die bis in das frühe Mittelalter reicht, — so brauche ich nur mich von der Logik verführen zu lassen, und ich spreche den Wunsch aus, daß sie in Kostümen gesungen werden. (Sie können aber nicht einmal ohne Notenblätter gesungen werden.) Den Homer lasse ich mir von Sven Scholander zur Laute vorsingen. Das alles ist logisch.

Vor meinem Gefühl aber ist dieses zweite Leben im Museum eine Grimasse. Ich will nicht zu der Phantasie aufgeregt werden, die Menschen der verschollenen Zeit durch die Türen treten und vor dem Heiligenbild knieen zu sehn. So wenig wie ich vergleichen und meiner Kennerschaft sowohl der Kunst als der Historie dienen will. Das Gemälde im Museum ist kein Gebrauchsgegenstand; es schmückt nicht; es ist. Sein Zweck ist ausgelöscht, sein Werdeprozeß desgleichen. Ich verlange in keine andere Beziehung zu ihm zu treten, als daß es mich zu tiefst und ganz und gar schweigen mache.

Ohne Zweifel heißt das, einer Abstraktion der Kunst das Wort reden. Aber die wachsende Abstraktion ist der eigentliche Prozeß, in welchem die Kunst sich der Menschen bemächtigt. Wir haben sie längst so gut mit der Matthäuspassion wie mit dem Faust vorgenommen; wir hören in jener ohne Beeinträchtigung Christus im Frack, und lesen diesen noch lieber in einem Reklameheft, als daß wir ihn mit allen Künsten der Maschinerie auf dem Theater sehen.

Freilich, wenn dieser Prozeß der Abstraktion notwendigerweise eintritt, so kann er nicht bloß durch das Walten einer immerhin größeren Spanne Zeit nachweisbar werden; er müßte auch vor jeder Gegenwart der Kunst zu spüren

sein. Ist es nicht in der Tat so? Merken wir nicht, am lebhaftesten vor der Bühne, daß wir nicht immer und nicht vollständig an dem Leibhaftigen vor uns hängen, daß es vielmehr zugeht wie in der Hunnenschlacht vor Rom: die Leiber sinken, von Schlaf und Tod befangen, zur Erde, und die Geister kämpfen in den Lüften weiter. (Das Kunstwerk ist nur scheinbar wirklich; und da es nicht wirklich ist, kann es nicht partiell sein; eine Totalität aber kann es, als das irdische, endliche Gebilde, das es doch ist, nur ahnungsweise, deutungsweise, nur metaphorisch sein; dieses Metaphorische ist das, „was in den Lüften kämpft". Ich bin ein Laie, kein Schriftsteller; ich vermag mir keine Thema zu isolieren.)

Zur Abstraktion der Kunst hat auch das Museum zu wirken, zur Auslöschung der Zufälle von Zeit, Ort und Persönlichkeit, zur Schaffung einer neuen, höchst vagen Form von Heiligkeit. Das ist seine Aufgabe, — weil es mein Bedürfnis ist. Es gibt noch andere Bedürfnisse, wirft man, von oben herab, mir ein — so gibt es also auch noch andere Aufgaben, und dem Ästhetiker von Beruf und dem Historiker, die ihre Herbarien brauchen, soll kein Recht genommen werden. Nur daß wir uns nicht wechselseitig das Leben und die Luft verkümmern! Das Schweigen und die Schule, der Feiertag und der Alltag, die Kunst und die Wissenschaft von der Kunst schließen einander aus. Man trenne sie in getrennte Räume und überlasse es der geistigen Freiheit jedes Einzelnen, „hinüberzugehen und wiederzukehren".

Indessen heißt es zu allgemein sprechen, wenn man nur von dem Typus des umfangreichen, zentralen Museums der Großstadt spricht. Da gibt es noch die kleineren Museen, es gibt die mit ihrem ganzen Inventar der Öffentlichkeit aufgeschlossenen Paläste, die Häuser der Fürsten, die Kirchen. In ihnen *leben* die Kunstwerke noch, in der Gefahr, zu altern und zu sterben, der Abstraktion erst in der Entfernung, erst in der Erinnerung hingegeben. Die Grünewaldschen Bilder in Colmar sind noch ein wenig Altar; das Vorhandensein eines jüngsten Gerichts von Memling in der Danziger Marienkirche ist zu überraschend, als daß man die stadthistorische Seeräuberanekdote vergäße; und ein Boucher in einem Rokokoschloß läßt daran denken, daß es einer fürstlichen Muße vielleicht nicht vor schönen Bildern von Weibern so geistreich wohl wie vor Bildern von schönen Weibern gewesen sei.

Ein Zustand, an dem der Laie nichts geändert wissen möchte. Es liegt ihm nichts daran, alle Gedanken unter einen Hut und alle Bilder unter ein Dach zu bringen. Bekanntlich haben in diesem Winter die Augsburger Klage gegen Herrn von Tschudi geführt, weil er ihnen einen Tintoretto weggenommen und in die Münchener Pinakothek gesteckt hat. (Dieses soll kein Angriff, sondern nur ein Beispiel sein.) Daß Herr von Tschudi nicht ohne juristischen und historischen

Rückhalt gehandelt hat, darüber braucht kein Wort verloren zu werden; er ist ja nicht der Kaiser Napoleon der Erste. Nur sollte in Kunstdingen immer und ohne weiteres von dem Rechte gesprochen werden, das mit uns geboren ist. Also nicht, ob Herr von Tschudi das Recht und die Macht hatte, den Tintoretto von Augsburg nach München zu nehmen, geht uns etwas an, sondern ob es erfreulich, nützlich und angenehm ist, daß er es getan hat.

Ich halte es nicht dafür. Es ist sehr schön, in Augsburg einen Tintoretto zu treffen; und, wer weiß, mein ganzes Leben hätte sich vielleicht klarer und entschiedener gerichtet, wenn in der öden Stadt, in der ich aufwuchs, auch nur ein Stück von Meisterhand bemalte Leinwand zu finden gewesen wäre. Herr von Tschudi kann nichts dafür, daß es dergleichen dort nicht gab; aber hätte sein Vorgänger es an seinem Platze gelassen, wenn es vorhanden gewesen wäre? Ein junger Mensch von siebzehn Jahren im verlorensten Neste von Deutschland, der von einem schönen Bilde Eindrücke hat, bedeutet mehr als die Kompletierung einer Schule in Berlin mit allen wissenschaftlichen Folgen. Mein Freund, der ausgezeichnete Künstler Thornow, sagt: „Wenn eine große Stadt den Regen ihrer ganzen Landschaft auf sich zieht, so dürstet die Landschaft, und die Stadt selber hat nicht mehr davon als die Durchspülung ihrer Kanäle und je zuweilen einige Kellerüberschwemmungen". Er hat Recht.

Es ist schön, in Augsburg einen Tintoretto zu treffen. Es ist schöner, durch einen verfallenden Torbogen zu schreiten und aus einem zerbröckelnden Brunnen zu trinken, als sie beide wohlverwahrt und wohlversorgt in irgendeiner Abteilung für die Plastik der Renaissance zu finden. Vielleicht hat jedermann in seiner Entwicklung ein kleines, heimliches Kapitel von der Verwandlung seines Gefühls gegen Ruinen. Es gab eine Zeit, in der es mich lüstete und aufregte, mir in einem brennenden Hause einen Menschen und ein Bild von Raffael in Gefahr zu denken und wen ich retten sollte; und damals entschied ich mich, den Menschen heroisch der Metaphysik und den Flammen zu überlassen und für den Raffael meine Haare und einige Quadratzoll meiner Haut zu opfern. Denn der Mensch, glaubte ich, sei auch im Tode und ohne Unsterblichkeit der Vernichtung nicht unterworfen; wohl aber das Kunstwerk (und das Tier). Ich verstehe dies heute nicht mehr. Der Untergang von Kunstwerken schreckt mich nicht mehr, er greift mir eher das Herz mit einer durchdringenden Schönheit an. Der Tempel rührt uns mit einer übersäkularen Rührung ohnegleichen, weil er zerstört ist; der unzerstörte, weil soviele seiner Brüder dahingestreckt sind. Keinen glorreicheren Augenblick hatte der Glockenturm von Venedig, als an jenem Morgen, da er in den Herzen der Zeitungsleser fast der ganzen Erde einstürzte und sein Staub sich Millionen Menschen auf den Tag senkte, wie er auf die Barken der Lagunen, auf die Hüte und

Ärmel der Schiffer sich gesenkt hatte. Ich stand vor dem Abendmahl in Santa Maria delle Grazie — ein Schatten, sagt man; aber dieser Schatten hatte die Ehrwürdigkeit von neunzehnhundert Jahren, indessen das frische Bild nur eine von vierhundert haben würde. Wie dem auch sei, — Morosinis Bombe hat sich nicht so schwer am Parthenon versündigt, wie die Spitzhacke Lord Elgins.

Entfernung und Erinnerung vermögen eine reine Abstraktion nicht zustande zu bringen, weil sie die Bilder umdichten. So zuverlässig ist keine Phantasie, daß sie viele hunderte von Bildern im Gedächtnis ganz genau wieder aufbaute; und überdies ist der Erinnerungsvorgang in gewissem Sinne ein schöpferischer, er läßt aus einer mehr oder minder großen Anzahl von Elementen eine Einheit aufleuchten, die mit dem Urbild, aus dem die Elemente bewahrt blieben, nicht durchaus identisch ist. Oft geschieht es, daß uns an einem Bilde, das wir lange nicht betrachtet, aber mit dem wir uns viel herumgetragen haben, beim Wiedersehen schon das Format überrascht. Zudem ist die Erinnerung durch die Phantasie nur wenigen Menschen gegeben, und in ganz reinem Zustande auch diesen wenigen nicht; sie braucht immer des Hilfsmittels der Begriffe. Ich habe ein Experiment hierin gemacht und einigen Menschen von vorzüglicher Kraft der Phantasie und von Leidenschaft zu den Künsten die Aufgabe gestellt, ohne wechselseitige Hilfe die Haltung der sixtinischen Madonna aufzuzeichnen: sie begingen zum Teil recht große Irrtümer. Hat man auf diese Erfahrung hin es sich begrifflich eingeprägt: sie trägt das Kind mit der linken Hand auf der rechten Seite ihres Körpers usw. — so behält man, wohl unverlierbar, diese Begriffe, und mit ihrer Unterstützung rekonstruiert die Phantasie nun leichter als vorher das Bild. Eine derartige Triangulation eines Bildes durch Begriffe ist aber, und das liegt auf der Hand, vollständig gar nicht möglich. Das heißt unter anderm: eine vollständige Beschreibung eines Bildes ist nicht möglich.

Insoweit sie möglich ist, ist sie nun obenein keineswegs sicher, die Vorlage wirklich zur Illusion zu bringen. Die sichersten Angaben sind beiläufig, wie mir scheint, rechts und links, sowohl wenn von dem Bilde, als wenn von den darauf dargestellten Figuren die Rede ist; darnach käme wohl jede Angabe, die moralisch gefärbt ist; zuletzt erst die objektive Bezeichnung sinnlicher Details. Das, was sich an meine Handlungs- und Verwandlungsfähigkeit wendet, an den Schauspieler in mir, hat es leichter, in mich einzugehen, als das bloße Sigel der Vorstellung. Wenn mir jemand die Bewegung der Frau Potiphars, auf dem hiesigen Bilde von Rembrandt, beschreibt: sie dreht die rechte Hand so nach dem keuschen Josef zeigend, daß man die Bewegung in der lügnerischen Kehle des Weibes wiederfindet und sie sagen hört: Jener hat — so fühle ichs in meiner Hand und meiner Kehle und sehe das Bild. Wer aber zu mir von einem dunkelgrünblauen Himmel spricht, darf nicht glauben, daß ich seinen

Himmel auch wirklich sehe; ich müßte denn auch ohne sein Vokabel den Himmel, den er meint, in der Erinnerung halten. In diesem Falle verstehe ich sein Wort durch das Bild; nicht daß mir das Bild durch sein Wort aufgefrischt wird; — es ist ähnlich wie bei gewissen Übersetzungen, die man nur versteht, wenn man das Original daneben legt.

Könnte ich mir hiernach einen Katalog, der mehr als ein Verzeichnis der Namen und Titel enthielte, auch nur wünschen? — da ich natürlich an Beschreibungen von der poetisch-dramatischen Art, systematisch durchgeführt bis für das letzte Schulbild und in einem Riesenlexikonband vereinigt, nur mit Grauen denke. Unsere königlichen Museen geben jetzt einen Prachtkatalog der Gemälde des Kaiser Friedrich-Museums heraus; der erste Band, für die romanische Kunst, von Herrn Posse bearbeitet, ist erschienen — ein entzückendes Buch. Ein Buch, das seinem Verleger, Julius Bard, hohe Ehre macht und beweist, daß wir es auf diesem Gebiete weit gebracht haben. Ein dünner Band in Großquart, mit blauleinenem, von E. R. Weiß entworfenem Einband — der freilich durch eines Adlers selbst heraldisch nicht zu entschuldigende Gerupftheit verunstaltet wird. (Der Adler ist nicht von Weiß; auch hat ihn nicht Herr Bard gewählt, sondern der oberste aller Adler im Deutschen Reiche, eine wahre force majeure.) Dieser Katalog bringt von sämtlichen Gemälden Abbildungen, 534 Abbildungen; es ist dennoch erreicht, daß er nicht einer Briefmarkensammlung ähnlich wurde. Ein grauer Ton hält die Schrift und die oft kleinen, aber immer geschickt plazierten, im Format zu einander abgepaßten Bilder zusammen, so daß die Doppelseite sich so günstig präsentiert, wie es nur möglich war. Eine Meisterleistung. Die Einteilung ist nach nationalen Schulen gemacht, innerhalb dieser nach Jahrhunderten, und innerhalb dieser wiederum, wo es nötig war, nämlich in der italienischen Kunst, nach Lokalschulen. Zusammenhänge des Orts werden auf diese Weise zwar zerrissen, aber Zusammenhänge der Zeit hergestellt. Wie man's macht, macht man's falsch; also auch richtig, wie man's macht.

Es ist ein Feiertagsvergnügen, in diesem Katalog zu blättern.

Aber dieser Katalog ist auch ein Buch — und kaum daß ich darin lesen will, werde ich unruhig. Der Text enthält, als eine Neuerung, außer den üblichen Notizen über das Leben der Maler und die Provenienz der Bilder und derlei, Farbenanalysen der Bilder.

Ich studiere ein paar davon, und bemerke, daß sie mir die Bilder auseinandersprengen. Ich schließe die Augen, und bemerke, daß nun die Bilder härter, bunter und zusammengesetzter erscheinen, als sie sind, als sie sein dürfen, wenn sie schön sein wollen. Der Fluch des Wortes, sobald es nicht mehr ist als ein Sigel des Begriffes.

Ich bin nicht voreilig, und schließe aus meinem Mißgeschick, daß dieser Katalog nicht für mich, daß er wohl für den Kunstgelehrten bestimmt sei. Aber

die Bilder — was soll mit ihnen der Gelehrte? Zum vergleichenden Studium sind sie zu klein und auch deshalb unbrauchbar, weil sie nicht nebeneinander gelegt werden können. Daß sie dem Gelehrten nur dazu dienen sollten, ihm das Herausſuchen seiner Photographien zu erleichtern, dazu ist aber wohl der Aufwand zu unverhältnismäßig.

Also sind sie, also ist das Buch doch wohl auch für mich? Dann aber darf ich auch sagen, was ich in ihm vermisse. Ich vermisse einiges zu den Bildern Gehörige, das viel mehr in der Kompetenz des Wortes liegt als Farbenbeschreibungen. Ikonographisches, zum Beispiel. Es würde mir ein Vergnügen sein, allerlei Kenntnisse von dem religiösen, mythologischen und allegorischen Vorstellungskreis jener Kulturen zu naschen. Auch das würde mich die Kunst vielleicht besser verstehen, sicherlich reicher lieben lehren; es ist nicht gut, weder für ihn noch für mich, daß mein Professor zuviel aus dem Atelier spricht. Er hat ja ein paar, sehr wesentliche Dinge, die er, und nur er mich lehren kann.

Es ist mir sehr wichtig, zu wissen, von wem ein Bild ist. Bei Leonardos auferstandenem Christus finde ich angemerkt: „In den älteren Katalogen Mailändische Schule unter Einfluß des Leonardo da Vinci genannt. Über die Gründe, aus denen das Bild, als es 1884 wieder zur Aufstellung gelangte, dem Meister selbst zugeteilt wurde, s. Jahrb. der k. pr. Kstſ. V. 293 ff.“ Morelli nennt dieses Bild wörtlich „eine niederländische Karikatur der Art und Weise des großen Florentiners.“ Oh, ich stimme dem nicht etwa bei, ich habe nicht den geringsten Beruf, nicht die geringste Fähigkeit, in einem solchen Streit Partei zu nehmen oder gar zu entscheiden. Aber eben deswegen, weil ich mich ganz dem Lehrer anzuvertrauen habe, verlange ich, daß er mir keine Gewißheit einredet, wo es keine gibt. Ich fühle mich um die Möglichkeit zu einem Zweifel betrogen, der für mich sehr bedeutend werden kann. Keineswegs verlange ich, daß auch Herr Posse oder Herr Bode zweifle, weil ihnen Morelli widerspricht; aber mir darf man diesen Widerspruch nicht verhehlen. Vielleicht gefällt mir das Bild nicht sehr; und weil es von Leonardo ist, mißtraue ich nicht seiner Hand und Stunde, sondern meinem Geschmack, den ich dadurch geneigt werde umzubilden und fortan als schlechten Berater in mir trage.

Denn Schönheit zu erkennen und zu fühlen, muß gelernt und also von einer großen Autorität abhängig gemacht werden. Gibt es aber eine größere als die der Namen, deren noch schattenhaftes Licht unsere früheste Jugend aufhellte? Wer auch hierin auf seine Originalität pocht, ist nicht besser daran als jener von Schopenhauer so hübsch verspottete Philosoph, „welcher wahrhaft rührende Bücher geschrieben und nur die kleine Schwachheit hat, alles, was er vor seinem fünfzehnten Jahre gelernt und approbiert hat, für angeborne Grundgedanken des menschlichen Geistes zu halten“. Geschmack als ursprüngliche Anlage ist so selten wie Genie; sollte er nicht damit identisch sein? Denn er ist ohne starke Primi-

tivität der Empfindung und Gestaltung nicht zu denken. Der rezeptive Geschmack braucht viel Umwege, Redensarten und Moden, um dem Primitiven beizukommen; die Durchschnittsbegabung kommt zum Primitiven selten anders als durch Raffinement. Ich habe fortwährend zu lernen, was schön ist. Zum Lernen gehört Mut, und zum Lehren Vorsicht. Ich würde sehr viel sicherer sein, wenn die Kataloge es weniger wären.

Berliner Theatersaison/ von Arthur Eloesser

Es gibt in Berlin vier oder fünf unsubventionierte Theater, die sich Verpflichtungen gegen die Weltliteratur von Sophokles bis Ibsen auferlegen, wenn sie auch meistens nicht erfüllt werden. Von allen europäischen Bühnen führt allein noch die deutsche ein reiches vorurteilsloses Repertoire, das die Königreiche vergangener Macht und Schönheit erhaltend sich zu einem Weltbild ausweiten möchte, eine Schatz- und Rüstkammer, ein Museum, eine ethnologische Ausstellung, ein trophäenreiches Pantheon, und Berlin beweist sich als deutsche Stadt mit dieser Sammelbegier des historischen Bewußtseins, mit dieser edlen Schülerhaftigkeit, die die Last des Überlieferten, Vorgeschriebenen, Autoritätsvollen auf sich nimmt. Das ist die glänzende, die chimärische Seite unseres Theaterbetriebs; allen verlassenen Göttern bauen wir Heiligtümer und haben selbst keine Häuslichkeit. Die Berliner Bühne steht vorn als ein Tempel da, der deutschen Bildung geweiht, und verliert sich nach hinten in die Gassen eines internationalen Bazars, der dem großstädtischen Bedürfnis dient. Die französische Galanterieware hat eine kleine Baisse glücklich überstanden, die dramatischen Gebetsteppiche der Russen mit dem ausgewischten deutschen Muster sind zurückgegangen, wofür uns russische Juden Gebetsriemen, Thoraglöcklein, Leid und Fluch verhandeln. Als neuer Artikel machen sich ungarische Produkte jener parfümierten Talmikultur zwischen Karpathen und Balkan bemerkbar, ferner dänische und schwedische Mischwaren, die den Rohstoff aus Amerika, die Technik aus Paris beziehen, und auch die englische Burleske hat es wieder zur Marktfähigkeit gebracht.

Dieses neue Berlin, ein junger tölpischer Riese, ein Schlemmer in Quantitäten mit einem wundervollen Magen, mit kapitalen Freß- und Verdauungswerkzeugen hat den jugendlichen Ehrgeiz, nichts abzulehnen, alles zu versuchen und den kauderwelschenden Importeuren und Vermittlern auf eigene Leibesgefahr die sichtende Auswahl zu ersparen, die sie wo anders für einen entschiedeneren und ausschließlicheren Geschmack selbst besorgen müßten. Unsere Stadt arbeitet mit einer ungeheuren Unterbilanz; sie konsumiert alles und produziert fast nichts. Man sollte meinen, daß sie nun schon von selbst einige Leute hervorbringen

müßte, die wenigstens einen Teil des täglichen Bedarfs decken, die nur den großen Löffel zu nehmen brauchen, um den Schaum von dem ziſchenden Brodeltopf unſeres öffentlichen Lebens abzuſchöpfen, das mit Hilfe der Preſſe ſo viel öffentlicher, indiskreter, toleranter und ſenſationeller geworden iſt. Hält es wirklich ſo ſchwer, auf unſere wild gewordene Entwicklung eine Satire zu ſchreiben, auf unſere neue Großartigkeit und Eleganz? Wir wollen unſeren Komödienſchreibern ihre Zeitblindheit nicht vorwerfen. Es iſt nämlich wirklich ſehr ſchwer, weil die Fülle des Stoffes gar nichts bedeutet. Die entſtehenden Menſchenſorten geraten niemals ſo gut wie die alten, die ſich auf eine innere Form verſteift haben; die noch allzuweichen Modelle ſchwinden immer verräteriſch unter der nachtaſtenden Hand. Die moraliſche Phyſiognomie bildet ſich ſehr langſam, bis ſie porträtfähig wird, bis ſie ſich wieder erkennen kann, und es bedarf einer langen unſcheinbaren Geſamtarbeit, die einſt dem glücklichen Erben, dem ſtarken Raffer und Nehmer zugute kommen wird. In dieſem Jahre ſah ich keins, im vorigen ein einziges Stück, das eine Berliner Marke trug, junges, ſäuerliches Gewächs, aber echt ohne franzöſiſchen oder öſterreichiſchen Verſchnitt. Es war „Nur ein Traum" von Lothar Schmidt, bemerkenswert durch den ſpezifiſchen Geiſt oder Ungeiſt Berliner Erotik und Lebenskunſt, die ſich in Halenſee die erſte Verve geholt und bei Kempinski zu Volkspreiſen die höheren Anſprüche gelernt hat. Sehr hübſch fand ich es, daß der Bourgeois die Dame, die verführt werden ſoll, trotz gemeinſamem Schwips mit der Elektriſchen nach Hauſe bringt. Aber Genius loci in dieſer Aufrichtigkeit wurde nicht erkannt und anerkannt. Wenn Herr Fulda im „Exempel" die Précieuses ridicules der Frauenbewegung perſifliert, dann gibt er doch nur die alte gemütliche Krähwinkelei heraus, erſchlagen von der wirklichen Poſſe, die uns der Bund für Mutterſchutz gratis aufgeführt hat. Von der Talentbewertung ſehe ich hier ganz ab; uns fehlt die Überlieferung, die eine ungefähre, brauchbare Form zur allgemeinen Benutzung hervorbringt, wird uns noch lange fehlen, weil wir Norddeutſchen wenigſtens kein redendes und plauderndes Volk ſind. Bei uns hört die feine Ausſprache auf, wo die Emphaſe anfängt, und das blanke Wort will wieder in ſeine Sprödheit und Schamhaftigkeit zurück. Das Weſen des bürgerlichen Luſtſpiels oder Schauſpiels iſt die Debatte, es kommt ohne eine parlamentariſche Geſchäftsordnung nicht recht weiter, wenn das Thema durchgedacht und durchgeredet werden ſoll. Bei unſeren feineren Köpfen bemerke ich die Anſtrengung, einen Dialog zu ſchreiben, der die nötige Grammatik hat und doch wieder die konſtruktive Anordnung unter dem Schein der ſpontanen Natürlichkeit verleugnen möchte. Der Romane hat es beſſer; er reinigt die Rede von den Schlacken der Entſtehung, bevor er ſie laufen läßt; der gute Deutſche reſpektiert den Mikrokosmus in jedem Erdenkloß und er ſchält das Wort nur ungern von der Kruſte ab, die die Echtheit des untergründigen Urſprungs bezeugt. Unſer Dialog ar-

beitet mit ganz anderen Hemmungen, eine schwere Baggerei; wenn der eine Eimer beladen nach oben kommt, zieht er den leeren im Gegengewicht schon nach der Tiefe. Daher die stärkere physische Natürlichkeit der Rede, das emsige Sichumgebären des Gedankens, die von selbst vegetierende Bildmäßigkeit, die unsere große Dramatik uns teuer und anderen unzugänglich macht. Doch das steht auf einem anderen, ruhmreicheren Blatt.

Das vom täglichen Bedarf geforderte, das erwartete großstädtische Genre, braucht eine Abgegriffenheit und Abgeschliffenheit von Geschmack, Neigung, Gesinnung; die Leichtigkeit und Sicherheit der Mitteilung wird nur durch eine allgemeine Einstimmung hervorgelockt, Gemeingefühl, Gemeinsinn, Gemeinwitz. Es gibt in Paris noch ein Verhältnis der Blutsverwandtschaft zwischen dem Pflastertreter des inneren Boulevards und dem Apachen von Villette; die Persönlichkeit der Stadt umfängt und verwöhnt sie gleich mütterlich als ihre lieben Kinder. Diese historische Zusammengewachsenheit können wir noch nicht haben, diese aplanierte Demokratie, die sich zusammen als Aristokratie fühlt, und man mag unseren Schriftstellern, die zu schlafen scheinen, vorwurfsvoll die große Schüssel, die Satura reichen, in der das Berliner Leben mit seinen amüsanten Mißdünsten brodelt, es fehlt ihnen das Lebensrezept, um etwas daraus zu machen, der lokale Widerstand alter aussondernder Neigung und Gewohnheit, die seelische Gemeinbürgschaft typischer Denkarten und Lebensformen. Es gibt täuschende Erscheinungen, die besonders einem zuversichtlichen Snobismus diese Sterilität verschleiern. Berlin hat eine starke Oberschicht von Intellektuellen, wie sie eine rührige plötzlich bereicherte Großstadt natürlich hervorbringt, unbedenklicher, geschichtsloser, vorurteilsloser als irgend eine andere, aber sie zeigt nicht die Prägung einer Elite, eines Auszugs der Rasse. Die Köpfe haben sich noch zu keiner Uniformität gebildet, sie wirken nicht zusammen in diesem ganz oberflächlich verbundenen Mischmasch von Berliner Ursprung, Judentum, französischem und englischem Einfluß, skandinavischem Besuch, slawischem Blut, österreichischer Einwanderung und Rekrutierung aus allen Provinzen.

Aus dieser kosmopolitisch zusammengefegten Oberschicht stammt ein Stück wie Meier-Gräfes „Adam und Eva", das mindestens als Symptom Beachtung verdient, wenn wir die grobe Frage nach dem Talent wieder auslassen. Der geistige Schauplatz dieser leider und unnötig tragisch beendeten Komödie vom Dreieck ist zwischen Kolonie Grunewald und Montmartre zu suchen; die sterbende Eva redet zu ihrem Mann und zu ihrem Geliebten teils als Frou-Frou und teils als Erdgeist. Aber wie der Maler und der Kritiker über Kunst und Leben verhandeln mit diesen vagen Handbewegungen, mit diesen gesprochenen Gedankenstrichen, das ist richtig, so verständigen sich die Wissenden. Schade nur, daß die Leute für dieses glückliche Debüt eines fast durch zwei Akte reichenden Dialogs keine Ohren mitbrachten, und schade noch mehr, daß Meier-Gräfe

im letzten melodramatisch zu werden anfängt, wo er sich mit einer Abfindung im Dreieck ruhig hätte begnügen können. Aber es war das Schwerere, hier leicht und rednerisch zu bleiben, und um die Sache als Advokat durchzuhalten, braucht man eben eine erfahrene, tolerante, geaichte Jury, die sich mit dem non liquet der Psychologie vertraut zeigt. Wer die erwartende, die aufhelfende Empfänglichkeit des Publikums nicht fühlen und verwerten kann, der arbeitet ganz auf eigene Kosten und muß dann über sein Vermögen ausgeben. Ein genossenschaftlicher Kredit, von Gewohnheit, Neigung, meinetwegen auch Konvention, zur Verfügung gestellt, würde für den einzelnen die Produktionskosten herabsetzen. Der Wiener Hermann Bahr hat geerntet, wo er nicht allein gesät hat, und ist darum sehr glücklich geworden. Meier-Gräfe aus Paris und Berlin befriedigte mit einem halben Stück einige aus dem Eigenen nachhelfende Kenner, Bahr aus Wien gewann mit seinem „Konzert" die Feinen und die Groben, worauf es eben bei dem Theater ankommt. Wenn wir uns nach dem „Zerbrochenen Krug" und dem „Biberpelz" das Ideal einer norddeutschen Komödie vorstellen, so verlegen wir sie trotz allen Aspirationen der Großstadt, trotz ihren dringenden, reizvollen Problemen unwillkürlich auf den fetten Humus des Volksmäßigen unter einfache, derbe Menschen. Unsere Mark reicht in die Großstadt nicht hinein, das Brandenburgische ist ganz verwischt worden, aber Wien bettet sich wohlig, bequem in eine bis zur Melancholie heitere Landschaft und in die seelische des Dialektes. Weil der Dialekt höher hinaufsteigt, kann auch der Schriftsteller in ein pikantes Milieu des Luxus, der Mode hinauflangen, ohne die gegebene Volksmäßigkeit ganz unten zu lassen. Schildere ich einen feinen Mann in Berlin, einen Künstler oder Schriftsteller, so bekommt er etwas Rassefremdes, Exotisches, Wurzelloses. Dieser Wiener wird trotz seiner seelischen Verwöhntheit oder gerade durch diese ein richtiger Wiener sein von der schönen blauen Donau. Der Berliner will erst entstehen, der Wiener ist fertig und gestempelt. Hermann Bahr als Feuilletonist muß sein Motiv in ein etwas frivoles Milieu verlegen, das sich Anfechtungen leicht wegplaudern kann und das in der Wirklichkeit mit gewissen Exemptionen vom allgemeinen Landrecht der bürgerlichen Moral lebt. Wenn aber sein Stück etwas mehr als einen amüsanten Abend bedeutet, so ist es das Normale, Typische des Vorgangs, das der Variation über das Ehethema zugrunde liegt. Dieser umschwärmte Pianist ist eine Spitze, eine Ausnahme, seine kluge, mutige Frau nicht minder, aber man könnte auch das ganze Milieu tiefer senken, und diese Ehepsychologie hätte noch Bestand genug, um auch eine gröbere Auseinandersetzung zwischen einfachen Leuten zu tragen. Der Weltmann Bahr spricht zugleich als Philister und er gibt volkstümliche Weisheit: man muß dem Manne einige Türchen offenhalten, wenn man ihn überhaupt behalten will. Es geht in der Ehe nicht ohne ein etwas kompliziertes Vertragssystem von Schwindel und Loyalität. Schnitzler

sagt dasselbe in dem viel feineren, aber auch exklusivern „Zwischenspiel", er verständigt sich nicht so glatt mit seinem Publikum wie Bahr durch die gefällige Lehre, die sich derbere Späße, übliche theatralische Notbehelfe erlaubt, ohne doch vom Geist ganz abzufallen. Bahr ist mit Schnitzler verwandt, er hat an ihm eine Stütze, wie dieser an Bauernfeld mindestens einen Onkel hat. Es ist eine Überlieferung, eine Schule da, ein gemeinsames mildes und trächtiges Lebensklima, eine geprägte Spezies Mensch, während wir uns um die Erfindung eines Typus bemühen, der keine Vergangenheit und streng genommen auch noch keine Gegenwart hat. Für diesen Zukunftsberliner wird ungeheuer gearbeitet. Der vereinte Snobismus schwätzt und kauft ihm eine Kulturgarderobe zusammen vom Pyjama bis zum Smoking, schreibt ihm vor, wie er sich kleiden, ernähren, seinen Tag einteilen soll, und wundert sich, daß der Homunkulus, den Tailleur, Friseur, Masseur, Chauffeur erwarten, sich nicht aus seiner Flasche herauswagt.

Das Theater im ideellen Sinn ist eine nationale, das Theater als Institut eine lokale Angelegenheit. Wenn ich von Eindrücken der Saison spreche, so handelt es sich, namentlich so lange Berlin selbst nichts hervorbringt, weniger um bestimmte literarische Erzeugnisse, als um Vorgänge in der Atmosphäre, um Temperaturveränderungen und Luftströmungen, über die nur in vagen, unverbindlichen Wendungen zu sprechen ziemt, bis die Vegetation einst kommen will. Nun ist Berlin auch Deutschland, selbst wenn es einige Leute bestreiten, ferner der Hochsitz einer erleuchteten scharfen Kritik, die einzige in Europa, die in sich keine Börsenmeinung macht und deshalb in persönlichen Verantwortlichkeiten auf eigene Faust weit auseinander treibt. Hier ist aus Bedürfnis und Veranlagung etwas von selbst entstanden, eine Instanz, die mindestens die Unabhängigkeit größerer Verhältnisse über die provinziellen erhebt, ein kritisches Reichsgericht, dem man die Gesinnung der Sachlichkeit nicht absprechen kann. Der Geist von Berlin, den die Produzenten noch nicht haben, hält sich als fühlbare Macht vorläufig unter den Rezensenten auf, die, nebenbei bemerkt, immer mehr von Literatur als vom Theater verstehen, weil sie besser lesen als sehen können. Jedem sein besonderes Manko an Erfahrung, Sinnlichkeit, Erziehung, an Kaltblütigkeit oder Warmblütigkeit bereitwillig zugegeben, bleibt immer noch die Tatsache einer allgemeinen Rücksichtslosigkeit, entsprechend einer Vorurteilslosigkeit, die sich zunächst einmal auf alles einläßt. Jeder Verkannte oder Zurückgesetzte mag sich für ein Genie halten, es ist nicht wahr, daß Berlin sich einer Richtung oder Herkunft widersetzt, daß dieser offene Markt seine Zugänglichkeit verleugnet. Gewiß haben die geplagten Theaterdirektoren, Berlin hat zu viel und zu gleichmäßige Theater, aus Not, Furcht, Eigensinn gesündigt, aber die Kritik hat immer die neuen Männer gleichviel welchen Namens und welcher Art von ihnen verlangt, bevor sie totgeschlagen wurden. Sie sagt sich in ihrer schönen Gleichmütigkeit: wenn es eine echte Drachensaat ist von eisernen Männern, stehen ja die Geköpften doch wieder auf.

In dieser Saison ist die neue deutsche Romantik, die schon so lange an des Reiches Pforten klopft, endlich eingelassen und genau verhört worden. Zwei Werke kamen aus dem Mittelalter, das eine daher, wo es am tiefsten ist, aus der welkenden Blütezeit, die sich in einer komplizenhaften Vertrautheit mit dem Himmel die stupendesten Indiskretionen erlaubt. Kein moderner Schriftsteller hat den lieben Gott mit so frechen Blasphemieen angeredet wie Gottfried von Straßburg den windschaffenen Christ, der Isoldes zweideutigen Eiden kupplerisch nachhilft. Die Kritik hat sich gegen „Tantris der Narr" kühl oder ablehnend gestellt, das Publikum hat sich für Ernst Hardt entschieden, und ich gebe unbedenklich zu, daß ich mit ihm stimme. Diese Dramatisierung ist zunächst das, was wir brauchen, ein richtiges Stück, gedacht, geschrieben, gebaut, gesteigert, eine Zusammenstimmung hochgespannter Unwahrscheinlichkeiten, die sich mindestens zu einem stilistischen Kunststück fügen. Der Gelehrte bemerkt viele Voraussetzungen, die er dem alten französischen Trouvère, dem Meister Gottfried oder dem modernen Bearbeiter Bédier zuschreibt. Der Ungelehrte läßt die Voraussetzungen draußen, und das Stück erhält sich doch in seiner energischen Tatsächlichkeit. Ein poetisches Turnier, zu dem die Verse hart und blank wie Lanzenspitzen geschliffen werden, aber es wird mit ihnen auch zugestochen. Sie verschwimmen nicht lyrisch, ihres eigenen Klanges selig, sie haben die Schroffheit, die Angriffskraft, den Befehlston, mit dem auf der Bühne gesprochen werden muß. Ich fühle Blut, Nerven, Muskeln eines Gott sei Dank männlichen Kerls, der in die Dramatisierung eines aus Vorlagen zusammengesetzten Stoffes den Trotz eines Erlebnisses hineingehauen hat. Ob wir den erbitterten Liebeskampf zwischen Tantris und Isolde symbolisch oder sonst wie nehmen, ob wir die Langwierigkeit der Verkleidung etwas anzweifeln, es ist eine Gefühlswirklichkeit auch in dieser sensationellen und spitzfindigen Auslegung des weiblichen Themas: ich kenne dich nicht mehr. Worauf der Mann sich trotzig auf die größeren Rechte seines Geschlechts, auf das Vorrecht der Treue in Untreuen beruft. Zweiflern versink ich zu nichts: sagt Kleist einmal. Ich begreife, daß einer kühl bleibt gegen dieses dramatische Schachspiel, daß er seinen Tatsachensinn vor Düpierung schützen möchte. Aber wie fest und klug und selbst verschmitzt Hardt die alte Geschichte von Lug und Trug, Verstellung und Verkennung führt, damit sie schlank über die Bühne traben kann, er hat ihr auch persönliche Leidenschaft eingeblasen, und ich glaube die anfängliche Selbstentzündung zu erkennen, den gewissen, von selbst aufgesprungenen Funken, mit dem er sein Feuer sehr kundig angelegt hat, ein Feuer, das vielleicht nicht wärmt, aber sehr schön leuchtet.

Mit Eduard Stucken, der bei Publikum und Kritik Vertrauen und Freundschaft gefunden hat, kann ich nach seinem „Gawan" noch keinen Bund schließen. Hardt hat die Verkleidung eines mittelalterlichen Stoffes angenommen, weil

er Verwandtschaft spürte, weil er durch ihn und an ihn etwas los werden konnte. Stuckens Passion ist das Mittelalter an sich; darin hat er sich eingemauert, um sich zu bewahren, selbst Tempelhüter, Einsiedler und Gralsritter. Es steht ihm natürlich, einen doppelt geschenkelten, mit Innenreimen beschwerten Vers zu schreiben, der manchmal wie von Panzerketten klirrt, ohne das Geklapper der wohlfeilen und unechten Reime übertönen zu können. Seine starre hieratische Sprache, die nicht von der Farbe des Momentes lebt und wenig bildnerische Keimfähigkeit zeigt, behauptet sich durch die Festigkeit einer Monotonie, die uns eigensinnig und erfolgreich auf den Kopf schlägt, wo früher Maeterlinck mit hypnotisierenden Strichen über die Haare fuhr. Alles ist hier archaisch, die Welt der Empfindung und ihres Ausdrucks wirklich um sechshundert Jahre jünger. Stucken verwaltet als brünstiger Liebhaber die Mystik des Mittelalters, wenigstens die himmlische mit Ausschluß von Manichäismus, Vampyrismus, Satanismus, was Andere wieder literarisch beleben wollten. Sein Herz ist rein, ganz blaue Blume, dem Marienkultus ergeben, wenigstens in diesem Gawan, den ich für ein Jugendstück, ein sanftes Präludium halten will, bis wir uns besser kennen. Der Ritter ringt mit Tod und Teufel, mit einer sündhaften Maria, die schließlich als Himmelskönigin erscheint, um Rettung und Gnade zu verkünden. Mir fehlen in der Seele Gawans alle Voraussetzungen der Prüfung. Wo ist die Sinnlichkeit dieses übersinnlichen Freiers, Tannhäusers wohlgeratener Sohn und Parsifals Bruder, wo sind die Gefahren der zu reinigenden Begierde? Mit einem Worte, wo ist das Drama? Ich bemerke, daß das Publikum es durchaus nicht vermißt und daß es sich von dieser undramatisierten Ballade einlullen und mitnehmen läßt. Es fühlt sich wohl und sicher vor diesem Mysterium, das gewiß sehr tief ist, aber auch gefällig genug, sich selbst zu erklären. Das Publikum faßt herzliche Sympathie zu diesem ehrlichen Mann, und er verdient sie ganz gewiß mit der keuschen Manie, die einen weichen kindhaft ernsthaften Geist befangen hat. Es ist diese treue reine Überzeugtheit, die die Leute anspricht. Einer ist von seiner profanen Zeit in die Wüste geflohen, um eine tiefere heiligere Sprache zu lernen, und da der Einsiedler nach langen geistigen Übungen zu ihnen predigt, verstehen sie ihn ausgezeichnet und freuen sich: ein feiner, ein höflicher Jüngling, und welche gebildete Redeweise!

Mit Herbert Eulenberg hat sich das Publikum gar nicht verstanden, es ist ihm sogar sehr böse geworden. Die Leute wollen wissen, woran sie sind, sie verlangen mindestens eine trugloſe Ankündigung des Themas. Dieser Dichter holte aus seinem unbestreitbaren poetischen Ingenium, dem leider das spezifisch dramatische Talent nicht gleichkommt, das ironische Spiel vom „Natürlichen Vater". Ist das nun ein natürlicher Vater, der von den Seinen wegläuft und der als unsauberer Geist mit seinen bösen und schmutzigen Lüsten um die Erde fährt? — Gewissermaßen ja, indem Eulenberg nämlich meint, daß wir alle in

unseren schlimmen und starken Stunden aus dem Gefängnis von Glück und Behagen ausbrechen möchten, und daß man ein wenigstens in Gedanken fortgelaufener natürlicher Vater sein muß, um auf diesem Umweg ein richtiger moralischer zu werden. — Warum schreibt er dann ein dämonisches, romantisches Mondscheinstück, manchmal grob, manchmal zart, mit lauter verrückten Figuren, hungernden und schwärmenden, mit den beiden verfressenen Hausknechten, mit allen diesen sentimentalen, humoristischen sogar unanständigen Einlagen? — Ja weil Eulenberg ein Romantiker ist, mit Visionen begnadet, heimgesucht durch das Nachtgesicht der Erscheinung, und die Romantik, müßt ihr wissen, war eine Schule der Ausschweifung, war eine Anleitung, die Welt zu seinem Instrument zu machen und darauf zu klimpern, teils gottesfürchtige, teils gotteslästerliche Gesänge, alle aber zum Lobe der allein schöpferischen Seele, die alles Schöne gemacht hat vom Waldesrauschen bis zum Regenbogen. — Ja das würden wir noch verstehen, der Stucken ist ja ein noch viel tollerer Romantiker, aber warum spricht der Eulenberg manchmal romantisch nnd manchmal wie wir, und wie kann er gleichzeitig mit der Postkutsche und mit der Eisenbahn fahren? — Ja habt ihr denn nie geträumt und dabei bemerkt, daß alles durcheinandergeht, manchmal natürlich und manchmal unnatürlich? Er ist eben im Bann, er ist behext. — Ja, ist er denn kein Hexenmeister? — Nein, das ist er eben nicht. Die Geister sind stärker, sie tanzen mit ihm, kitzeln ihn, würgen ihn, und wenn er schluckt, gibt es ein Gedicht, ein Angstprodukt, aus dem ihr immerhin noch etwas verständlich Klagendes hören müßtet. — Müssen wir das wirklich? — Nein, ihr müßt nicht, es ist zu viel verlangt. — Und wenn wir auch nicht so gut verstehen, wie du, der nichts anderes zu tun hat, müßte Eulenberg nicht wenigstens sein Stück zu einem sichtbaren Abschluß bringen, damit man doch weiß, ob dieser natürliche Vater schließlich gesegnet oder geflucht hat? — Nein, das mußte er nicht; denn er ist ein deutscher Dramatiker, und dieser Stand hält es für eine Ehrensache, nichts durchzudenken, nichts fertig zu machen. — Also könnte man einen Dichter, auch wenn er sehr viel schreibt, faul nennen? — Ja, das könnte man, wofern handwerklicher Verstand und Arbeitsenergie nicht wieder ein Talent sein sollte.

Wenn das noch nicht klar geworden ist, nehmen wir ein kleineres Beispiel an Schmidtbonns Tragikomödie „Hilfe! ein Kind ist vom Himmel gefallen". Maria, die Tochter des reichen Mannes, ist von einem hübschen Einbrecher vergewaltigt worden, dem sie teils aus Überraschung, teils aus Wohlgefallen ziemlich still gehalten hat. Sie bringt ein gesundes Kind zur Welt, dem nur die vorgeschriebene Legitimation fehlt. Diese vorgeschrittene Marquise von O. holt sich den Vater dazu aus seiner Diebesherberge, heiratet ihn, präsentiert den Trauschein ihren Eltern, und der sympathische junge Mann benutzt die

Situation, um von dem Schwiegervater wider Willen die seiner verwöhnten jungen Frau anstehende Mitgift zu erpressen. Schmidtbonn läßt keinen Zweifel, daß der Übermensch mit dem Dietrich, der Geldschrank- und Herzenknacker, als sehr geachteter Milliardär aus Amerika zurückkommen wird. Zur Ehrlichkeit fehlten ihm bisher nur die Mittel. Um eine kindhafte Psychologie zu vergessen, das könnte eine sozialkritische Satire sein, und wenn Shaw sie auf den Schematismus seiner Beredsamkeit gebracht hätte, so würde wahrscheinlich aus der Verhandlung der beiden Männer sich ergeben, daß der Stadtverordnete, Kirchenälteste und Waisenrat nicht die bessere Moral hat. Aber die deutschen Dichter verstehen sich nur auf das Dichten, sie wollen keine Stücke schreiben, nicht reden, nicht argumentieren, sie wollen Poesie machen. Maria ist in einem einsamen Gartenhaus mit den Bäumen, den Blumen, den Vögeln aufgewachsen, also ein natürlicher Mensch, und der geliebte Einbrecher auf seine männliche Art ist ebenso natürlich. Sie sagen Gedichte auf, singen einfältige Lieder und spenden tiefe Weisheit aus unverdorbenen Herzen, während die unpoetischen Bürger garstig prosaisches Zeug reden. Die Menschen zerfallen in natürliche und künstliche, die einen werden besungen, die anderen ausgelacht. Krieg den Philistern! In Wahrheit ist diese Romantik wieder ein Philisterium, dieser Lyrismus etwas Unmündiges und Subalternes, der die Leute anklopft: Klingst du, singst du, dann bist du ein Mann nach meinem Dichterherzen. Und nun singt es und klingt es, wo mit Energie gedacht, geformt, geredet werden sollte. Wie kann ein Dichter verachten, der, wenn ein echter, ein Allerbarmer und Allerhalter sein muß? Wer die umfassende Menschlichkeit nicht hat, wer dem einen von seinem Blute gibt und es dem anderen versagt, der mag Eiapopeia singen und Kinderspiele treiben. Das Drama ist Männerwerk, jedes Schaffen bedingt gleichmäßiges, gleichmütiges Vorhandensein des waltenden Geistes, des ordnenden Willens. Wenn Balzac hinter einem schäbigen Strolch auf der Straße ging, sagte er Mutabimur, und er fühlte die schmutzigen Lumpen auf seinem Rücken. Dieses Ausgeliefertsein, dieses sich Aufgeben und wieder Sammeln ist etwas ganz anderes als das willenlose lyrische Verklingen und Verrinnen, das ist eine Schwäche, die unsere Literatur und am meisten das Drama als die knochenbedürftigste Gattung bedroht. In einem Variété sah ich einmal einen japanischen Zauberbrunnen; wenn der gelbe kleine Mann sich am Kopf kratzte oder am Ohr zupfte, entfuhr ihm ein feiner Wasserstrahl. So geht es unseren großen weißen Jünglingen. Wenn sie sich aufs Dichterherz schlagen oder mit dem zornigen Dichterfuße aufstampfen, immer kommt Wasser. Sie können nicht dicht halten, und deshalb hängen ihre Windeln immer am Zaun. Es ist sehr schön in den frischen Morgen hinauszuspazieren und Juvivallera zu singen, aber diese Morgenstimmung von Studenten und Handwerksburschen, die die sitzende und schwitzende Menschheit da drin in den Städten verachtet, bringt nur ein

lyrisierendes Pseudogeschlecht von Stücken hervor. Diese Jünglinge pflegen mit ihrer Arbeit aufzuhören, wenn es anfängt, weh zu tun, und da bei uns so viele Genies frei herumlaufen, brauchten sie sich nur etwas Mühe, Geduld, Verstand, Konsequenz, Energie, Erfahrung anzuschaffen, um die Wunder ihrer Seele wirklich zu verrichten.

Der Komet/ von Paul Mongré

Der Verleger und der Chefredakteur der Monatsschrift „Spleen" sitzen einander gegenüber an einem Diplomatenschreibtisch (220×132 cm²). Fanatisch individuelle Wohnungseinrichtung. Der Verleger raucht Liberty mit Goldmundstück, der Redakteur eine seinem Gehalt entsprechende Zigarre.

Verleger: Haben Sie Ihren Essai über den Kometen fertig für das Maiheft? Etwas noch nicht Dagewesenes, ekstatisch Auf- und Abschwebendes, um die höchsten Gipfel Kreisendes, Sie verstehn, so etwas ultraviolett Transzendentales, eine Projektion auf die nichteuklidische Bewußtseinsebene? Haben Sie es? Geben Sie es.

Redakteur: Ich habe nichts, verehrter Meister.

Verleger: Kind Gottes! Es ist für den „Spleen" weder ethisch noch geschäftlich angemessen, einen mit bloßem Auge sichtbaren Kometen zu ignorieren. Aber Sie haben etwas und verbergen es. Was sehe ich? Hier haben Sie ja ein ganzes Fach mit der Aufschrift Komet, und was haben Sie da alles aufgespeichert? Darf man indiskret sein? (Er holt ein Bündel von Manuskripten heraus.)

Redakteur: Ich habe ein Dutzend unserer Mitarbeiter um einen Beitrag über den Halleyschen Kometen begrüßt. Aber es ist nichts, Meister.

Verleger: Wieso nichts? Haben die Leute nicht geliefert?

Redakteur: Sie haben geliefert.

Verleger: Und es ist gar nichts Brauchbares dabei?

Redakteur: Ich habe die Manuskripte nicht gelesen.

Verleger: Mann, Sie sind mir über. (Er bietet dem Redakteur eine Liberty mit Goldmundstück an. Schweigen der Ergriffenheit.)

Redakteur: Etwas noch nicht Dagewesenes wollten Sie —. Meister, ich liebe Sie. Unsere beiden Seelen haben eine Provinz gemeinsam. Was treibt uns zum Spleen, mit oder ohne Gänsefüßchen? Das ewig schon einmal Dagewesene, das ewige Klischee, das Vorausberechenbare. Alle Assoziationen laufen in ausgefahrenen Geleisen ab, und der Vergleich mit ausgefahrenen Geleisen ist selber ein ausgefahrenes Geleis. In sieben Jahren wird der „Spleen" einen Essai bringen —

Verleger: Danke für das geschäftliche Zutrauen. In sieben Jahren, t' t' t'!

Redakteur: einen Essai bringen zu Storms hundertstem Geburtstag. Wissen Sie diesen Essai nicht schon jetzt auswendig?

Verleger: „Weit draußen hinter den flachen Dünen . . ."

Redakteur: Wattenmeer, Zwergkiefern, Ebereschen, Heidekraut, Heimatkunst. Das sind die Klingelknöpfe auf dem Schaltbrett. Es geht einfach nicht anders.

Verleger: Nein, es geht nicht anders. Sie können doch nicht schreiben: ein Fandango südlicher Leidenschaft, der bizarre Duft schamloser Orchideen . . .

Redakteur: Nein, das wäre Entgleisung, falsche Weichenstellung. Der Schienenweg ist gegeben, und der Fahrplan ist gegeben. Literatur ist Automatismus. Wenn Sie in der Oper sind: eine Verschwörerbande schleicht sich an — wissen Sie nicht voraus, daß das mit Kontrabaß-Pizzikato und Bratschentremoli gemacht wird? So sicher, wie der Sturm eine chromatische Tonleiter in den Geigen, die Liebeserklärung des Mannes eine hochliegende Cellokantilene mit Hörnern und die schnippische Antwort des Mädchens ein Staккato hüpfender Oboen und Klarinetten ist? Sieht man das nicht alles von weitem kommen? Hat man das nicht zum Sterben satt? Ertappt man sich da nicht auf dem frevelhaften Wunsche, irgendeine Gralsenthüllung oder dergleichen Feierlichkeit möchte einmal, nur einmal mit einem frechen Offenbachschen Walzer illustriert werden — bloß um sagen zu können: das war nicht vorauszusehen!?

Verleger: Lassen Sie Ihre Zigarette nicht ausgehn.

Redakteur (melancholisch): Warum ist die Jungfrau immer eine Oboe und die Oboe immer eine Jungfrau? Warum liegt die Sexualspannung des Mannes in der eingestrichenen Oktave des Violoncell? Welche Synthesis a priori besteht zwischen Königen und Trompeten, zwischen Priestern und Posaunen, zwischen Zwergen und gestopften Hörnern? Ach diese fixierten Zuordnungen, diese Zwangläufigkeiten unseres Organismus, diese erstarrten Verabredungen des Abendlandes, diese europäischen Konstanten, dieses Lexikon vereinbarter Reaktionen auf vereinbarte Reize! Sogar unsere Träume kann man vorausberechnen —

Verleger: Summa, die Literatur ist überflüssig, unsere eigene nicht ausgenommen. Aber das Maiheft muß etwas über den Kometen bringen. Fassen wir Mut! Schlachten wir diese Manuskripte!

Redakteur: Gestatten Sie, Meister. Der Komet ist schon dagewesen; alles, was man über den Kometen sagen kann, ist schon dagewesen. Am Himmel soll es parabolische oder hyperbolische Kometen geben, die ein einzigesmal und nie wieder erscheinen; in der Literatur gibt es nur Ellipsen mit kurzer, ach so kurzer Umlaufszeit. Der Komet entwickelt einen Schweif von Millionen Meilen Länge aus einem winzigen Körnchen wägbarer Materie: wissen Sie ein

erhabeneres Symbol dessen, was man ein Feuilleton nennt? Von den Kometen erwartete man Weltuntergang, Zertrümmerung der Erde, und siehe, es war nichts; bei den schweifbildenden Meteoren der Kunst und Literatur rechnet man auf Weltbeginn, Aufgang einer neuen Ära, und siehe, es ist nichts.

Verleger: Herr, Sie werden allegorisch. Wollen wir nicht lieber diese Manuskripte aufschlitzen?

Redakteur: Tun wir das. Aber zuvor will ich Ihnen a priori deduzieren, was darin steht. Entwerfen wir eine Kategorientafel. Da haben wir zunächst die drei Haupttribünen, von denen aus man das Phänomen besichtigen kann: I. Wissenschaft, II. Philosophie, III. Stimmung.

Verleger: Stimmung? Ich verstehe immer: Stimmung? (Beide sehen einander mit Augurenlächeln an.)

Redakteur: Erstens die Wissenschaft. Themata: Halley, der Halleysche Komet, die Kometen überhaupt. Nun lesen Sie. (Die Manuskripte werden geöffnet.)

Verleger: „Edmund Halley (1656—1742) war der Sohn eines wohlhabenden Seifensieders zu Haggerston bei London .... Er zuerst berechnete nach Newtons Methode die Bahnen von über 20 Kometen, unter denen der nach ihm benannte periodische Komet am bekanntesten ist. Im August 1682 erschien am nördlichen Himmel ein auffallender Komet, dessen Bahn, wie Halley nachwies, mit der eines 1607 von Kepler beobachteten Kometen so große Übereinstimmung zeigte, daß an der Identität beider nicht zu zweifeln war. Danach lief der Komet auf einer langgestreckten Ellipse in etwa 75 Jahren um die Sonne, und dieser Umlaufszeit entsprachen weitere Erscheinungen in den Jahren 1531, 1456 und noch früher; die des Jahres 1456 verbreitete solchen Schrecken in der Christenheit, daß Papst Calixtus III. gleichzeitig Kirchengebete um Schutz vor den Türken wie vor dem Kometen anordnete."

Redakteur: Halt! Das ist dritte Kategorie: Stimmung!

Verleger: „Demgemäß sagte Halley die Wiederkehr des Kometen für das Jahr 1758 voraus, und Clairaut fand durch mühsame Rechnung, daß die Anziehung von Jupiter und Saturn den Termin verzögern würde; in der Tat erschien er erst Ende 1758 und erreichte sein Perihel am 12. März 1759."

Redakteur: Wollen wir das drucken? Das klingt alles so abgeschrieben.

Verleger: Wir werden dem Manne einen Honorarabstrich bewilligen. „Die nächste Wiederkehr zur Sonnennähe, von Pontécoulant für den 13. November 1835 vorausberechnet, fand am 16. November dieses Jahres statt" — übrigens, was sagen Sie dazu? Das scheint doch ein etwas zuverlässigeres Handwerk zu sein als die Attribution einer Florabüste.

Redakteur: Floras Busenlinie ist auch keine langgestreckte Ellipse.

Verleger: Geben Sie zu, auch das Vorausberechenbare hat seine Sensationen. Nun lesen Sie mal weiter: Kometen überhaupt.

Redakteur: „Alle Kometen . . . die Mehrzahl der Kometen . . . parabolische Bahnen . . . periodische Kometen . . . Spaltung des Bielaschen Kometen . . . Verzögerung des Enckeschen Kometen . . . Kern, Dunsthülle, Schweif . . . Kohlenwasserstoff-Spektrum . . . Abstoßung der Schweifteilchen von der Sonne und vom Kern . . .“ ha, ist das alles? Wo bleibt der Strahlungsdruck? Wo bleiben die α-Teilchen, die β-Teilchen, die γ-Strahlen, Jonen, Elektronen, Korpuskeln? Mann, dich haben wir geklappt! Du besitzest noch die vorletzte Auflage von Meyers Konversationslexikon!

Verleger (unterdrückt eine Bemerkung).

Redakteur (überhört die unterdrückte Bemerkung): Zweite Kategorie: der philosophische Standpunkt. Worüber kann man sich philosophisch aufregen? Sagen wir: über die Macht der Mathematik, über die Gesetzmäßigkeit in der Natur, über die großen Räume und die großen Zeiten. Blättern wir: „Das geistige Auge des Astronomen sieht in Fernen, wohin die mächtigsten Teleskope nicht folgen können. Wir wissen, daß der Halleysche Komet 1873 sein Aphel, noch außerhalb der Neptunsbahn, erreicht hat und sich seitdem auf dem Rückwege zur Sonne befindet; wir haben für den großen Kometen von 1811 eine entschieden elliptische Bahn mit einer Umlaufzeit von etwa 3000 Jahren berechnet. Man denke sich einen Bewohner dieses Kometen, der bei jeder Sonnennähe den Zustand unserer Erde beobachtet: welchen Eindruck mögen ihm unsere großen Haupt- und Staatsaktionen, die wir mit erhabener Anmaßung Weltgeschichte nennen . . .“

Verleger: Schon wieder Stimmung, dritte Kategorie.

Redakteur: Gehen wir über zur Stimmung, dritte Kategorie. Einteilung: Depression und Exaltation. Exaltation, wie wir's so herrlich weit gebracht. Lesen Sie dies.

Verleger: „Bei seiner vorletzten Wiederkehr 1759 beschien der Halleysche Komet auch den Grèveplatz, wo genau zwei Jahre zuvor der Attentäter Damiens nach stundenlangen Martern gevierteilt worden war; damals war Goethe ein Knabe. Den letzten Besuch des Kometen hat Goethe nicht erlebt. Wiederum zwei Jahre zuvor war der spanische König Ferdinand VII. gestorben, dessen weltgeschichtliche Leistung darin bestand, die von Napoleon aufgehobene Inquisition in Spanien wieder einzuführen. Heute . . .“

Redakteur: Heute? Es gibt auch heute noch „Kultur-Kuriosa“! Lesen Sie lieber etwas Depressives. Sollte Niemand von den Herren eine Weltuntergangs-Phantasie geharft haben?

Verleger: „In Lubienitzkys Geschichte der Kometen . . .“

Redakteur: Lubienitzky? Endlich einmal ein unbekannter Name. Lubienitzky war nicht vorauszusehen.

Verleger: „In Lubienitzkys Geschichte der Kometen wird erzählt, im Jahre

1000 unserer Zeitrechnung sei aus einer Öffnung des Himmels eine brennende Fackel mit langem blitzendem Schweife herabgefallen, und als sich die Spalte des Himmels allmählich verlor, sei eine Figur mit einem Schlangenkopfe und mit blauen Füßen gesehen worden; dieses erdichtete Tier ist sogar dort abgebildet, und man findet dort viele ähnliche Nachrichten, die ganz unglaublich sind, gesammelt." (Er versinkt in Nachdenken.)

Redakteur (weiterlesend): „Weltuntergang ... sie drängen sich in die Kirchen, vor Angst irrsinnig, zitternde Tiere mit verglasten Augen ... das tausendjährige Reich ... wie aber der Tag näher kommt, geht eine ungeheure Flutwelle über die Seelen hin ... der Rausch des gemeinsamen Sterbens ... zum ersten Male fühlt sich die Menschheit als tellurische Brüderschaft ... sie schleppen Gold und Silber ins Freie, sie schwelgen an vollen Tafeln, sie springen über lodernde Feuer, vor den Augen Aller vermischen sich Liebende ... Die Wahrscheinlichkeit, daß die Erde mit einem Kometenkern zusammenstoße, ist nahezu Null ... Durchgang durch den Schweif gefahrlos ... magnetische Gewitter ..."

Verleger (vor sich hinmurmelnd): Lubienitzky, Lubienitzky.

Redakteur: Sind wir fertig? Aha, noch einige Marodeure: „1811er Kometenwein ... Straßburger Kometentaler von 1681, mit dem Bilde des vorjährigen Kometen, bei der Übergabe an Frankreich geprägt ... der Sonnenkönig vollzieht das göttliche Strafgericht ..." Was haben wir da noch? „Unter den Planeten, die gleich ernsthaften Staatsbürgern ihre geregelten Bahnen ziehen, umringt von den Familien ihrer Monde und Satelliten, tummelt sich zigeunerhaft vagabundierend das lockere Völkchen der Kometen ..." Hören Sie doch zu, Meister! Wie denken Sie über das lockere Völkchen? Wir wollen der Gartenlaube Konkurrenz machen!

Verleger (begeistert aufspringend): Lubienitzky! Wir sind gerettet. Was schiert uns Halley, der Sohn des wohlhabenden Seifensieders, was kümmern uns Perihel und Aphel, Parabeln und Hyperbeln, 75 Jahre Umlaufszeit, Kern, Koma und Schweif, gespaltener Schweif, sechsfacher Schweif, ein ganzer Wald von Schweifen! Ein Erlebnis der Seele brauchen wir, eine Sache mit Schlangenkopf und blauen Füßen ... Telephonieren Sie an die Abteilung für Buchschmuck! Wir machen einen Bibliophilen-Neudruck von Lubienitzky!!!

Offener Brief an Gustav von Schmoller

Verehrter Herr Professor von Schmoller, durch ein Wiener Blatt, das zu den christlichen Festen seinen (nicht allzu christlichen) Lesern gern Leckerbissen vorsetzt, haben Sie uns zu Ostern Ihre Ansichten über das Regiment der fünfzehnhundert preußischen Junker verkündet, die unser deutsches Schicksal in Händen halten. Wir lasen sie mit der Achtung, die einem Manne gebührt, der, was er schreibt, nach goethischem Rezept der Ferne und Folge widmet; schon die Ruhe Ihres Vortrags tat wohl in dem Froschmäusekrieg der gedruckten Meinungen; und wenn Sie es als konservativ gerichteter Mann und als wundervoll disziplinierter Gelehrter, der Zunge und Affekte im Zügel hat, deutlich durchblicken ließen, daß auch Sie zum Wohle Deutschlands die Lockerung dieses Regimentes wünschen und vielleicht gar verlangen: so sind wir dankbar für dieses gewichtige Zugeständnis. Ihre Liebe zur demokratischen Uniform ist natürlich gering; Sie wünschen ein aristokratisches Element in Heer und Verwaltung. Offenbar halten Sie den feudalen Ehrbegriff für unentbehrlich in einer erschreckend kommerzialisierten Gesellschaft, in der drei Viertel aller Betriebsamkeiten, aller Gehirnarbeit, aller Herzenswünsche auf Produktion und Erwerb von Tauschwerten gerichtet sind. Und doch graut Ihnen, scheinbar, vor der Gleichsetzung dieser Fünfzehntausend mit den 'Samura', jenen Edelmenschen, welchen die japanische Renaissance zu danken ist: diese befreiten ja den von den Großvasallen in den Käfig der Ohnmacht gesperrten Mikado und machten den modernen Volksstaat möglich; jene hassen ihn mit der jähen Inbrunst ihrer vormärzlichen Junkerhaftigkeit. Hassen den modernen Kapitalismus, weil sie alles hassen, was Geist ist und vom Geist sich nährt; hassen heute noch den modernen Rechtsstaat, weil ihr Pathos der Distanz so etwas wie menschliche Urrechte und Urwerte und das indische Erbgut des tat twam asi verabscheuen; hassen den unaufhaltsamen Vormarsch der Demokratie, weil sie den Anspruch des Massenmenschen auf Individuation, auf Verpersönlichung, auf Anteil an seiner Selbstbestimmung, auf Steigerung seiner Selbstwürde (was sonst ist Demokratie dem Wesen nach) nicht gelten lassen. Und dennoch: Mammutpolitiker. Hohenlohe, Caprivi, Bülow, Miquel, Herrfurth: sie zerschellten an diesem Felsen. Und auch Sie, der Sie diese Tatsache beklagen, können sich dem Zauber dieser ehernen, dieser ganz unmodernen Charakterfestigkeit nicht entziehen. Sie verteidigen beinahe, indem sie anklagen. Ich begreife. Sie sehen aus dem unterschiedlosen Gewimmel der bürgerlichen Gesellschaft, aus dem Meer der Wollenden und gierig Strebenden, die im Taumel nach Besitz und Kultur keinen Halt haben, ein Häuflein Menschen emporragen, das da gilt, weil es ist. Kernhafte Männer, unangekränkelt von des Gedankens Bläße, in der

slavischem Volk mühsam entrissenen Scholle verwurzelt, in das Herrschen und Heischen, Verwalten und Bevormunden, Kriegführen und Politikmachen hinein geboren; geborgen in vor Krone und Volksgenossen geschützter Stellung, ungebrochen in trotziger Selbstsucht und zur Selbstbehauptung bis zum Äußersten entschlossen. Mammutmenschen, Mammutpolitiker. Welch klägliche Figur machen neben ihnen die Bürgerlichen. Um die Berge mobilen Kapitals geschart, in Fabrik und Rechenstube Meistermenschen, Schaffer und Erhalter aller Marktwerte, aber noch immer, ob gemäßigt oder entschieden liberal, mit einem Minimum an Selbstwürde begabt, gesellschaftlich und politisch unsicher und unselbständig. Wirtschaftlich sind sie von einem prachtvollen Drang nach Entladung beherrscht, aber sie sind schließlich doch wieder zwischen Erwerb und Lebensgenuß eingeklemmt und darum politisch immer am Rande der Teilnahmlosigkeit. Ihre Selbstsucht verschuldet ihre gesetzgeberische Ohnmacht. Die Geschichte unsrer bürgerlichen Parteien zeigt, wie wenig dauerhaft ihre politischen Organisationen sind. Ihre Einpeitscher, die Intellektuellen und Ideologen, besorgen was man so liberale Weltanschauung nennt; aber sie sind ihrer Gefolgschaft nie ganz sicher und nicht selten der Verzweiflung nahe. Das ist in vom Kapitalismus beherrschten Ländern so ziemlich überall der Jammer; und die Wagenladungen Hohn und Verachtung, die auf den Namen „Bourgeois" von entlaufenen bürgerlichen Ideologen aller Länder abgeladen wurden (nicht zum wenigsten von Lassalle und Marx), haben schon ihre starke Dosis Berechtigung. Aber in keinem modernen und völlig durchkapitalisierten Lande ist die führende Bourgeoisie politisch so zeugungsunfähig, so zeugungsunwillig wie im gegenwärtigen Preußen-Deutschland. Nirgends ist eine nationalliberale Partei denkbar, die in einer Schicksalsstunde nicht weiß, ob sie ihr Programm — das in Magdeburg feierlich angelobte: geheimes, direktes Wahlrecht; Pluralstimmen; Wahlkreisneuordnung — wollen soll oder nicht, und ob sie nach links oder nach rechts ihren Anschluß zu suchen habe. Und ebenso unsicher ist bisher die Haltung des Hansabundes gewesen. Nach den unter ihrer Fahne versammelten Elementen mußte er wirtschaftlich und kulturell-politisch liberal sein: überall finden sie die preußische Agrarariskokratie auf ihren Wegen. Aber er versteckt sich, aus Charakterlosigkeit oder dummem Blindekuhspiel, hinter die Maske der Parteilosigkeit und erhöht noch die von Philippe von Comines, Ludwigs XI. Kanzler, wundervoll beschriebene „von der Vorsehung speziell regierte Konfusion", in der wir leben. Wahrlich, ich verstehe, daß Ihnen die Junker imponieren, und warum Sie die aufbauende Staatsgesinnung und politische Zeugungsfähigkeit dieser mobilen Elemente einigermaßen bezweifeln. Aber Sie werden schließlich doch zugeben, welch ungeheuerlicher Atavismus diese Junkerherrschaft bei unserem Zustand der Wirtschaft, bei dem Modernismus unserer Kulturansprüche, bei der Vitalität unserer imperialistischen Interessen, bei der heutigen Bedeutung des deutschen Westens und

Südens darstellt, und welche Gefahr Preußen-Deutschland daraus erwachsen wird, daß die Krone teilnahmlos zusieht, wie der bürgerliche Liberalismus zwischen dem Mammut Junker und dem Kolossus Proletariat politisch zerrieben werde. Denn Sie meinen doch kaum im Ernste, daß die königliche Autorität bei der fadenscheinigen Fiktion der Parteilosigkeit noch lange ungemindert bleiben wird . . Oder sollen wir warten, bis die „staatswissenschaftliche Bildung" auch die Junker liberal gemacht haben wird? Sie scheinen so etwas zu meinen, indem Sie sagen: „Das Ziel einer gesunden Politik kann nicht sein, unsern östlichen Rittergutsbesitzer aus dem Beamtentum, dem Heere, der Selbstverwaltung zu vertreiben, sondern nur, sie politisch auf die Höhe zu heben, daß sie über den engen Horizont ihres Rittergutes und Kreises sich erheben". Aber in dieser Enge ihres geistigen Horizontes, in ihrem Naturburschentum, ihrem Willen zum Fürsichsein, zur aristokratischen Absonderung, kurz: in ihrem Ostelbiertum und preußischen Partikularismus lagen bislang die Wurzeln ihrer Kraft. Und so lange sie stark genug sind, dem gemeinsamen Ansturm aller übrigen Volkselemente auf ihre Vorzugsstellung zu widerstehen, wird ihre Sehnsucht nach nationalliberal gefärbter staatswissenschaftlicher Bildung vermutlich gering sein.

Kein Einsichtiger würde dieser charaktervollen Gruppe ihre kleinen Vorrechte und Bevorrechtungen mißgönnen, ja, man hätte vielleicht rassenhygienische Gründe, sich ihres Daseins zu freuen, wenn nicht die feudale Kliquenherrschaft zu einer Gefahr für die deutsche Eintracht, für die Pflege und die Entwicklung des deutschen Gemeingefühls geworden wäre. Das Gespenst der Mainlinie taucht wieder auf; zwischen Nord und Süd klafft ein Riß; die Junker, auch die beherrschteren, gefallen sich in gefährlichen Kontrastierungen, die die „zuchtlosen" süddeutschen Ohren empfindlich getroffen haben. Ich hätte gewünscht, daß Sie, der Schwabe und engere Landsmann Friedrich Schillers und Friedrich Theodor Vischers, mit aller Kraft Ihrer patriotischen Besorgnis die lauteste Warnung nicht nur bis zu den Wiener Feuilletonisten, sondern in die Regentenstube der Wilhelmstraße getragen und für diese wichtigste Seite der preußischen Verfassungsfrage Verständnis geweckt hätten. Sie wissen, was die Griechheit des deutschen Südens neben dem harten Römersinn des Ostelbiers bedeutet. Was wäre unser Staat, als Zweck aller Zwecke, ohne jenen inneren Reichtum? Der Zukunftsdeutsche verlangt nach jener Griechheit; auch politisch. Er sehnt zur Einheit die Freiheit hinzu. Nur die Fünfzehntausend widerstehen. Eigentlich haben sie immer widerstanden. Ihrer Allwissenheit ist gewiß gegenwärtig, was Bismarcks Jugendfreund Moritz von Blanckenburg nach Versailles an Roon schrieb: über des Helden 'Verdeutschung à tout prix' wird geklagt, wie später über die 'Verlaskerung'. 1866 war Bismarck seinen schollenblinden Kastengenossen 'zu weit nach links gegangen'. Die preußische Indemnitätsvorlage, die liberale preußische Kreisordnung, den hannöverschen Provinzial-

fonds, die Errichtung des Bundesoberhandelsgerichtes und ähnliche deutsche Maßnahmen konnten sie ihm nicht vergeben. Das hieß: das Aufgehen Preußens in Deutschland; das seien die ersten Etappen einer unaufhaltsamen Versüddeutschung oder Demokratisierung. Roon, Bismarcks unentbehrlicher Gehilfe, schrieb am 21. Mai 1874 an Moritz von Blanckenburg: „Die Erfolge von 1866 oder vielmehr die an diese Erfolge geknüpften Illusionen von allgemeiner Versöhnung der Gegensätze haben uns das erste Bein gestellt, so daß unsere Politik ins bedenkliche Stolpern und Schwanken geraten, woraus uns zu erretten der Heldensprung von 1866/71 nicht gedient hat: die damit geknüpfte Berauschung verhinderte die Rückkehr zu gesunder Nüchternheit; und so taumeln wir denn an Abgründen hin weiter". Ob sich die Seelenstimmung im ostelbischen Herrentum wesentlich geändert hat? Nach seinen lautesten Sprechern zu schließen, hat sie sich vergröbert, verpöbelt. Einer weitsichtigen Adelsherrschaft wie in England seit der Restauration ist diese Klique nie fähig gewesen. Die Bremse Bismarck existiert nicht mehr; und anstatt daß sie die 'Verdeutschung à tout prix' zu fürchten hat, beginnen im Süden des Reiches sich gefährliche Widerstände gegen die Verpreußung zu regen. Jetzt zeigt sich an tausend unliebsamen Symptomen, wie verhängnisvoll Bismarcks junkerliche Umbildung der inneren Verwaltung zwischen 1880 und 1890, wie folgenschwer sein mit dem Alter wachsender Instinkthaß gegen Liberalismus und liberales Beamtentum und sein Rückfall in den konservativen Patriarchalismus seiner Jugend waren.

Das Geschwür der Reichsverdrossenheit im Süden und Westen, der wachsende Groll eines entrechteten Volkes, das neben seiner allbekannten Arbeitstüchtigkeit täglich Proben einer erstaunlichen Zucht und Selbstbeherrschung ablegt, ein von politischem Dilettantismus und Beamtenmißtrauen konstruiertes Wahlgesetz, das vom dunkelsten Reaktionsgeist obendrein verschandelt und verhandelt wird: das sind die Merkmale der Lage. Es ist kaum faßbar, wie es möglich ist, sich bei dem Gedanken zu beruhigen: die Reform des preußischen Wahlrechts ist zwar ungemein dürftig und bleibt hinter dem so gelungenen sächsischen Wahlgesetz lächerlich weit zurück; aber der Kuchen ist angeschnitten und der Zeiten Drang, die Verhältnisse und — der durch staatswissenschaftliche Bildung beschwingte Patriotismus unserer fünfzehntausend ostpreußischen Junker werden heilsamen Wandel schaffen. Indem Sie das tun, enttäuschen Sie und bleiben Sie, verehrter Herr Professor, hinter Ihrer geschichtlichen Aufgabe zurück. Sie verstanden sich doch sonst auf die Zeichen der Zeit. Unvergessen soll Ihnen der Mut und die Weisheit bleiben, mit der Sie, mitten im Bacchanal der französischen Milliarden, Ihre gelehrten Zunftgenossen anleiteten, die soziale Frage zu betrachten. Und obwohl Sie für die Machtseite des Staatslebens und die besonderen Ansprüche der nationalen Seele angeborenes Verständnis haben, erkannten Sie doch, anders und tiefer als der von Machtvorstellungen berauschte Treitschke, in der Um-

wandlung von Gewalt in Recht, in der Errichtung des Vernunftstaates, in der Verwirklichung der sozialen Gerechtigkeit die höchste Aufgabe kollektiven Strebens. Nun, was man als Demokratie verdächtigt, ist ja schließlich nur der gewaltige Versuch, diese Aufgabe mit Hilfe aller technischen und ideellen Kulturmittel zu organisieren. Dieses Streben ist der polare Gegensatz zu patriarchalischem Junkertum und manchesterlichen Unternehmertum. Gegen die Demokratisierung der Gesellschaft ist also auf die Dauer kein Kraut gewachsen, auch in Preußen nicht. Sie ist heute keine Frage des Mögens oder Nichtmögens mehr, sie ist die Tatsache aller Tatsachen, der geoffenbarte Sinn der Geschichte, der sich gegen hunderttausend Abers, selbst gegen den Zäsarismus des Genies durchzusetzen strebt. Napoleon war das Schwert der modernen Ideen; der modernen Ideen (Code Napoléon). Bismarck war das zäsarische Werkzeug des demokratischen Einheitsgedankens; der gewaltigste deutsche Demokrat — wider Willen. Menschenhandwerk ist somit: abzustufen; die sich stauende Flut über Schleusen zu leiten; und das Ausleseverfahren zu bessern, um die Aristokratie der Leistung weit mehr als bisher zur Geltung zu bringen. Daher: je früher es gelingt, gegen Mammut-Junker und Kolossus-Proletariat zunächst einmal die Bourgeoisie regierungs- und herrschfähig und parlamentarisch reif zu machen, desto gesicherter ist die deutsche Zukunft. In diese Phase der Entwicklung sind wir eingetreten; sie läßt sich nicht überspringen; und es ist die Pflicht der weisesten Männer, hierbei Hebammdienste zu leisten. Nur wenn die Entwicklung zur deutschen Demokratie, die unvermeidlich ist, von Aristokraten des Geistes und des Willens geleitet wird, kann sie ohne Erschütterung verlaufen.

Die sichere Versorgung

Nationale Kraft- oder Schwächeinstinkte setzen sich stets in Familiengefühl um. Es deutet darum auf eine Abnahme der natürlich sanguinischen Volksvitalität, wenn die Zahl der Geburten in Deutschland in den letzten Jahren, wenn auch noch kaum merklich, zurückzugehen beginnt. In Familien, wo die Eltern nur wenige Kinder wollen und die Geburten künstlich beschränken, beginnt ein Niedergang. Die Schwäche ist auch hier freilich bemüht, in den Gewändern sozialer Gewissenhaftigkeit einherzugehen. Die vorgebliche Tugend ist in Wahrheit aber Sentimentalität und Lebensangst. Gesundheit ist es, wenn Mann und Frau, ohne um den kommenden Tag angstvoll zu sorgen, aber rastlos fröhlich arbeitend und freiwillig sich auf karge Feiertagsfreuden beschränkend, als dem Schicksal Gewachsene dahinleben, wenn sie die Kinder hinnehmen, wie die Natur sie gibt und im übrigen vertrauen, daß diese sich mit gesunden Seelen, Hirnen und Armen schon durchs Leben kämpfen werden. Im sozialen Sinne ungesund aber ist es, wenn Eltern nicht mehr Kinder wollen, als sie „standesgemäß" erziehen können, wenn sie unablässig sorgen und sinnen, wie sie ihren Sprößlingen eine gesicherte Zukunft bereiten, und wie sie ihnen die Grausamkeiten des Lebenskampfes ersparen können. Heute lebt ein Geschlecht von Eltern, das für sich selbst den Kampf ums Dasein unter schwierigen Umständen tapfer und erfolgreich bestanden hat; aber es sind ihm dabei die Schrecken dieses Kampfes in die Glieder gefahren: sie sind sozial nervös geworden. Diese Eltern sind in ihrer Weise sehr tüchtig; aber es ist ihnen die sieghaft gesunde Unbekümmertheit abhanden gekommen, jener gliederstarke Egoismus, der eine produktive Nationalenergie ist, weil er ringsumher das Beispiel des Selbstgefühls gibt. Es ist kein Geschlechtergefühl mehr in diesen Eltern. Über ihre Großeltern hinaus vermögen sie selten nur zurückzublicken; und sie ahnen bange, daß die Familienkraft in ihren Kindern oder Enkeln schon wieder erlöschen wird. Darum wollen sie die Familie unnatürlich schnell, und allzu bewußt hinauf entwickeln und ihre Kinder nach künstlichen Züchtungsgrundsätzen zu Herrschenden oder doch zu wirtschaftlich Unabhängigen machen; darum erstreben sie mit schwächlicher Elternsorgfalt für ihre Söhne und Töchter den äußerlich frei machenden Reichtum, die sichere Lebensstellung, die zum Ansehen verhelfende Bildung und die einflußreiche Karriere. Da die Kindererziehung infolgedessen viel Zeit, Sorgfalt und Geld fordert, sehen sie sich wie von selbst zur Beschränkung der Kinderzahl genötigt. Früher hat der auf Machtgefühl gerichtete Familieninstinkt den Ausweg gefunden, dem ältesten Sohn das volle Erbe zu sichern, die jüngeren Geschwister aber erblos zu machen. Das gilt heute als grausam und unsittlich. Man hält es in humaner Verblendung für sittlicher, dem Samenkorn, das den Weg in den Mutterschoß sucht, den Weg künstlich zu sperren oder die schon reifende Frucht abzutöten. Dem nun herrschenden Egoismus fehlt der Zukunftssinn, ihm fehlt die lachende Zuversicht und darum die Produktivität. Die Lebensfurcht nützt Mittel, wie die Wissenschaft sie darreicht, um die Natur zu überlisten. Kein Vater mag es mehr ausdenken, seine Söhne in Berufen zu erblicken, die sozial und gesellschaftlich unter der von ihm eingenommenen Stellung sind, oder seine Töchter im Kampf der Geschlechter ihrer natürlichen Verteidigungskraft zu überlassen; er erblaßt bei dem Gedanken, seine Kinder mittellos zurückzulassen und schaudert in der Idee, sie könnten erleben müssen, was er

selbst doch erlebt hat. Und so wird ein ganzes Volk sentimental und lebensfeige, weil die Elternliebe und Familiensorglichkeit weichlich geworden ist.

Werden diese Deutschen die sich so offenbarende Lebensangst, die eine Sonderkrankheit des kapitalistischen Zeitalters ist, überwinden können? Von dem Ja oder Nein hängt viel deutsche Zukunft ab; denn nur zeugungstüchtige Männer und gebärfrohe Weiber können ein noch stärkeres Deutschland schaffen. Große Hoffnungen kommen dem die Zeit Betrachtenden ja nicht. Um so mehr als auch in seiner Seele — daß er es nur gestehe! — etwas von dieser sozialen Sentimentalitat lebendig wird, wenn er seiner Kinder und ihrer Zukunft denkt. Um so deutlicher muß er es sich selber sagen, welche Gefahren in dieser Gefühlsdisposition sind. Wie angstvoll leben wir doch in dieser Zeit der kühnsten Unternehmungen, die je geblickt wurden! Jedermann wird zu sehen gezwungen, daß nur das Geld wirksame äußere Freiheit verleiht; darum glaubt man für seine Kinder nicht besser sorgen zu können, als indem man für sie Geld anhäuft oder indem man sie reich verheiratet. Die Folge ist, daß immer mehr der Besitz gilt und immer weniger die besitzlose Tüchtigkeit, die wollende Begabung. Die Eltern sind tüchtig, weil sie ihren Besitz mit Eroberermut gewonnen und zusammengehalten haben; die Kinder aber verweichlichen und verderben im bequemen Zinsgenuß, für den die überanstrengte Arbeitskraft von Proletariern frohnden muß. Reichtum und Luxus sind gut, Ungleichheit und Despotismus müssen sein; aber Reichtum und Macht sind nur produktiv, das heißt: im höheren Sinne legitim, wenn sie von lebendiger Kraft erworben und behauptet worden sind. Ein sattes Zinsenbewußtsein ist das schlimmste Erbe, das man Kindern hinterlassen kann. Ein stolzes Schauspiel bietet sich überall, wo einer starken Energie das Geld nur das vornehmste Mittel zum Genuß der Arbeitsseligkeit, des Willensrausches ist, wo im Wetten und Wagen, Leben und Freiheit täglich neu errungen werden, wo dem Individuum im Kampfe ums Dasein die Wunder des Ich erst recht aufgehen; wo sich der Mann gelassen auf die innere Tüchtigkeit seiner Kinder verläßt und instinktiv so auf Den vertraut, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt, nenne er ihn nun Gott, Natur oder das Gesetz der Kausalität. Ein trübes Schauspiel aber ist es, wenn man den Mann als eine Beute von Zukunftssorgen erblickt, wenn man sieht, wie ihm die höhere Idee der Gegenwart in seinem angstvollen Planen zum Schutze der Kinder entgleitet.

Es ist nur eine andere Seite dieses selben Bestrebens, die Zukunft der Kinder pekunär zu sichern, wenn so vielfach zu Mitteln der Spekulation und des Leichtsinns gegriffen wird. Gerade die Sorge, die von vornherein jede Möglichkeit der Not und des Leidens aus dem Leben entfernen will, der es an Vertrauen zur frei sich bewegenden Widerstandskraft fehlt, bedient sich gerne der Hazardspiele des Kapitalismus. Und sie greift verwirrt dann gleich zum Selbstmord, wenn das Spiel fehlschlägt. Die Selbstmorde eines verlorenen Vermögens oder der Mittellosigkeit wegen, sind darum heute die häufigsten. Ebenso hoch wie einerseits der wirtschaftliche Unternehmungsmut steigt, schnellt andererseits, wie in einer kommunizierenden Röhre die soziale Verzagtheit empor. Diese auch ist es, die den Nachwuchs sich immer enger in die pensionsberechtigte, unkündbare Staatsstellung drängen läßt, die es macht, daß dem Knaben schon in den ersten Schuljahren ungefragt der Lebensberuf bestimmt wird. Dadurch wird dann jede natürliche Anlage unterdrückt und die Nation um das Beste der ihr möglichen Arbeitstüchtigkeit gebracht; aber das Kind ist seiner „sicheren Versorgung" gewiß und die Eltern können mit dem Bewußtsein sterben, daß ihr Kind im Besitze einer festen Stellung oder eines Vermögens nicht zu hungern braucht, sondern leben und sterben wird „wie es sich gehört". In einem solchen Leben kann nun

freudige Entwickelung nicht sein. Der Jüngling lernt die Genüsse seiner Geistesmetamorphosen nicht auskosten und er weiß darum nichts von den Schauern höherer Ehrfurcht; in seinem Leben ist keine Spannung, es ist undramatisch und faul und darum unproduktiv im edleren Sinne. Die „Karriere" macht halbe Knechte; sie leitet dazu an den Staat als Versorgungsanstalt zu betrachten und sie verdirbt damit das freie Staatsgefühl. Die feige Lebensangst vernichtet die Moral der freien Arbeit, die Ethik der Lebenskühnheit, sie weiß nichts von der Poesie der Enthaltsamkeit, nichts von den Freuden des Erwerbens und nichts von dem großen Glück der Hoffnung. Sie vernichtet die Heldentugenden und macht Philister aus allen ihren Opfern.

In Jena hat vor einiger Zeit Ernst Abbe, ein Mann praktischer Wissenschaft, dessen Leben ausgefüllt erscheint wie von einer einzigen, ununterbrochenen genialischen Arbeitsanstrengung, über sein ungeheures Vermögen testamentarisch so bestimmt, daß jedes seiner Kinder etwa hunderttausend Mark erhalten, daß der Rest aber besonders bezeichneten gemeinnützigen Zwecken dienen soll. In dem Instinkt, hier vor einem großen Beispiel sittlichen Lebensmuts zu stehen, haben sich die Arbeiter, denen dieser schaffenskräftige Philanthrop einst Herr war, zu dem Plan vereinigt, ihm mit Hilfe so bedeutender Künstler wie van de Velde, Meunier und Klinger ein würdiges Denkmal zu errichten. Dieses Denkmal wird, wenn es steht, auch ein Protest gegen alle irgendwie geartete Lebensfeigheit sein. In dem kleinen, mit Meuniers Reliefs zum Ruhme der Arbeit ausgeschmückten Erinnerungstempel wird Einen der Gedanke leidenschaftlicher als anderswo erfüllen, daß es eine der ersten und höchsten Lebenstugenden ist, der eingeborenen Kraft zu vertrauen und aus dem Gefühl dieser Kraft das Bewußtsein innerer und äußerer Unversehrbarkeit herzuleiten. Und man wird, in Erinnerung an diesen, in seinem Altruismus ganz unsentimentalen Mann vielleicht der Frage nachdenken, ob das Handeln dieses Einen, der seinen Kindern das zum Leben Notwendige bewilligte, sie darüber hinaus aber auf ihre eigene Kraft verwies, für die Allgemeinheit nicht zum Gesetz erhoben werden könnte. Ob wir nicht eine nationale Wiedergeburt erleben könnten, wenn es möglich wäre, das Erbrecht zugunsten des Staates grausam scheinbar zu beschränken, alle Individuen im Kampf ums Dasein nahezu gleichartig auszurüsten, um so die Auslese der Begabten und Tüchtigen zu befördern und den wahrhaft Starken den Weg zu Sieg und Macht mehr zu öffnen als bisher.

Karl Scheffler

Kulturtag

Das ist leider nicht der Titel des heiß ersehnten Lustspiels, in dem mit aristophanischem Witz etwa die konventionelle Lüge gestäupt oder hohle Kulturbeflissenheit angeprangert wird, sondern das Etikett für eine Veranstaltung, die zur Osterzeit in Berlin wirklich stattgefunden hat. Aufdringlich große und laute Anschlagzettel luden zur Beteiligung in einen Riesensaal, wo in Vorträgen und Diskussionen die Sonne dieser Kulturtage leuchten sollte . . Ich ließ beschämt den Kopf hängen. Gibt es einen ärgeren Dilettantismus der Gesinnung, gibt es eine stärkere Verletzung alles kulturellen Schamgefühls, gibt es eine nachhaltigere Schädigung alles edlen und zukunftträchtigen Modernismus als diese Karikatur eines Gerichtstages? Eine Handvoll Gutmeinender berief ihn. Niemand mag ihre guten Absichten bemäkeln, ihre Verdienste und das Recht auf eine Lokalreputation ihnen rauben. Aber zum Teufel mit den guten Absichten dieser Gutmeinenden, wenn sie sich in unbegreiflicher Kritiklosigkeit und in einem Anfall unbeherrschter Eitelkeit zu Kritikern, Befruchtern, Wegweisern und . . . Mehrern des Universalgeistes und des 'Kulturbesitzes schlechthin' bestellen und in öffentlicher Volksver-

sammlung ihres Amtes walten . . Natürlich wurden nur Abhandlungen gesprochen, die vielleicht in eine philosophische Zeitschrift gehören: Ist Moral ohne religiöse Sanktion möglich? Oder es wurde nur Politik gemacht: Staat und Kirche seien zu trennen. Beides wichtige Dinge, aber sie waren fehl am Orte, selbst wenn die Redner, die sich ihrer annahmen, irgend repräsentativ gewesen wären. Die Kultureier werden in mystischer Stille ausgebrütet und nicht, indem Hähne dialektisch krähen. So blieb nichts als ein caput mortuum zeugungsunfähiger Worte und die Verwirrung mancher schönen Seele, die sich eingefunden hatte, um den Zeitgeist am Werke zu sehen, und nun, ernüchtert, sich wahrscheinlich um ihren Glauben an ihn geprellt sieht . .

Der Kampf um Jesus hat vielleicht unsere Kulturtägler zu ihrem Unternehmen verlockt. Aber die Analogie ist nur scheinbar. Religion ist eine der elementarsten Funktionen unseres moralischen Bewußtseins; daher ist dem Kampf um das Recht und die Zeitgemäßheit ihrer ererbten Form die glühendste Teilnahme von Millionen sicher, die den beamteten Religionsdeutern mißtrauen und sehr wohl imstande sind, den Erörterungen unbefangener Gelehrter die Seele abzulauschen. Überdies ist das Thema so eng umgrenzt und sind die Männer, die es in öffentlichen Versammlungen behandeln, so sachverständig und zugleich so geübte Verdeutlicher, daß die Zuhörer leicht zu folgen vermögen. Aber wo unsere Kulturtägler einmal das Wesentliche der Kultur streiften, versanken sie in ein uferloses Meer.

Goethe erhebt irgendwo Einspruch gegen den Mißbrauch des Wortes: deutsches Gemüt. Er hatte wohl ausgiebig genug erfahren, welche Abgründe von Dummheit und Schwäche und schwärmerischer Passivität und pharisäischen Nationaldünkels dahinter gähnten. Darum schlug er eine hundertjährige Quarantäne vor: um das deutsche Gemüt, diesen edelsten aller nationalen Schätze, vor Schwund zu behüten. Selbst profane Fahnen schont man . . Das Wort Kultur vertrüge eine Quarantäne von noch längerer Dauer: um alles Hohe, was wir mit diesem Götternamen benennen, vor der Bloßstellung durch eitle Kulturphilister zu schützen.

S. Saenger

Jean Moréas

Man nahm ihn in der guten alten Zeit nicht ganz ernst. Man — das waren die jungen Symbolisten, die ihren ausländischen Kameraden die Bekanntschaft mit den damals blühenden Cabarets, der Pariser Literatur und dem Absynth vermittelten; man — das war Verlaine und seine Gruppe im Café François I; man — das waren stille Größen, wie Mallarmé, zu denen der oberflächliche Boulevardbummler nicht durchdrang; man — das waren die Dienstagnachmittage des Mercure de France mit Valette, Rachilde und Rémy de Gourmont. Aber zu diesen „man" gehörte Jean Moréas, alias Papadiamantopulos, nicht, Selbstironie war nicht seine Schwäche. Er saß mit seinem etwas kahlen Zylinderhut auf den feuchten blauschwarzen Haaren, mit seinen langen, spitzen, zigarettengelben Fingern und seinem südlichen, olivenfarbenen Gesicht vor irgend einem Café und rief, wenn ein Gedanke ihm der Ewigkeit wert schien, mindestens so feierlich, wie ein antiker Herold bei den olympischen Spielen: „Garçon, apportez-moi la mer noire! . . .," womit das Tintenfaß gemeint war. Wenn er aufstand, schielte man neugierig hinüber, ob nicht die Fustanella unter seinem Gehrock hervorlugte. Er war ein Athener aus Athen. So wie jeder griechische Patriot glaubt, daß Leonidas sein Großpapa wäre, so war dieser Mann überzeugt, daß Theokritos sein Vater und Pindar sein Großonkel sei. Vergessen wir nicht, daß unter seine Ahnen ein wirklicher Pirat und Held gehörte, der an Byrons Seite in Missolonghi kämpfte und fiel. Man

lächelte, witzelte, schnitt Fratzen hinter seinem Rücken und sagte zum Schluß: „mais pourtant, c'est un poëte".

Er war gereist. In seiner Jugend hatte er den Rhein, die Schweiz, Italien gesehen, Frankfurt, Heidelberg, Stuttgart, Genf, Florenz, aber 1872 hielt Paris ihn fest. Seitdem war es sein Geist, der durch die Geschichte reiste, die Geschichte der französischen Sprache. Er kannte Ronsard, die Pléiade und Malherbe ebensogut, wie Racine, La Fontaine und Chénier. Von den ersten Reisen hatte er vielleicht seine Vorliebe für die ritterliche Romantik, von der zweiten jene für üppige oder kräftige syntaktische Formen der Vergangenheit und eine Beute von verschwundenen oder verschwindenden, altertümlichen Wörtern mitgebracht. Seine Liebe für die Sprache glich der eines Sammlers von köstlichen Raritäten. Aber kein Sammler, der sein Haus zu einem nutzlosen Antiquitätenkabinett macht, oder seine Schätze in wohlverschlossenen Schmuckkästchen verwahrt, sondern einer, der seinen Gästen frische, flaumige Pfirsiche auf einer byzantinischen Emailleschale anbietet und den jungen Rheinwein kühlt in einem etruskischen Mischkrug. Er schrieb einmal und man erlaube, daß wir das unübersetzbare Glaubensbekenntnis in seiner fremden Ursprünglichkeit lassen: „Pour qui sait, dans notre littérature médiévale un riche héritage se recèle. Ce sont les grâces et mignardises de cet âge verdissant, lesquelles, rehaussées de la vigueur syntaxique du seizième siècle, nous constitueront, — par l'ordre et la liaison inéluctables des choses, — une langue digne de vêtir les plus nobles chimères de la pensée créatrice." Wäre er in Deutschland geblieben, man hätte aus ihm einen schnüffelnden Philologen gemacht. In Frankreich wurde er, inmitten der aufbrausenden jungen Schule, ein etwas dekadenter und preziöser, aber graziler und vornehmer Dichter, nicht ohne Adel und mit ausdauernder Selbstzucht.

Nun er gestorben ist, ziehen wir seine Bücher, zu denen uns in den letzten Jahren keine Sehnsucht trieb, aus dem Schrank hervor. Das graugestimmte, bukolische „les Syrtes", die farbig-balladesken „Cantilènes", die beide noch stark den Einfluß des armen Lélian verraten. Dann „le Pélerin passionné", vielleicht zu absichtlich und zu gewollt, aber voll singender Rhythmik und romanzenhafter Wehmut. „Eriphyle", allzu hochtrabend, aber mit erstaunlich schönen Reihen und einem keimenden Empfinden für reinere Metrik; „les Stances", einfacher, tiefer, ehrlicher, technisch reicher, aber ärmer an bildender Phantasie. Endlich „Iphigénie", die Tragödie mit den schwellenden Renaissanceversen. Wir blättern, wir blättern — — —. Ja, er war doch ein Dichter!

André Jolles

La Nouvelle Revue Française

Die Zeitschrift dieses Titels existiert seit Februar vorigen Jahres. Ich weiß nicht, wie viele dutzende bei uns, in Frankreich und anderswo seitdem gegründet worden sind. Man wird nächstens einführen, als letzten Gang besserer Diners eine neue Zeitschrift zu servieren, deren Kosten der Gastgeber auf sich nimmt. Das Essen wird indessen immer schlechter.

So ist es schwer, etwas zu erfinden, um einem Neuling eine Empfehlung, die ihm helfen könnte, mitzugeben. Ich gestehe es gleich, ich möchte ihm helfen. Als ich die ersten Nummern gelesen hatte, habe ich alle anderen französischen Revuen abbestellt und fahre gut dabei. Eine große Stelle auf dem Tisch ist seitdem frei und ich fühle mich dafür besser orientiert über Frankreich, über das Frankreich, was einen heute am meisten interessiert, die Generation in unserem Alter. Das ist das merkwürdige daran, diese Zeitschrift, die nicht halb so dick ist als der „Mercure de France" ist, wie soll ich es nennen? repräsentativ. Und sie

ist es, ohne zu wollen, ohne die berühmte Vorrede: „Unsere Absichten!“ ohne ein merkbares Symbol, das von vornherein den Sinn des Lesers in eine bestimmte Richtung drängt. Moderne Zeitschriften sind im allgemeinen wie moderne Wohnungen. Man weiß schon im Vestibül, wo man ist. Aha, van de Velde, oder Japan, oder Louis XVI. Sieht man nachher den Hausherrn, so weiß man gar nichts mehr und ärgert sich, daß er nicht wenigstens geschlitzte Augen hat oder einen Bauch à la Peter Behrens trägt. Das neue Organ der Pariser Jugend ist zunächst ein Gentleman, nichts weiter, schwarzweiß, europäisch, sachlich. Man kann mit ihm reden, ohne plötzlich in eine Versenkung seiner ungeahnten Persönlichkeit zu stürzen. Man plaudert in bequemen Sesseln ohne besondere Eigenart und kommt ganz allmählich, ohne daß es besonderer Anstrengung, besonderer Gesprächsthemas bedarf, in ein gewisses stilles Feuer. Es ist sehr behaglich. Die Zimmer sind nicht übertrieben groß, aber von höchst angenehmen Verhältnissen. Die Dinge stehen lose darin, sehr diskrete Dinge, kein Riesenbonze als Aschenbecher. Man fühlt den Komfort, aber daneben den Geist eines Menschen, der noch etwas anderes zu tun für gut findet, als an Komfort zu denken. So ist das Gespräch. Sehr large. Man kann alles sagen, auch wenn die Dame des Hauses dabei ist, aber es wäre zum Beispiel unanständig, das in einem Hauptsatz zu sagen, was in einen Relativsatz gehört, oder etwas zu wiederholen. Es ist unglaublich, wie scharfhörig man hier wird. Manchmal genügt ein Blick, um ganze Jahrgänge von Zeitschriften zu entrollen. Verpönt ist das Gigerlhafte. Keine bunten Schlipse! Auch darf nichts in Versen gesagt werden, was sich besser in Prosa ausdrücken läßt. Wenn ich nicht fürchtete, etwas des deutschen Dichters Unwürdiges zu äußern, würde ich mit dem Wort „Takt“ das Milieu charakterisieren.

Jean Schlumberger, der Dichter und Kritiker ist der Hausherr. Man ist sicher, immer André Gide zu finden. Er gab seinen Roman La Porte Etroite zum besten. Auch Charles Louis Philippe, den Virtuosen der Armut, Emile Verhaeren, Lucien Jean, Jacques Copeau, André Ruyters, F. P. Alibert, Michel Arnauld, Jules Jehl, René Bichet, Jacques Rivière, nicht zu vergessen, Paul Claudel, den Dramatiker dieser Generation. Für Leute, für die Frankreichs Literatur mit Zola zu Grabe ging, sind das keine Berühmtheiten. Und in der Tat, die großen Namen fehlen. Man erhält nicht den Botschafter mit den Orden serviert oder den leutseligen Prinzen von Timbuktu, aber hat dafür den Eindruck, auch unangemeldet das Haus nicht ohne Blumen zu finden.

Zuweilen wird auch von Kunst gehandelt, und zwar in einem mir für Frankreich neu erscheinenden Ton. Ohne Metaphysik, ohne Buttermilch-Schwärmerei; sachlich. Sollte Frankreichs Malerei endlich eine Kritik erhalten? Es wäre wahrhaftig nicht zu früh, wenn es nicht zu spät ist.

Ich beneide die Franzosen um diese Revue. Wo ist bei uns das Haus, in dem sich Gleichgesinnte zwanglos vereinen und man sicher ist, nicht zwischen zwei Nachbarn gesetzt zu werden, von denen der eine aus dem elften Jahrhundert und der andere aus dem dreißigsten dichtet? Es gibt Spezialitäten. Sie haben eine schöne Fassade und sind im innern so verbaut, daß nicht zwei Menschen nebeneinander Platz haben. Unsere normalen Zeitschriften aber sind alles andere nur keine Organe. Man denkt bei der Nouvelle Revue Francaise immer an die Straßen von Paris mit ihren schönen Perspektiven. Bei uns wird man überall an die Warenhäuser erinnert.

Meier-Graefe

Empfindsamkeiten

Ich kam aus einer andern Welt zu den Menschen, sagt Hirschfeld in seinem neuen Roman, „aber es gibt nur eine ein-

zige Welt, diese schöne, wunderbare, furchtbare, die du da vor dir siehst!" Hirschfeld schöpft aus gepreßtem Herzen ein wehes Bekenntnis, eine schmerzliche Weisheit, die sich zwar in einen Widerspruch ihrer eigenen Worte verstrickt, und die doch ihren Sinn hat, wenn Hans v. Raule sie erlebt und sich abringt. Hans v. Raule ist Dichter, wie Hirschfeld. Er ist Dichter und Stammler. Beides liegt auf ihm wie ein Fluch, und seine Geschichte, die sich mit fast übertriebener Aufrichtigkeit „Hans aus einer andern Welt" nennt, propft auf einen empfindsamen Anfang ein empfindsames Ende. Denn es klingt stolz, es klingt heiter und selbstüberwinderisch, zu sagen: „Es gibt nur eine einzige Welt!" Aber Hans v. Raule, der Dichter, formuliert seine innere Wandlung aus einem, trotz Allem, wehleidigen Herzen. In seinem stillen Garten zu Nymphenburg geht blutrot die Sonne unter. Seine Kinder, die nun keine Mutter mehr haben, sieht er wie ein Vermächtnis der lebensdurstigen, am Leben verbluteten Frau, mit stiller Gerührtheit. Er wird eine Zeitlang das Dichten aussetzen. Aber er wird es nicht lassen können.

Eine Schraube ohne Ende ist die Empfindsamkeit, wenn der Roman eines Dichters sich um des Dichters Verhältnis zu seinem eigenen Ich und seinen Schwächen im Leben, zu seinem Glück oder Unglück, dreht. Weder grausam, noch indiskret ist es, von diesem Buch hier zu sagen: Hirschfeld hat darin manchen sichtbaren Zug seiner Entwicklung noch sichtbarer machen wollen. Er zergliedert sich selbst. Er gibt einen Teil von sich preis. Man braucht es nicht zu vertuschen. Zur Bewunderung vielmehr fordert die durchhaltende Kraft heraus, mit der in diesem Roman und seiner Mittelfigur trotz ihrer spürbar gemachten nahen Verwandtschaft mit dem Verfasser zugleich eine gewisse Distanz gewahrt ist; wie dieser Hans der Träumer doch schließlich zu einem für sich selbst existierenden und für sich einnehmenden, ergreifenden Menschen wird, gleichgültig, ob er als Hirschfelds geistiger Bruder in der späten Bekehrung sein Schaffen wird auf die Erde und ihre Lockungen gründen können, ob nicht. Wir bangen zum Schluß um den schwerblütigen Menschen, und darin entscheidet sich das Glück des Romans. Der Anfang schwankte ja noch. Der schüchterne Liebhaber, der in der Familie des adligen Gefängnisdirektors, irgendwo an der Ostsee, sein Glück und seine Braut findet, macht uns erst ungeduldig. Sein Einsamkeitswahn ist uns zu wenig begründet. Darin liegt die einzige fühlbare Schwäche des Buchs. Es ist nicht richtig, daß der Dichter schon um seines Dichterseins willen nur auf der Hochalpe im Försterhaus leben kann. Wenn er daneben auch selbst noch das Pech hat, zu stammeln, so müßte das im Leben Hans von Raules, der ja trotzdem das Entscheidende sehr klug und sogar recht energisch zu sagen weiß, lang nicht die Rolle spielen, die Hirschfeld dem zuschreibt, und die er dadurch übertreibt, daß das geschriebene Stottern dem gesprochenen an Schärfe voraus ist.

Ich habe den Eindruck, als wäre in dem Buch überhaupt, auch im ganzen genommen, etwas Symbolisches und etwas Naturalistisches zu sehr aneinander geraten. Um die inneren Hemmungen eines dem Leben Entfliehenden handelt es sich, und diese Hemmungen sind nicht notwendig, nicht selbstverständlich genug. Man muß sie voraussetzen. Man muß die Empfindsamkeit des empfindsamen Dichters aus Eigenem fortspinnen. Aber dann kommt wie von ungefähr plötzlich der Augenblick, auch wenn er vielleicht erst in der Mitte des Buches kommt, wo das Gerüst alles dessen, was Schuld hat an Hans v. Raules Tragödie, gezimmert und aufgebaut ist. Nun sind wir präpariert für den Fall. Nun ist der Holzstoß für das flammende Opfer zusammengetragen. Neben dem Ahnungslosen, Verliebten, Versonnenen, neben dem Dichter, der ihr „die einzige Brücke zum großen wirklichen Leben" zu sein schien,

wird Anneliſe, die Glückliche, immer weniger glücklich, immer enttäuſchter, zerſtreuter. Sie iſt es, die ihn nach München in das luſtige Leben drängt. Man macht den Karneval mit. Ein Freund iſt da, und das Glück bricht zuſammen. Mit verhaltener Glut wird dieſer Untergang dargeſtellt. Nichts iſt von dieſem Moment an mehr unglaubhaft und nichts ungewiß. Daß der Schreibtiſchmenſch, trotz ſeiner Feinheit, der Frau nichts bedeuten kann, wird wahr und erſchütternd. So etwa wie dieſe blonde Vernichterin ihres Friedens, nur vielleicht etwas fraulicher, verliert auch Marie Eliſa bei der Egidy den Mann, deſſen innere Feinheit ihr gerade eine unerſchließbare Hülle um den Kern ſeines Weſens wird.

Die Empfindſamkeit iſt etwas Hemmendes, auch für den Dichter. Gewiß. Das Rettende bei Hirſchfeld liegt aber in ſeiner wundervollen Ehrlichkeit allen Stimmungen des Lebens gegenüber. Sein Beſtes offenbart ſich darin, wie er ſich die Situationen — wenigſtens die wertvollſten in ſeinem Buch — nicht verſchönt und erleichtert, auch nicht effektvoll verſchärft, ſondern mit zäher Ausdauer das Vielfältige vielfältig gibt; und ich glaube, ich habe ein Recht, gerade mit dieſer Beobachtung zugleich ein zweites Buch, das ich hier anzeigen darf, „Sanfte Herzen“ von Gabriele Reuter, zu kennzeichnen. Ich ſehe auch hier die Empfindſamkeiten empfindſamer Menſchen zum Problem des Erzählers gemacht. In den verſchiedenſten Faſſettierungen verſchiedener Kriſtalle ſpiegeln ſie ſich. Zu einem blaßblauen Buch „für junge Mädchen“ (die Widmung iſt freilich nur Beſcheidenheit) hat die Dichterin dieſe Novellen verbunden. Indeſſen, wenn ein zäher geduldiger Wahrheitsſinn den Empfindſamen wieder befreit, ihn geſund, produktiv macht, ſo kommt der Verfaſſerin dieſer kleinen Geſchichten von kleinen Menſchenſchickſalen auch noch eine ſtärkere Handhabe für ihre Stoffe, auch noch die kühle Meiſterſchaft ihrer Technik zu Hilfe, die ja bei Gabriele Reuter, der ſo Gebildeten, Klugen, überhaupt ihren eigenen Reiz hat. Etwas glücklich Lächelndes liegt in der Reuterſchen novelliſtiſchen Kunſt, trotz ihres Molltons; und zugleich mit den Menſchen, die ſie alle ſo wehmütigwahr ſchildert, wie ſie am Glücke vorübergehen, ſieht man mit wachſender Neugier die vollendete Formkunſt, mit der ſie ſie ſchildert. Dieſer Stil, an den engliſchen Erzählern geſchult, iſt wohltuend ſicher. Dieſer Horizont iſt leuchtend und klar. Wie ein feine Kunſt meiſternder und geſtaltender Zeichner, ſo etwa ſetzt Gabriele Reuter den Stift an und nun ... eine riſſige, breite, amüſante Kontur — nun eine zweite — nun die Schattierung — nun das Licht ausgeſpart — — das iſt mehr als Geſchicklichkeit. Es gibt ein Formgefühl in dem Leſer, das ſich bei ſolch verblüffendem Entſtehen einer Geſchichte begeiſtert. Es iſt ein anderes Gefühl als die menſchliche Ergriffenheit, die aus empfindſamem Herzen ſtrömt. Aber es iſt nicht weniger echt.

Alfred Gold

De Coſters Tyll Ulenſpiegel

Die Blämen haben es gut, ihr Nationalheld trägt eine Schellenkappe, keinen Glorienſchein auf dem Kopf, ſie haben es beſſer als die Spanier, denn ihr Tyll gehört ihnen, Don Quijote aber aller Welt. Den edlen Junker haben die Bücher zum Narren gemacht, der Schelm Tyll aber iſt ein Held geworden aus guten Gründen, die man im „Abfall der Niederlande“ leſen kann. Von Gnaden der Inquiſition brennt ihm Klaſens, ſeines Vaters, Aſche in einem Beutelchen auf der Bruſt, ſo zieht er nicht gegen Windmühlen aus, ſondern gegen ſehr wirkliche Unholde und Widerſacher, die Schellen klingeln ſchließlich nur noch ganz ſchüchtern in das Eiſengeraſſel drein. Es iſt Schade, daß de Coſter, in dem ſchon das Zeug zu einem Cervantes ſteckte, ſeinen Tyll von der Geburt an nur bis ins Mannesalter begleitet hat; ſo fängt das

Buch etwa mit Straußens Klarinettenpurzelbaum an und hört mit dem a capella-Chor von: „Wilhelmus von Nassauen" auf, aus den beiden Themen wäre eine schöne, weltüberwindende Orchesterfuge zu flechten gewesen, die den Greis Ulenspiegel ins Große Allgemeine gesteigert hätte. Dann wären wir statt um eine „nationale Bibel" um ein Menschheitsbuch reicher, noch dazu um eines, geschrieben von einem Heutigen, aus dem der heilige Unwillen in einer wilden, hiebsicheren und zeitgenössischen Sprache herausfährt, wie nur aus den Größten des Zeitalters.

Aber de Coster lebte in den Jahrzehnten zwischen der Romantik und den Eisenbahnen und beschied sich im Historischen. Nur daß er, der Sohn eines kleinen Landes mit einer großen Kunst, seine Begeisterung im Stil der Meister seines Geblüts ans Licht bringt. Dem gewaltigen Aloysius Bertrand, an dessen „Gaspard de la Nuit" man sich manchmal erinnert, wenn man den Ulenspiegel liest, hatte es die Gotik Frankreichs angetan, in den kleinen, schroffen, mit der Faust konturierten Abschnitten, die Schlag auf Schlag das Buch de Costers aufbauen, tritt die Kraft all der drei Breughels zu Tage. Mit groben Schritten und gutklapperndem Mundwerk bewegen sich die treuherzigen und ungeschlachten Wesen in der gläsernen Luft des Verdronkenen Landes; einer Schänkenszene folgt eine im Escorial und düsteres bengalisches Feuer leuchtet blau und rot um die Teufelsbraten Philipp, Carlos, Alba und Eboli; die Zartheit und heimliche Sinnlichkeit des Blumen- und Sammetbreughels ist gut zu spüren in einem und dem anderen ruhigen Bildchen zwischen Tollheit und Kriegslärm und Aberwitz, schweigsames Beieinandersitzen schildernd, Trauer, Genuß der Erinnerung, Stille; und übrigens ist jeder wundervolle Sommernachmittag darin, in dem Riedgras verlegen, in den Dünen zwischen Knocke und Gadzant, das Buch von Ruysbroeck liegt aufgeschlagen, draußen auf der See zerfließt die Vision eines weißen Segelschiffes mit gespannten Tüchern im Blau, dann die Abende beim Genever auf dem weiten ausgestorbenen Marktplatz, über den hoch oben das trocken abgehackte Geklingel des Glockenspiels wegzieht, es kommt aus dem alten Kirchturm, der wie ein umgestülpter Lederbecher braun und plump dasteht (unter ihm sind wahrscheinlich die Würfel dieses Landes gefallen), aus den bunt angestrichenen Puppenhäuschen blinkt Kupfergeschirr durch rauchiges Halbdunkel auf die Straße heraus, im Dunkeln wohnen Menschen mit uralten Gehirnen, in denen Himmel und Hölle durcheinander ist, die Menschen schweigen —.

Wohin soll man dieses Buch stellen? zum Shakespeare und Dante oder zu Dostojewsky und Hamsun? Sicherlich zu den zehn Bänden, die man bei sich haben will, wenn man nicht die ganze Bücherkiste mit sich schleppen mag. In diese gehören vielleicht die „légendes flamandes" und die „contes brabançonnes" hinein. Aber wie konnte das zugehen, daß man den „Ulenspiegel" erst jetzt, 40 Jahre nach seinem Erscheinen, in Deutschland (bei Diederichs) kennen lernt? Wie, daß der Dichter dieses ewigen Buches im Elend verderben mußte? Die Antwort gehört nicht her. Es wird einem heiß um die Augen, wenn man daran denkt, womit die Welt den Schenkenden belohnt. Ein armes Weib, das Gesicht vom Lupus zerfressen, war das einzige menschliche Wesen am Totenbett Charles de Costers.

Arthur Holitscher

Tempel-Ausgabe

Die dekorative Bewegung hat in der Literatur zahllose Neuausgaben zur Folge gehabt. Aber schließlich hat die Literatur einen Inhalt. Und der beginnt schon sich zu wiederholen. Planlos arbeiten die besten Verleger gleichzeitig an der Neuausgabe derselben Dichter und die Gefahr liegt nahe, nur noch die Unterschiede der Einbände zu

beachten und den Inhalt noch weniger als früher ins Blut zu führen. Georg Müller macht eine chronologische Goetheausgabe, die wenigstens in der Anordnung ein neues Prinzip hat. Die Insel schuf die Großherzog-Ernstausgabe, die in der Handlichkeit der einzelnen Bände ihren Vorzug behalten wird. Andere verfahren archaistisch, wobei die Bruno Cassirerschen Volksmärchen des Musäus am entzückendsten ausfielen. Goethes Briefe an die Freunde druckt Bondi mit Lechterscher Feierlichkeit, während uns Bong & Co die Klassiker im alten Konfirmationsstil weiter senden. Zweimal erscheinen gleichzeitig die Nachtwachen von Bonaventura und öfter die verschiedensten Neuausgaben von Andersen, Kleist, Heine — alle nicht schlecht, aber desorganisiert. Der Versuch des Tempelverlags, der vom Londoner Dent eigentlich nur den Titel entlehnt, ist als Einheitsbestrebung zu begrüßen. Wenigstens einige der Verleger von Namen haben gewünscht, lieber zusammen zu schlagen, als einzeln zu verlieren. Dabei ist das volkstümliche Prinzip aufgestellt: für 3 Mark einen guten Band zu liefern. Und das Prinzip der Ehre: letzte moderne dekorative Forderungen zu erfüllen. Das Format ist handlich, ohne der Feierlichkeit zu entbehren. Der Rücken ist in Empiregold hervorgehoben, um das Regal zu beleben. Die verschiedenen Autoren haben verschiedene Farben. Der Deckel ist, nicht ohne Archaismus, einfach bürgerlich mit dem zierlichen Verlagswappen in ovalem Gold. Der Text ist sauber und möglichst original, ohne mit irgendeiner Philologie belastet zu sein, die stets in einen Ergänzungsband verdammt wird. Die Schrift zeichnete E. R. Weiß: persönlich und doch gut lesbar, nicht maschinenflüssig, mit dem kleinen nachdenksamen Reiz wirklich empfundener, handgezeichneter Fraktur-Buchstaben, die das Auge interessieren, ohne es aufzuhalten. Es wird wohl eine Bibliothek von Klassikern werden, die die Resultate moderner Kunstwerklichkeit und Volkswirtschaft ineinander verwertet. Goethe und Heine haben begonnen, diesen Weg zu beschreiten. Kleist ist schon fertig.

Oskar Bie

Die Versucherin

Es gibt zwei tiefgeschiedene Gruppen von Frauen, unter denen man als Mann am heftigsten leidet, die mütterlichen mit dem Meer an Güte, das uns noch überflutet, wenn wir uns an das Gestade ihrer Schlechtigkeit gelandet glauben, nach dem wir um unser zweifelhaftes Wesen wissend immer beschämt verlangen; ihre Güte aber ist ohne Ufer, in ihrer Seele teilte kein Gott wie am zweiten Tag der Schöpfung Wasser und Trockenheit. Die anderen Frauen sind von dem dunklen Gewitter der Leidenschaft umzogen, sengen mit ihren Blitzen die Männer an, keulen sie nieder, rotten sie aus. Man steht vor ihnen mit einer erstickten Angst, einer ziehenden Sehnsucht und vergeblicher Begierde. Wenn sie über die Straße gehen, muß man, den Kopf zwischen die Schultern gezogen, weiter wandern; verschwinden sie aber in ein Haus, steht man da wie nach einer Erscheinung.

Als mich Venedig das erstemal drei Tage und Nächte aufnahm, litt ich unter seinen unerreichbaren Frauen, die San Marco zu über die Riva di Schiavoni schritten. Als ich länger zu verweilen wiederkehrte, gab es eine heiße Stadt, in der die Haut wild wurde, das Blut tanzte und die Frauen noch gefährlicher erschienen. Abermals schritten sie, noch größer, noch reicher dünkte mich, großartig wie in Abenteuern, wie auf eine Bühne erhöht, erhaben wie für einen Knaben diesen Weg zu dem großen Platz. Strich die Welle des Windes herüber, alle Verlockungen des Meeres in die Stadt tragend, war ich, hinter ihnen schreitend, ein Diener ihrer Schönheit, aber ein wildgewordener, ein Page, der rasend geworden war und sich zu vergreifen fürchtete. Wurde es ihm zu heiß unter dem das Licht her-

niederpressenden Himmel, hinter den schwül die Luft teilenden Frauen, nahm er eine Gondel, die Giudecca zu umfahren. Denn dort saß eine Dame gefangen, die noch schöner, noch dunklerer Leidenschaft voll, noch rasender sein sollte als alle Venetianerinnen zusammen. Da, auf der Gondel hingelehnt, den Kopf herausgestreckt, blühte mein Herz in einen Frieden ein: Während ich herumfuhr, saß sie gefangen, da ich Himmel, Erde, Land und Wasser atmete, bockte sie mit stockenden Pulsen hinter den Gittern, und leise zog mir das Gefühl, die stürmischste aller verführerischen Frauen von allen Männern losgelöst zu wissen, die Sehnsucht aus den Adern. Ich wurde ruhig und genoß ihren Kerker wie mein Glück.

Um aus dem Prozeß, der sich endlos lange jetzt in Venedig abspielte, zu erfahren, wie sinnlos ich mich betäubt. Wen hatte ich auf der Giudecca schließlich trotz allen Gerüchten mir vorgestellt, nach meinen Wünschen mir ausgemalt? Eine von den Frauen, die mich versuchen könnten: Gesund und jung, von einer purpurn blühenden Sinnlichkeit, nicht aus Fahrlässigkeit, sondern Leidenschaft sich verlierend oder findend. Und sehe nun, daß es bloß eine Dame ist, aus Rußland, aus adligem Geschlecht, une femme belle à miracle, eine elegante Frau, eine Dame, die jeder in Kiew besessen, eine physiologische Frau, eine sadistische Dame — alles Laster, das letzte nicht geringer als das erste. Ich schäme mich, daß ich mir diese Frau zum Idol genommen, wenn auch zu einem, das ich eingesperrt hatte wie Heiden ihren Götzen, der sie schlug. Denn diese Frau langweilt mich, nein, ich begänne Abscheu für sie zu bekommen, wenn ich Abscheu vor Menschen zu haben fähig wäre. Aber es durchzieht mich, daß diese Frau nichts hat, was für sie einnehmen könnte, und selbst keine ihrer Enttäuschungen für sie zur Fürbitte werden kann.

Sie selbst ist keine für Prilukow, der nicht bloß ein Beherter ist. Von ihm erzählte mir eine Dame, in deren Hause er als Student gesellschaftlich verkehrte, schon damals habe er sie eingeladen, mit ihm den Viehhof zu besuchen. Auch auf seiner Hochzeitsreise, die über Berlin ging, habe er seine junge Frau auf den Viehhof der Landsberger Allee geführt. Er war zudem als junger Mann schon ganz zerrüttet, abstoßend und geistig unbedeutend. Selbst die schlimmste Verzauberung durch die Frau könnte daher nicht das große Mitleid für ihn aufrufen. Das Sichweiden auf den Viehhöfen ist so widerwärtig, daß er einfach abzutun ist.

Wo gab es schließlich, es in einem zusagen, einen Prozeß so ohne Rätsel? Oder sollte die Liebe der Tarnowska zu Prilukow eines sein? Wenn die Sinnlichkeit zwei Leute in großen Kurven aus der Bahn des Normalen wirft, können an ihren Enden, die jenseits alles Interesses liegen, diese Kurven sich wohl schneiden. Das Pathologische in dieser Form aber erweckt kein Mitleid und nicht den Anteil des Intellekts.

Doch wenn ohne Rätsel kein Grauen ist, so destilliert sich immerhin die Rührung; hier über einen: Wir haben Naumow, an den wir uns halten können. Allem, was pathologisch an ihm ist, sind wir abhold; aber er war zart, jung, ein Schwärmer; er liebte Baudelaire und lief den Frauen nach, die im Wagen fuhren. Eine Frau aber, die in ihrem Wagen fährt, ist die einzige Frau, die heute noch romantisch ist, und wenn wir die vorüberfahrende bewundern, nahezu lieben, so liegt in diesem Gefühl so viel Sadismus (weil wir mit dem Bewußtsein ihrer Unerreichbarkeit uns quälen), daß wir Naumows nicht viel nachgeben. Er war jung, er hat schon viel geweint und soll noch viel mehr weinen müssen.

Darum: wenn er von den Carabinieri auf die Gondel geleitet wird, wollen wir ihm einen Blick zuwerfen, und wenn wir eine Dame sind, eine Blume in die Gondel schleudern. Nicht weil wir ihn bewundern, sondern um unseres Mitleids willen. Denn wir wissen dies seit immer: Unglücklich kann nur die Jugend sein. Er aber ist ein Jüngling mit dem ersten Flaum. Martin Beradt

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Das preußische Herrenhaus/ von Friedrich Naumann

Gegenüber dem Wertheimschen Warenhause liegt ein Palast des Friedens mitten im Gewimmel, eine Burg der alten Sitte zwischen allem Getriebe der Neuzeit. Hunderttausende eilen vorüber, ohne überhaupt recht zu wissen, was das ist: ein „Herrenhaus"? Nennt man doch heutzutage Jeden einen Herren! Drüben bei Wertheim wird man als Herr angeredet, wenn man für zehn Pfennige Zahnpulver kauft, hier aber hat das Wort Herr seinen alten Klang: Herr ist Herrscher! Herr ist Patron! Herr ist etwas ganz besonderes, was angeboren sein muß! Dieses Haus hat seine eigene Sprache schon im Namen. In das Abgeordnetenhaus auf der anderen Seite des Landtagsgrundstückes kommt man hinein als Knecht des Stimmzettels, als Beauftragter der Parteien und Wähler, wer aber in dieses Haus eintritt, der tut es als ein Herr, der keinem verantwortlich ist als sich, es sei denn er gehöre zu den zehn Universitätsabgeordneten oder zu den 49 Städtevertretern. Auch diese sind langfristig beauftragt und werden kaum je von Jemand verantwortlich gemacht, aber immerhin besteht bei ihnen ein Rest vom Abgeordnetenwesen, die anderen aber — vertreten sich selbst. Ein Abgeordneter ist sozusagen nur auf Zeit aus der Masse der Beherrschten herausgehoben und sinkt wieder in ihr unter, wenn seine Zeit um ist, die „Herren" aber kennen keine Götterdämmerung: wir waren, wir sind, wir werden sein! Die Minister haben ihren Hut stets in der Hand, denn keiner weiß, wann ihm seine Würde und Bürde verloren geht, das Herrenhaus aber hat unseres Wissens bisher nur ein Mitglied ausgeschlossen und dieses war durchaus daran schuld. Selbst der König kann gegen das Herrenhaus nicht viel machen, denn es steht zwar in Artikel 51 der Verfassung der Satz: „Er kann die Kammern entweder beide zugleich oder auch nur eine auflösen", aber dieser Satz ist nichts als ein aus Versehen stehen gebliebenes Stück einer früheren Ordnung, die sechzig Jahre zurückliegt. Auflösen kann man gewählte Parlamente, aber ein Herrenhaus kann höchstens vertagt werden, denn wer will einen Herren hindern, Herr zu sein? Der König kann neue Männer in dieses Haus hineinschicken, hat er sie aber einmal entsendet, dann entgleiten sie seiner Hand und ihm bleibt nichts übrig, als nochmals andere neben sie zu setzen. Wieviele aber müßte er berufen, wenn er wirklich einmal mit der Mehrheit des Hauses in Streit sein sollte. Jetzt sind von 361 Plätzen etwas über 70 durch besonderes Allerhöchstes Vertrauen besetzt, also ein Fünftel der Gesamtzahl.

Es ist demnach das Herrenhaus von vornherein ein anderer Körper als alle anderen politischen Versammlungen, eine unauflösliche Standesvertretung inmitten eines sonst auf Wahlhandlungen eingerichteten Volkes. Deshalb steht es so außerhalb der übrigen Welt. Wer merkt es, wenn einzelne Mitglieder sterben und durch andere ersetzt werden? Wer hört davon, wenn irgendwo eine Adelsfamilie einen anderen Stimmführer benennt oder wenn ein Provinzialverband des alten und befestigten Grundbesitzes eine Neuwahl vornimmt? Das Haus als Ganzes geht seinen Gang ohne Erschütterungen. Auch sind seine Verhandlungen meist gar nicht dramatisch. Es verlohnt sich nicht, Lärm zu machen oder zum Fenster hinauszureden. Der Zeitungsleser blättert ruhig weiter, wenn er liest: Herrenhaus. Daraus aber folgt, daß dieses Haus unterschätzt wird. Nur von Zeit zu Zeit merkt der gewöhnliche Bürger, daß es noch immer existiert und wundert sich, daß es etwas zu sagen hat. So geht es jetzt! Die Verhandlungen über das preußische Wahlrecht zeigen, daß Preußen zwei Kammern hat und daß man die zweite nicht ohne die erste reformieren kann. Das Herrenhaus tritt als politischer Faktor in die Erscheinung. Was ist es mit diesem Hause, wie ist es geworden, was kann es tun?

Diese Frage beschäftigt uns um so lebhafter, als eben jetzt in England der Kampf um das Haus der Lords die Gemüter bewegt. Wir erinnern unsere Leser an den Aufsatz, den im Januarheft dieser Rundschau Dr. Saenger über die englische Entwicklung geschrieben hat. Dort kann man sehen, was vielleicht in 60 Jahren auch unsere Herren sein werden, wenn das Abgeordnetenhaus weiter demokratisiert und das Herrengeschlecht weiter kapitalisiert sein wird. Das, was wir heute erleben, entspricht einem früheren englischen Zustande, denn bei uns ist die erste Kammer noch nicht Vertreterin des großbürgerlichen Besitzes gegenüber dem Liberalismus und Sozialismus der Lohnempfänger, sondern vorläufig noch im wesentlichen Vertretung des Grundadels gegenüber der ganzen modernen Lebensrichtung und Wirtschaft. Wir sind dem Mittelalter noch näher als der englische Staat und das mittelalterlichste, was wir haben, ist im guten und im bösen Sinne des Wortes das preußische Herrenhaus.

Nicht als ob das Herrenhaus eine ganz besondere preußische Einrichtung wäre wie etwa das Dreiklassenwahlrecht! Es ist eine allgemeine mitteleuropäische Erscheinung. Man soll es zwar nicht mit dem französischen Senat verwechseln, denn dieser entsteht auf andere Weise. Er ist ein Ergebnis des Vertretungsgedankens, da die Revolution die Rechte der Geborenen geopfert hat. Das Eigentümliche des Herrenhauses aber ist nicht die Existenz einer kontrollierenden ersten Kammer an sich, wie sie auch in unseren Hansastädten sich findet, sondern das Charakteristische ist, daß dieses Oberhaus aus den Erbgeschlechtern der alten Kleinherrschaften sich zusammensetzt. Mögen einige Kommerzienräte, Professoren und Bürgermeister mit zugelassen werden, so ist doch der Kern die Kammer der

Fürsten, Grafen und Barone, wie sie in Wien besteht, wie sie in München, Stuttgart, Darmstadt, Karlsruhe, Dresden und vor allem auch in Dobberan (Mecklenburg) sich erhalten hat. Je kleiner der Staat ist, desto verwaschener ist allerdings im allgemeinen die Herrenkammer, nur in Mecklenburg bleibt sie in tadelloser Ursprünglichkeit. Die ersten Kammern der süddeutschen Mittelstaaten und des Königreichs Sachsen sind meist zu Vertretungen der sozialen Oberschicht überhaupt geworden, nur Bayern hat in der Kammer seiner Reichsräte den alten Charakter des Adelshauses gewahrt. Da sitzen die Fugger, die Hohenlohe, die Leiningen, Löwenstein, Turn und Taxis, Waldburg, Arco-Valley und andere mehr. Die schönste Zahl solcher Herren hat aber doch natürlich der größte deutsche Bundesstaat. Hier sind sie im Osten und im Westen zu Haus und hier hat nie ein großes Hagelwetter ihre Saaten zerschlagen. Die Kleinstaaten sind ihrer Natur nach immer etwas mißtrauisch gegen den Großadel gewesen, aber Preußen konnte es sich leisten, eine Zucht von Rasseexistenzen sich zu erhalten. Der König von Preußen beugte sie unter sich, dann aber stellte er sie zur Erhöhung seines Glanzes neben seinen Thron. Wenn sie vielfach geschichtlich älter sind als die Hohenzollern, so ist das nur ein Grund mehr, sie als Ehrengarde sorgfältig zu pflegen.

Der alte Adel lagert um den König herum wie die gezähmten Löwen um ihren Bändiger. Dieser geht an ihnen vorbei und streichelt sie und sagt: Leo, du bist mein Freund! Leo weiß ganz genau, daß er gar nichts anderes mehr sein kann, denn die Zeiten, wo er sein eigenes Gefilde beherrschte, sind vergangen. Er braucht den König, denn er selber ist waffenlos. Seine Burg hat nur noch dekorativen Wert. Er kann keinen Bauern mehr zwingen, ihm den Zehnten zu geben, er darf nicht einmal den Pferdejungen mehr auspeitschen lassen, wenn er ihm wegläuft. Zu Hause in Schlesien oder an der Lahn hängen im Burgsaale noch alte Hellebarden, Armbrüste, Schilde und vorn auf der Terrasse stehen zwei kleine nette Kanonen, aber das alles ist doch nur wie eine Sage voll Rost und Schimmer. Er heißt Herzog oder Fürst oder Graf, aber kommandieren darf er doch nur, wenn der König ihn zum Obersten macht. Und die gutsherrliche Polizei hat er im Auftrag des Staates, den der König vertritt. Er ist in seinen Wäldern an das Wald- und Jagdgesetz gebunden, überall begegnet auch ihm das öffentliche Recht und die Einnahmen seines Rentamtes hängen von den Zöllen ab, die vom Staate beschlossen werden. Ja selbst seine Steuerfreiheit und sein Fideikommißrecht ruht auf schwachen Grundlagen, wenn einmal der König über diese Dinge anders denken sollte. Deshalb ist er der Freund des Königs, nicht immer der Herzensfreund aber der politische Freund auf Tod und Leben, solange der König ihn schützt. Abends am Feuer im Marmorkamin gegenüber dem dunkel gewordenen Ölbilde des Ahnen, der vielleicht noch selber Burgen berannte, mag er wohl gelegentlich seine eigenen Gedanken über die Könige haben. Aber was hilft es? Geschichte ist Geschehenes, Geschichte ist Schicksal! Es gibt in diesen

Kreisen unter einem leichten Spott oft eine tiefe Resignation, ein Gemisch von Gottesglaube und Kritik an der Weltregierung, die Stimmung einer Schicht, deren Würde darin liegt, gewesen zu sein. Dabei sind es Herren, die viel vom Leben gesehen haben, oft international verschwägert, des Auslandes und seiner Sprachen von Jugend an kundig, gewöhnt, sich bedienen zu lassen und Angestellte zu besitzen. Wer die Mattigkeit, die aus den Jahrhunderten kommt und die mit dem Reichtum so leicht sich verbindet, überwindet, wer im Kern gesund geblieben ist, bringt alle Eigenschaften mit, um in einem Herrenstaate etwas zu bedeuten. Ein solcher besinnt sich, ob er dem Könige dienen will, dann aber sagt er: es lebe der König!

Die meisten von denen, deren Vorfahren selbst einmal Herrschaftsrechte geübt haben, finden sich im Westen der Monarchie; die Herzöge v. Arenberg und Croy-Dülmen, die Fürsten Salm, Solms, Ysenburg, die Bentheim, Wied, Sayn-Wittgenstein. Dazu kommt das breit verzweigte Geschlecht der Stolberge, Leiningen und andere. Das ist die Klasse der alten Reichsunmittelbaren, die 22 Plätze hinter den Prinzen und Verwandten des königlichen Hauses besetzen. Der Osten aber ist reich an alten und neuen Fideikommißinhabern. Da sind die Fürsten und Grafen Dohna, die Putbus, Lynar, Arnim, Radziwill, Carolath und Schönaich-Carolath, Schulenburg, York v. Wartenburg, Keyserlingk, Lichnowsky, Schaffgottsch. 52 Fideikommisse haben schon vom Jahre 1847 her ihr Herrenhausrecht und andere Zweige derselben Familien oder neue Häuser haben es im Laufe der Jahre erhalten (40): Graf Eulenburg, Ballestrem, Stolberg-Wernigerode, Alvensleben, Fink v. Finkenstein usw. Im ganzen sind es 115 Herren, die ganz von selber ohne alle Präsentation oder Wahl, ohne neues Königspatent von sich aus ins Herrenhaus gelangen, wenn sie wollen. Dieses „wenn sie wollen" muß allerdings besonders gesagt werden, denn niemand kann gezwungen werden zu erscheinen. Das Verzeichnis des Herrenhauses spricht von ruhenden Stellen teils dann, wenn die Inhaber noch nicht das nötige Alter erreicht haben, teils dann, wenn sie einfach sich noch niemals eingestellt haben. Begreiflich ist das, wenn beispielsweise der König von Württemberg oder der Herzog von Anhalt keine Neigung hat, die Rechte, die auf einer ihrer preußischen Besitzungen ruhen, praktisch auszuüben oder wenn österreichische Herren wie Liechtenstein oder Haberstein nicht gleichzeitig preußische Politik machen wollen, auch würde das den Vorschriften des Hauses nicht entsprechen, aber auch mancher andere läßt der Welt ihren Lauf. Es kommt ja nicht auf die einzelne Stimme an und die Welt ist sonst so voll von vornehmen Pflichten! Sollte aber einmal in Zukunft der Kampf um das Herrenhaus ernsthaft werden, dann wird man die Säumigen schon heranholen, denn hier sind Rechte, die nicht von Motten und Rost gefressen werden und die mit jeder neuen Generation von neuem entstehen.

Zu den 115 geborenen Mitgliedern kommen nun aber diejenigen, die von einer dazu berechtigten Stelle aus dem Könige zur lebenslänglichen Ernennung empfohlen werden. Ob der König die ihm Empfohlenen annehmen muß und innerhalb welcher Zeit er sie bestätigt, hat vor langen Zeiten im Anfang der sechziger Jahre einmal Anlaß zu ziemlich lebhaften Debatten gegeben, als König Wilhelm Monate verstreichen ließ, ehe er seinen Namen unter die ihm vorgelegten Vorschläge setzte. Damals war ja überhaupt eine gewisse Spannung zwischen Herrenhaus und Krone vorhanden, da das Herrenhaus es mehr mit Friedrich Wilhelm IV. gehalten hatte als mit seinem Bruder. Aber eine Entscheidung ist damals nicht gefallen. Der König kann machen, was er will, aber er tut in Wirklichkeit, was von ihm gewünscht wird. Das Recht, ihm Vorschläge zu machen, haben zuerst die drei protestantischen Domstifte zu Brandenburg, Merseburg und Naumburg. Für Naumburg hat jetzt Graf Posadowsky die Vertretung übernommen. Sodann gehören hierher die acht Grafenverbände der älteren preußischen Provinzen und 16 besonders bevorzugte weitverzweigte Adelsfamilien wie die Alvensleben, Schwerin, Schulenburg, Bredow, Arnim, Putkkammer, Bülow. Die letztgenannte Familie läßt sich durch den früheren Reichskanzler vertreten. Viel wichtiger aber ist, daß die 56 Verbände des „alten und befestigten" Grundbesitzes 90 Herrenhausmitglieder vorschlagen dürfen. Hier tritt der durchschnittliche Kleinadel auf die Bühne und es verlohnt sich, die Bestimmungen darüber, was alter und befestigter Grundbesitz ist, etwas genauer anzusehen. Es gelten als berechtigt nur Rittergüter, die seit mindestens 50 Jahren im Besitze einer und derselben Familie sind oder solche, die eine besondere Erbordnung besitzen (Lehn, Majorat, Minorat, Seniorat, Fideikommiß und dergleichen!). Damit ist der Kauf von Herrenhausrechten durch Rittergutserwerbungen fast völlig ausgeschlossen. Der Adel hat eine Mauer um sich herumgezogen und bleibt unter sich. Mögen einige Rittergüter an bürgerliche Geldmenschen verloren gehen, so müssen diese fünfzig Jahre warten, ehe sie auch nur zur Abstimmung mit zugelassen werden. Natürlich werden von den Verbänden des alten und befestigten Grundbesitzes am ehesten solche Standesgenossen bevorzugt, deren öffentliche Tätigkeit von vornherein bekannt ist, nur dürfen es satzungsgemäß keine Landtagsabgeordneten sein. Reichstagsabgeordnete sind erlaubt. Es genügt aber, wenn der Betreffende nur gut konservativ und agrarisch ist. Diese 90 Mitglieder sind im allgemeinen die Durchschnittsherren. Die meisten von ihnen stammen aus Ostelbien, dem Lande des Rittergutes, denn während Rheinland nur 5 Männer stellt und Westfalen 4, darf die Provinz Preußen 18 entsenden, Pommern 13, Schlesien 18 und Brandenburg 15. Zu nennen sind aus dieser politisch wichtigsten Gruppe beispielsweise Graf Mirbach-Sorquitten, Freiherr von Manteuffel und der in letzter Zeit sehr junkerlich hervorgetretene Dr. von Burgsdorff.

Damit endlich sind wir am Ende der Adelsrechte angelangt. Auch unter den später noch zu nennenden königlichen Berufungen können Adlige sein und sind es ziemlich zahlreich, aber die bisher Aufgeführten müssen (vielleicht mit einer denkbaren Ausnahme bei den drei Domstiften, die aber kaum praktisch wird) adlig sein. Das sind 232 von überhaupt 361 Mitgliedern! Damit ist der Adelscharakter mit unverkennbarer Deutlichkeit gegeben. Das Herrenhaus ist auf Grund seiner Zusammensetzung ein Adelshaus und muß es sein, solange es auf Grund der Verordnung vom 12. Oktober 1854 bestehen wird. Das ist sein schon erwähnter und tiefgreifender Unterschied von den Senaten oder ersten Kammern solcher Länder, in denen politische Adelsvorrechte nicht existieren.

Es kann nicht Aufgabe dieser Arbeit sein, über den Adel im ganzen in lange Erörterungen einzutreten, wie er geworden ist, worauf seine erworbenen Rechte sich gründen, ob er dem Vaterland in der Vergangenheit mehr genützt oder geschadet hat. Es genügt, darauf hinzuweisen, daß diejenigen Provinzen und Landesteile, in denen es verhältnismäßig wenig Adel gibt, deshalb in ihrer Kultur und staatlichen Leistung keineswegs zurückgeblieben sind. Die Finanzen des preußischen Staates beruhen nicht auf den Leistungen der Reichsunmittelbaren oder des alten und befestigten Grundbesitzes. Und wenn hervorragende Mitglieder des Adels in Militär und Staatsleitung zweifellos Großes geleistet haben, so würde es doch eine sehr einseitige Geschichtsdarstellung sein, wenn man nicht auch alle Torheiten und Fehler, die von Mitgliedern derselben Schicht geleistet wurden, ebenfalls in Rechnung setzen würde. Mit dem einen Namen Bismarck kann man nicht alles das hinwegblasen, was an Bauernlegen, Tagelöhnerelend, Bürgerverachtung in die preußische Geschichte eingeschrieben ist. Die Herrenkaste hat ihre Vorzüge, die ihr niemand abstreiten wird, aber der Hintergrund ist eben doch, daß eine solche Herrenkaste ohne Erniedrigung der übrigen gar nicht bestehen kann, da sie eben nur durch Schaffung und Erhaltung eines Herrenrechtes ihre Eigenart zu bewahren vermag. Der einzelne Adlige kann tüchtig, human, gebildet und selbst in gewissem Sinne liberal sein, und gerade das preußische Herrenhaus bietet einzelne sehr erfreuliche Beispiele dieser Art, die Schicht als Ganzes aber muß brutal sein oder sich selbst aufgeben, sie muß den tiefen Graben zwischen sich und allem übrigen Volke immer wieder ausheben lassen, wenn er an einer Stelle zu verfallen droht, sie kann nicht zugeben, daß der Adlige auch nur ein Staatsbürger ist wie jeder andere. Das trifft sogar für den Kleinadel in noch stärkerem Maße zu als für den Hochadel. Der letztere vermag, wie die Verhältnisse in Frankreich beweisen, auch eine völlige Beseitigung aller politischen Privilegien auszuhalten, ohne damit einfach in der Masse zu versinken, weil er soviel Besitz, Geschichte und gesellschaftliches Ansehen mitbringt, daß er sich selbst in der demokratischen Republik noch sehen lassen kann. Aber der durchschnittliche kleine Adlige muß auf seinem Schein bestehen, denn

was bleibt von ihm, wenn mit der preußischen Verfassung Ernst gemacht wird, deren grundlegender Paragraph lautet: „Alle Preußen sind vor dem Gesetze gleich; Standesvorrechte finden nicht statt"?! Deshalb ist das Herrenhaus sowohl nach seiner Zusammensetzung als nach seinem geistigen Gehalt ein beständiger Protest gegen den Grundgedanken der preußischen Verfassung. Alle Achtung vor den auch von uns freimütig anerkannten hervorragenden Eigenschaften vieler seiner Einzelmitglieder und alle Teilnahme, die wir als Kinder eines historischen Zeitalters für die Erben langer Traditionen besitzen, darf uns nicht abhalten, den prinzipiellen Gegensatz scharf herauszuarbeiten, in dem die Existenz eines Herrenhauses zum Staatsrechte des preußischen Staates steht, zu jenem Staatsrechte, das mit dem Jahre 1848 geboren und nach vielem Sträuben und mit allerlei inneren Vorbehalten am 6. Februar 1850 vom König Friedrich Wilhelm IV. beschworen wurde.

An Friedrich Wilhelm IV. muß man denken, sobald man sich Entstehung und Lebenszweck des Herrenhauses klar machen will. Kein anderer Preußenkönig würde dieses Haus so konstruiert haben, aber da es nun einmal vorhanden ist, wird es von seinen Nachfolgern erhalten. Friedrich Wilhelm IV. war Romantiker in dem doppelten Sinne, daß alles alte und alles theatralische ihm besonderen Eindruck machte. Er brauchte Adel und Geistlichkeit zur Erhöhung seiner mystischen Würde. Der Adel ist ihm die Unterstufe für die Monarchie. Um den König herum müssen Männer stehen, die auch schon unsichtbare Weihen auf ihrer Stirn tragen. Diese Männer empfing er nach seiner Thronbesteigung am 15. Oktober 1840 im königlichen Schloß, während die Vertreter der Städte und Bauernschaften draußen vor dem Schloß im Regen ausharren mußten. Sie sind seinem landesväterlichen Herzen am nächsten, denn sie gehören zur göttlichen Ordnung, wie er sie sich dachte. Als deshalb von 1844 an über die Vereinigung der acht Provinziallandtage zu einem Hause der preußischen Reichsstände beraten wurde, war es der König, der über die vorhandenen drei Kurien der Ritterschaft, des Bürger- und des Bauernstandes noch eine vierte alleroberste Kurie setzen wollte, die „Herrenkurie", ohne deren Zustimmung kein Beschluß gültig sein sollte. Damit sollte das Unrecht wieder gut gemacht werden, was nach des Königs sentimentaler Meinung den Reichsunmittelbaren durch die Beseitigung ihrer einstigen Souveränität geschehen war. Der Minister Arnim-Boitzenburg aber schlug ein Zweikammernsystem vor, bei dem Ritterkurie und Herrenkurie die erste Kammer bilden. Damit waren die Grundfragen gestellt. Es begannen bald Kommissionsberatungen, die zunächst alles wieder unsicher machten. Der Prinz von Preußen, der spätere Kaiser Wilhelm, war für ein Oberhaus, vielleicht auch zur Sicherung des Staates gegenüber der allzu lebhaften Phantasie seines königlichen Bruders. Schließlich siegte der König: der Vereinigte Landtag von 1847 brachte einerseits die alte Dreiständekurie der

bisherigen Provinzialvertretungen und andererseits eine neue Herrenkurie der Fürsten und Standesherren. Und dieses altfränkische System würde wohl eine ganze zeitlang sich fortgesetzt haben, wenn nicht der Sturm des Jahres 1848 hereingebrochen wäre, das kurze schöne Frühlingsjahr der preußischen Verfassung.

Was vorher unmöglich und unheilig erschien, ging jetzt mit einem Male! Der König, der den Hut vor den Märzgefallenen abnehmen mußte, war auch in Verfassungsfragen zunächst zu allem bereit. Er billigte für das Herrenhaus den Regierungsentwurf vom 20. Mai 1848, der alles umwarf, was er an reichsunmittelbarer Adelsmystik bis dahin vertreten hatte. Es sollten in die erste Kammer gehören: die Prinzen, 60 vom König ernannte Höchstbesteuerte und 180 von den Wahlmännern des Abgeordnetenhauses gewählte Abgeordnete! Man vergesse dabei nicht, daß für diese Wahlmänner damals im Jahre der nationalen Neugeburt das allgemeine gleiche (indirekte) Wahlrecht bestand! Also auch die erste Kammer sollte in ihrer überwiegenden Mehrheit eine demokratische Wahlkammer sein. Das entsprach der Verfassung, die mit größtem Nachdruck die Gleichheit aller Staatsbürger fordert: alle Preußen sind vor dem Gesetze gleich!

Aber was bedeutete die Verfassung, als der Sturm von 1848 ausgeblasen hatte? Man ließ die Verfassung stehen, aber man beachtete sie nicht. So ragt noch heute die preußische Verfassung zwischen beiden Kammern aufwärts wie eine alte hohe Römersäule inmitten eines ruinenhaften Dorfes. Ihr prinzipieller Teil hat noch heute nach 60 Jahren nur einen prophetischen Wert, denn alles, was wirklich in Preußen geschieht, geschieht gegen die Verfassung. „Standesvorrechte finden nicht statt. Die öffentlichen Ämter sind unter Einhaltung der von den Gesetzen festgestellten Bedingungen, für alle dazu Befähigten gleich zugänglich. Der Genuß der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte ist unabhängig von dem religiösen Bekenntnisse. Über das Kirchenpatronat und die Bedingungen, unter welchen dasselbe aufgehoben werden kann, wird ein besonderes Gesetz ergehen. Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei." Solche Worte enthalten eine Weltanschauung, die erst langsam wieder erobert werden muß. Gegen diese Worte wurde offiziell gesündigt, noch bevor und nachdem sie vom König beschworen worden waren. Alle Ausführungsbestimmungen der Verfassung wurden soweit umgebogen, daß sie das Gegenteil von dem besagten, was in den grundlegenden Paragraphen gefordert ist. Deshalb bleibt von da an Preußen das Land der moralischen Widersprüche, modern und mittelalterlich zugleich, unwahr in allem offiziellen Handeln, das Land Friedrichs II. und Friedrich Wilhelms IV., die Arena neuzeitlicher Entwickelungen und altfränkischer Wunderlichkeiten. Das Wunderlichste vom Wunderbaren aber wurde nun das in die Verfassung eingeschachtelte Herrenhaus, gleichsam ein altdeutsches Zimmer mit bunten Bogenfenstern im nüchternen, hellen Industriebau. Schon das Abgeordnetenhaus wurde durch das öffentliche Dreiklassenwahlrecht zu einer Art

Oberhaus gemacht; das Volkshaus verschwand. Hinter das Dreiklassenhaus aber stellte man das Oberoberhaus, die Kammer der lebendig gebliebenen Ahnen, in der alle Geister vertreten sind, nur nicht die, welche erst kommen wollen. Dieses Wunderhaus herzustellen, war nicht eines Tages kurze Arbeit. Man hatte ja die erste Kammer vom 20. Mai 1848, von der wir vorhin sprachen. Diese wurde zum ersten Male am 31. Januar 1850 verändert und erhielt folgende Zusammensetzung: Prinzen, Reichsunmittelbare, 90 gewählte Abgeordnete, 30 Stadtvertreter und königliche Ernennungen. Zum zweiten Male und endgültig bis jetzt wurde sie verändert am 12. Oktober 1854. Alle gewählten Abgeordneten verschwinden und es bleiben im Grunde nur zwei Arten: Die Adelsvertretungen, die wir bereits besprochen haben, und die anderen, von denen wir jetzt sprechen wollen. Es sind das die Vertreter der Universitäten, der Städte und die sonstigen freien königlichen Berufungen.

Von den Universitäten können zehn Professoren in Vorschlag gebracht werden. Wir nennen Schmoller, Reinke, Küster, Löning, Nissen und auch den Wahlrechtsfeind Hillebrandt. Von den Städten haben 49 das Recht ihren Bürgermeister oder sonst einen hervorragenden Bürger zu präsentieren. Die Städte sind einst willkürlich gewählt, und selbst Berlin hat nur einen Sitz. Immerhin ist die Gruppe der Bürgermeister die einzige in Betracht kommende Vertretung des Bürgertums, denn unter den zirka 80 Ernennungen des Königs verschwindet das bürgerliche Element vor lauter hohen Würdenträgern. Hier finden sich die Minister außer Dienst und Hofbeamte, Generalfeldmarschälle und Bischöfe. Hierher gehört der Erzbischof Fischer und der Oberhofprediger Dryander, der Generalsuperintendent Faber und die Generalfeldmarschälle v. Hahnke, von Loë und Graf Häseler, hier sitzen der Präsident der Reichsbank und die juristischen Berater der Krone, der Oberhofmarschall und der Oberburggraf. Dazwischen hat man noch eine Anzahl Kommerzienräte und Industrielle gestreut: Mendelssohn, Metzler, Meyer, Michels, Simens, Vopelius, Krupp-Halberg, und einige Professoren, wie Adolf Wagner, Riedler, Slaby und Zorn. Vielerlei Köpfe, von denen jeder etwas bedeutet, aber was können sie neben der festen Masse des Adels? Und oft wollen sie gar nichts besonderes bedeuten, sondern fügen sich willig und gern als dienende Brüder in den Geist des Hauses. Für gewöhnliche Sterbliche ist überhaupt kein Platz. So sammelt sich, wenn man alle zusammenfaßt, die Summe von 361.

An diesem Herrenhause kann man sicherlich ein gewisses ästhetisches Wohlgefallen haben. Hier wird nicht grob gestritten, nicht agitiert und deklamiert. Hier finden sich stets auch einige Redner, die etwas Charakteristisches zu sagen haben, und selbst dann, wenn das Gesagte an sich nicht neu ist, so interessiert es um der Männer willen, die hier reden. Aber dieses ästhetische Wohlgefallen darf uns nicht blind dafür machen, was das Herrenhaus politisch bedeutet. Die entscheidenden Sätze der Verfassung lauten: „Die gesetzgebende Gewalt

wird gemeinschaftlich durch den König und durch zwei Kammern ausgeübt. Die Übereinstimmung des Königs und beider Kammern ist zu jedem Gesetze erforderlich. Finanzgesetzentwürfe und Staatshaushaltsetats werden zuerst der zweiten Kammer vorgelegt; letztere werden von der ersten Kammer im ganzen angenommen oder abgelehnt." Das Herrenhaus unterscheidet sich also vom Abgeordnetenhause nur darin, daß es keinen Einfluß auf finanzielle Einzelfragen hat. Ein Steuergesetz im ganzen kann am Herrenhause scheitern, wie vor Zeiten der Kampf um das Grundsteuergesetz bewiesen hat. Neue Gesetze können ebensogut vom Herrenhause angeregt werden wie vom Abgeordnetenhause, und jeder Minister muß bei seinen Entwürfen von vornherein die Frage im Auge behalten, ob er das oder jenes dem Herrenhause vorlegen kann. Alles, was nicht durch das Herrenhaus hindurchgebracht werden kann, ist in Preußen unmöglich! Darin liegt sein beständiger Einfluß. Selbst ein König kann nichts durchsetzen, was das Herrenhaus nicht will, es sei denn, er würfe das ganze Haus über den Haufen.

Daß das Herrenhaus unter Umständen auch einmal gegen den König standhaft sein kann, hat sich in der bereits einmal erwähnten Zeit, im Winter 1860 auf 1861 gezeigt. Es ist das aber das einzige Mal, wo Krone und Herrenhaus merkbar auseinandergingen. Damals war es, wo der sogenannte kleine Pairsschub erfolgte, der darin bestand, daß der Prinzregent 18 neue Mitglieder ernannte, von denen die bekanntesten konstitutionelle (liberale) Abgeordnete der zweiten Kammer waren, und gleichzeitig fünf Städte mit Repräsentationsrecht ausstattete, die für freisinnig galten und deshalb früher übergangen worden waren. Daß diese 23 neuen Mitglieder für sich allein die Mehrheitsverhältnisse nicht ändern konnten, verstand sich von selber, aber immerhin wurde der Wink verstanden, und bald war ja auch die Lage so, daß sich König und Abgeordnetenhaus wegen der Militärvorlage entzweiten und er dadurch dem Herrenhaus nähergeführt wurde.

Mit dem Blick auf diese Konfliktszeiten schreibt Bismarck im ersten Bande der Gedanken und Erinnerungen, daß damals das Herrenhaus deshalb dem Könige wenig nützte, weil es in der öffentlichen Meinung nicht dasselbe Schwergewicht besaß, die eine erste Kammer im Sinne des Gesetzes von 1850 gehabt haben würde. In diesem Zusammenhange lesen wir die Worte: „Es verrät einen Fehler in der Konstitution, wenn ein Oberhaus in der Einschätzung der öffentlichen Meinung ein Organ der Regierungspolitik oder selbst der königlichen Politik wird". So urteilt der alte Bismarck, der die Geschäfte aufgegeben hat, solange er aber preußischer Ministerpräsident war, hat er nichts getan, um die Zusammensetzung des Herrenhauses zu ändern oder ihm den Willen größerer Selbständigkeit einzuhauchen. Gerade in den Jahrzehnten der Bismarckischen Herrschaft ist das Herrenhaus nicht aus der Rolle des Jasageinstrumentes für den Gewaltigen herausgekommen, selbst nicht während des Kulturkampfes und der Zeit der konservativen Deklaranten, in der es eine starke antibismarckische

Minderheit im Herrenhause gab. Wenn Kaiser Friedrich III. länger gelebt haben würde, so weiß man nicht, ob nicht die alten Kämpfe sich noch einmal erneuert hätten, aber es fehlte die Gelegenheit zum Protestieren. Jetzt ist es in der Tat so, wie Bismarck die Sache beschreibt: es handelt sich um „eine Doublüre der Regierungsgewalt". Nicht zwar, als ob das Herrenhaus alles glatt annimmt, was die Regierung vorlegt. Es wird bei größeren und kleineren Sachen, wie zum Beispiel beim Bürgerlichen Gesetzbuche hin und her verhandelt, aber schließlich ist doch die Harmonie immer vorhanden, etwa nach der schönen Formel, die Graf Bülow dafür am 28. März 1901 gefunden hat: „Ich bin überzeugt, daß diese Versammlung, wo so viel Erfahrung und Einsicht vertreten ist, mit stets bewährtem Patriotismus in immer gleicher Ergebenheit und Treue für den König die Staatsregierung unterstützen wird in dem Streben gemeinsam mit der verfassungsmäßigen Landesvertretung das Wohl der Monarchie zu fördern". Man lese diesen kleinen Satz genau, so wird man finden, daß nur das Abgeordnetenhaus eine „verfassungsmäßige Landesvertretung" genannt wird und daß als Ziel der Arbeit „das Wohl der Monarchie" angegeben ist, ein Ausdruck, der vieldeutig sein kann und dem besonderen Tone des Herrenhauses entspricht. Überhaupt verstand es Bülow gut, sich mit dem Herrenhause zu unterhalten. Er machte Komplimente, schüttelte die Hände, besprach sich mit den einzelnen und überwand auf diese Weise sowohl die Schwierigkeiten des Berggesetzes wie die noch größeren der Enteignungsvorlage. Und wenn jetzt sein Nachfolger, Herr von Bethmann-Hollweg, beim Wahlrechtsgesetze das Herrenhaus seinen Wünschen dienstbar fand, so erntete er einesteils die Früchte zehnjähriger Bülowscher Bemühungen und hatte außerdem von ihm gelernt, wie man die „Herren" vorbereitet. Es handelt sich ja im Herrenhause nicht um feste Parteien, sondern nur um zwei außerordentlich locker gefügte Fraktionen, von denen die eine die Adelspartei als solche ist und die andere aus Bürgermeistern und Professoren und einigen besonders freigerichteten Adligen besteht (Vorsitzender Fürst Hatzfeld). Kein Parteiverband ist stark genug den Mitgliedern Vorschriften zu machen, denn eigentliche Parteien entstehen nur dort, wo gewählte Abgeordnete in Frage kommen. Jeder ist ein Herr für sich, ein konservativer Individualist, dem es oft schon genügt, wenn nur seine Stimmung einmal zum Ausdruck gekommen ist. In dieser Umgebung ist es gar nicht selten, daß jemand gegen eine Vorlage spricht und dann doch für sie stimmt, weil es — der Wunsch Seiner Majestät ist. Alle Arbeit wird von der Mehrzahl mit einer gewissen vornehmen Lässigkeit betrieben, die es einem nur einigermaßen personalkundigen Ministerpräsidenten leicht macht, diejenigen Herren in den Vordergrund zu schieben, die ihm gerade in seiner Sache behilflich sein wollen.

Es ist also das Herrenhaus unter allen Parlamenten das am wenigsten doktrinäre, zugleich dasjenige, das die geringste eigene Stoßkraft besitzt, aber man

würde sich sehr täuschen, wenn man glauben wollte, daß es jede Wendung mitmachen würde, die ein Ministerpräsident versucht. Nehmen wir einmal an, Fürst Bülow hätte es im Juli vorigen Jahres von König und Bundesrat erlangt, den Reichstag aufzulösen und antikonservative Wahlen zu machen; nehmen wir an, daß er dann zur Erhaltung seiner Reichstagsmehrheit eine ernsthafte und wirkliche Reform des Landtagswahlrechtes versuchte, so würde nach aller menschlichen Berechnung das Herrenhaus ihm nicht gefolgt sein und würde einfach durch passiven Widerstand seinen Plan ruiniert haben. Hier liegt die tiefste Kraft des Adelshauses. Die Regierenden wissen, daß es von einem gewissen Zeitpunkt an oppositionell sein kann und vermeiden es, die Dinge dahin kommen zu lassen. Ein so hilfloses, rhachitisches Reformgesetz, wie es Bethmann-Hollweg in seinen langen Armen trägt, läßt sich durch das Herrenhaus durchbringen, aber alles was darüber hinausgeht, prallt ab, denn in Wahlrechtsfragen sind die Geborenen empfindlich. Schon immer wird im Herrenhause gegen das Reichstagswahlrecht deklamiert. Die Forderung des Reichstagswahlrechtes für das preußische Abgeordnetenhaus ist im Herrenhause eine Undenkbarkeit. Schon die Beseitigung der indirekten Wahl und der offenen Stimmabgabe der Wahlmänner wird kaum zu erlangen sein. Über alles andere lassen die Grafen leichter mit sich reden, selbst über Zölle, die sie nichts angehen, weil das Reichspolitik ist. Unerbittlich sind sie in Fideikommiß- und Rittergutsrechten und im Widerstand gegen die Demokratisierung der Staatsgewalt. Auf diesen Gebieten hilft auch ein Pairsschub nach Art dessen vom 29. September 1860 nichts mehr. Wenn einmal ein preußischer Ministerpräsident mit dem Unfug des Dreiklassenwahlrechtes für das Abgeordnetenhaus aufräumen will, dann erst beginnt der große Tanz, dann wird es auch vom Herrenhause heißen: biegen oder brechen!

Wie schnell oder langsam diese Konflikte heranrücken, kann kein Mensch sagen. Die Geschichte arbeitet oft merkwürdig säumig und dann wieder sprunghaft schnell. Sechzig Jahre fast ist das Herrenhaus unverändert geblieben. Die ganze Generation, die an seiner Wiege gestanden hat, ist ausgestorben. Wir lesen in den alten Jahrgängen der Vossischen Zeitung die flammenden Proteste gegen die rechtswidrige Einführung dieses Zerrbildes einer Volksvertretung. Sicherlich hatten diese Proteste damals, juristisch betrachtet, Recht; es war ein Rechtsbruch! Aber was hilft uns das jetzt? Die sechzigjährige Existenz ist stärker als der wohlbegründetste Rechtseinwand. Das Herrenhaus ist da und ist, wie schon dargetan, allein durch sein Dasein ein viel mächtigerer politischer Faktor, als von der Menge der Bevölkerung begriffen wird. Es regiert nicht, aber es verhindert, daß liberal regiert werden kann. Es ist der innerste Turm der junkerlichen Festung, unbezwingbar in ruhigen Zeiten, nur zu werfen, wenn einmal das ganze Volk politisch zittert. Mit bloßem formellen Einspruch ist es nicht vom Platze zu bewegen. Auch die größten Straßendemonstrationen

können für sich allein das Herrenhaus nicht stören. Und wie weit entfernt ist heute noch die Masse davon, sich gegen das Herrenhaus zu wenden! Vorläufig wird um die Außenforts gerungen, um das Wahlverfahren für das Abgeordnetenhaus und höchstens um die Wahlkreiseinteilung. Auch dort ist das bisher Erreichte nur gering. Aber soviel ist sicher: Preußen kommt nie wieder zur inneren Ruhe, bis das Dreiklassenwahlrecht gefallen ist, dieses unanständigste aller ausdenkbaren Wahlrechte. Die Demokratisierung des Staates ergibt sich einfach aus dem Bevölkerungswachstum und der Industrialisierung. Zu irgendeiner Zeit muß aus Angst vor der unaufhörlichen öffentlichen Beunruhigung der Minister kommen, der das auszuführen versucht, was Fürst Bülow angekündigt hat. Wieviele Minister vorher aufgebraucht werden, ist geschichtlich gleichgültig. Und wenn dieser Minister kommt, dann erst fängt der erste Akt des Herrenhausdramas an, denn er wird den Herren sagen müssen, daß es schon festere Rechte gab, die doch zerbrachen. Aber wieviel muß gearbeitet werden, bis wir so weit sind!

Das, um was es sich jetzt handelt, ist die Aufzeichnung des inneren Zusammenhanges zwischen dem Herrenhaus und allem Rückständigkeitsjammer der preußisch-deutschen Politik. Unserem Volke fehlt es nicht an wirtschaftlichem Fortschritt, obwohl auch dieser bei anderer Staatsführung noch größer sein könnte, es fehlt vielmehr daran, daß die Bürger in Preußen keinen freien selbstverständlichen allgemeinen Patriotismus finden können, weil die Gespenster Friedrich Wilhelms IV. noch unter uns Umgang halten. Worin besteht dieser Staat? Ist es der Staat der preußischen Verfassung, der Staat aller Bürger? Oder ist es der Dreiklassenstaat des Abgeordnetenhauses? Oder ist es der Adelsstaat des Herrenhauses? Preußen leidet noch immer an den Jahren 1849 bis 1854. Damals wurde aus Angst und Wahn alles überschüttet, was im Jahre 1848 etwas zu plötzlich ans Tageslicht gekommen war. Auch die Reichsgründungszeit hat das Erbe dieser damaligen Reaktion nicht unschädlich machen können: „Es erben sich Gesetz und Rechte wie eine ew'ge Krankheit fort". Und ganz Deutschland schleppt mit an dieser preußischen Last. Was könnte unser ganzes tüchtiges, arbeitsames, leistungsfrohes Volk, was könnte es in der Welt sein vor allen Völkern und für sie alle, wenn es die Bürgerverachtung, die in den Begriffen Dreiklassenhaus und Herrenhaus liegt, von sich abwerfen könnte! Das würde erst die volle Reichsgründung sein, damit erst würde der Gedanke der deutschen Nation sich vollenden. Nicht um kleiner Häckeleien und um parteilichen Eigensinnes willen soll man eine Einrichtung wie das Herrenhaus bekämpfen. Dazu sind zu viele achtbare Männer darin. Aber bekämpft muß es werden um der gesunden Geistesentwicklung des ganzen Volkes willen, und wenn es das Volk nicht fertig bringt, trotz aller Rechtsverklausulierungen mit dieser Macht des neugeputzten Mittelalters fertig zu werden, dann — wird es wohl wert sein, ewig von den „Herren" beherrscht zu werden. Warum aber reden wir dann vom freien deutschen Volke?

***

Emanuel Quint/ Roman von Gerhart Hauptmann

(Fünfte Fortsetzung)

Von jeher war der böhmische Josef religiös. Nicht selten begegnete man ihm auf Kirchhöfen. Er pflegte dann ruhig, nur von Zeit zu Zeit ein wenig mit sich murmelnd und seufzend, vor diesem und jenem Grab zu stehen. Immer zu Abenteuern neigend, ward er schnell in den Strudel um Quint hineingedrängt. Er dachte viel über sich und Gott. Nachts blickte er oft, auf dem Rücken liegend, stundenlang in den Sternenhimmel hinein und genoß, fast erdrückt und zugleich erhoben, das ganze unergründliche Wunder, wie nur ein in allen Tiefen empfindender Mensch es genießen kann. Er freute sich aller großen Geheimnisse, war also durchaus kein Pessimist. Er freute sich voll erhabener Bangigkeit an den heiligen Spielen der goldenen Sternschnuppen und hielt es in solchen Augenblicken für gewiß, daß er, der dies alles auffassen konnte, der arme, verlauste, häßliche Lump! ein begnadetes, ausgezeichnetes, auserlesenes Glied der göttlichen Schöpfung sei.

Diesem Menschen, man sah es seinen verweilenden, grundlos dunklen Augen an, war nichts glatthin natürlich und alles Wunder. Das Einfachste war ihm wunderbar, deshalb sträubte sich eigentlich nichts in ihm, auch in Quint, dem verlaufenen Handwerksgesellen, so einfach er schien, ein Gefäß für Rätsel und Wunder anzuerkennen. Überdies war er sich nicht zu gering, um an eine nie schlummernde göttliche Führung zu glauben, und war überzeugt, die leitende Hand aus dem Unsichtbaren habe ihn nicht umsonst und scheinbar durch Zufall mit Quint hoch oben im Knieholz zusammengeführt.

Im übrigen sahen die Scharfs in ihm noch nicht den Mann, der ohne Rückhalt der Sache ergeben und gläubig war. Zwar hatte er reichlich und mehr als die anderen der gemeinsam begründeten Kasse beigesteuert. Aber es war zunächst nicht der echte und glühende Hunger nach der endlichen Erfüllung der Verheißung in ihm. Er hatte nicht nur die Bibel im Kopfe, ja sogar, wie man zuweilen vermuten konnte, wahrscheinlich herzlich wenig von ihr. Allein, hatte Quint es ihm durch seine Persönlichkeit angetan, so war es nun die phantastische Welt der evangelischen Vorgänge, die Matthäus, Markus, Lukas und Sankt Johannes erzählt, die ihn mit gespannten Augen eines Kindes an die Lippen der Scharfs gebunden hielt. Davon konnte Josef gar nicht genug hören.

So wuchs er denn nach und nach mit Neugier in die Welt der Bibelgeschichten hinein, die ihm mit unbeirrbarer Überzeugung und Leidenschaft in feurigen Zungen gepredigt ward und wurde mit jenem Ereignis vertraut, der Sendung des eingeborenen Sohnes Gottes selbst, um die Welt vom Sündenfluch ins verlorene Paradies zu erlösen: einem Ereignis, das für die Geschichte aller Geschichten und für die große, einzige Wendung im trüben Geschick der

gesamten Menschheit gilt. Und wirklich, der böhmische Josef dachte nun Tag und Nacht an den armen Jüngling und Gottessohn und seine traurigen, irdischen Schicksale. Zwar waren es Juden gewesen, die ihn verfolgt und gekreuzigt hatten, aber er schüttelte immer wieder den Kopf und schämte sich seines Menschentums. Was freilich nun die beiden verbohrten Brüder Scharf damit sagen wollten: Quint wäre eben der damals Gekreuzigte! das begriff sein gesunder Verstand einstweilen noch nicht.

Immerhin war in ihm das Wartende. Er hoffte längst nicht mehr auf den kommenden Tag, aber schritt doch immer auf das irgendwann sichere, große, noch dunkle Ereignis zu. Manchmal wurde er ungeduldig: dann baute er sich auf irgend einem Sterne neue Leben und neue Ereignisse aus. Gespenstergeschichten, wie die der Erscheinung Emanuel Quints, die Schubert eben zum Besten gegeben, waren immer nach seinem Sinn, besonders bei Nacht, im Freien, am Reisigfeuer, und wenn wirkliche oder nur eingebildete Gefahr im Verzuge war, aber auch in den Bergschenken, unter der Lampe. Nichts besseres aber konnte ihm zustoßen als dies gruselige, nächtliche Warten auf den verfemten Emanuel Quint, umgeben von Rätseln, Gefahren und Ahnungen.

Plötzlich stand der Erwartete da und alle erhoben sich von der Erde.

„Ich ersuche euch, liebe Schwestern und liebe Brüder, auseinander zu gehen," sagte Emanuel mit bewegter Stimme und gütigem Ausdruck; wobei der Mond, der inzwischen, mehr und mehr erbleichend, höher gestiegen war, ihn so beleuchtete, daß seine Gestalt und sein Antlitz wie ganz aus weißem Lichte bestehend erschien. „Ich möchte nicht," fuhr er fort, „daß ihr etwa um meinetwillen Leiden erduldet." Sie sahen alle, trotz des Dämmers, wie sehr das Antlitz des falschen Heilands von Tränen feucht und verfallen war. „Ihr müßt um meinetwillen nicht leiden, denn ich bin nichts. Mögen sie mich doch niedertreten. Das ist es nicht, wahrlich, ich verdiene nichts Besseres. Aber ich wußte nicht, daß heut, zweitausend Jahre nach unseres Heilands Geburt in die Welt, eben dieselbe Welt noch so rasend und wütend in ihren Sünden ist. Lieben Brüdern und Schwestern, ihr seht mich bestürzt, nicht weil diese Leute da drüben gegen mich, sondern weil sie gegen Jesum Christum selber wüten."

„Wir wissen es, daß sie wider Jesum Christum selber wüten," sagte der buckliche Schneider Schwabe plötzlich und warf sich vor Quint auf das Angesicht.

Quint aber erschrak und wollte ihn aufheben. Weil er aber von so viel Bereitwilligkeit, sich dem Göttlichen hinzugeben, zugleich ergriffen war, so spürte er auch sogleich in sich eine zärtliche Liebe und inniges Mitleid für diesen Menschen aufsteigen.

Den Weinenden aufzurichten gelang ihm nicht. Er hätte nun, werden etliche meinen, sagen müssen, du betest in mir nicht Gott, sondern eher den Fürsten der Hölle an, zum mindesten einen armen Menschen, wie du einer bist, einen

armen verblendeten Handwerksgesellen! Du ergibst dich, bestenfalls, einem schrecklichen Selbstbetrug! Aber dies oder etwas ähnliches auszusprechen, brachte Emanuel Quint nicht mehr über das Herz.

Er konnte den Armen nicht enttäuschen. Auch setzte hier gleich wiederum seine besondere Narrheit ein, vermöge deren er sich in ein Doppelwesen zerspaltete: ein geistliches, das ihm durch und durch Gottheit schien und ein fleischliches, nämlich das sündliche, irdische. „Lieber Bruder", sagte er, „das hast du nicht aus dir selber herausgesprochen! Du hast es auch nicht zu mir gesagt, der ich hier im Fleische vor dir stehe: der aber, zu dem dein Geist in der Stille der Nacht sich erhob und vor dem du dich niederwarfest zur Erde, nämlich der Vater, der in mir ist, hat dich gehört und zu ihm hast du gesprochen."

Hiermit wollte Emanuel nun nicht sagen, er wäre im fleischlichen Sinne der wiedergekommene Christ und Gottessohn, dennoch war unter allen, die jenem Vorgange beiwohnten, wie sich später ergab, nicht einer, Mann, Weib oder Kind, der ihn anders verstand, als daß er wirklich der Heiland sei.

Es muß in diesem ganzen, kurzen Vorgang eine verwirrende Kraft gelegen haben, die der aufgeklärte Mensch unsrer Zeit wohl schwerlich begreifen kann. So wenigstens ist man zu glauben gezwungen, wenn man die Aussagen aller dieser Menschen, die sie später vor dem Richter taten, zusammenhält. Ihr sei gewesen, sagte die mehr als sechzigjährige Webersfrau, als wäre plötzlich ein ungeheurer Regen von Sternen vom Himmel gestürzt und als hätte sie im gleichen Augenblick die Kraft zu atmen und zu schlucken eingebüßt und solle ersticken. Der Stellmacher sagte, und zwar unter seinem Eide, aus, er habe, als Quint sich zu dem weinenden Schwabe niederbeugte, deutlich gefühlt, wie unter ihm Acker und Feldrain geschwankt habe und deutliches unterirdisches Rollen gehört. Der böhmische Josef erklärte, er wisse nicht, was das gewesen wäre, etwas Natürliches oder Zauberei: der ganze Himmel sei auf einmal wieder tageshell und blutrot geworden.

Hierauf stellte ihm dann der Richter vor, wie diese Himmelserscheinung allerdings höchst wunderbar und vorläufig unerklärlich sei, jedoch in diesem Jahre täglich und allgemein beobachtet werde: nämlich daß auf der Seite des Sonnenuntergangs, bis spät in die elfte Stunde hinein, eine helle Röte am Himmel verbreitet stand. Aber man sah es dem böhmischen Josef an, die Sache war ihm nicht auszureden. Und alle, wie sie waren, behaupteten Gesichte und überirdische Einwirkung von dieser geheimnisvollen Stunde, die ihnen die wahrhaft unvergeßliche ihres Lebens schien.

Kurz es brach ein augenblicklicher Wahnsinn aus. Alle, voran die Scharfs, drängten sich um die Hände des Toren und küßten sie mit einer weinenden Inbrunst und Zärtlichkeit, so daß, wer etwa diesen Vorgang unbeteiligt belauscht hätte, sich nicht würde haben erklären können, was hier geschah. Und wirklich

war das Gewimmel von knieenden und gebeugten Menschen, im Mondschein, um den einen, der aufrecht stand, nicht unbeobachtet. Zwar keine Freiburger Jäger, aber doch Lauscher hatten sich bis in das nahe Wäldchen angepirscht und begleiteten, was sie von dem gespenstigen Treiben sahen, bald mit Geflüster, bald mit Gekicher, und auch wohl mit manchem fragenden und erstaunten Blick.

Es war dem armen Emanuel Quint bei alledem an diesem Abend unsäglich weh und trostlos ums Herz. Von allen Seiten schien ihn etwas in einen Weg der Lüge hineinzudrängen, der zugleich ein Weg der Verachtung war. Er hatte den Wunsch, von allen Menschen erlöst zu sein, so heiß, wie selten in seinem Leben, um nur allein mit Gott verbunden zu sein. Aber die Menschen umlagerten ihn: dieser bereit, ihm nachzufolgen, jener in bittrer Leibes- und Seelennot, von ihm eine solche Erlösung fordernd, die er zu geben nicht fähig war. Aber was half es, sie dauerten ihn. Er konnte sich nicht aus der Welt zurückziehen und sie, die wenigen, die ihm vertraut, enttäuschen und in Verzweiflung zurücklassen. Zwar mancher lebt und lacht und ißt und trinkt gleichgültig, hoffnungslos und mit einer kalten Verzweiflung, die nicht mehr brennt, in der Brust. Aber er konnte den Glauben nicht töten. Allzugroß war sein Mitleid und seine zärtliche Liebe um einen solchen Mord zu begehn.

Er nahm aber doch die Scharfs beiseite und sagte immer wieder aufs dringlichste: er bitte sie innig, ihn zu verlassen. Bewahret das Geheimnis des Reichs, jedoch lieben Brüder verlaßet mich. — Und nun kam er leider wieder in seine biblische Art zu sprechen hinein und sagte: „Der Menschensohn ist gekommen die Leiden des Menschensohnes zu tragen! Ich bin arm! Die Dielen im Hause meines Vaters und meiner Mutter verbrennen mir meine nackten Sohlen. Ich muß fort. Des Menschen Sohn hat kein Dach über seinem Kopf, kein Bett und kein Kissen für sein Haupt, das ihm gehört. Was hofft ihr von mir? Was begehrt ihr von mir?“

„Daß du uns nicht vergessest,“ sagte der überstiegene Martin Scharf ... „daß du uns nicht vergessest, dereinst in deiner Herrlichkeit.“

Jetzt mußte Quinten wohl der furchtbare Irrtum deutlich aufgehen, der sich in den Köpfen des engeren Kreises seiner Anhänger festgesetzt hatte. Es war ihm nicht unbekannt, daß es Menschen gab, deren Geist aus den natürlichen Bahnen geriet: Leute zum Beispiel, die sich allenthalben von irgendeinem eingebildeten Feinde verfolgt glaubten, und die auch durch den Nachweis nicht beruhigt wurden, daß es diesen eingebildeten Feind in Wirklichkeit nicht gab. Oder Leute, die von sich glaubten, etwas zu sein, wovon sie in Wirklichkeit sehr weit entfernt waren, die sich zum Beispiel für Könige hielten, während ihr wirklicher Stand ein untergeordneter und verachteter war. Natürlich kannte er nicht entfernt die große Menge der Krankheitsformen, denen die menschliche Psyche unterworfen ist, und hatte keine Ahnung davon, wie tief und dauernd solche Krankheiten in das geistige Leben und damit auch in das materielle der Völker

eingreifen. Leubus ist wohl die populärste schlesische Irrenanstalt und wohl täglich, seit Emanuel überhaupt seiner selbst sich bewußt worden war, war ihm einmal das übliche: „du gehörst nach Leubus!" zugerufen worden. Aber selbst tief in die Vorstellungen des Bibelbuches hineingebohrt, war ihm etwas Außergewöhnliches bisher an den Scharfs nicht aufgefallen. Sie waren durch den geistigen Inhalt des Buches der Bücher aufgeregt: das erschien Emanuel sehr natürlich. Sie waren dahin gekommen, ihre tägliche Arbeit nicht mehr zu tun, um nur noch der Nachfolge Jesu zu leben und um bei Eintritt der letzten Dinge vorbereitet zu sein: dieser entschlossene und tätige Glaube hob für ihn die Brüder nur aus der Menge der Lauen und Halben heraus. Als ihm Anton am Tage der Wiederbegegnung auf den Hochflächen des Gebirges die Worte gesagt hatte: du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn, konnte er auch gesagt haben: du bist wie Christus und so weiter. So jedenfalls hatte Emanuel das unerhörte Wort zunächst gemildert, um ihm nicht gerade ins Auge zu sehen. In jenen Tagen stand er zudem in der Umwandlung. Er ward aus einem demütig kriechenden, knechtischen Tier, seltsamerweise mit durch die Taufe des Bruders Natanael, der sich späterhin von ihm abwandte, zum Christen, das heißt in seiner Sprache, zum auferstandenen Christus geworden. Es war in der ersten freudigen Feierlichkeit dieser neuen Zeit, wo er zum ersten Male die Kraft des Evangelii „des seligen Gottes", wie Paulus sagt, selber war. Und es klang in ihm das Wort, das Jesus den Juden gesagt hatte, als sie ihn steinigen wollten und ihm vorwarfen, er habe Gott gelästert und sich zum Gotte gemacht: „Stehet nicht geschrieben in euerem Gesetz," hatte Jesus ihnen entgegengehalten „ich habe gesagt, ihr seid Götter?" In diesem Sinne fühlte Emanuel damals sich tatsächlich schon als Gott.

Und als nun einer der Scharfs, „du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes", gesagt hatte! schien er ihm halb und halb von der gleichen Erkenntnis getragen zu sein wie jene, die er gewonnen hatte. Trat ihn aber deswegen Zweifel an, so erschien sogleich die Hoffnung mit ihm, Anton für das wahre Verständnis dessen, was er selber gesagt hatte, reif zu machen.

Nun aber, im Zustande innerer Zerrissenheit, wo die Beseligungen mit Anfällen von verzweifeltem Kleinmut abwechselten, verwandelte sich die erneute Wahrnehmung eines so verstiegenen Glaubens in einen heftigen Ausbruch des Zorns. „Martin," rief er, „du siehst, wer ich bin! Ich bin nicht der, für den du mich nimmst! Was willst du von mir? Wenn du teilhaben willst an meiner Herrlichkeit: du siehst, meine Herrlichkeit ist das Leiden! Ich habe keine andere irdische Herrlichkeit! Gehet und redet mit meinem Stiefvater! Gehet und redet mit meinen Brüdern! Hört, was man in den Schenken und in den Häusern der Reichen von mir spricht! Und alles, was ihr dort erfahren werdet, das ist meine ganze Herrlichkeit! Wollt ihr den Rock, den ich auf den Schultern

habe, nehmt ihn hin. Silber und Gold habe ich nicht und suche ich nicht! Reichtum also ist von mir, von jetzt an in alle Ewigkeit, nicht zu erwarten. Was erwartet ihr also von mir?"

Und Anton rief sogleich in berauschtem Bibelton ein Pauluswort — wie er denn fast den ganzen Paulus auswendig wußte: „Wir warten auf die selige Hoffnung und Erscheinung der Herrlichkeit des großen Gottes und unseres Heilandes Jesu Christi; der sich selbst für uns gegeben hat, auf daß er uns erlöste von aller Ungerechtigkeit, und reinigte ihm selbst ein Volk zum Eigentum, das fleißig wäre zu guten Werken."

Emanuel atmete von Grund seines Herzens qualvoll auf. Er wollte sich losreißen, aber da drängten sich alle wiederum flehend, wie hungernde Bettler, um ihn, und als wäre er einer, der einen Laib Brot hoch in die Luft hinaus hielte. Mitleid und Grauen kam ihn an: Mitleid mit ihrer hilflosen Leibesnot und Grauen vor der würdelosen und heimlichen Gier nach anderen als nach geistigen Dingen. Und schließlich graute ihm auch vor dem, was in diesem Treiben ihm als eine sinnlose Lust am Unfug an sich erkenntlich ward.

Fast bewog ihn dies alles, geradezu die Flucht zu ergreifen, aber da durchblitzte ihn plötzlich wieder die ganze Kraft seines eingebildeten Lehrberufs. Und nachdem er sich mit Entschiedenheit von seinen Bedrängern frei gemacht hatte, schritt er entschlossenen Ganges den kleinen Hügel hinan, wo der Birnbaum stand, und befahl der Gemeinde, sich um ihn im Kreise niederzulassen.

„Ihr wißt", begann er, mit einer Stimme, die wiederum fest und einfach klang und darin das Beben des Herzens, das Beben einer vorgeahnten Inspiration fühlbar ward . . . „ihr wißt, daß Jesus, der Heiland, zu den Seinen, wie der Evangelist berichtet, nie anders als durch Gleichnis geredet hat . . ." Weiter kam Emanuel nicht, denn im nächsten Augenblick hatte sich etwas überaus Klägliches mit ihm und seiner Gemeinde ereignet.

Elftes Kapitel

Es sind nachher ihrer viele gewesen, die sich ganz und voll auf die Seite derer gestellt haben, die, wie man meinte, versucht hatten, das dörfliche Ärgernis auf diese Art aus der Welt zu schaffen. Es wurde gesagt, der Schlachtergeselle, der dem Schneider Schwabe durch einen Schlag mit einer Bohnenstange den linken Arm zerbrochen habe, sei zwar nicht geradezu berechtigt gewesen, dies zu tun, aber man müsse ihn aus seinem christlichen Gefühl heraus entschuldigen. Es wurde ferner allgemein eine Tat des böhmischen Josefs verdammt, der einen Gastwirt aus dem Niederdorf und einen Pferdejungen des Bauers Karge buchstäblich in einen gewissen Froschteich, der ziemlich tief war, geschleudert hatte, wobei noch außerdem der Wirt sowohl als der Pferdejunge von ihm auf eine so erhebliche Weise tätlich mißhandelt worden war, daß jeder von ihnen nahezu

vierzehn Tage das Bett hüten mußte. Vor Gericht allerdings wurde der böhmische Josef später freigesprochen mit der Begründung, er habe sich in der Notwehr befunden. Dies war wiederum nicht durchaus genau, denn eigentlich hatte er nicht sich, sondern Emanuel Quint von jenem Wirt und dem Pferdejungen, seinen ersten beiden Bedrängern, befreit.

Das Gericht sah schließlich doch in dem ganzen Vorgang einen brutalen Überfall und stellte sich damit auf einen anderen Standpunkt als den, zu dem die öffentliche Meinung sich anfangs bekannte. Es war erwiesen, daß eine Rotte aufgeregter Menschen, worunter sich einige Schlepper aus dem nahen Kohlenrevier, ein Pferdehändler, ein Handelsmann und ein Schlachtermeister befanden, um neun Uhr abends das Wirtshaus zum Stern in angetrunkenem Zustand verlassen hatten und zwar mit der ausgesprochenen Absicht, zunächst in ein anderes Gasthaus: Emmaus Einkehr, zu ziehen, dort mit den „Muckern" Händel zu suchen und, wenn man Emanuel Quint anträfe, diesen zunächst gründlich zu „vertobacken", was mit verbläuen, windelweich schlagen oder fürchterlich durchprügeln gleichbedeutend ist.

Schon als die Rotte über die Brücke und neben der Brücke durch die sogenannte Bache gezogen war, dem Gasthause zur Emmaus Einkehr gegenüber, hatten sie Haselnußstöcke, Steine, geflochtene Stricke und dergleichen als Waffen mit sich geführt. Der Wirt jener christlichen Herberge hatte sogleich seine Türen geschlossen. Als es späterhin auch zu seiner Vernehmung kam, legte er einen faustgroßen, sogenannten Feuerstein, der eins seiner Fenster zertrümmert hatte, auf den Gerichtstisch nieder. Weitere Ausschreitungen geschahen vor Emmaus Einkehr nicht.

Die Ursache aber, wodurch dies vermieden worden war, bestand in einem schnöden Verrat, den die Schleußerin von Emmaus Einkehr ausübte. Sie nämlich hatte einem der Tumultuanten, der zugleich ihr Geliebter war, aus einem Fenster, das auf den Hof ging, heraus, die Zusammenkunft, draußen am Birnbaum, mitgeteilt. Es war der gleiche Schlachtergeselle, der den Arm des bedauernswerten Schneider Schwabe zertrümmert hatte, so daß eine Heilung nicht anders, als mit Einbuße des Gelenkes möglich war.

Nachdem der tolle und wilde Haufe, in dem sich auch ein und der andere fanatische Katholik befand, den Aufenthalt des Narren in Christo und seiner Gemeinde durch den Schlachtergesellen erfahren hatte, veränderten sie ihre Taktik durchaus und an Stelle des Lärms trat tiefe Stille.

Und soviel ward später bei den Verhören über jeden Zweifel festgestellt, daß man, durch das Rauschen des Baches gedeckt, an den sogenannten drei Pappeln, einen heimlichen Überfall beschlossen und in allen Einzelheiten beraten hatte.

Die Beteiligten redeten sich später ziemlich übereinstimmend auf einen mißglückten Spaß hinaus. Und wirklich war hie und da aus dem Kreise der Unfugstifter Gelächter erschollen: keinesfalls vermochte jedoch die kleine Schar um

Emanuel Quint, weder die Herde noch der Hirte, als dieser Apachenhaufe schließlich über sie hereingebrochen kam, irgend etwas von Spaß zu bemerken.

So aber trug sich die Sache zu:

Als Emanuel kaum gesagt hatte, wie Jesus, der Heiland, fast nur im Gleichnis zu seinen Jüngern geredet habe, unterbrach ihn ein weithin die Nacht durchgellender Pfiff, der aus dem nahen Gehölze hervortönte. Es war das Signal zum Angriff gewesen, das der Pferdehändler zu geben beauftragt war und das er hervorzubringen verstand, indem er je zwei seiner dicken Finger tief in das aufgedunsene Maul steckte. Der starre Schrecken, den der kannibalische Pfiff in der kleinen Gemeinde sofort hervorrief, hatte noch nicht sein erstes Wort gesagt, als auch schon dunkle Gestalten aus dem tiefen Schatten des Wäldchens in den Mondschein laufend und springend hervordrangen und gegen den Birnbaum heranstürzten. Oft durchlebte Emanuel späterhin noch diesen Vorgang im Traum. Die gleiche Mondnacht mit ihrer weiten, geräumigen Stille umgab ihn dann. Er sah das Schwanken dunkler Waldbäume. Er hörte plötzlich den gellenden, ohrenzerreißenden Pfiff und dann, wie es ihm vorkam, ein Rudel jechender Wölfe näher keuchen. In Wirklichkeit hatten dazu noch, unvergeßlicherweise, hinter dem Wäldchen die Frösche gequakt.

Und nun, als die Angreifer näher kamen und zwar schweigend, wie sie beschlossen hatten, erhoben die überraschten Anhänger Quints ein lautes, verzweifeltes Hilfegeschrei und stoben nach allen Seiten davon. Dieses Hilfegeschrei ist später in das Bereich der Mythe gezogen worden, indem, nicht nur von den Arbeitsweibern auf dem Dominium, sondern auch von Männern und Frauen aus dem Bürgerstand erzählt und behauptet wurde, man habe diesen Hilferuf hinauf bis ins Oberdorf und wiederum in einem nach entgegengesetzter Richtung weit entlegenen herrschaftlichen Vorwerk gehört, was, selbst wenn man die Stille der Sternennacht dabei berücksichtigt, ohne daß man ein Wunder annimmt, nicht zu erklären ist.

Im ersten Augenblick sah sich Emanuel ganz allein. Nach allen Seiten waren sogleich Verfolger den Fliehenden nachgeeilt. Er wurde dann von drei keuchenden, wilden Köpfen, von unvergeßlichen, bläulichen und grimassenschneidenden Masken, umringt und er hörte die Worte: „da ist ja das Bürschchen!" Gleichzeitig fühlte er sich von harten Fäusten vor der Brust, im Rücken und an den Armen gepackt.

Er leistete keinen Widerstand.

Es war ihm mit einemmal gewesen, als sei er gar nicht der, der er war, auch nicht an der Stelle, wo er war, sondern sei an allem, was vorging, unbeteiligt. Dies mag am Ende insofern zu seinem Vorteil ausgeschlagen sein, als man, durch Widerstand nicht gereizt, ihn zunächst nicht mißhandelt hatte.

Man packte ihn aber und rannte mit ihm, der dadurch zu einem widerwilligen

Lauf unwürdig gezwungen wurde, zu irgendeinem Endzweck über die Äcker gegen das Wäldchen hin. Dort zerrte und stieß man ihn über die Böschung und war eben bis auf wenige Schritte Entfernung an das Ufer eines kleinen, mit Schilf bedeckten Sees gelangt, als unerwartet einer von Emanuels Peinigern von einem furchtbaren Schlag aus der Dunkelheit — es klang, als sauste ein Knüttel auf einen Stein — jählings getroffen, lautlos in die Farnkräuter niederstrauchelte.

Von den Übriggebliebenen aber wurde Emanuel weiter gegen den See geschleppt. Man wollte ihn, wie man sich vorgesetzt hatte, im Wasser des Sees auf eine besondere Weise taufen, derart zwar, daß eine Ernüchterung für ewige Zeit, wie man glaubte, unausbleiblich war. Aber zu dieser Taufe kam man nicht, oder wenigstens wurde mit Hilfe des böhmischen Josef die Absicht der Unfugstifter insofern umgekehrt, als diese selbst, und nicht ihr Opfer, die ernüchternde Taufe erdulden mußten.

Der böhmische Josef nämlich war plötzlich vor den verblüfften Rowdys in seiner erschrecklichen Häßlichkeit wie irgend ein böser Dämon oder der Teufel selber, aufgetaucht und hatte mit wenigen Griffen und Faustschlägen den armen Narren von seinen Quälern befreit: freilich war dieser kaum aus der Verklammerung vieler Hände losgerissen, als er bewußtlos zu Boden sank.

Auf diese Weise hatte denn die zunächst recht harmlose, wenn auch sonderbare Zusammenkunft armer, nach Erlösung hungriger, irregeführter Seelen, ein überaus klägliches Ende erreicht.

Die Sache wurde sehr viel belacht. Man nahm sie als eine Travestie des Allerheiligsten, die als solche freilich unbeabsichtigt und deshalb einigermaßen rührend war. Aber man nahm die Versammlung selbst auch, in anderen Kreisen, mit voller Entrüstung als Blasphemie: und in diesem Zusammenhang sprach man von jenem Überfall, als von einer gesunden Reaktion der beleidigten, christlichen Volksseele. Es gab aber in der nahen Kreisstadt eine gewisse Vereinigung, und zwar zählten sich einflußreiche Männer und besonders viele Frauen darunter, die auf ein tieferes, religiöses Leben hinzuwirken unternahm, als es die Kirche bieten konnte: in dieser frommen Gemeinschaft aber wurden sehr bald auch Stimmen für Quint und seine Anhänger laut. Alles in allem geriet der Vorfall zunächst sehr schnell in Vergessenheit, denn damals hatten gerade der Kaiser von Rußland und der Präsident der französischen Republik, auf einem französischen Kriegsschiff, eine Zusammenkunft, wobei sie gewisse Trinksprüche ausbrachten, durch die sich die ganze europäische Welt teils freudig, teils im entgegengesetzten Sinne beunruhigt fand.

Unter diesen Verhältnissen wurde es auch wenig beachtet, was in der Folge mit Emanuel Quint geschah, den man aus einigen Wunden blutend, bewußtlos in das Haus seiner Eltern gebracht hatte. Die Mutter, die wahrhaft erschrocken

war und deren mütterliche Liebe mit Weinen und Schluchzen lebhaft zutage trat, pflegte seiner mit eben der Sorgfalt und etwa ein wenig zärtlicher, als es in jenen Kreisen üblich war. Nach einigen Tagen kam ein Arzt, den das Gurauer Fräulein, das von dem Mißgeschick des armen Narren auf dem Wege über die Scharfs und Bruder Nathanael unterrichtet worden war, brieflich zu dem Besuche veranlaßt hatte. Er stellte fest, daß ungeachtet vieler Hautschürfungen auch eine Zerreißung von Blutgefäßen in der Lunge des Kranken vorhanden war, eine Verwundung, die ein heftiger Stoß oder Schlag verursacht hatte.

Nachdem der Arzt mit seiner Untersuchung fertig geworden war, riet er Emanuel und der Mutter Emanuels, die weinend neben dem ärmlichen Lager stand, eine Privatklage gegen die Täter einzureichen. Das war auch die Mutter Emanuels und sogar der Stiefvater willens zu tun: der Betroffene selbst aber weigerte sich. Er wollte von einer Klage nichts wissen.

Wiederum nach einigen Tagen holte man ihn unter dem schrägen Dach der elenden Rumpelkammer, wo er gelegen hatte, hervor, nachdem es schon dunkel geworden war, und brachte ihn in ein Schwesternhaus, das die Gurauer Dame gegründet hatte und aus eigenen Mitteln unterhielt. „Da dieser arme Mensch", so waren ihre Worte gewesen, „nun leider nicht selber zu mir kommen kann, was bleibt mir übrig, als ihn zu holen?"

Drei Diakonissinnen und eine Art Oberschwester besorgten das kleine Krankenhaus, das in einem freundlichen Garten, nicht weit vom Rande des Waldes gelegen war. Von Zeit zu Zeit kam das Fräulein selbst in einer mit Atlas ausgeschlagenen Landkutsche aus Gurau herüber, begleitet von ihrer Gesellschafterin, um sich persönlich von dem Gedeihen ihrer Stiftung zu unterrichten. Diesmal erschien sie genau am siebenten Tage, einem Montag, nach Emanuels Einlieferung.

Sie hatte in einem für sie reservierten Raum zunächst mit dem Arzt und der Oberschwester eine längere Aussprache, wobei die etwas verwachsene, kleine Dame nicht einen Augenblick stille stand, sondern in ihrer schwarzen Seidenrobe fortwährend durch das Zimmer rauschte: von einer Wand mit dem Stiche des Ganges nach Emmaus zu der anderen Wand, mit dem Bilde von Christi Himmelfahrt. Schließlich wurde sie zu dem Kranken geführt, den sie zunächst mit Neugier betrachtete.

Sauber gebettet und mit einer flanellenen Jacke über den mageren Schultern, die den Ansatz des langen Halses frei ließ, lag Emanuel Quint, den Rücken durch Kissen gestützt, im Bett. Er hatte auf einem gelben Holzstuhl zwei Exemplare der Bibel neben sich liegen, von denen, bräunlich, beschmutzt und abgegriffen, das eine sein altes Eigentum und also der Quell seiner Irrtümer war, das andere dem Schwesternhause zugehörte, ja sogar dem Bett, das Emanuel inne hatte; denn nach Ansicht dieser evangelischen Kreise und der Stifterin des christlichen Heims: „Herr! Hilf!" gehörte, wie leibliche Nahrung dem Körper notwendig ist, jeglicher Seele ihr Bibelbuch.

„Hier ist nun", sagte der Arzt, „Ihre Wohltäterin."

Die Dame schüttelte aber sogleich ablehnend zwischen den schwarzen Bändern ihres Kapotthutes lebhaft den Kopf. „Ich bin nicht hierher gekommen," sagte sie, „um mich Ihnen als Wohltäterin präsentieren zu lassen, Herr Quint. Ich will mich nur durch den Augenschein überzeugen, ob es Ihnen einigermaßen besser geht: Was fällt Ihnen ein, Doktor?" fuhr sie fort, indem sie dem Arzt mit dem Finger drohte, wobei die lange, magere Hand mit einem Halbhandschuh aus schwarzer Spitze sichtbar ward. „Wenn wir Gutes tun, sollten Sie doch wahrhaftig wissen, als guter Christ, so haben wir gerade zur Not getan, was wir schuldig sind." Sie kehrte sich hierauf zu ihrer Gesellschafterin, um dieser sehr langen und steifen Dame, aber so, daß alle es hören konnten, zuzuflüstern: „ich finde, daß der Mann einen guten Eindruck macht".

Jetzt begann der Arzt seinen klinischen Vortrag, wobei er, was die alte Dame zu lieben schien, die verschiedenen Narben der Wundstellen zeigte. Er klopfte auch, das Hemd des Narren beiseite schiebend, jene Partie der Lunge ab, die durch den Stoß gelitten hatte, dessen Spur als dunkler, in allen Farben des Regenbogens spiegelnder Fleck, auf der weißen Haut der rechten Brusthälfte, noch zu sehen war. Alles, was die rein psychische Erkrankung des Patienten betreffen konnte, war durch den Arzt zunächst aus seiner Behandlung ausgeschaltet worden. Er hatte es überhaupt, so lange Quint unter seinen Händen war, nicht berührt.

„Meinen Sie," hatte das adlige Fräulein während jener Besprechung, die dem Krankenbesuch voranging, den Arzt gefragt, „daß es für den Menschen von Nachteil sein könnte, wenn ich mit Vorsicht das Gespräch auf jene unselige Schwäche bringe, die, wie es scheint, sein Verhängnis ist?" Dieser aber, der Arzt, hatte gelacht und ihr jeden Versuch in dieser Richtung anheim gestellt. Er hatte auch noch hinzugefügt, daß es nicht immer ganz leicht wäre, die fixe Idee und das Wahnsystem eines Paranoiakranken aufzudecken, da solche Kranken zuweilen aus irgendeiner geheimen Ursache mit großer Schlauheit und Intelligenz den Beobachter irre zu führen vermöchten. Er hatte sie darauf hingewiesen, wie Emanuel jetzt eben durch Preisgabe seines Wahns der Gotteskindschaft recht übel gefahren sei und vielleicht seine Überzeugung, er sei der Messias, deshalb für längere Zeit geheim halten oder leugnen werde. Nun aber sah die Dame den Arzt mit einem besonderen Blicke an, ihn und auch die Gesellschafterin, und beide entfernten sich, weiterschreitend, unauffällig zu einigen Kranken des nächstfolgenden Zimmers hinein.

Schwester Hedwig aber schob einen Korbstuhl bis auf eine abgemessene Entfernung an Emanuels Lager heran, den das alte Gurauer Fräulein zwar ablehnte, indem sie sich aber doch zu gleicher Zeit darauf niederließ.

Die Dame erzählte später oft und auch einige Male hohen und höchsten Herrschaften, wie Emanuel damals, bei dieser ersten Begegnung, auf sie gewirkt

hatte. Sie versicherte jedesmal dabei, es sei nicht möglich gewesen, diesem sonderbaren Menschen ohne Rührung, ohne Erschütterung, ja ohne ein leises Grauen ins Auge zu sehen. Als ich zu ihm ging, sagte sie, war ich neugierig, als ich von ihm ging, wußte ich nicht, was mit meiner Seele geschehen war.

Das Gurauer Fräulein begann ihr Gespräch mit Redensarten, wie sie in ähnlichen Fällen üblich sind: „Sind Sie zufrieden mit der Verpflegung?" fragte sie. „Sind Sie mit irgend etwas unzufrieden?" fuhr sie fort, als Quint zu der ersten Frage bejahend genickt hatte. Quint schüttelte nun verneinend den Kopf. Dann trat eine kleine Stockung ein. „Es ist empörend, wie diese rohen und schlechten Menschen Sie behandelt haben," setzte sie dann ihre Rede fort. „Ich habe gehört, daß sich der Staatsanwalt bereits mit der Sache beschäftigt hat. Man sagt mir, auch Sie Herr Quint, wären über diese Sache bereits vernommen worden. Wir leben in einem geordneten Staat! Wo sollte das hinführen, wenn Pöbelrotten ungestraft über friedliche Menschen herfallen dürften?"

Quint, der, die Hände gefaltet auf der wollenen Bettdecke, mit scharfgerichteten, aber niedergeschlagenen Augen zugehört hatte, erhob nun mit einem langen Blick in das Antlitz der alten Dame den Kopf, dann begann er, in einem gemessenen Tonfall, und ohne jedwede Spur von Befangenheit:

„Was meinen Sie, wenn man die Lehre des Heilands, dazu sein Leben und Sterben recht verstanden hat, und wenn man ferner nichts Besseres und Höheres in diesem irdischen Leben kennt, als seiner Lehre, seinem Leben und Sterben nachzufolgen, kann man dann wohl mit dem Vorgehen irgendeines Gerichtes, das aus menschlichen Richtern gebildet ist, einverstanden sein, oder gar jemals ein solches anrufen?"

„Ich denke doch," gab das Fräulein zurück. „Wo Obrigkeit ist, sagt unser Heiland, so ist sie von Gott verordnet und jedermann sei ihr untertan. Diese Menschen haben sich vergangen gegen Gott und die Obrigkeit und darum müssen sie füglich bestraft werden."

„Hat nicht," sagte Emanuel, „der Heiland mitunter in einem gewissen Zusammenhange Worte gesagt, die in einem anderen Zusammenhange anders lauten und Andres bedeuten? Was soll man glauben, was von drei Dingen das köstlichste ist: das von Menschenhänden niedergeschriebene Leben unseres Herrn? das irdisch gelebte Leben unseres Heilandes, oder das himmlische Leben unseres Herrn?"

Die Dame meinte: „das himmlische Leben".

„So," sagte Emanuel, „denke auch ich. Ich meine, daß in diesem Leben das schlackenlose Licht des Geistes gewesen ist; daß aber Schlacken dieses heilige Licht des Geistes in seinem zweiten irdischen Leben, schon verdunkelten: um wieviel mehr in diesem dritten Leben, auf den bedruckten Blättern eines Buchs, die etwas wiedergeben, was von Menschen erzählt, von Menschen erlauscht, von Menschenhänden niedergeschrieben ist. Oder sollte es Menschen geben, die da meinen, die

Glorie, die den Sohn Gottes umstrahlt, stamme etwa aus diesem Buch? Es enthält vielmehr nur einen schwachen Abglanz seiner Glorie."

Die Dame fand sich ein wenig beunruhigt, weil ihr dies alles auf eine bedenkliche Weise einleuchtete, und Quint fuhr fort:

„Ich glaube, daß dieses Wort von der Obrigkeit in einem gewissen Sinne unter die Schlacken zu rechnen ist. Jedenfalls ist es für Leute bestimmt, die außerhalb der Wiedergeburt, sowohl als Herrscher, wie als Beherrschte, dem Reiche der Toten angehören. Ich aber gehöre diesem Reiche nicht an: mein Reich ist nicht von dieser Welt."

Jetzt aber blickte das Fräulein plötzlich den Narren in Christo mit gespanntester Neugier an.

Sein Hemd stand offen. Die Muskeln spielten an seinem Hals. Die feinen Lippen öffneten sich unter dem rötlichen, unten gespitzten Bart und schlossen sich wieder ohne Strenge. Nicht weit vom Ansatz des Ohres pochte sichtbar ein Puls, desgleichen im zarten Geäder der bleichen Schläfe. Das Auge aber des Tischlersohnes war weit, freilich mehr nach innen, als nach außen, aufgetan. Und er fuhr fort:

„Mein Reich ist nicht von dieser Welt. In dieser Welt aber, wo der Lohn der Sünde zum Stachel des Todes geworden ist, ward die Kraft der Sünde zum Gesetz. Wer es fassen mag, fasse es. Ich aber stehe unter der Kraft der Sünde und also auch unter dem Gesetze nicht. Deshalb suche ich auch meine Ehre vor dem Gesetze nicht, sondern ich suche allein in mir die Ehre des, der mich gesandt hat."

So war nun auf einmal das Gurauer Fräulein Auge in Auge jenem umfassenden Wahnsystem gegenübergestellt, an das sie nicht eigentlich recht geglaubt hatte: und da sie zunächst nicht fähig war, in die eigentümliche Art der Quintischen Dialektik einzudringen, schien dieser Wahn ihr anfangs noch ungeheuerlicher, als er tatsächlich war, zu sein. Natürlicherweise erschrak sie förmlich. Aber die heißen und kalten Schauer, die der frommen Dame gleichzeitig über den Rücken liefen, waren ihr angenehm. Ähnliche Sinneserregungen suchte sie, und fand sie in der Art ihres religiösen Lebens, so wie in ihrer philanthropischen Wirksamkeit, und ähnliche Wirkungen hatte sie oft — niemals jedoch die gleiche wie jetzt und mit solcher erschütternden Stärke — empfunden.

Denn Emanuel Quint erschien ihr im ersten Augenblick weder lächerlich noch bedauerlich, weder ein Narr, noch ein Kranker zu sein und der starke Eindruck, den er ihr machte und der sie unvorbereitet traf, konnte sich auch durch den Umstand nicht abschwächen, daß Quint sofort und ohne Umschweif auf seine religiösen Einbildungen zu sprechen kam. Es ging ihr in dieser Beziehung nicht anders, wie es vielen ergangen war, die der Irrtum des sonderbaren Schwärmers in Fesseln geschlagen hatte. Die plötzliche Anmaßung eines Menschen, kein geringerer als der Erlöser zu sein, betäubte sie, obgleich sie eben die Anmaßung ab-

lehnte: die Illusion der Heilandsnähe ward aber zugleich in ihr auf unerhörte Weise erzeugt und durch die Bescheidenheit genährt, womit der Narr in Christo seinen Irrtum zum Ausdruck brachte.

Zwar hatte Emanuel keineswegs die runde Behauptung aufgestellt, daß er der wiedererstandene Christ, der Messias wäre, aber dies und nichts anderes war durch die letzten Worte des armen Hospitalisten nach Ansicht des Fräulein in vollem Umfange ausgedrückt und ihr Kapotthut begann zu zittern.

„Nicht alles, was Sie gesagt haben," erwiderte sie vorsichtig . . . „nicht alles ist mir ganz verständlich, lieber Herr Quint. Ich bin eine arme, alte Frau und mein Kopf ist niemals der allerbeste gewesen. In meiner Einfalt meine ich allerdings, daß die Obrigkeit Gewalt, zu richten, und Gewalt, zu strafen, hat. Ich kenne Sie noch zu wenig, Herr Quint. Ich kenne insonderheit die Geschichte Ihres Lebens und Ihrer Gotteserfahrungen nicht. Ich weiß wohl, daß geschrieben steht: ‚ich habe es den Weisen verborgen, den Ungelehrten, den Kindern und Unmündigen, denen, die arm an Geist und reines Herzens sind, dagegen zu wissen getan!' ich weiß das wohl. Ich bin auch ganz erfüllt von dem, was der heilige Apostel Petrus geredet hat: wir haben ein festes, prophetisches Wort und ihr tut wohl, daß ihr darauf achtet, als auf ein Licht, das da scheinet in einem dunkeln Ort, bis der Tag anbreche und der Morgenstern aufgehe. . . ."

„In euerem Herzen!" ergänzte Quint.

„Jawohl," fuhr sie fort, „aber es werden auch äußere Zeichen geschehen, wenn der Sohn in den Wolken zur Rechten des Vaters sitzen wird am jüngsten Tag und am jüngsten Gericht. Hüten wir uns, daß wir nicht in Versuchung und Stricke und in verderblichen Irrtum hineingeraten." Dies alles sprach die Dame mehr und mehr erregt und mit einem bebenden Herzenston.

„Gott ist ein Geist," sagte Quint dagegen, indem er, nicht ohne eine leise begütigende Zärtlichkeit, seine Hand über die zitternden Hände der Dame gleiten ließ. „Gott ist ein Geist und die ihn anbeten, sollen ihn mit dem Geiste und mit der Wahrheit anbeten. Denket nach, liebe Frau: Gott ist ein Geist. Die heiligen Menschen Gottes, wie Petrus sagt — und wahrlich, mehr denn Petrus war, bin ich! — sind überall. So lange die Welt steht, haben heilige Menschen Gottes geredet, getrieben von dem heiligen Geist. Aber dasselbe Wort, gute Frau, dadurch das Licht ins Irdische scheinet, dasselbe Wort verdunkelt das Licht und soweit nicht der Geist das Wort tötet, soweit tötet das Wort den Geist. Aber wenn heilige Menschen Gottes reden, so wissen wir alsogleich, wes Geistes Kinder sie sind. Gott ist ein Geist: so wissen wir, zu wem und von wem sie Vater sagen. Der Vater ist Geist und die da wiedergeboren sind durch den heiligen Geist, die allein werden ihn Vater nennen und werden Gotteskinder heißen. Nicht aber die leiblich Toten, leiblich Erweckten an einem jüngsten Tag oder jüngsten Gericht."

„Ihr müßt nicht glauben," fuhr Quint fort, „daß Gott ein Gott der Gestorbenen ist. Er ist, wie es der Heiland uns offenbart, ein Gott der Lebendigen, nicht der Toten! Wehe denen, die eine Sünde tun wider den Geist, die nie vergeben wird, indem sie ein Bild machen von dem Geist! indem sie einen irdischen König aus ihm machen! einen Zauberer! einen König, der in den Wolken thront, umgeben von geflügelten Geißelknechten mit feurigen Geißeln! einen Mann, der uns richtet und also weder haßt noch liebt, sondern unter dem Gesetze steht, dem aus Sünde geborenen Recht. Der uns kein Vater sein kann und sein darf, denn wo wäre je ein Vater zum Richter über Leben und Tod seiner Kinder gesetzt? Ein Vater liebt seine Kinder, denn seine Kinder sind sein Blut. Wir sind aber Gottes Blut, denn „unser Vater" beten wir. Unser Vater richtet uns nicht! Zwischen ihm und uns ist weder Gerechtigkeit, noch auch Ungerechtigkeit, sondern nur Liebe. Und keiner thront zu seiner Rechten, der mehr ist denn ich, des Menschen Sohn! Keiner thront zu seiner Linken, der mehr ist denn ich und irgend wer, der durch Jesum Christum wiedergeboren und in die Gemeinschaft des Geistes beschlossen ist. Was fürchtet ihr? Wehe denen, die da Lügen verbreiten, als wäre der Geist nicht Geist, sondern ein Kerkermeister ewiger Abgründe! Wehe allen, die da gekommen sind, die Welt zu foltern und zu martern durch den „Geist"! Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: ich habe die Pforten der Hölle aufgeriegelt, so stark ist die Kraft des Vaters in mir, es gibt keine Finsternis, in die Licht des Geistes nicht hinabdringen soll, es gibt keinen armen Schächer, den meine Liebe nicht befreit! Sie werden alle die Wahrheit erkennen, und eben die Wahrheit wird alle frei machen. Was wartet ihr auf die Zukunft Gottes? Das Geheimnis ist offenbar! Gott ist nicht fern! Er ist nicht in einem fernen Lande! Gott ist hier! Gott ist bei uns! In mir ist Gott!"

Emanuel Quint hat diese für ihn so überaus bezeichnende Gedankenfolge späterhin oft entwickelt, und die Hartnäckigkeit, mit der er das tat, wurde als für eine bestimmte Krankheitsform seines Seelenlebens beweisend erachtet. Nicht so dachte die Geistlichkeit, die in derlei verwunderlichen Deduktionen nur die Gefahr für die Dogmen der Kirche herausspürte. Übrigens war diese Geistlichkeit später in zwei Lager geteilt: im ersten Lager sah man in dem Bestechenden, geradezu Einleuchtenden dieser Verstandesoperation und Betrachtungsart die Gefahr, im anderen Lager, das bei weitem zahlreicher war, nahm man sich nicht die Mühe, in die innere Logik dieser närrischen Weisheit einzudringen; oder auch, man vermochte es nicht. Hier tat man Quinten insofern Unrecht, als man ihn schlankweg für einen bewußten Charlatan und Betrüger nahm, der, einfach auf seinen gemeinen Vorteil bedacht, die Leichtgläubigkeit derer, die niemals aussterben, ausnutzte und sich, ähnlich wie zuweilen Hypnotiseure, Spiritisten und andere Tausendkünstler tun, zynischerweise — was allerdings noch nie dagewesen war! — geradezu mit dem Nimbus des Heilands breit macht.

Ein Erzbetrüger dieser Art war aber der arme Narr in Christo nicht, und auch das Gurauer Fräulein hielt ihn, nachdem sich längst sein Geschick vollendet hatte, niemals dafür. Sie gehörte zu denen, die behaupteten, daß er höchstens ein irregeführter ehrlicher Heilandssucher gewesen sei, und manchmal hat sie sogar in Gegenwart vieler die Worte gesagt: „wer weiß, er war vielleicht ein Erleuchteter, den euere neunmal kluge Theologie nicht begriffen hat".

Wir, die wir ohne Eifer und Zorn den sonderlichen Begebenheiten um Emanuel nachgehen, mit dem Wunsche, nicht sowohl diese allein, sondern hauptsächlich den Menschen und die Beweggründe seines Handelns kennen zu lernen . . . wir, wiederhole ich, wissen, daß er niemals ein bewußter Betrüger gewesen ist. Freilich vermied er es in der Folge nicht, der entgegengesetzten Ansicht Nahrung zu geben.

In solchen Meinungen, wie Emanuel Quint sie, mit dem ihm eigenen Zuge von Lehrhaftigkeit, in Hinsicht auf Gottvater, Sohn und Geist geäußert hatte, finden wir, wie wir ehrlich bekennen wollen, zunächst mehr Eigensinn als Widersinn und eine Denkungsart, die auch für gesunde Geister nicht ohne Interesse ist. Damit will ich sie aber nicht verteidigen, sondern nur meine Ansicht streifen, wonach die Narrheit des armen Burschen in anderen Dingen zu suchen ist.

Das Gurauer Fräulein griff nach dem Riechfläschchen! Die Worte Emanuels hatten sie ganz aus der Fassung gebracht. Sie empfand eine starke Erschütterung. Eine überaus tapfere Natur, die sie war, und mit gesunden Verstandskräften, ja sogar mit gesundem Humor begabt, hatte sie doch in sich, besonders auf religiösem Gebiet, einen gewissen Überschwang der Gefühle zu bekämpfen, der sie oftmals etwas bereuen ließ. So war es ihr jetzt, nach den Worten Quints, als umgebe sie plötzlich ein großes Licht. Es war ihr, als seien Schleier gefallen, und ein letztes Geheimnis offenbart. Es war ihr, als habe sie bisher nur gleichsam mit tönendem Erz oder klingelnden Schellen von Heilandsliebe gehört und empfinde nun plötzlich den ganzen vollen und wahren Glanz und Sinn dieser allumfassenden Heilandsliebe. Ihr war, als habe ein Strahl aus dem Herzen dieses fremden und doch so vertrauten Menschen ihr innerstes Wesen brennend berührt. Ihr schwindelte förmlich, ihr pochte das eigene Herz atemraubend bis an den Hals hinauf, und wenn sie sich nicht gewaltsam beherrscht hätte, so würde sie tatsächlich am Bette des armen Hospitaliten weinend niedergesunken sein.

Sie tat es nicht. Sie griff nur, wie gesagt, nach dem Riechfläschchen. In diesem Augenblick aber rang sich ein leichtes Hüsteln aus der Brust Emanuel Quints hervor, und man konnte merken, wie sich ein an seinen Mund geführtes weißes Tüchelchen rot färbte. Gleichgültig schob er es zwischen Matratze und Bettstelle. Das Gurauer Fräulein erhob sich sogleich.

„Sie haben zu viel gesprochen, lieber Herr Quint," sagte sie, mit einem ehrlichen

Schreck und gleichzeitig über und über, wie ein junges Mädchen, errötend. „Ich hätte Ihnen gern noch lange zugehört, leider geht es nicht und darf ich es nicht. Unser strenger Herr Doktor macht mir Vorwürfe."

Die Schwester Hedwig trat heran. Sie hatte eine Zitrone zerschnitten, die Scheiben auf einen Teller gelegt und reichte diesen Emanuel. Emanuel achtete ihrer nicht.

„So Gott will," sagte die Dame weiter, „haben wir uns nicht zum letzten Male gesehen, Herr Quint!" und somit reichte sie ihm die Hand, die jener nahm und in der seinigen ruhen ließ, wobei er die Gurauer Dame mit einem kaum merklichen Kopfnicken anblickte. Dabei fielen ihm rötliche Strähnen seines Haupthaars über das bleiche, eingesunkene, mit Sommersprossen bedeckte Gesicht, auf das sich ein Strahl der späten Morgensonne gelegt hatte, der durch weiße Gardinen in das Zimmerchen drang.

Wiederum zwischen dem Gange nach Emmaus und der Himmelfahrt Christi im Vorzimmer auf und abrauschend, wiederholte die Dame oftmals in jenem weltlichen, resoluten Ton, für den sie bekannt war: „ich sage euch, macht mir diesen armen Menschen gesund! Es wird nichts außer Acht gelassen, Doktor, was irgend für ihn geschehen kann." „Ich werde euch Früchte und Wein schicken, ihr Mädchen!" so wandte sie sich an die Oberschwester und einige Diakonissinnen, die dabei standen. „Tut euer Bestes! Schont meinen Rendanten nicht! Wenn er so weit genesen ist, muß er zu Bremer nach Görbersdorf."

„So haben Sie ihn denn wirklich zum Reden gebracht, gnädigstes Fräulein?" sagte der Arzt mit Verwunderung. „Es ist sonderbar. Er hat die ganze Woche über weder in meiner noch in der Schwestern Gegenwart irgendein religiöses Thema berührt." Er habe nur geschrieben und gelesen, erklärte die Oberschwester, und außer auf Fragen, die seine Pflege betrafen, kaum geantwortet, und Anreden nur mit einem müden und gütigen Lächeln, leise den Kopf schüttelnd, abgelehnt.

Zwölftes Kapitel

Das Gurauer Fräulein hatte an diesem Tage im Speisesaal ihres Schlosses, das in einem großen Park alter Bäume stand, den Bruder Nathanael und einen ihrer Gutspächter, den Oberamtmann Scheibler mit seiner Gattin, zu Gast. Die Gesellschafterin hatte aber die Geladenen zu Tische geführt, weil die Dame des Hauses sich durch den Besuch im Schwesternheim verspätet hatte, und schon während die Suppe gereicht wurde, wußte die Gesellschafterin sich kaum genug zu tun in Schilderungen des sonderbaren Eindrucks, den Quint auf die Gurauer Dame ausgeübt hatte.

Als die Dame später bei Tisch erschien, erkannten alle, daß die Gesellschafterin nicht übertrieben hatte, denn obgleich die kleine Tischgesellschaft das mit ge-

dämpfter Stimme geführte Gespräch über Quint sogleich unterbrach, kam die Herrin des Hauses, gleich nachdem sie begrüßt worden war und alle sich wieder niedergelassen hatten, aus freiem Stück auf Emanuel Quint zurück.

„Erzählen Sie, erzählen Sie alles, was Sie von ihm wissen, Bruder Nathanael!" damit wandte sie sich an den eifrig kauenden Apostel der inneren Mission, der seine vierschrötige Gestalt in einen saubergebürsteten schwarzen Anzug gesteckt hatte, und Bruder Nathanael schluckte hinunter, was er gerade im Munde hatte, strich sich den wilden Bart mit der Serviette und begann.

Er erzählte von seiner Predigt in der Dorfschule, wo er Emanuel Quint zuerst gesehen und nach der Predigt gesprochen hatte. Er erinnerte sich an Einzelnheiten ihres ersten Gesprächs. Er wandte sich an den Oberamtmann Scheibler und sprach davon, wie er dessen jugendlichen Neffen am Morgen danach getroffen hatte und mit ihm gemeinsam den Gang über Feld angetreten hatte. Wie sie auf diesem Wege Emanuel Quint angetroffen hatten und zwar beim Aufgang der Sonne, als er, in der Nähe eines Strohschobers, betend auf seinen Knieen lag.

In seiner weiteren Schilderung des später Vorgefallenen befliß sich Bruder Nathanael keiner besondren Genauigkeit. Weder berührte er das schwärmerische Brotbrechen, noch viel weniger aber die seltsame Taufhandlung, durch die er die Weihe einer besonderen Mission schließlich und endlich unaustilgbar in die Brust des Tischlersohnes gelegt hatte.

Diese Sache hielt er geheim.

Er hatte sich zwar, als die Brüder Scharf ihn deshalb angingen, in einem Briefe bei der Gurauer Dame für Quint verwandt, war aber im übrigen, um des Ärgernisses willen, das Emanuel allenthalben erregt hatte, mit geheimer Besorgnis, Reue und Angst erfüllt.

Unähnlich zu seinem gewaltigen Predigerton pflegte der fromme Bruder in den Häusern und an den Tischen seiner christlichen Gastfreunde langsam und in einem verschleierten Tone der Demut zu sprechen. Er sagte, als er mit seiner Erzählung fertig war:

„Wolle Gott diesen armen Christenbruder zurück zur Wahrheit leiten, wenn er mißleitet ist und möge er denen vergeben, die ihn mißleitet haben und jedenfalls nicht mit Absicht mißleitet haben. Die Macht des Satans ist eben zu groß und wir dürfen nicht aufhören, täglich, ja stündlich, wider ihn auf der Hut zu sein. Denn es ist klar, daß der Satan niemand mit einem solchen Hasse hassen kann, als gerade den, der unserem Heiland bei Tag und Nacht mit heißer Glut und heißer glühender Liebe sich ergibt."

„Ich kenne seit langen Jahren," fuhrt er fort, „die Brüder Scharf. Sie gehören zu den ersten Gnadenbeweisen, die Gott mir ganz unwürdigem Diener am Wort erwiesen hat. Er wollte ihre Seelen durch mich zu Christo erwecken und

Christo zuführen. Nun scheint es, daß der alte böse Feind auch mit ihnen sein Spiel getrieben hat."

„Ich hatte sie vor einigen Tagen zu mir beschieden," fuhr er fort. „Sie folgen ihm nach. Ich habe ihnen einige Stunden lang alle Bedenken, alle Gefahren ihrer seltsamen Meinungen über diesen Emanuel vorgehalten: sie bleiben dabei, daß er die Kraft des Geistes Gottes in sich hat und die Gewalt über Leben und Tod."

„Ich habe aber noch mehr getan," erklärte der Laienbruder weiter. „Ich habe das getan, was in solchen Fällen und in allen Fragen des Lebens das alleinige Mittel ist, zur Wahrheit in Christo durchzudringen: ich bin mit ihnen vor Gott getreten im Gebet. Und gebe der Himmel, wie ich denn innig hoffe, daß die Macht des Irrtums nun in ihnen zerbrochen ist."

„Sagen Sie mir, mein lieber Bruder Nathanael", begann nun der Oberamtmann, „in welchem Irrtum dieser Mann oder Jüngling, von dem Sie reden, dieser Emanuel Quant oder Quint, wie Sie ihn nennen, besonders befangen ist. Ich höre nämlich heute zum ersten Male von ihm."

„Bester Oberamtmann, Sie haben noch nichts von dem sogenannten falschen Heiland von Giersdorf gehört?" fragte erstaunt das Gurauer Fräulein. Herr Scheibler verneinte und sie fuhr fort: „es ist ein Mensch, der sich, wie mir der Pastor Schuch aus Giersdorf hier im Briefe bestimmt versichert, für den wieder, gekommenen Erlöser hält" — „und den auch", ergänzte die Gesellschafterin, „viele arme, verführte Menschen, wie es scheint, dafür halten."

„Das ist eine Sache," sagte der Oberamtmann, fast bis zur Bestürzung erstaunt, „die ja wahrhaftig nicht zu begreifen ist."

Frau Julie Scheibler, die eine temperamentvolle Christin war, fand nun für nötig, sich einzumischen.

„Das ist ja ein Unfug sondergleichen," rief sie kopfschüttelnd. „Das ist ja ein unerhörter Frevel, der, meiner Meinung nach, die allerschlimmste Lästerung des Allerhöchsten und Allerheiligsten in sich schließt. Es mag wohl vielleicht ein armer Verrückter sein, von einem entsetzlichen Dämon besessen, und man sollte da wohl am Ende alles tun, ihn aus den Krallen des Satans zu befrein."

„Das ist eben sehr merkwürdig, Frau Oberamtmann," wandte die Herrin des Hauses ein, „daß dieser Emanuel Quint keineswegs den Eindruck eines Verrückten oder eines vom Teufel Besessenen macht."

„Ja, aber wie kann er denn so etwas Ungeheueres behaupten?"

„An solchen Dingen ist deutlich zu merken, daß der Tag aller Tage nicht mehr ferne ist," sagte der Oberamtmann mit bewegter Stimme fast feierlich, „denn was anders soll man sagen zu einem solchen erschreckenden falschen Propheten, als: Antichrist? Es sind die Tage des Antichrists, die, wie an zahllosen, deutlichen Zeichen der Zeit zu erkennen ist, anheben. Wer zweifelt, daß die geistliche Babel überall in der vollsten Blüte steht?"

„Sie sagen da ein furchtbares Wort, Oberamtmann: Antichrist! Sollten wir da nicht mit einem zu großen und schrecklichen Wort vielleicht die Verirrung eines armen Schäfleins Jesu brandmarken?" sagte das Fräulein. „Man muß diesen Menschen mit Augen sehen, um jedenfalls zu erkennen, daß Antichrist ein bei weitem zu grausames Wort für ihn ist. Wenn er erst ganz gesund ist, werde ich ihn einmal zu uns bitten."

„Es ist eigentümlich," sagte Bruder Nathanael, als von den Dienern der Braten serviert wurde „was mir ein Bruder, ein Volksschullehrer Stoppe, aus dem Riesengebirge schreibt, der Emanuel Quint bei sich im Hause gehabt und gesprochen hat. Niemals, versichert mir dieser Mann, bekenne sich Quint mit eigenem Munde zu übernatürlichen Kräften, ja er habe wiederholt erklärt, wie er nichts zu schaffen habe mit irgendwelchen Wundern und Zauberei. Er berichtet mir allerdings danach, daß unzweifelhaft, bewußt oder unbewußt, gewisse Wirkungen von ihm ausgegangen seien, wie er selbst sich nachträglich überzeugt habe: die Heilung einer Gelähmten zum Beispiel, die Erlösung einer Greisin durch den Tod! — die nicht vereinbar seien mit bloßer, schlichter Menschenkraft. Übrigens schreibt mir Stoppe, er habe persönlich niemals Emanuel Quint sich selbst etwa als den Heiland proklamieren gehört."

„Der Pastor behauptet das unzweideutig," sagte das Gurauer Fräulein, ehe sie einen Kelch mit weißem Wein an die schmalen Lippen des schon ein wenig runzligen Mundes hob und fuhr fort, nachdem sie mit kräftigen Schlucken getrunken hatte: „und allerdings muß ich sagen, so sehr mich die ganze Erscheinung des sonderbaren Menschen zum Mitleid erregt, daß er mir gegenüber heut, zwar nicht geradezu, aber doch indirekt quasi, seinen Wahn der Gottessohnschaft bestätigt hat. Auf alle Fälle sagte er mir, es ist mir das ohne jeden Zweifel gegenwärtig, daß er mehr als der heilige Apostel Petrus sei."

„Um Gotteswillen, dann steht es wahrhaftig schlimmer, als ich glauben konnte, mit ihm!" so rief, bis an die Nasenwurzel erblassend, unter der dichten Behaarung des Gesichts, der Bruder Nathanael. „Dann habe ich mich getäuscht in dem Menschen. Ich habe nämlich, durch meine Erfahrung mit ihm und durch den Brief des Bruders Stoppe veranlaßt, immer noch an ein mögliches Mißverständnis geglaubt. Man hätte, nahm ich an, einen ernsten Versuch zu einem reinen und heiligen Wandel in Jesu Christo mißverstanden. Darin bestärkte mich auch besonders das Wesen der Brüder Scharf. Man muß diese Leute beten hören und gleichsam ringen mit Gott, ihn bestürmen um die Erfüllung seiner Verheißungen, ihm alle seine Verheißungen vorhalten hören, um ihre Ungeduld zu verstehen, um zu verstehen, wie sie Erfüllung zu sehen vermeinen, zu sehen wünschen, zu sehen vorgeben, auch wo diese nicht ist. Ich dachte, womöglich könne der Irrtum in ihnen allein seine Quelle haben, was jetzt zu glauben nun allerdings nicht mehr möglich ist."

Der Oberamtmann Scheibler, der an sich von einer natürlichen Milde war, bereute nun, was er im ersten Schreck über Quint gedacht und gesagt hatte. „Sie haben Recht, gnädiges Fräulein," wandte er sich an die nachdenklich blickende Gutsherrin: „ein armer Irregeführter ist deshalb noch lange kein Antichrist. Wir Menschen neigen zu Übereilung. Das siebenköpfige Tier der Lästerung scheint allerdings bereits in der Welt zu sein. Immerhin dürfen wir nicht über irgendeinen unserer armen Brüder den Stab brechen. Der Herr hat gesagt: ‚mein ist das Gericht'.

Ich würde es im Interesse des armen Menschen wünschen, daß unser Freund und lieber Bruder Nathanael versuchen möchte, den Toren von seinem Irrtum abzubringen. Ich meine, er sollte zu ihm gehen und sollte ihm ernsthaft und mit der reinen und schlichten Kraft des Evangelii ins Gewissen reden. Er sollte ihm die Gefahren vorstellen, die denen drohen, die da vom rechten Wege abweichen. Er mag ihm sagen: du lehrest die anderen und lehrest dich selber nicht! Du rühmest dich Gottes und schändest Gott! Er mag mit ihm beten und diesen armen, verwirrten, falschen Heiland dem echten Heiland inbrünstig ans Herz legen, damit ihn dieser in seiner unendlichen Gnade und Liebe von seinem furchtbaren Wahnwitz befreie. Ich bin überzeugt, daß Gott sich dem armen sündigen Menschen, sofern er seine Sünde bereut, nicht verschließen wird. Der gute Hirte wird sich auch dieses so verirrten Schäfleins erbarmen. Gab er doch sein geheiligtes Blut zur Sühne für uns alle dahin."

„Ihr müßt ihm die Folgen seines schrecklichen Hirngespinnstes deutlich ausmalen, Bruder Nathanael," sagte die magere Oberamtmännin. „Man muß ihn darauf aufmerksam machen, daß es zweierlei ist, ob man aus der Kraft Gottes oder aus der Kraft der Hölle Wunder tut. Es ist ja freilich gesagt: ‚wenn ihr Glauben habt als ein Senfkorn, so könnet ihr Berge versetzen!' es ist auch gesagt: ‚bittet, so wird euch gegeben!' und wir wissen ja auch, wie Sie, Bruder Nathanael, selbst durch Gebet und Glauben schon mancher armen Kranken, die von den Ärzten aufgegeben gewesen ist, durch Gottes Gnade ersehnte Hilfe haben bringen können. In dieser Beziehung haben wir ja allerdings das klare bestimmte Heilandswort: ‚Was ihr bittet in meinem Namen, das selbige soll euch werden!' — wenn Reue und Buße und also Vergebung der Sünden damit verbunden ist. Solche Wunder geschehen ja, wie wir alle wissen, noch täglich und stündlich unter den Gläubigen überall, wenn auch die Welt es nicht sehen, hören und für wahr halten will. Aber wehe, wo jemand, der durch Gottes Gnade Kranke zu heilen, ja meinethalben selbst Tote erwecken könnte, sich deshalb vermessen wollte, der eingeborene Sohn Gottvaters zu sein oder auch nur zu sagen, daß er mehr als einer der zwölf Apostel des Heilands wäre.

Erzählt ihm doch auch von Simon Magus, dem Zauberer und falschen Propheten, Bruder Nathanael," damit setzte sie ihre Rede lebhaft fort. „Sagt ihm,

daß auch der böse Feind solche Wunder anrichte, zum Fallstrick und Verderben derer sowohl, an denen das Wunder geschieht, als jener, die es hervorrufen, und sprecht ihm von der Strafe der Zauberei. Auch Simon Magus bezauberte das samaritische Volk und gab vor, etwas Großes zu sein und sie glaubten alle, daß er die Kraft Gottes, die da groß ist, wäre. Und doch sagte Petrus zu ihm: Du wirst weder Teil noch Anfall haben an diesem Wort, denn dein Herz ist nicht rechtschaffen. Stellt ihm die ewigen Strafen vor, Bruder Nathanael . . ."

Das Gurauer Fräulein wollte reden und die Oberamtmännin unterbrach ihre Rede sogleich.

„Ich glaube kaum," begann die Dame, „daß mit diesem Emanuel Quint auf solche Weise ohne weiteres fertig zu werden ist. Es ruht eine, wie ich bekennen muß, eigentümliche Kraft zu faszinieren in ihm. Man kann nicht glauben, daß gerade in diesem Menschen, den augenblicklich ein stiller Friede zu beherrschen scheint, eine Kraft des Abgrundes wirksam ist. Ich sage da wahrscheinlich etwas Unerhörtes, fuhr sie fort, aber ich muß doch der Wahrheit die Ehre geben und bekennen, so sehr mich die Tatsache, daß ein Mensch sich selbst für den Heiland hält, im Tiefsten erschreckt hat, bin ich doch auch über mich selbst erstaunt, nicht noch entsetzter und offen entrüstet zu sein. Ich war nur erschüttert, beste Freunde — vielleicht, daß ich damit eine schwere Sünde tat! — aber etwas dawider ernsthaft vorbringen konnte ich nicht.

Ich scheue mich nicht, noch mehr zu bekennen: ich habe diesem Menschen, wie noch nie einem Menschen in meinem Leben, gleichsam bezaubert und geradezu andächtig zugehört. Sein Mund erklang mir wie Friedensschalmeien und nichts an ihm schien mir, wie es ja eigentlich hätte sein müssen, unbegründet, widerlich oder gar lächerlich.

Ich glaube, daß er die Hölle leugnet."

Mit diesen Worten hob die Dame die Tafel auf und nahm den Arm des Oberamtmanns, der sie auf eine schöne Terrasse vor einem weiten baumumstandenen englischen Rasen, den übrigen Gästen voranführte. Hier wurde, unter dem lauten allgemeinen Gesange der Vögel im lichtgefleckten Schatten eines Kastanienwipfels, der den Altan überdachte, der Kaffee serviert.

„Wenn er die Hölle leugnet," erklärte der Bruder Nathanael, und strich mit den groben Fingern über seinen wilden, schlechtgepflegten gelblichen Bart, „. . wenn er die Hölle leugnet, so geht mir schon allein daraus hervor, daß er den rechten Weg verloren hat." Und Bruder Nathanaels kleine Augen begannen in einem stechenden Glanze zu funkeln. „Haben wir nicht das Gleichnis vom reichen Mann und vom armen Lazarus?" fuhr er fort. „Wissen wir nicht aus der Schrift, daß des Menschen Sohn in der Wolke kommen wird, zu richten die zwölf Geschlechter Israels und alles Volk, das die Erde bewohnet? die Lebendigen und die Toten? Daß er zu den einen sagen wird, zu den Schafen: ‚kommet her zu

mir, ihr Gesegneten meines Vaters', und zu den andern: ‚weichet von mir, ihr Übeltäter? Die Gerechten aber werden leuchten wie die Sonne, wogegen die anderen, die Übeltäter, in den Feuerofen sollen geworfen werden, und dort wird Heulen und Zähneklappern sein'."

Der Bruder Nathanael fuhr noch längere Zeit in diesem Sinne zu reden fort, während der Duft geschorenen Grases in der Sonne herüberwehte und überall lautes Geschmetter lustiger Finkenmännchen erscholl.

Die Herrin des Hauses bemerkte dazu:

„Ich wünschte, unser eifriger Bruder Nathanael hätte heut morgen diesen Emanuel Quint über Gottes Gericht, über das Richteramt unseres Heilands und ähnliche Dinge reden gehört."

Sie begann zu grübeln und suchte sich die Worte des Narren in Christo ins Gedächtnis zurückzurufen. Dabei kamen ihr plötzlich jene unerhörten Worte Emanuels in den Sinn: „Und keiner thronet zu seiner Rechten, der mehr ist denn ich, des Menschen Sohn! Keiner thronet zu seiner Linken, der mehr ist denn ich", und so weiter, und sie sprang aus ihrem Korbstuhl geradezu erbleichend empor und rief immer wieder, während sie die Terrasse auf- und abtrippelte: „er ist doch eine unerhörte Erscheinung, dieser Mensch! — Denkt euch, er hat von sich selbst die Worte gebraucht: ich habe die Pforten der Hölle aufgeriegelt, so stark ist die Kraft des Vaters in mir!"

Der Bruder Nathanael wollte sofort in das Schwesternheim zu dem, wie er meinte, unglückseligen Menschen hinübergehen. Allein das Gurauer Fräulein brachte ihn mit großer Entschiedenheit davon ab, indem sie zugleich erzählte, wie schon die kurze Unterhaltung mit ihr dem armen Kranken Bluthusten verursacht hatte. „Ich werde aber keine ruhige Stunde, keinen ruhigen Augenblick mehr haben fortan, bevor ich nicht diesen verblendeten Jüngling wiedergesehen und auf den rechten Weg zurückgeführt habe," schloß Nathanael.

„Es ist ja aber ganz furchtbar und geradezu über alle Begriffe unerhört," sagte die Frau des Oberamtmanns, sichtlich bestürzt ihren Gatten anblickend. Und es schien ihr, als sei dieses Unterfangen eines armen, sterblichen Menschen die schlimmste Herausforderung der Strafen Gottes, die, Gomorrah und Sodom inbegriffen, jemalen von eines Frevlers Zunge gewagt worden war.

Nach längerem Schweigen allgemeiner Erregung sagte das Gurauer Fräulein: „Genug davon! Einstweilen hat ja der arme Mensch für seinen Irrtum bereits seine körperliche Strafe eingeheimst. Wie Sie wissen, hat man ihn mit Steinen und Knütteln überfallen, was keinesfalls im Sinne unseres Herrn Jesu ist. Wir wollen es unserem Heiland anheimstellen, ob er verirrt, inwieweit er verirrt, inwieweit zu verstehen, inwieweit zu entschuldigen und ob er zu retten, wenn nicht zu entschuldigen ist. Was dünket euch? Wenn irgendein Mensch hundert Schafe hätte ... Wie lautet die Stelle, Eveline?" so wandte sie sich an

die Gesellschafterin. Ehe diese jedoch noch recht begriff, daß sie eine Bibel herbeiholen müßte, hatte Bruder Nathanael schon aus dem Kopf zu zitieren begonnen.

„Was dünket euch? Wenn irgendein Mensch hundert Schafe hätte, und eines unter denselben sich verirrte, läßt er nicht die neunundneunzig auf den Bergen, gehet hin und suchet das verirrte? Und so sich's begibt, daß er es findet, wahrlich ich sage euch, er freuet sich darüber mehr, denn über die neunundneunzig, die nicht verirret sind."

Etwa vierzehn Tage waren vergangen seit jenem Nachmittag, an dem Bruder Nathanael die Stelle aus dem Matthäus zitiert hatte, als es ihm endlich gestattet wurde, seinen heimlichen Täufling, der ihm zum Schmerzenskinde geworden war, im Schwesternhause wiederzusehen. Diesmal fand er ihn nicht, wie ihn das Gurauer Fräulein gefunden hatte, im Bett, sondern, mit der blaugestreiften Kattunjacke eines Hospitaliten angetan, in einem Korbstuhl aufrecht sitzend, den man — der Morgen war warm und ein wenig regnerisch! — an eine offene Balkontür gerückt hatte.

Emanuel ward zu Tränen gerührt.

Da sich aber der Wanderprediger entschlossen hatte, auf jeden Fall mit diesem seinem ehemaligen Bruder in Christo streng ins Gericht zu gehen, kämpfte er die Bewegung nieder, die sich seiner bei diesem Wiedersehn ebenso bemächtigen wollte wie Emanuels, und ließ sich anmerken, daß er nicht etwa dieses Wiedersehens wegen, sondern um anderer bei weitem wichtigerer Dinge willen gekommen sei.

So begann er denn alsobald, um endlich seiner Gewissensqualen ledig zu sein, mit allerlei Vorhaltungen.

„Lieber Bruder in Christo," fing er an, „ich muß mich zuvörderst alles dessen gegen dich entledigen, was mich, Gott weiß es, um deinetwillen viele Tage und Nächte lang bekümmert hat. Ich habe es immer wieder im Gebet dem Herrn unserem Heiland vorgetragen, und er hat mir schließlich ins Herz gegeben, zu dir zu gehen und dich zu dem schlichten und reinen Geiste des Evangelii zurückzurufen. Es ist wahr, du schienest mir einer der Auserwählten zu sein," fuhr er fort, „einer von denen, die von Natur aus beschnitten sind, aber nun sehe ich, daß der Feind deinen Tritten gefolgt ist und hat dich, verzeih mir, abseits vom Wege des ewigen Heils den breiten Weg der Verdammnis geführt. Da aber eine jede Sache ohne die Kraft des Heiles ist, die nicht durch Gebet begonnen, durch Gebet beendet wird, so wollen wir, lieber Bruder, gemeinsam zu unserem Vater flehen, bevor wir unseren Streit mit dem Satan anheben, der, wie wir ja wissen, immer wieder Unkraut unter den Weizen sät."

Und Bruder Nathanael sprach das Vaterunser.

Emanuel, der nicht einmal die Hände gefaltet und, wie es schien, das Gebet

des Heilands nicht mitgebetet hatte, blickte Nathanael fragend an, und dieser, mit einem gewaltigen Wölben der breiten Brust aus der Tiefe noch einmal Atem holend, rüstete sich nun, alle seine Anliegen im Zusammenhang vorzutragen.

Nachdem er alles dasjenige umständlich dargelegt hatte, was ihm über Quint teils mündlich zu Ohren gekommen, teils schriftlich mitgeteilt worden war, enthielt er sich nicht, die ganze Art einer solchen Nachfolge Jesu zunächst zu mißbilligen, wobei er auf jene heimliche Taufe zu sprechen kam, für die er, wie er sagte, verantwortlich sei, die aber einen anderen Sinn nicht gehabt haben könne, als eben den Emanuel zu einem in aller Demut getreuen Knechte Gottes zu weihen. „Nun aber," sagte er, „bist du der Hoffart, bist du der Überhebung bis zu einem entsetzlichen Grade verfallen."

Er hielt nun Emanuel Quinten vor, er habe viele arme Seelen auf eine verhängnisvolle Weise irregeführt, wobei er als erwiesen voraussetzte, daß jener durch allerlei trügerische Wundertaten Anhänger zu erwerben gesucht, den Seelenfang mit allen erdenklichen Mitteln betrieben habe. Dann kam er, nicht ohne mehrmals erneute Anläufe, auf den allergefährlichsten Punkt zurück.

„Ich kann es nicht glauben," sagte er, „aber ich kann es ebensowenig bezweifeln, denn ich habe es gerüchtweise allenthalben gehört und es ist ja auch das, weshalb sie dich überfallen haben. Oder warum überfielen sie dich?"

„Weil ich vom Bösen gewichen bin," antwortete Quint, „und weil ich ein ganz Geringes vom Geheimnis des Reiches Gottes gelüftet habe. Weißt du nicht, lieber Bruder, daß geschrieben ist, ‚wer von der Lüge weichet, also vom Bösen, der ist jedermanns Raub'?"

Nathanael aber gab zur Antwort: „Sie sagen aber, sie seien über dich hergefallen, weil der Teufel dich bewogen hat, unsern Heiland im Wahnwitz zu lästern und zwar zu lästern durch einen Ausspruch, der mir nicht einmal über die Zunge geht, nämlich indem du sagtest, daß du mehr denn Petrus wärest und nichts Geringeres als er selbst, der Herr, der Heiland und Gottes Sohn. Sage mir, bin ich recht berichtet?"

„Sage du mir zuvor, mein Bruder in Christo, Nathanael, der du mich einst mit Wasser taufte st, ob ich dich nun dafür, statt mit Wasser, mit dem heiligen Geiste taufen soll?"

Diese Worte erschreckten den armen Laienbruder auf den Tod.

„Nein," rief er lebhaft, „nichts von Taufe! Mit deiner Taufe verschone mich. Ich werde genug zu büßen haben, um aus dem Schuldbuche meiner Sünden jenen Morgen auszutilgen, an dem ich dich, in allzu blindem Vertrauen, mit Wasser besprengt habe. Deiner Taufe begehre ich nicht."

Emanuel Quint erbleichte bis unter die Nägel seiner langen und edlen Hand, mit bebenden Lippen ins Freie hinausblickend.

Nathanael war emporgeschnellt.

Er hatte in seinem Leben viel erfahren und mit mancherlei Kranken, auch Verrückten zu tun gehabt. Er wurde auch in viele fromme Häuser gerufen, um an den Betten erkrankter Söhne, Töchter, Mütter oder Väter zu beten und mancher Besessene ward von ihm durch unablässiges Beten zu Ruhe gebracht, hier aber schien ihn der Wahnwitz mit seiner entsetzlichsten Fratze anzugrinsen. Hier war ein Jünger, hier war ein Freund, dem sich beim ersten Anblick bereits Nathanaels Seele warm und herzlich geneigt hatte. Und fast ohne Erregung, leise und schlicht, entglitten dem Munde dieses Geliebten furchtbare Worte: Worte, deren Irrsinn grauenhaft fest und grauenhaft selbstverständlich anmutete, so hart und fest, daß Nathanael dabei an eine harte tote Maske aus Stein oder Eisen denken mußte. Und beinahe wurde er selbst, angesichts dieser Worte, zu Stein.

„Emanuel!" rief er nun, aber nicht mehr hart, sondern mehr von Mitleid erfüllt und flehentlich. „Kehre um, und sei es auch nur um meinetwillen, um meinetwillen, von dem sonst Gott am Tag der Tage deine verlorene Seele fordern wird. Du hast vom Geheimnis des Reiches gesprochen! Mir sträubt sich das Haar, Emanuel! Laß uns beten, damit Gott diesen Geist der Umnachtung von dir nimmt. Das Geheimnis des Reichs ist Gottes Sache! Der Heiland wird es denen, die ausharren, denen, die in Demut ausharren, dereinst enthüllen, wie er verheißen hat, wenn er dereinst wird wiederkehren, nicht mehr im Fleisch, sondern in aller seiner Herrlichkeit. Dann wird er uns alles offenbaren. Du aber tilge aus deiner Seele den Flecken des bösen Geistes aus, den fressenden Wurm, den Lügengeist jenes Erzlügners, der dir einbilden will, daß du das Geheimnis Gottes ergründet hättest. Befreie dich von diesem deine Seele zerfressenden Wurm. Es sind ihrer viele, die solche Geheimnisse, die nur ihnen angeblich kund und zu wissen sind, mit sich herumtragen. Ich habe deren viele mit Augen gesehen und sprechen gehört. Viele von ihnen schreien und toben und reden seit langen Jahren hinter den Eisengittern des Narrenhauses davon.

Laß uns beten, Emanuel, daß Gott dieses Schicksal von dir abwende. Besinne dich, daß du Emanuel Quint, der Sohn eines armen Tischlers in Giersdorf und nichts anderes bist und der schlechteste, letzte, unwürdigste Diener deines Herrn."

Emanuel, dessen Mienen sich jetzt vollkommen beruhigt hatten, lächelte nun unter leisem Kopfschütteln.

„Komm, verstocke dich nicht, laß uns beten!" wiederholte Nathanael.

Aber der Narr in Christo sagte: „Wo einer in Gott ist, wie Gott in ihm, der betet nicht! und zu wem sollte ein solcher beten?" Der Schrecken des Bruders Nathanael erneuerte sich. Langsam gingen die schon zum Gebet gefalteten, groben Hände des ehemaligen Landarbeiters auseinander und er starrte mit blödem Ausdruck den langen, bleichen und mageren Hospitaliten an. Hierauf griff er

nach seinem Hute, einem alten, mitgenommenen Kalabreser, der in der Nähe lag, dem Anscheine nach, um sofort seiner Wege zu gehen.

Dagegen sah ihn Emanuel Quint noch immer mit einem langen Blicke und jenem früheren leisen Lächeln an, das aber allmählich mit dem Ausdruck eines bitteren Verzichtes sich mischte.

„Ich lerne," sagte er, „mehr und mehr das Gericht des Gottessohnes auf eine ganz besondere Weise verstehen und wie sich ohne sein Zutun sogleich die Welt in zwei Lager scheidet, wo er erscheint. Meine Mutter ist zu mir gekommen und hat mich mit gerungenen Händen angefleht, ich möge von meinem Wahnsinn lassen. Nun aber weiß ich, wie ich weder voll süßen Weines bin noch schwachen Verstandes oder betörten Herzens, weder hoffärtig noch betrügerisch, sondern daß ich in den Fußstapfen unseres Heilands wandle.

Fasse es, wer es fassen mag: die Spuren meiner Füße sind die Stapfen der Füße des Menschensohnes! Ich rede Worte des Gottessohnes, wie sie der Vater mir zu sagen ins Herz gegeben hat, allein ihr kommt von allen Seiten zu mir und ruft mich an und schreit: du bist wahnsinnig.

Sie haben meine Mutter zu mir gelassen," fuhr er fort, „und sie hat mir gesagt, wie sie innig hoffe, daß ich nun durch die böse Erfahrung, durch Gefängnis, Fesseln, Hohn der Menge, nächtlichen Überfall, Mißhandlungen und Zuspruch guter Menschen klüger geworden sei. Nein, ich bin nicht klüger geworden, nicht klüger als der Vater, der in mir ist.

Ich bete nicht! auch meines Bruders Jesu Jünger, die Jünger des Menschensohnes, beteten nicht. Sie aber sprachen zu ihm: warum fasten Johannes' Jünger so oft und beten so viel und deine Jünger essen und trinken? Und sie drangen in ihn, obgleich er gesagt hatte: ‚euer Vater weiß, wes ihr bedürfet, ehe denn ihr bittet'. Sie drangen in ihn, daß er sie dennoch beten lehre, bis er ihnen das Vaterunser gab, ein Gebet, das nicht sowohl ein Gebet, als ein Quell lebendigen Wassers ist.

Weil ich dir von dem Lichte unter dem Scheffel, von dem verborgenen Senfkorn, von dem Schatz im Acker, kurz, vom Geheimnis des Reiches Gottes gesprochen habe, so meinest du, daß meine Seele vom bösen Geiste verfinstert sei. Aber ich sage dir, ich habe den Schatz im Acker gefunden, den Schatz, der verborgen war, und wenn ich etwas habe oder besitze, so will ich es alles hingeben, darum, daß ich nur diesen Acker für mich gewinne und behalte, darin der Schatz, den ich gefunden habe, verborgen ist. Ich will es alles hingeben, Bruder Nathanael, denn ich war ein Kaufmann, der ausging, gute Perlen zu kaufen. Und als ich die beste der Perlen in jenem verborgenen Schatze fand, die köstlichste, wußte ich, daß ich alles, was ich habe, gerne hingeben will, um die Perle des Schatzes im Acker zu behalten. Verstehe mich wohl, Bruder Nathanael, ich müßte alles dafür ohne Bedenken mit Freuden hingeben, denn wenn ich dich

und die ganze Welt gewönne, was hilfe es mir, so ich diese Perle des verborgenen Schatzes im Acker dafür verlieren müßte? Und alles will ich freudig dafür hingeben, sogar mein Leben, Bruder Nathanael."

Der Bruder Nathanael faßte sich hilflos verwirrt an die Stirn, glotzte, wie wenn er den Satan erblickt hätte, in die ruhig, deutlich und langsam dozierenden Mienen Emanuel Quints, zerquetschte den Hut mit beiden Fäusten und rannte, als wie gepeitscht, davon.

Dreizehntes Kapitel

Am Tage jenes unglückseligen Überfalls, genauer gesagt, in der Nacht jenes Überfalls auf Emanuel Quint und seine Anhänger waren die meisten von diesen auseinander gesprengt und zerstreut worden. Der Schneider Schwabe lag mit seinem gebrochenen Bein im Kreiskrankenhaus. Der böhmische Josef besuchte ihn nach einigen Tagen dort, als er es in Erfahrung gebracht hatte. Schwabe fragte den böhmischen Josef, wo Emanuel wäre, ob es ihm auch so übel wie ihm selber, ergangen sei, und erfuhr, daß Quint im Elternhause daniederliege.

Der Schneider und Schmuggler Schwabe, dessen Nase von einer grotesken Länge war, hatte, seit er im Krankenhause lag, Tag und Nacht von Emanuel Quint phantasiert. Obgleich seine Fieberzustände anfangs nur leicht gewesen waren, sich auch nach wenigen Tagen gänzlich verloren hatten, blieb doch seine Seele infolge jenes nächtlichen Überfalls nach wie vor aufgeregt, so daß ihn der Krankenpfleger oft in einem halbwachen Zustande Rufe und Gebetsworte ausstoßen hörte.

Schwabe liebte, seit er ihn zum ersten Male im Hause der Greisin gesehen und beobachtet hatte, den Narren in Christo, Emanuel Quint. Er wäre ihm auch dann persönlich mit Leib und Seele ergeben gewesen, wenn seine Phantasie nicht entzündet und zu Einbildungen religiöser Natur mißleitet und mißbraucht worden wäre. Der böhmische Josef hatte eine vielleicht nicht minder starke Neigung zu dem eigensinnigen Schwärmer in Christo gefaßt, aber einstweilen überwog noch immer seinen schwankenden Glauben die Neugier, was wohl aus alledem noch werden wolle, und angeborene Abenteuerlust.

„Schwabe, was meinst du, wollen wir nun nicht wieder in unser Gebirge gehen?" hatte der böhmische Josef gefragt, aber Schwabe hatte nur heftig den Kopf geschüttelt. Und auf den Zigeuner hatte es keinen geringen Eindruck gemacht, wie er den alten, lustigen Kameraden wiederfand: nämlich mit einem Kruzifix zur Seite und mit einer aufgeschlagenen Bibel, aus der er buchstabierte, im Schoß.

Vor allem aber bemerkte er an ihm eine unbegreifliche Wesensveränderung.

Der Schneider nämlich hatte ihn, den böhmischen Josef, mit dringenden Worten zur Umkehr, zur Einkehr und zur Buße gemahnt, wobei er selbst, mit einer verzückten Miene des Glücks, sich als auf dem Wege zur Vergebung der

Sünden bezeichnete. Er sagte, daß er durch und durch reuig sei und zu einem reinen Wandel in Christo entschlossen. Mit dem Schmuggeln und jedem üblen Gewerbe sei es vorbei. „Versprich mir, Josef, daß auch du deine arme Seele nicht mehr durch ungerechtes Gut und unerlaubten Handel beflecken und wohl gar verderben willst. Sieh, ich bin so glückselig, sage ich dir, seit Gott mir diesen neuen gewissen Geist und diese Prüfung mit dem gebrochenen Bein gesandt, mich ihrer für würdig gehalten hat. Obgleich ich hier fest und ruhig in einen Gipsverband steifgebunden liege, hüpft, sage ich dir, mein Herz vor übergroßer Glückseligkeit."

Und als der böhmische Josef nicht recht gewußt hatte, was er darauf erwidern sollte, hatte Schwabe seine Rede etwa folgendermaßen fortgesetzt:

„Du sollst mir aufs Wort glauben, Josef, daß du, wenn du nicht ganz verblendet bist, wirst solcher Dinge teilhaftig werden, wie ihrer kaum ein Mensch je teilhaftig geworden ist. Glaube es oder glaube es nicht, aber ich, der ich hier liege, sage dir: der, um dessenwillen ich hier mit gebrochenem Beine liege, ist niemand anders, als er, dessen Wiederkunft uns verheißen ist."

Josef wagte sich nun hervor und erzählte verschwiegenermaßen, was er für Quint mit seinen Fäusten verrichtet hatte.

„Das wird dir im Himmel," bemerkte der Schneider, „weiß Gott nicht vergessen werden!" Und dann erzählte er immer und immer wieder neue, lebhafte Träume, die er geträumt hatte von Emanuel Quint, bis er schließlich allerlei unverstandene Worte aus der Offenbarung Sankt Johannis einmischte, die er, teils von den Brüdern Scharf, teils durch eigenes Lesen kennen gelernt hatte.

Man weiß, wie gefährlich das Lesen dieser Offenbarung, die viel weniger das, nämlich eine Offenbarung, als eine Verhüllung ist, zuweilen den Köpfen einfältiger Menschen werden kann. Es würde nicht ohne Interesse sein, diesen verhängnisvollen Einfluß auf die Köpfe der Menschen in der Geschichte des Christianismus nachzuweisen. Erinnert sei einstweilen nur an das große Münsterische Delirium, wo man das neue Jerusalem in einer Wolke der allgemeinsten Raserei errichten zu können vermeinte: eine Raserei, in der die Wiedertäufer-Bewegung zugleich kulminierte und unterging.

Der Schneider Schwabe sprach bereits von dem Sohne Gottes, den er mit Augen wie Feuerflammen und Füßen aus Messing in seinen Träumen gesehen hatte und der kein anderes Antlitz als dasjenige Quintens trug. Er sprach dazwischen von einem verborgenen Manna, das er gegessen habe, wobei er nicht ohne Geheimtuerei zu verstehen gab, wie er zu denen gehöre, die um jenes Geheimnis wüßten, das Emanuel Quint verbarg. „Wer Ohren hat zu hören", wiederholte er oft ohne rechten Sinn, indem er dazu mit dem Finger drohte. Er ahmte in dieser Beziehung einen ekstatischen Ausbruch Anton Scharfs, des Leinwebers, nach, der jenen, wie sie meinten, mit der Kraft des heiligen Geistes über-

kommen hatte. „Wer Ohren hat zu hören, der höre, was der Geist den Gemeinen sagt."

Ein Abend, den die Brüder Scharf mit dem Weber John und Schwabe zugebracht und in Gesprächen bis zum Morgen verlängerten, hatte das Fieber der Schwärmerei in allen und auch in Schwabe angezündet, so daß es Minuten gab, in denen jeder unter ihnen von der Überzeugung durchdrungen war, daß er, ohne den leiblichen Tod an sich zu erfahren, mit Hilfe Quintens durch die Wiedergeburt in das Leben der ewigen Seligkeit eingehen werde. Jetzt, nachdem der Kampf mit der gottlosen Welt für das Häuflein Gläubiger angebrochen war und besonders der Schneider Schwabe schon die ersten gefährlichen Wonnen des Martyriums empfunden hatte, waren alle noch mehr vom Boden des wirklichen Lebens losgelöst und ihren berauschenden Illusionen preisgegeben.

„Und ich sah und sehe ein weißes Pferd, und der darauf saß, hatte einen Bogen; und ihm ward gegeben eine Krone, und er zog aus zu überwinden, und daß er siegte": solche und ähnliche Stellen wirbelte Schwabe durcheinander, so lange, bis endlich der Krankenwärter mit groben Worten dazwischen fuhr und den böhmischen Josef aus dem Schlafsaal trieb.

Nun hatte dieser das Gesehene und Gehörte, in einem Kornfeld versteckt und ausgestreckt, unter einem blauen Dache voll Lerchengezwitscher, bei sich erwogen und alledem nachgehangen, was im Wesen des Kameraden fremd, ja unbegreiflich erschien, und dabei hatte er auch nicht unterlassen können, sich ganz insgeheim die Frage zu stellen, ob mit dem Freunde denn im Kopfe wirklich noch alles recht richtig sei.

Da aber Geheimnis und Verheißung und das Jagen nach einer Illusion auch jeder gesunden Seele natürlich sind, ebensowohl als der Wunsch, den immer vorhandenen, unbestimmten Glauben auf einen bestimmten Gegenstand richten zu können, um diesen Glauben womöglich davon zu ernähren, daran groß wachsen zu lassen, so steigerte sich trotz aller Bedenken die Neigung des böhmischen Josef, göttliche Einwirkung als Grund des verwandelten Wesens seines Freundes anzunehmen, und gleichzeitig auch die Sehnsucht, Emanuel wiederzusehn.

Als er sich aber später in der Dunkelheit vor dem Hause der Quints hatte blicken lassen, ward ihm zum Lohne dafür, daß er Emanuel tatkräftig unterstützt und von seinen Feinden befreit hatte, von dessen Vater und Bruder, statt eines Dankes, ein Hagel von Schmähungen und Steinen zuteil.

Der böhmische Josef war nicht empört gewesen. Er seufzte nur und blieb lange Zeit unschlüssig, nachdem er sich aus dem Bereiche der Worte und Steine gezogen hatte. Es war ihm hart angekommen, härter als er geglaubt hatte, auf eine Begegnung mit Emanuel verzichten zu müssen, und während er dies zu Gemüte nahm, erkannte er plötzlich, daß er durch unsichtbare Bande an diesen Menschen gebunden war.

Inmitten solcher Erwägungen fiel ihm ein, wenigstens jenen Stellmachergesellen aufzusuchen, der Quinten am Abend des Überfalls gesehen hatte, um jedenfalls von ihm reden zu können und vielleicht zu erfahren, was aus Schubert und John und aus den Gebrüdern Scharf geworden sei.

Der böhmische Josef hatte sich aber, gewitzigt gemacht, in die Stellmacherei nicht hinein gewagt, sondern eine alte Frau angesprochen, die in der Nähe vorüberhumpelte, und diese nach dem Gesellen gefragt, den leider der Meister, jenes nächtlichen Vorfalles wegen, über Hals über Kopf aus dem Hause gejagt hatte.

Nun hatte der böhmische Josef irgendeinen Strohschober im freien Felde aufgesucht, um darin zu nächtigen, und am nächsten Morgen in aller Gottesfrühe den Wirt von Emmaus Einkehr, den er beim Futtermachen, das heißt beim Grasmähen in seinem Obstgarten hinter dem Gasthause traf, nach Martin und Anton Scharf gefragt.

Der Wirt, indem er ein buntgesticktes Käppchen ein wenig von seinem kahlen Scheitel hob, berichtete ihm, daß er aus einer gewissen Talmühle, die einsam an einem lebhaften Flüßchen lag, ein briefliches Lebenszeichen von Martin Scharf erhalten habe, worin man ihn aufgefordert hätte, an den Gebets- und Andachtsübungen teilzunehmen, die man dort in allem Frieden abhalten könne.

Nach dieser Talmühle hatte sich Josef, durch Brot, Butter und dünnen Kaffee hinreichend gestärkt, sogleich auf den Weg gemacht.

Erst gegen Abend war er dort angekommen. Schon als er sich dem einsamen Hause näherte, vernahm er, durch das Plätschern und Rauschen des Rades, frommen Hallelujahgesang. In einem Stübchen, dessen Fenster über dem Rade und abgeleiteten Bette des Mühlbaches lag, fand er die Brüder beieinander. Zu Anton und Martin Scharf hatten sich wieder die beiden Weber Schubert und John gesellt, dazu hatte sich seltsamerweise Martha Schubert angefunden, auch waren außerdem gegenwärtig der hagere Wassermüller und jener fortgejagte Stellmachergesell, den Josef am Abend vorher vergeblich gesucht hatte. Der böhmische Josef war während seines ganzen Lebens noch nie mit einem solchen Rausche der Freude wie hier begrüßt und empfangen worden. Man achtete weder auf die dicke eingefressene Schmutzschicht, die sein häßliches, plattgeschlagenes, braunes Gesicht überzog, noch fürchtete man das Ungeziefer auf seinem verfilzten, schwarzen Schädel, sondern umarmte und küßte ihn brüderlich und als ob er der sehnlichst Erwartete und ein von den Toten Auferstandener wäre.

Als der erste Taumel des Wiedersehens vorüber war, wurde „Nun danket alle Gott!" aus begeisterten Herzen angestimmt.

Das Treiben in der versteckten Talmühle, wie es durch Wochen, ja durch Monate damals fortgesetzt wurde, ist später auf jede Weise verdächtigt worden. Es hieß, der Müller, ein fünfunddreißigjähriger Witwer, der lange Zeit in Brasilien gelebt hatte, wäre anrüchig. Er sollte in irgendeine phantastische

Mordgeschichte in der Nähe von Breslau verwickelt gewesen sein, ohne daß man ihm aber schließlich und endlich während der langen Untersuchungshaft etwas nachweisen konnte. Er hatte mit seinem verstorbenen Weibe schlecht gelebt und wirklich hatte man es eines Tages tot im Mühlteiche schwimmend aufgefunden. Nachgewiesenermaßen aber litt diese Frau an einer stuporösen, schweren Melancholie, die sie auch aus dem Leben getrieben hatte. Jedenfalls war der Müller Straube ein Sonderling, der Bücher las, die Menschen im allgemeinen wenig zu lieben schien, sich schweigsam und mißtrauisch gegen sie zeigte und eine tiefgegrabene, bittere Falte des Kummers von den Nasenflügeln herunter zum Mund im Antlitz trug: und anderer Eigenschaften bedarf es wohl nicht, um in allerlei üblen Leumund zu bringen.

Man sagte, es seien in jenen Versammlungen unter den Anhängern Quints in der Talmühle wüste und orgiastische Dinge vorgefallen, Vorgänge jener besonderen Art, wie sie von Zeit zu Zeit unter christlichen Sekten immer wieder zutage treten. Man sagte natürlich, es hätten dabei eine Anzahl liederliche Weibspersonen mitgewirkt. Im großen ganzen täuschte man sich. Niemals war einer der Versammelten in der Talmühle auch nur entfernt auf den Gedanken gekommen, etwa plötzlich das Licht zu löschen und dabei den unsichtbar im Dunkel tappenden Brüdern und Schwestern zuzurufen: seid fruchtbar und mehret euch!

Die Versammelten nannten sich auf den Vorschlag des Müllers hin die Talbrüder. Sie hatten die Gütergemeinschaft eingeführt — der allerdings die Weibergemeinschaft in bedenkliche Nähe tritt! — und lebten aus einer gemeinsamen Kasse, die Martin Scharf übergeben war.

Sie hatten sich gegenseitig im Rausch der Einfalt, im Rausch der Beschränktheit, im Rausch der Nöte, Ängste und Kümmernisse, im Rausch der Sündenbefleckung und Reinigung, im Rausch des Kampfes, der ungewöhnlichen Tat, des Aufbegehrens aus Niedrigkeit, im Rausche des Suchens, des Wartens, der Heiligung, im Rausche des Blutopfers Jesu, vor allem aber im Liebesrausch, davon überzeugt, daß der Heiland erschienen und das neue Jerusalem vor der Türe wäre. Sie waren die Kunden! Sie waren die Wissenden! Und das brachte den neuen Rausch der Heimlichkeit.

Diese Leute alle für Narren zu erklären und zu beweisen, daß sie es wirklich gewesen sind, ist von einem gewissen überlegenen Standpunkt aus gewiß nicht schwer: ebensowenig, als es schwer ist, zu behaupten und nachzuweisen, daß sie beschränkt und ohne Bildung gewesen sind. Aber hier soll nicht verurteilt, sondern so weit wie möglich begriffen und ganz verziehen werden.

Diese Menschen fanden in ihrem gegenseitigen Anblick allerdings nichts Merkwürdiges. Ein Beobachter von reifem und überlegenem Geiste und Blicke jedoch würde in ihnen eine Versammlung von wahrhaft Enterbten dieser Erde erkannt haben und er hätte in ihnen jenes gefährliche Fieber bemerkt, das mit wechseln-

den, bald abgründischen, bald himmlischen Phantasien entweder Genesung oder Tod erzwingt.

Das bewußte Geistesleben dieser Leute wurde beherrscht von Lebensgier und einem jahrzehntelangen Harren und Hoffen in einer unsäglichen Alltagsmonotonie. Auf eine endliche Erfüllung aller zurückgestellten, leidenschaftlichen Wünsche, Neigungen und Bedürfnisse zu warten, mangelte plötzlich die Geduld. Man erinnere sich etwa an müde und verdurstete Wüstenwanderer und an die bekannte Wirkung der Luftspiegelung: worin dann plötzlich weite Seeen und schattige Wälder verlockend erscheinen und alle resignierenden Lebenskräfte zu neuer wütender Sehnsucht und Hoffnung anstacheln.

Sonderbar bleibt nun der Glaube an Emanuel Quint.

Ein Glaube ist freilich nicht zu begreifen, außer dadurch, daß man ihn mit den Gläubigen teilt. Wir müssen uns also mit der Annahme dieser verkehrten Gläubigkeit als einer absurden Tatsache abfinden. Es wird aber stets zu bemerken sein, wie auch bei höher gearteten Menschen immer ein höher gearteter Mensch, und nur immer ein Mensch! Vertreter und Mittler des Göttlichen ist. Gott bleibt uns stumm, er spricht denn aus Menschen. Erscheint irgend jemandem diese Behauptung unbegründet zu sein, der wolle erwägen, ob er sich irgendeines Gotteswortes zu erinnern weiß, das nicht durch den Mund eines Menschen zu ihm gedrungen ist.

Die Geschichte der Religionen beweist, daß niemals die Gottheit anders als im Gottmenschen zu uns herniedergestiegen ist, und was ein solcher Gottmensch von der Gottheit zu fassen fähig ist, das allein ist es, was wir als göttliche Erbschaft besitzen.

Kein Mensch will immer und ewig ohne Antwort bleiben, wenn er zu einem Wesen spricht. Man hat zu seinem eigenen Vater gebetet, bevor man zu Gott gebetet hat, den man schon mit dem Worte Vater vermenschlicht, aber die Menge des katholischen Volkes betet am liebsten zu Heiligen, weil diese Heiligen wieder vergötterte Menschen sind. Sie betet zur Mutter des Heilandes aus gleichem Grunde und weil sie die Schmerzen jeder irdischen Mutter am eigenen Leibe empfunden hat und also das volle, naive Vertrauen der leidenden Mütter und Kinder von Müttern auf sich vereinigt. Und auch der evangelische Christ betet mit größerer Wärme zu Jesus, dem Heiland, als er zu Gott betet, weil dieser ihm unerreichlich fern, jener dagegen menschlich nahe ist.

Man fürchtet vielleicht einen unsichtbaren Gott, aber man liebt ihn nicht. Dagegen liebt man den menschlichen Mittler und die unsägliche Liebe, die Jesus besitzt, strahlt auch in das kalte Dunkel des Unsichtbaren und erwärmt im Anhauch das fremde Göttliche und schließt, indem sie sich selbst als einen Abglanz Gottes erklärt, ein Versprechen unendlicher Liebe ein.

Dies alles soll nur einer bescheidenen Ansicht des Chronisten Ausdruck geben, wonach der unabirrbare Glaube der Talbrüder ihm nicht etwa absurd wegen

seiner Richtung auf ein menschliches Individuum ist, denn da müßte ihm auch der Glaube der Jünger Jesu, an ihren Meister, soweit er vorhanden war, unverständlich sein. Das Unbegreifliche bleibt allein, daß wirklich der Glaube der kleinen Leute in einer für unsere Zeit so widersinnigen Weise Ernst machte und sich an diesen armen Handwerksgesellen, als sei er der wiedergekommene Christus, hing. Denn darin zeigte der menschliche Geist im allgemeinen wiederum diese besondere Eigenheit, daß er die volle göttliche Liebe nicht so zu dem lebenden Menschen Gottes als für den gestorbenen Menschen Gottes empfinden kann und ebensowenig den göttlichen Glauben.

Nun war allerdings der Glaube dieser Talbrüder an Emanuel Quint weder zweifelsfrei noch bei allen in gleicher Stärke vorhanden. Martin Scharf ging im Glauben voran. Dieser stille, mitunter finstere Mensch, sprach oft, in sich gesunken dasitzend, stunden- ja tagelang kein Wort: wenn er jedoch zu reden begann, so kam es heraus: er hatte über den tiefen Sinn irgendeiner Bedeutung eines Wortes von Emanuel nachgegrübelt. Anton Scharf war meist von leidenschaftlicher Gläubigkeit, fiel aber zuweilen in schweren Zweifel. Schubert schüttelte öfters den Kopf, als ob er gewisse Bedenken hätte. Und wirklich war er keineswegs zweifelsfrei. Bis zu welchem Grade der Stellmachergeselle und der Müller an Quint glaubten, wußte man nicht. Der Müller war sozialistischen Utopien und genossenschaftlichen Experimenten geneigt. Übrigens stammte er aus einer streng bigotten Familie, und sein Vater, der ebenfalls Müller war, beschloß seine Tage im Irrenhaus. Der Weber John stand in bezug auf Quint unter einer gewaltigen Suggestion, jedoch stellte er öfters schüchterne Fragen, durch die er verriet, daß er nicht frei von Gewissensnöten war.

Und einmal kam es zu einem wilden und wüsten Zank über die Gotteskindschaft Emanuel Quints in der Talmühle, einem Streit, den ein Reichenbacher Freund des Müllers, ein Bäckermeister Lachmann, entfesselt hatte, der in Geschäften herübergekommen war. Der Bäcker Lachmann kannte Quint. Er hatte dem armen Menschen in früherer Zeit mitunter durch Botengänge, die er ihm übertrug, einiges zu verdienen gegeben und sah den Narren in jenem Licht, darin er den meisten natürlich gearteten Menschen erschien.

Er nannte Emanuel blöde und einfältig und behandelte ihn in dem kleinen Ausschank, den der Talmüller mit der Mühle verband, in Gegenwart fast aller Gemeinschaftsmitglieder mit Worten dermaßen grob und von oben herab, daß nach und nach alle, auch den böhmischen Josef inbegriffen, eine grenzenlose Entrüstung überkam. Er hatte unter anderem gesagt, daß es Emanuel Quint in seiner Jugend nur an Prügeln gefehlt habe, daß er ein Tagedieb und ein Taugenichts sei und daß schließlich, wenn man ihn genugsam in Arbeitshäusern, Asylen für Obdachlose und Gefängnissen werde herumgeschickt haben, schließlich nichts weiter passieren werde, als daß er seiner Heimatgemeinde im Armenhause zur Last fiele.

Ob er nicht wisse, daß Jesus der Heiland ebenfalls der Ärmste unter den Armen gewesen sei? hatte Anton Scharf ihm entgegengehalten.

Das könnte wohl sein, hatte der Bäcker darauf geantwortet. Aber jeder Faulpelz und Vagabondierer wäre deshalb noch lange kein Heiland. Und wenn das einer behaupten wollte, so gehöre er entweder vors Gericht oder aber man müsse ihn so lange bei Wasser und Brot in ein Tollhaus sperren, bis er wieder vernünftig geworden sei.

Der Müller hatte den empörten Bäckermeister beschwichtigen wollen, aber dieser, mit Hinblick auf jene des Überfalls wegen schwebende Untersuchung am Landgericht, hatte, durch Schnapsgenuß erregt, den überspannten Muckern mit Gott weiß was für schweren, in Aussicht stehenden Strafen gedroht für den gotteslästerlichen Unfug und Unsinn — für den Skandal, wie er sagte —, den sie anrichteten. Hierauf kam es beinahe zur Tätlichkeit.

Solche Ereignisse aber gingen vorüber, ohne in den entzündeten Köpfen der kleinen Gemeinschaft mehr als eine teilweise Abkühlung zurückzulassen. Dazu waren sie bereits allzu sehr in die Hitze gewisser Einbildungen hineingeraten und schließlich ward nach solchen Zwischenfällen das Feuer meist zu doppelter Glut geschürt.

Die Erneuerung aber des Glaubens ging immer von dem stillen, vertrauenerweckenden, niemals zweifelnden Martin aus, den man mit seiner fixen Idee als einen ausgesprochen Verrückten bezeichnen müßte, wenn es nicht nachgewiesen wäre, daß eines Tages auch ihm die Stunde der Einsicht, die Stunde der Reue gekommen ist.

Dies geschah nämlich, als sich das irdische Schicksal Emanuel Quints vollendet hatte. Freilich trat dann, schon etwa ein halbes Jahr nach Emanuels Tode, der volle verrückte Glaube des armen Webers wieder in Kraft, so daß er sogar eine Sekte begründete. Wie dem auch sei, damals wohnte in ihm kein Zweifel. Und weil der Glaube Berge versetzt, so riß er auch hier die Zweifelnden mit sich fort, das eigene Urteil der Zweifler ausschaltend.

So waren Zweifel an der Sendung Emanuel Quints für Anton Scharf auch nur sogenannte Anfechtungen. Und da das Leben und das Verdienst eines wahren Christen nur darin besteht, Anfechtungen des Teufels niederzuringen, so ging sein Glaube nur immer bestimmter und gekräftigt aus solchen täglichen Kämpfen hervor. Sein Wesen schwankte daher in gewissen Abständen vom Zweifel zur Niedergeschlagenheit, sank in verzweifelte Zerknirschung, rang mit Gott um die Erkenntnis der Wahrheit im Gebet, erhob sich plötzlich auf Flügeln des Rausches, so daß der bärtige Mensch eine Stunde und länger Hallelujah und Kyrie Eleison sang und schließlich gewaltsam daran verhindert werden mußte, davonzulaufen und sein „Christ ist erstanden" im hellen Wahnsinn auf Märkten und Straßen der nächsten kleinen Städte laut und öffentlich auszurufen.

(Fortsetzung folgt)

Züchtung/ von Lucia Dora Frost

Züchtungspolitik ist ein junger Begriff. Die Sache, die er bezeichnet, ist uralt. Wenn sie wirklich von der Menschheit lange vernachlässigt ist, so wäre ein ungemeines Versäumnis gutzumachen. Anklage und Drohung spricht aus dem Wort; harte Notwendigkeiten werden in ihm vermutet und befürchtet. Weite Absicht, Schritt und Optimismus klingen aus ihm; auch zielsüchtige Vermessenheit. Sicherlich lassen sich ungewöhnliche Forderungen aus ihm ableiten, und in der Hand zyklopischer Naturen wirkt es wie ein Hebel mit einem fernen festen Punkt, mit dem man die schwersten Dinge bewegen oder zerbrechen kann.

Diese Möglichkeit konnte sich die Frauenbewegung, soweit sie überhaupt einen eigenen Willen hat, nicht entgehen lassen. Aber macht sie einen rechten Gebrauch von ihr? In den Programmen, die spezifisch weibliche Färbung festhalten, sind die Züchtungsabsichten mit Liebesstimmungen, angenehmen Versprechungen und sozialistischen Vorschlägen verwebt, und zwar auf eine agitatorisch wirkungsvolle Weise. Wenn es ihnen noch an Struktur mangelt, so sind sie doch voll und rund, reich an Beziehungen (und deshalb reich an Bundesgenossen). Über ihnen liegt die schaffende Stimmung eines gebärenden Chaos; sie wirken durch Fluidum, durch die Nacktheit der bunten, ungebrochenen Farben und durch die Magie des Extrems; sie können ihre Antriebkräfte aus absoluter Tiefe holen, ganz neue, belebende Perspektiven eröffnen und ihre Ziele in erregende Weiten dehnen. Sie führen in eine fremde, abenteuerliche und hochgespannte Welt. Liebe ist in ihr die zentrale Sonne. Durch die Idee der Züchtung wird der Kultus dieser Sonne bewußtseinsfähig und allgemein-verbindlich gemacht. Geschlechterzuchtwahl gibt den Inhalt, der höhere Mensch das Ziel: Die Ehrfurcht vor dem wählenden Instinkt des Weibes verbürgt der Menschheit Wohlgeborenheit, und damit Glück, Gesundheit und edelsten Fortgang; seine Unterdrückung und Mißachtung bringt Entartung, Schande und Untergang. Um den Menschen die wirtschaftliche Freiheit und die geistige Leichtigkeit zu dieser Ehrfurcht zu geben, ist eine hohe Allgemeinfürsorge nötig. Unter ihrem hellen, flutenden Licht wird die Natur der Frau und ihr Instinkt gesunden; die Seidenherzigkeit, die in der Abgeschlossenheit der Ehe und unter der verwöhnenden Liebe des zärtlich besitzenden Mannes gedeiht, wird ebenso verschwinden wie die prüde abgeleitete Intellektualität, mit der die zusammengepreßten Lippen des ewigen Fräuleins das öffentliche Bewußtsein bedrohen. Zugleich zersetzt diese von Grund auf entschiedene Richtung auf das Gemeinwohl den zäh und ledern gewordenen Eigentumstrieb, der durch Ehe und Familie beständig verdichtet wird und der Züchtung entgegenwirkt. Ein freieres, stärkeres und gespannteres Leben erhofft man so von einer sozialen Geschlechtsordnung: ein heroisches Leben, in

dem der Einzelne nicht mehr in Furcht und Hoffnung und Eifersucht an seinem Ich und Eigentum klebt, sein Geist nicht von Sorge und Zerstreuung verbraucht wird; man will der tausendfachen Enge der Einzelexistenz ein Ende machen, mit ihrer ungeheuren detaillierten Verschwendung von Lebensmut: diesen besten Fonds der Menschheit frei machen für größere Zwecke, diese Kräfte, die sich jetzt gegenseitig aufheben, unter die Despotie eines großen Zieles beugen, die Molekularkräfte der Menschheit in auswärts wirksame Energie verwandeln, den Einzelnen in der großen Resonanz der Gesamtheit leben lehren, in dem heißen (und noch zu raffinierenden) Atem der Zeit, und hofft, daß in dieser Temperatur auch die Siegel der Geheimnisse schmelzen werden.

Eine auflösende Tendenz wird hier mit dem Interesse der Züchtung begründet, ein Abweisen alles dessen, was das Leben in eine fruchtbare Enge zwingt. Hier herrscht das Gegenteil von Strenge, die bisher von Züchtung untrennbar war, und ein ganz ungerechtfertigtes Vertrauen auf Staat und auf „Liebe", und auf die Möglichkeit eines Einklanges beider. Das Schlimmste aber ist: diesen Bestrebungen gehört die Zukunft. Zwar werden sie nicht genau das Beabsichtigte erreichen, vielmehr nach dem bisherigen Grundsatz siegen: die Frauenbewegung setzt sich durch, indem sie ihre Ziele ändert; aber in der Negation werden sie Erfolg haben, in der Zerstörung dessen, was sie angreifen: der Ehe und der Selbständigkeit des Eigentums. Sonst könnte man ja lachen über diese Gedankengänge, die von echten Marlitt-Herzen aus Marx und Darwin geboren scheinen; auch über die feurigen Damen, die ihre Wäsche mit Zarathustra-Sprüchen stärken. Als vor zwanzig Jahren Bebel versuchte, von dieser Seite aus den Sozialismus zu fördern, mißlang sein Vorstoß. Aber damals war die Ehe, die Hochburg des Eigentums, wirklich eine unangetastete Institution. Heute nagen die Ratten am Haus. Wenn im entscheidenden Augenblick das preußische Kultusministerium von der zunehmenden Eheloſigkeit der Oberschicht wie von einem unabwendbaren Fatum spricht, so könnte eigentlich jeder sehen, wie es steht. Wenn es unverbindlich geschehen kann, wird die Ehe gefeiert, wenn praktisch etwas für sie getan werden soll, begnügt man sich mit dekorativen Maßregeln. Von andern wird sie offen angegriffen. Sie paßt nicht mehr in die Neuzeit, ist ein mittelalterlicher Kleinbetrieb; der lange Atem, den sie voraussetzt, beschwert den modernen Menschen. Der Volkswirtschaftler steht vor ihr wie der Ingenieur vor einem ungenutzten Wasserfall: er berechnet die Verluste, die jede Sekunde bringt. Der Gedanke an das zehnmillionenfache Herumwirtschaften zwischen vier Wänden bedrückt ihn, wie der Anblick der Kraft, die Felsen wäscht. Andere entdecken in der Ehe den Verderb der weißen Rasse, deren Untergang und Zurückweichen vor Farbigen sie voraussagen. Expansionspolitiker sehen in ihr die Senta-Gefahr, eine schwere Hemmung des nationalen Willens, eine Bindung allen heroischen Fühlens durch den kleinlichen Egoismus der Ehefrauen, den eine neue Ethik

unsittlich nennt. Die stärkste und vor allem die wirksame Hilfe bringen die für das Berufsrecht Kämpfenden: sie lockern den Boden so, daß der radikale Samen Wurzel fassen kann. Wenn zum Beispiel erst alle Frauen Berufsarbeit leisten, worauf die Zeit drängt, und was zu verhindern die Frauenrechtlerinnen kein Interesse haben, dann bekommt die Forderung der Verstaatlichung der Mutterschaft ein ganz anderes Gesicht. Auch der Nationalismus, der aus der Frau eine Staatsbürgerin machen will, arbeitet in derselben Richtung. Wenn auf der Familie auch der Staat gegründet ist, so sind beide deshalb nicht weniger Gegner. Daß es das Staatsinteresse ist, das in die Familie mehr und mehr eingreift, sie zersetzt, ihr die runde Abgeschlossenheit, Selbständigkeit und das Recht auf Selbstverwaltung nimmt, liegt vor aller Augen. Die Ehe entzieht dem Nationalwohl Arbeitskräfte, Interesse und Willen. Was sie leistet, kann die Nation billiger haben. Milliarden kann man aus der Auflösung der Ehe ziehen. Und die wird man brauchen. Um die Triebkräfte, die in die auflösende Richtung drängen, ist man deshalb heute auch nicht mehr besorgt; die Zeitströmung bringt deren übergenug. Nur um die Rechtfertigung der sich bildenden Neuordnung handelt es sich; denn diese Rechtfertigung verhindert, daß man sich zur Wehr setzt; sie soll die Gegenwehr lähmen. Sie bewegt sich um die Begriffe Rasse, Züchtung, geschlechtliche Auslese, Nationalfürsorge und Mutterrecht. Die Züchtungstheorien insbesondere sollen die Verteidiger der alten Ordnung ins Unrecht setzen, zu der praktischen Überlegenheit die theoretische bringen und um Vertrauen für die Zeittendenz werben. Zustatten kommt ihnen, daß Rasse und Züchtung zwar als zusammengehörig empfunden werden, aber durchaus keinen bestimmten Inhalt mehr haben, und daß daher jeder ihren Kredit ausnutzen kann, auch wenn er sie mit beliebigen Vorstellungen füllt. Deshalb ist zunächst festzustellen: was ist der ursprüngliche Sinn von Rasse, was ist Züchtung? Ist der Mensch ein gezüchtetes Wesen? Wer hat ihn dann gezüchtet?

Rasse gibt der Züchtung Direktion; ohne sie ist Züchtung ein gänzlich uferloses Unternehmen. Daß nun Rasse durch Summierung von erblichen Abänderungen zu erzielen sei, und daß demnach das Wesentliche der Züchtung in der Auslese bestehe, ist eine seit fünfzig Jahren verbreitete Ansicht. Aber ausgesprochene oder entwickelte Form ist noch nicht Rasse, kann vielmehr auch Monstrosität sein; und das Prinzip der Auslese führt noch nicht einmal bis an das Problem der Züchtung heran.

Im Rassebegriff drückt sich die Erkenntnis aus, daß in einigen Individuen und Arten die Zusammengehörigkeit der Teile stärker ist als in andern, daß sie Stil haben, alles bei ihnen zueinander paßt, daß sie deshalb leichter, sicherer, entschiedener leben als die Wesen ohne Rasse, die schwerer von Entschluß, linkisch, weicher, aber auch klüger und bildsamer sind. Rasse ist nichts Rationelles, sondern steht jenseits von Nutzen und Zweckmäßigkeit, ist ein Charakter, der in

sich selbst ruht, der von einer idealen Einhelligkeit und Sprödigkeit ist, dem unser Geschmack nichts weniger als Änderung und nichts mehr als Dauer wünscht. Am meisten fühlt das mit Rasse gesegnete Individuum selbst seinen bevorzugten Zustand; als eine lebhafte Gesamtempfindung, ein leichtes Einheitsgefühl, das Urbild alles Psychischen (auf dem die genaue und durchschlagende Vererbungskraft beruht). Die stolze, leichte Haltung ist der sichtbarste Ausdruck dieses Gefühls und der Rasse eigentümlich: das Leben, das den Körper bis in die Spitzen als ein körperliches Bewußtsein durchrinnt. Bei Frauen liebt man es Spiegelsinn zu nennen, trotzdem es mit dem Spiegel nichts zu tun hat: es ist das Vermögen, in jedem Augenblick die Haltung jedes Gliedes zu empfinden, und das Bedürfnis, in jedem Augenblick eine befriedigende Antwort auf die Frage nach der Haltung zu bekommen; und nicht nur nach der Haltung der Glieder. Beim Pferd nennt man es die Fähigkeit zur „Versammlung"; das Rassepferd kommt diesem Anspruch entgegen; es hat ein Bedürfnis nach Durchbildung; es will sich fühlen, sich repräsentieren, es gehorcht der Aufforderung dazu gern. Die einzige aristokratische Tugend, über die Nietzsche niemals die Meinung wechselte, war das Bedürfnis nach Situationen, in denen es nötig ist, sich zu repräsentieren. Es ist auch richtig, daß jeder Mensch von Rasse Poseur ist: er fühlt sich, er ist unbändig mit sich selbst zufrieden, er strahlt in dem höchsten Genuß der Einheit: zu scheinen, was man ist. Daher auch die physische Wirkung von Rasse ungemein stark ist. Fast alle Disziplin in der Menschheit, alle natürliche Subordination beruht auf dieser Wirkung. Rasse ist die erste Chefqualität. Man kann hinzufügen, auch alle Revolution ist eine Wirkung von Rasse. Die Gegenwart von Rasse macht fühlen, daß man mit sich selber uneins ist. Selbst vor einem Tier von Rasse fühlen gemeine Menschen Beschämung; sie schlagen es. Auch empört sie die selbstverständliche Art der Rasse, Privilegien zu konsumieren.

Diesen Sinn hat Rasse freilich heute nur noch im natürlichen Sprachgebrauch; sonst aber ist aus dem kategorischen ein diskursiver Begriff geworden. Die Anthropologie hat aus ihm einen Einteilungsbegriff gemacht, der ihrem systematischen Bedürfnis entspricht und etwa gleichbedeutend mit Unterart ist. Die Geschichtswissenschaft verbindet damit außerdem die Vorstellung von einer durchdauernden geistigen Eigenart, einem Unbedingten, das in seinen verschiedenen bedingten historischen Erscheinungsformen dem Kenner spürbar bleibt und ihm da, wo die Überlieferung versagt, als Faden für genetische Forschungen dient. In der Praxis der Tierzüchtung schließlich wird jede konsequente Ausnutzung der Vererbungsmöglichkeiten zu ökonomischen oder romantischen Zwecken Züchtung, und ihr Produkt Rasse genannt, auch wenn es nichts weiter ist als fixierte und gepflegte Monstrosität, die ihre Zeit hat. Alle diese auf bestimmte und beschränkte Zwecke gerichteten Arten, den Rassebegriff zu gebrauchen, sind eine Ab-

schwächung des eigentlichen, des Weltbegriffes Rasse, dem überall und zu allen Zeiten die Anschauung zugrunde lag, daß ein Unterschied ist zwischen den Wesen, die nur aus dem Schoß der Natur hervorgegangen sind; und solchen, die aus dem Haupt des ewigen Vaters entsprungen scheinen; zwischen solchen, in denen die Anpassung, der Verstand, die physiologische Intelligenz die Oberhand gewonnen haben, und solchen, in denen die organisierende, zentrale, ideelle Macht die Zügel der Herrschaft führt.

Hält man an der naiven und fruchtbaren Vorstellung von Rasse fest, so ergibt sich auch für Züchtung der ursprüngliche und prägnante Inhalt. Das dumpfe Gefühl, das jeder Mensch für Rasse hat, steigert sich beim großen Züchter, der nicht auf Eigenschaften oder auf Umriß züchtet, bis zur Intention. Die Reinheit dieser Intention ist das Wesentliche seiner Leistung; er nähert das Tier der diesem innewohnenden Idee an, er dringt auf die Einhelligkeit des Charakters, er komponiert nicht Teile und summiert nicht Eigenschaften, sondern urteilt aus dem Ganzen heraus, in einer völligen Spontaneität der Anschauung, einem intellectus archetypus. Eine exakte sinnliche Phantasie nannte Goethe diese Fähigkeit, das Klassische der Organismen zu erkennen, sie zu vereinheitlichen, zu beseelen. Er schrieb sie den Griechen vor allen andern zu und war hoch erfreut, als ihm englische Pferdezüchter versicherten, daß hellenische Pferdestandbilder von so vollkommener Rasse wären, wie sie heute nicht mehr existieren. Auslese ist für den Züchter in diesem Prozeß nur ein Mittel, das die Erreichung seines Zieles beschleunigt, oft zu sehr beschleunigt; aber es ist nicht das einzige Mittel der Zucht; Erziehung und Pflege, Ernährung und Behandlung sind ebenso wichtig. Und alles muß gleichfalls von unmittelbarem Verständnis für das, was die Idee des Tieres erfordert, geleitet sein. So erklärt sich, daß Züchter ebenso wie auch Tiermaler und Tierbildner meist nur für eine Art Verständnis haben, bei andern, die ihnen nicht liegen, aber Mißerfolge erleben.

Deshalb ist Züchtung ein ganz anderer Vorgang als „natürliche Zuchtwahl". Diese wirkt der Züchtung und Erhaltung von Rasse entgegen; denn der Daseinskampf zwingt gerade, sich anzupassen, seiner Idee untreu zu werden, der physiologischen Intelligenz den Charakter zu opfern. Von den Landtieren sind die meisten durch Selektion ins Ökonomische, in eine extreme und würdelose Zweckmäßigkeit entgleist. Nur die herrschenden Tiere bewahren Rasse und die, über denen die Hand des Menschen ist. Bei den übrigen geht die Anpassung sehr oft ins Groteske; es gibt eine große Reihe von Tieren, die durch Furcht, Intelligenz und Not bis zur Lächerlichkeit angepaßt sind und andere, die in ihrer Widersprüchlichkeit nur mit guter Laune zu genießen sind. Zur Rassigkeit ist ein Aus-sich-Bestimmtsein unentbehrlich, und damit eine Sprödigkeit und Freiheit dem Milieu gegenüber. Man muß also insbesondere den Wesen Rasse absprechen, die irgendein Organ besitzen, dessen Funktion technisch geworden ist.

Bei den Nagetieren zum Beispiel entartet das Gebiß leicht ins Technische, bis zum Zerstörungstrieb. Ein solches technisch gewordenes Organ, die Gier eines Organs, der Partikularismus eines Organs nimmt natürlich dem Typ alle Würde; von Rasse kann man da nicht mehr reden. Andererseits verträgt es sich auch nicht mit Rasse, daß ein Tier Schwierigkeiten mit seinem Milieu hat, ihm ungenügend angepaßt ist, oder in zwei Elementen (auch Nahrungelementen) lebt, wobei es seine Entschiedenheit verliert. Zur Rassigkeit gehört ein leichtes Sich-Bewegen im Milieu, ohne eine extreme Abhängigkeit und ohne ein restloses Aufgehen: Zweckmäßigkeit mit Freiheit. Was dagegen die Natur zuläßt, ist zwar immer zweckmäßig und hat auch eine handwerksmäßige Einheit, aber wenn man es mit den Augen eines geistigen Geschmackes ansieht, so fehlt ihm in den meisten Fällen die Idealität. Die Natur züchtet nicht; sie begünstigt nicht Rasse, läßt sie höchstens zu oder bekämpft sie sogar.

Nun ist nicht zu leugnen, daß der Mensch alle Wesen, auch die Herrentiere, an Rasse übertroffen hat, daß seine Rassigkeit eine Idealität erlangt hat, die überirdisch erscheinen muß, die ganz im Gegensatz zu stehen scheint zu dem, was als des Menschen besonderer Vorzug gilt: zu seiner Empfänglichkeit und Anpassungfähigkeit. Insbesondere scheinen die ursprünglichen Menschenrassen von einer Idealität gewesen zu sein, die von außerordentlicher Dauerbarkeit ist, und von der wir noch heute zehren. Woher kam sie? Der Mensch hat bekanntlich, wie seine Abstammung beweist, nicht immer Rasse gehabt. Wer züchtete sie? Die Herkunft menschlicher Rasse ist ein ungelöstes Problem, das am tiefsten in das Wesen menschlicher Züchtung einführt.

Bedenkt man die Herkunft des Menschen und die erstaunliche Veränderung, die er durchgemacht hat, so muß man annehmen, daß seine Natur einst flüssiger war als sie selbst heute ist. In der Geschichte des Menschen muß es eine Zeit gegeben haben, in der er geradezu den Gegenpol von Rassigkeit bildete, ja sogar von Charakter, wo er ein nachahmendes, sympathisierendes, beinahe hysterisches Tier war, in einer ungeheuren Verdrossenheit lebte, in einer absoluten Selbstverzweiflung, die in dem Heulen der antiken Tragödie noch nachzittert, so wie der Mensch in glücklichen Zeiten noch aufschreit über Schmerzen, die er einst still, als wesentlich, litt. Der Vormensch und der frühe Mensch, diese groteske Versammlung von Rudimenten und Antezipationen, von dem nichts weiter feststand, als daß er nicht so bleiben könne, er, auf dessen Zukunft die alten Naturdämonen wahrscheinlich kein Gelächter gewettet haben, war fast jedem Tier an Einheit, Sicherheit und Integrität unterlegen und starrte voll Neid, verdrossen und widerwillig bewundernd auf die andern Geschöpfe, die, wenn nicht Lieblinge Gottes, so doch der Natur waren, die ihn allein verlassen hatte. Vergleicht man dieses gedrückte, mit unausgenutzten Möglichkeiten belastete Wesen, auf dem gewiß eine Ahnung seines ungeheuren Leidensweges lag, wie ja auch wir heute

fühlen, was uns noch bevorsteht, und im Schatten unseres Schicksals unsern Schlaf suchen müssen, vergleicht man dieses bedrängte, unzufriedene und schon bedürftige Übergangstier etwa mit dem fertigen idealen, spontanen Pferd, dem Herrn der Steppe, der mit hellem Wiehern auf den Wolf lostanzt und in seiner Kraft, seinem geheimnisvollen Stolz, in der unzerstörbaren Unzugänglichkeit seines diskreten Selbstbewußtseins nichts auf der Welt fühlt und ehrt und achtet, als sich selbst, so kann man nicht im Zweifel sein, auf welcher Seite Rasse ist und wo nicht, und wer von beiden seine Unterlegenheit fühlen mußte. Glaubt man ferner der Naturforschung, daß Arten, die eine starke Entwickelung durchgemacht haben, nur sehr schwer zur Ruhe kommen, die Neigung zu weiterer Umbildung haben und der Gefahr unterliegen, daß sie zwischen weiterer Metamorphose und Rückschlägen entarten, nämlich beliebig werden, charakterlos, liederlich, wie Goethe es zu nennen riskierte, und sich verlaufen, so versteht man den verzweifelten Kampf um Fixierung und Konstanz, um Einheitlichkeit und Beständigkeit, den der Mensch von Anbeginn geführt hat. Der Mensch hat diesen Kampf um Fixierung und Charakter, um Rasse augenscheinlich halb bewußt geführt. Er klammerte sich, und damit entschied er sein Schicksal, an ein Tier: an ein Tier, das edler war als er. Er nahm den Charakter des Tieres an, das in seinem Wohngebiet das Maximum von Rasse hatte. Das Tier züchtete ihn. Dem Tierdienst verdankt er zuerst seine Rasse.

So wie heute das deutsche Volk, das weichste, begabteste und tiefste, mit Zukunft belastete, aber rasselose, verschwommene, ungeordnete und deshalb lange verachtete Volk, von dem selbst heute nichts weiter feststeht, als daß es sich ändern muß, wie dieses Volk andere härtere und ausgeprägte Nationalcharaktere bewunderte, annahm, nachahmte, den flacheren, zukunftlosen, aber rassigen englischen und den glänzenden, trockenen, spröden romanischen Charakter, und schließlich sich über das Verehrte erhebt, nachdem es das Wesentliche aufgenommen hat, so erlitt der frühe Mensch die Rasseeinwirkung des Tieres, aktivierte sie, um endlich über es hinwegzuschreiten. Das ist der Vorzug des Menschen, daß er von dem widrigsten unangenehmsten Tier abstammt, dem gänzlich rasselosen: so wurde er zu dem melancholischen Wesen, das andere Tiere anbetete, das den von ihm angenommenen Charakter mehr liebte als seine Natur (und so in eine Distanz zu sich kam, zu Geist und Bewußtsein). Auch er war entschlossen, ein Schauspieler zu werden, da er kein Edelmann war; auch er war in dunkler Sorge um seine Harmonie, um ausgebildete Bewegungen, Haltung und Maß. Die selbstverständliche Ruhe, die unglaubliche Sicherheit des Tieres quälte ihn. Sein Bild verfolgte ihn und begeisterte ihn zu Tänzen. Er fing es lebendig, er tötete es, er trank sein Blut und aß sein Gehirn, er scheute keinen Weg, um hinter das Geheimnis zu kommen. Der Tierkult zeigt nicht die Kennzeichen der Furcht, er zeigt eine grenzenlose Begeisterung für die Einheit des rassigen Tieres. Der

Mensch tanzte um es, gepeinigt von dem Stolz des Tieres, im leidenden Gefühl seines linkischen Seins. Er tanzt und litt: darin liegt die Geschichte der Menschenwerdung. Er tanzte sich rein, er tanzte sich zusammen, seine Glieder und seine Seele, er tanzte sich lyrisch, geistig, zur Rasse.

So ist das Abgeleitete menschlicher Rasse zu erklären. Das Prinzip dieser Züchtung ist die Verehrung; sie faßt das Wesen des nachgeahmten Tiercharakters in seiner ganzen transzendentalen Reinheit auf, ohne die unvermeidlichen Verunreinigungen der Wirklichkeit. Die Verehrung faßt nicht im Detail auf, sondern die Einheit; auch nicht mit dem Herzen oder dem Mögen, sondern mit dem tiefsten Geschmacksgefühl. Auch heute achtet sich jeder nur soweit er verehrt. Er baut sich auf an der Verehrung eines Meisters, eines Vorbildes: er erbaut sich. Und sein Adel steigt um so höher, je reiner er sein Vorbild erfaßt, ja, je reiner er es mißversteht. So erfaßte der Mensch als ein aufgeschlossenes und immerhin reicheres Tier die Seele seines Totemtieres virtuoser, freier, geistiger, so wie der Dichter den Menschen tiefer, schöner, größer erfaßt. Er mißverstand es im einzelnen, so wie der Mann das Bild seiner Frau reiner und größer im Herzen trägt als sie selbst es weiß. Der Mensch wurde als Dichter und Schauspieler, als Interpret des Tieres eine reiche Transkription über ein primitives sehr starkes Thema. Das Abgeleitete und das Vollkommene menschlicher Rasse ist so zu erklären; denn wirkliche Vollkommenheit kann immer nur der Nachahmende, der aus der Tiefe der Einheit Nachahmende, erreichen: Virtuosität. Der Darsteller erhebt sich immer eine Stufe über das Dargestellte. Homer war größer als die wirklichen Agamemnon und Achilles, aber selbst nichts, ohne Charakter. So war der frühe Mensch höchst beliebig, ohne rassigen Charakter, aber bereit zu allen, und fähig jeden zu erhöhen. In ihm feierte die Idealität der Rasse den höchsten Triumph.

Auch die Verschiedenartigkeit der Menschenrassen, die Tatsache, daß die Charakterdifferenz der Menschheit fast so groß ist wie die der gesamten Tierwelt bei einer verhältnismäßig geringen somatischen Differenz und wahrscheinlich gleicher Grundlage, ist verständlich; ferner der Zwiespalt in der menschlichen Struktur zwischen einer minderwertigen animalischen Unterlage und einem diese beherrschenden, edleren animalischen Charakter, und das sich an diesem Zwiespalt entzündende geistige Bewußtsein. In diesem Aufbau sind nun aber bei aller Gleichheit des Schemas die verschiedensten Abstufungen vorhanden. Der Kult des Pferdes nimmt da eine besondere Stellung ein, da sich durch ihn für den Menschen mit der Annahme des Charakters zugleich eine leichte, selbstverständliche Praxis verband, welche in engster Symbiose die Art des Tieres dem Menschen ins Blut und in die Nerven brachte. Das Pferd mußte seinen Charakter auf den Reiter übertragen, die Freude an der Ebene, am Rasen über die Steppe, das feurige Angreifen, das Offene, Bereitwillige, die Treue, das Ehrliebende,

selbst Ehrgeizige, Unbedenkliche, die verständige Nervosität, die ganze großzügige Selbstverständlichkeit des Charakters. Allein dadurch, daß es ihn trug, mußte es des Reiters Charakter sich unterwerfen. Ihm verdankt die Menschheit das edelste Teil ihres Wesens; der Reiter, der Ritter, der ritterliche Mensch, der Adel ist eine Züchtung des Pferdes. Wenn man die Geschichte nach straffen, würdigen Rassen durchsucht, begegnen einem nur Reiter, Scharen von Reitern: Tartaren, Türken, Araber, oder wenigstens Völker, die das Pferd noch als heilig, als Götterliebling oder Ahnherrn verehrten, abgesessene Reiter: Germanen, Hellenen, oder Reitervölker, die ans Meer gestoßen waren und sich Pferde fürs Meer gemacht hatten: Wikinger. Aus der Steppe und aus der Wüste kamen alle Eroberervölker, weil nur hier das Pferd beständig den schweifenden, hochmütigen, unbedenklichen Menschen züchtete; (schon Kant deutete die Idee einer hippokratischen Geschichtsperiode an, die jetzt zu Ende gehe, mit ihr der Krieg). Noch heute läßt sich bemerken, daß die vom Pferde abstammenden Völker von spröderem, zuverlässigerem Charakter sind, aber freilich auch weniger vergeistigt, weniger kompliziert und problematisch als die andern, die niemals das höchste Glück der Erde auf dem Rücken des Pferdes gesucht haben. Nirgends sonst ist der Charakter so echt geworden. Eine solche Kongenialität des Charakters wie zwischen Pferd und Reiter, eine so absolute Rassigkeit hat kein anderer Stamm mit seinem Tierdienst erreicht. So wie das Pferd hat kein Tier Knochen und Seele des Menschen gestreckt.

Etwas ähnliches, aber freilich schon minderes bot der Kultus des Stieres, durch den das Sanfte, Freundliche, Fruchtreiche und Weichstarke einer anderen Rasse zu erklären wäre. Dahinter kommt eine große Reihe von problematischen Erscheinungen (die Urheimat des Chinesen möchte man in einer Gegend suchen, wo die Hyäne herrschte), bis hinab zur Schlange, die den äußersten Gegensatz zum Pferde bildete. Diese Stämme haben gewöhnlich keinen massiven Charakter; sie sind nur charakterisiert; sie sind variabler, weil sie nicht durch ihren Tierkult zu einer festen Praxis gezwungen wurden; ihr Kult war abstrakter, aber auch intensiver. Die Vergöttlichung des Tieres wurde weiter getrieben, je geheimnisvoller es war, je unverständlicher und ferner sein Charakter war. Hier begann auch das Priestertum (das Pferd konnte nicht Laien und Priester trennen, die Schlange beispielsweise mußte es), begann die dringende, suchende Spekulation, der Fanatismus der Verehrung; hier waren weniger die Züchtungsstätten für den Charakter als für den Geist. Hier verstieg sich auch der Tierkult, bis er sich überschlug und reif zur Ablösung wurde.

Die Züchtung des Menschen war damit nicht beendet. Mit dem Tierkult hatte der Mensch die Richtung auf Vereinheitlichung seiner Struktur, auf seinen tiefsten Instinkt, den psychischen Instinkt par excellence genommen. Diese Richtung festzuhalten, war seitdem seine höchste Angelegenheit. Alles was ihn

in seiner Vereinheitlichung stärkte, erhielt unbedingte Würde zugesprochen: die Gefahr, die ein heftiges und einheitliches Gefühl von sich selbst gibt, den Menschen ganz in sich zusammenfaßt, und darum gesucht wurde, weil sie strafft; der Schwertertanz, aus demselben Gefühl geboren wie der Tiertanz, zu sammeln und die Seele zu kühlen; und der Krieg, der alte Krieg, der Aug in Aug nach Verabredung und Regel ausgefochten wurde, der Zweikampf. Auch die Askese hat ihre Würde daher und alle Reinigungen, die die Schlacken aus Seele und Leib bringen sollten, der Seele und dem Leib durch Heraushämmern und Herausschmelzen, durch Tanz und Gebet zu gutem Gewissen verhelfen sollten, zur Einigkeit mit sich selbst. Wie schwierig der Kampf um die Erhaltung des einheitlichen Charakters war ohne das tierische Vorbild, nachdem man weit über dieses hinausgewachsen war, oder auch schon nachdem man es verloren hatte, zeigt die Geschichte. Das dringende Suchen nach einem Ersatz, der Ahnenkultus in Ägypten, der Freundeskult in Hellas, der Kultus des reinen Geistes in Rom, die Ikonolatrie in Byzanz, der Kultus der Frau in der neuen Zeit zeigen die Ausdauer dieses Bedürfnisses nach einem Vorbild der Verehrung, aber auch seine Gefährlichkeit, wenn es sich im Idol vergreift. Noch schwieriger wird die Züchtung dadurch, daß die neue Zeit nicht mehr mit Ablehnungen arbeiten will, sondern stark im Aufnehmen ist und sich viel plastische Kraft zutraut, sogar zuviel. Wie webte Goethe sein Erleben ineinander, fleischte das Geistige ein, vergeistigte das Sinnliche, hielt Charakter und Geist in der Wage, gütiges Verstehen und Härte des Entschlusses; welch ungeheure seelische Gleichgewichtsarbeit liegt über jedem Satz seines Werkes; keine seiner Fähigkeiten ließ er ins Technische sinken, immer bedacht, der Zerstreuung zu wehren, in einem Punkt die Zügel zu vereinigen, stets auf den letzten Gleichnisgrund zu dringen, auf die Idee. Auch hier ist noch immer das alte Menschenideal, der eigentliche Menscheninstinkt, der züchtende Instinkt: bei aller Aufgeschlossenheit ein einiges Tier zu sein. Auch er tanzte und litt. Die Modernen haben es noch schwerer, aber sie haben sein Vorbild. Er sprach das Geheimnis aus.

Zusammengefaßt: Tierdienst, Tanz, Kampf (Zweikampf, kein struggle), Lyrik, Kunst, Askese, Repräsentation, Zeremoniell: das waren die Gangarten der hohen Schule der Züchtung. Reinigen, läutern, erbauen war der Sinn der Züchtung. Das ist der Kern unserer Auffassung: der Mensch ist wirklich ein Züchtungsprodukt, aber ein sehr gewagtes, dessen Rasse auf schmaler Basis ruht, das seinen Weg leicht verfehlen kann. Er ist kein Entwickelungsresultat, das durch Anpassung das wurde, was er heute ist. Alles was an hohem Stil der Mensch geschaffen hat, und was ihm selbst Menschenwert gibt, dankt er der Überschätzung des Nutzlosen, dem Verzicht auf Ökonomie und Anpassung. Nicht die Not, nicht ungünstige Bedingungen haben ihn vorwärts getrieben.

Noch niemals hat äußere Not Adel erpreßt; immer nur die innere Stimme, die auf Einhelligkeit drängte, hat ihn gezüchtet, die Einfachheit wollte, aber nicht Not: so viel Umwelt, wie man mit Religion behandeln kann. Dem Rückhalt an etwas Innerlichem, Gesetzgebendem, Herrischem opferte der Mensch Vorteil und Behagen, unbedenklich selbst Leib und Leben. Und dieser Opferwilligkeit verdankt er seine sublime Entwickelung.

Dieser Instinkt ist heute nicht zu entbehren. Wenn nicht die Einhelligkeit des Charakters gewahrt wird, wenn nicht mehr der Charakter als das Höchste gilt, sondern Fähigkeiten, Leistungen, Nützlichkeiten, Brauchbarkeiten, dann schlagen die Atavismen wieder durch, dann steigt die Natur des Menschen wieder herauf, die animalische Unterlage, um sich mit den durch Leistungen erworbenen Mitteln abseits vom Wege zu Tode zu amüsieren. Er ist auch noch nicht tot, dieser Instinkt, der auf eine größere innere Bestimmtheit und Selbständigkeit gegen die Außenwelt dringt und sich in den Worten Idealismus, Individualismus, sinnlicher: Rasse, Formel und Waffe geschaffen hat, der immer der starre Träger der religiösen Wiedergeburt, zuletzt des Protestantismus, gewesen ist. Was von diesem Instinkt heute in der Menschheit lebt, ist unschätzbar; aber welche Arbeit liegt darin, ihn wirksam zu machen. Wieviel falsche Wege schlägt er ein, und wie machtlos ist er gegen die Kräfte, die heute herrschen.

Einmal sucht man die Anziehung der Geschlechter zu der Aufgabe der Züchtung zu verwenden. Wenn das nicht Verführung durch Darwinismus ist, so ist es eine schreckliche Ahnungslosigkeit. Hat jemals die Geschlechteranziehung die Züchtung gefördert, sie nicht vielmehr immer durchkreuzt, stets durch Mesalliance das, was an Einhelligkeit erreicht war, verdorben? Alle Züchtung stand dieser „geschlechtlichen Zuchtwahl" feindlich oder hemmend gegenüber. Sie richtete ihre Vorschriften gegen diese Sphäre, gegen die Sphäre des Klanges, der Farbe, der unendlichen Monotonie des Ja ja — nein nein, der erschütternden Tonfolge ohne Gesetz. Es handelt sich bei Züchtung um Architektonik, um höchste konstitutive Macht. Was hat damit zu schaffen das große blinde Auge der Sexualität? Das hat hier kein Recht. — Dann spricht man heute von Höherzüchtung, weil das schöne starke Wort allein seinen Klang eingebüßt hat, der Komparativ aber als Wunsch plausibel ist. Aber die Steigerung bringt das Leben von selbst. Züchtung soll die Steigerung verarbeiten. Züchtung ist freilich eine Aufgabe der Entwickelungszeiten. Der Begriff Höherzüchtung scheint aber das Wesentliche in der Steigerung zu sehen. Das gesteigerte Leben ist nur das Material der Züchtung; eine verwirrende Steigerung der Lebensumfänglichkeit durch Not oder durch Kreuzung ist immer die Voraussetzung und die Aufforderung zur Züchtung. Hinter der Steigerung fängt erst die Aufgabe der Züchtung an, sie hört nicht mit ihr auf; sie ist nicht ihr Ziel. Züchtung hat nicht das Ziel höher zu treiben, sondern zusammenzuziehen; Züch-

tung hat überhaupt nur ein funktionelles Ziel, kein materielles; Züchtung ist eine kraftvolle innere Intention, kein Erreichenwollen eines bestimmten Bildes, geschweige denn eine expansive Tendenz mit der pathologischen Devise: Excelsior. Den Tiertänzer beseelte auch nicht die Form des Tiervorbildes, sondern seine funktionelle Überlegenheit. Unter Höherzüchtung kann also bestenfalls verstanden werden Inzuchtnahme des durch äußere und innere Kräfte vorwärts getriebenen und aus sich heraus getriebenen Menschen.

Aber selbst wenn Züchtung in der ganzen Reinheit ihrer Idee und in der Umfänglichkeit ihrer Aufgabe erkannt und anerkannt würde, ist nicht der Kampf für sie gegen die Zeittendenz völlig aussichtslos? Die ganze neue Zeit ist ja ihrem Grundzuge nach eine Bewegung gegen Rasse und Züchtung. Heute ist auch nicht als Privilegium mehr gestattet, sich von der Anpassung auszuschließen. Vor hundert Jahren noch schied sich an dieser Stelle Bürgertum und Adel. „Ein Bürger kann sich Verdienst erwerben und zur höchsten Not seinen Geist ausbilden; seine Persönlichkeit geht aber verloren, er mag sich stellen wie er will. Er darf nicht fragen: Was bist du? sondern nur: Was hast du? Welche Einsicht, welche Kenntnis, welche Fähigkeit, wieviel Vermögen? Wenn der Edelmann durch die Darstellung seiner Person alles gibt, so gibt der Bürger durch seine Persönlichkeit nichts und soll nichts geben. Jener darf und soll scheinen; dieser soll nur sein, und was er scheinen will, ist lächerlich und abgeschmackt. Jener soll tun und wirken, dieser soll leisten und schaffen; er soll einzelne Fähigkeiten ausbilden, um brauchbar zu werden, und es wird schon vorausgesetzt, daß in seinem Wesen keine Harmonie sei, noch sein dürfe, weil er, um sich auf eine Weise brauchbar zu machen, alles Übrige vernachlässigen muß." Heute ist auch der Edelmann Bürger. Die Rasse hat man vor 120 Jahren feierlich geköpft. Auch Fürsten und Könige sind heute Beamte, die leisten und schaffen sollen, die nach ihrer Fähigkeit beurteilt werden, die einen Beruf ausüben, die in Asien und Europa abgesetzt werden, wenn sie ihre Sache falsch machen. Sie sind, was der moderne Mensch heute mit geringen Ausnahmen ist und morgen ohne Ausnahme sein wird: Berufsarbeiter in einem Großbetrieb, ein in jedem Sinne unfreier Mensch. Das Anwachsen des Überlieferten in jedem Fach belastet den Menschen, beansprucht seine Kraft bis in die Mitte des Lebens zu einem Aufnehmen, in dem das Mechanische überwiegt, und läßt die Spontaneität in einem Meer von Details ertrinken. Im Beruf selbst hemmt außer diesem Gepäck noch die Anspannung eines gewissen äußerlichen Verantwortunggefühls, das zwar nicht hochwertig ist, aber den Geist festhält, selbst im Traum; man ist nicht gebunden, sondern angebunden; man haftet. Das gibt ein eigentümlich rohes und hohles Gefühl; es tritt eine Verglasung durch Berufsarbeit ein; man ist Funktion und nicht mehr ein Mensch. Stirbt man, so ist man nicht unersetzlich, aber man muß ersetzt werden. In diesem Zustand der Unpersönlichkeit erstirbt alle tiefere

seelische Kraft, auf die die Züchtung angewiesen ist, gedeiht die Trägheit der Seele, deren glänzende Kehrseite der Fleiß ist. Die unproduktive Öde, die rasselose Lebhaftigkeit dieses Zustandes wird heute von hundert Stimmen gegeißelt; was sein sollte, können viele sagen, wie es geändert werden soll, sagt niemand. Denn dieser Zustand hat sich auf eine fast unüberwindliche Weise materialisiert. Und wer gesehen hat, wie genau diese Öde mit dem modernen Lebenssystem zusammenhängt, wird auf Änderung nicht hoffen.

Der letzte Hort der Rasse war die Frau. Die Dame hat noch ein Jahrhundert lang unangetastet den Edelmann überdauert, ja vielleicht wenn nicht öffentlich an Geltung, so doch privatim an Terrain gewonnen. Alles aus der Männerwelt Vertriebene rettete sich zu ihr. Künste, Literatur, Musik, Theater suchten an ihr einen Rückhalt. Das Allgemeinmenschliche wurde in ihrer Bildung bevorzugt; das Symbol ihrer Bildung war der Tanz. Die Leichtigkeit des Scheinens wurde an ihr geschätzt. Sie galt nach ihrer Ganzheit, sie zahlte mit ihrer Person, mit ihrer Persönlichkeit. Die Ehe war eine Mesalliance zwischen einem Bürger und einer Dame, zwischen einem schwarz gekleideten Arbeiter und einer Frau, um die alle Farben persönlichen Lebens spielten. Damit hatte die Ehe einen neuen Sinn bekommen, eine Polarität. Der Mann war aus der persönlichen Einheit vertrieben; die Ehe gab ihm eine höhere Einheit. Die Forderung war: der Mann habe Schule, die Frau habe Rasse. Die Frau gab dem Manne zwar keinen Mittelpunkt in sich selbst, wohl aber einen Mittelpunkt für sich. Die Familie war ein sehr hochwertiger oszillierender Organismus geworden, sollte es wenigstens sein und konnte es sein. Für die Ehefrau war das neunzehnte Jahrhundert das große Jahrhundert. Und das ging sehr weit hinunter. Selbst wo das Damenhafte verblaßte, wurde doch der Frau die ruhige Harmonie zugestanden, die seelische Unantastbarkeit, das häusliche Recht, das Milieu nach sich zu bestimmen, während schon in der ganzen übrigen Welt die Pflicht herrschte, sich anzupassen. Und so war doch millionenfach ein Gegengewicht gegeben gegen die rationelle, expansive Öde des öffentlichen Lebens, eine Stelle, wo alles stark und einfach, eng und geheimnisvoll war, und für die Zukunft immerhin ein Ausgangspunkt für eine kohibierende Tendenz.

Aber auch das geht zu Ende. Die Frauenbewegung, die eine Berufsarbeiterin und Staatsbürgerin aus der Frau macht, richtet sich gegen die Rassigkeit der Frau und gegen die züchtende Enge der Familie. Die Frau wird in den Kreislauf des Materialismus eingeschaltet, ihre aus sich bestimmte Idealität wird ihr genommen. Alles an ihr wird berechnet. „Man muß es durchaus dahin bringen, daß die Generationleistung der Frau als wirtschaftliche Leistung angesehen wird.“ Ein entsetzliches Wort. Aber so spricht die Zeit, nicht nur der Volkswirtschaftler. Nichts hat mehr Wert an sich; alles ist Äquivalent. Diese Tendenz wird auch von Leidenschaft begleitet, von Haß gegen das Privilegium

der Frau auf Rasse. Aus dem Jubel über Schulreformen klingt immer wieder die Genugtuung darüber heraus, daß nun der „höheren Tochter" ein Ende gemacht sei, daß sie ihrer Besonderheit, ihrer durch „Leistungen nicht begründeten Haltung", ihrer Idealität entkleidet wurde. Das Aus-sich-Bestimmtsein, die Unabhängigkeit vom Schicksal, die Integrität der Seele, die Alleinheit der Frau, ihr Stolz in der Jugend, ihre Würde im Alter, das im tiefsten Sinne Eigensinnige, das Unsoziale, das Vernunftlose und Vernunftverachtende, vielleicht Menschenverachtende, die Unzugänglichkeit und Einhelligkeit: das ist es, was heute wie etwas Ungehöriges wirkt, was man in der Frau treffen will, was die Frauenbewegung bekämpft, und was die Zeit zu vernichten strebt, weil es zu teuer ist. Wie weit dabei die Frauenbewegung Werkzeug der Demokratie, des abgründigen Hasses des Volkes gegen das Dasein der Rasse, und wie weit sie selbständig in ihrem Geschmack ist, wie weit sie im Dienst der ökonomischen Entwickelung steht oder diese zu ihrem Zweck benutzt, das ist zwar im Einzelfall leicht zu entscheiden, im ganzen aber schwer zu entwirren. Sicherlich wirkt sie da frauenfeindlich, wo sie die großen Fragen der Frau aus dem Kreis ihres Interesses und ihrer Verantwortlichkeit scheidet, und nicht weniger da, wo sie das Geschick des Menschen in die Hände der Allgemeinheit, der Gesellschaft, des Staates oder sonst eines Monstrums legen will.

Jetzt ist die Frauenbewegung falsch orientiert; sie verstärkt die frauenfeindliche, ja menschenfeindliche Strömung. Und wenn es der Sinn alles Kampfes ist, daß wieder der Mensch das Maß der Dinge werde, dann ist eine andere Aufstellung und eine andere Front notwendig. In der Ehe und Familie, nicht in der Liebe und im Beruf liegt unsere Verbindung mit dem tiefsten Interesse der Menschheit. Es gilt sich zu rüsten für den Kampf, der unzweifelhaft und deutlich jetzt anhebt, den Kampf zwischen Staat und Familie, zwischen Anpassung und Rasse, zwischen Abfall und Züchtung.

Otto Erich Hartleben/ Briefe an Freunde

Der Appell an die Freunde Otto Erich Hartlebens betreffend Veröffentlichung seiner Briefe und Karten an sie hat ein überaus großes und interessantes Material zusammengefördert.

Der ganze Otto Erich steckt darin — der, welchen wir geliebt haben und immer lieben werden. Der Mann der fröhlichen und leicht pathetischen Gebärde. Seine Briefe gehören zum Teil zum Besten, was dieser Meister der geschliffenen Pointe, dieser Dichter der Augenblickslaune überhaupt geschrieben hat.

Ich habe versucht, hier in einer Auswahl — wie schon früher bei jener aus den Briefen an seine Frau — einen chronologischen Querschnitt durch das vierzigjährige Leben zu geben und so die einzelnen Briefe zu einem lebendigen Ganzen zu verknüpfen, das sich mit bunten charakteristischen Zügen vor das Auge des nachbildenden Lesers stellen will. Dr. F. F. Heitmüller.

An Dr. Arthur Gutheil

Mein lieber Gutheil! Celle, den 22. Januar 1882.

Dein Brief, den ich soeben erhalten habe, hat mir eine große Freude bereitet, und ich danke Dir dafür. Ein literarischer Verkehr, und sollte er sich auch in den bescheidensten Grenzen halten, ist nicht nur lockend und angenehm für diejenigen, welche literarische Interessen haben, sondern er ist auch in jedem Falle anregend und insofern belehrend, als man nur so erfahren kann, wie sich die Welt in andern Köpfen malt, nur so begreifen, daß auch die Ansichten, welche bei uns zu Überzeugungen geworden sind, doch im Grunde nur relative Gültigkeit und Wahrheit besitzen.

Ich denke nun über die ganze Sache — und Du wirst Dir das leicht mit der mir eigenen Sucht zu recensieren zusammenreimen können — anders, als Du, wie mir scheint. Ich denke so: es giebt Dilettanten und Künstler. Die Dilettanten sind die Feinde, die Künstler die Freunde der Kunst. Du verstehst, wie ich das meine: Dilettanten sind die Feinde der Kunst. Sie wollen es nicht sein, sie sind es. Es ist ein erbärmliches Zeichen der Zeit, daß, obgleich, wie Du richtig sagst, die Mehrzahl der „gebildeten" Menschheit schriftstellert — die Kunst, vornehmlich das Theater, furchtbar darniederliegt. In Frankreich ist das anders. Dort blüht das moderne Theater. Und warum da? Weil die Franzosen einsehen, daß mit Dilettantismus nichts zu erreichen ist, daß sie die Kunst erst lernen müssen, bevor sie sie können, weil die Franzosen durchdrungen sind von der Wahrheit des weisen Goetheschen Wortes aus den Wanderjahren: „Allem Leben, allem Thun, aller Kunst muß das Handwerk vorausgehen, welches nur in der Beschränkung erworben wird.

Eines recht wissen und ausüben giebt höhere Bildung als Halbheit im Hundertfältigen."

Lieber Freund, Du hast wohl schon von manchem „biederm Deutschen", der sich anmaßte, über ein Theaterstück eines modernen Franzosen zu räsonnieren, die schönen, goldenen Worte gehört: „Das ist ‚Mache', elende ‚Mache'". Du hast Dich gewundert, woher der betreffende „biedere Deutsche" soviel Kraft der Verachtung hergenommen habe, mit der er dieses Wort „Mache" hervorstieß. Wundre Dich nicht, lieber Freund: so sind die biedern Deutschen. Obgleich Jean Paul schon lange im Reich der Ewigen thront (nicht thront), obgleich die Romantiker sich ebenfalls in das bessere Jenseits retiriert und ihre „blaue Blume" mitgenommen haben — wir Deutschen sind doch noch so sehr im Thrane, so voll Schönselig- und Blaublumigkeit, daß Handwerk und Kunst in einem Athem zu nennen uns vorkommt, wie Vanille-Eis mit Senfsauce, daß wir das Entstehen eines Dichterwerkes ansehen möchten, wie das Mysterium der unbefleckten Empfängnis, daß es uns wie eine Profanation erscheint, bei einem „Dichter von Gottes Gnaden" an etwelches „lernen" zu denken.

„Wer diesen Zug der biedern Deutschen kennt
der wundert sich darüber längst nicht mehr."

Und was will ich nun mit dieser Auseinandersetzung? Will ich mich Dir gegenüber als „Künstler" herausstreichen? „Davor behüte uns, lieber himmlischer Vater." Ich weiß nur zu wohl, was ich von mir zu halten habe. — Will ich Dich bereden, Berufsschriftsteller zu werden, Dich ermahnen, nicht jeden, wie Du das bei mir gethan hast, für Dir gleichberechtigt zu halten, weil er „schriftstellert" d. h. ein Dilettant ist, will ich Dich auffordern aus der Unzahl solcher, die „schriftstellern", aufzutauchen, Dich zu erheben, indem Du den Ernst der Kunst nicht darin suchst, daß sie „göttlich" ist und „über einen kommt", sondern darin, daß sie *erlernt* werden will? Ja — wenn Dus erlaubst, so war dies meine Absicht: sie ist schon dann erfüllt, wenn Du mich begreifst und mir beistimmst. —

Noch eins: ich sprach von „lernen". Du wirst verstehen, daß ich darunter beim Drama, von dem wir zunächst sprechen wollen, die Technik desselben, seinen Bau verstanden wissen will. Da Du, wie ich höre, schon gedramt hast, so wirst Du Dich zweifelsohne schon damit beschäftigt haben, wirst Schriften darüber gelesen und auch eingesehen haben, daß sich ein erfolgreiches Studium der Technik nur durch oft geübte Vergleichung der generellen Regeln mit den mustergültigen Stücken erzielen läßt. Darin sind uns nun allerdings die Franzosen über: denn sie haben den großen Vorzug, eine bedeutende Menge mustergültige Dramen von ihren Klassikern zu besitzen, von denen sie lernen können — Du begreifst nun, weshalb ich französische Komödien lese — während wir unter unsern klassischen Stücken eigentlich nur *ein* regelmäßiges Drama haben. Das ist „Kabale und Liebe".

Indem ich Dir nun anbei ein Schema des Baues dieser Tragödie schicke, bitte ich Dich, sie einmal darnach zu lesen und das Blatt dann an Hugenberg mit Gruß zu übergeben, der es mir dann wiedergeben wird.

Solltest Du im Stande sein, mir ein Glied aus der „ansehnlichen Reihe Deiner Manuscripte" zu überschicken, so würdest Du mich zu Dank verpflichten. Vier Acte ist gut; ich bin auch schon mit weniger zufrieden. Ein Blatt, welches ich bei der Erwiderung vor den Mund zu nehmen habe, bitte ich allerdings nicht mit zuschicken.

Mit Gruß und Gunst dein Erich Hartleben.

An denselben

Teurer Freund! Celle, 12. August 1882.

Es ist komisch, aber es ist so. Ich wollte, nachdem wir uns eher wieder ausgesöhnt hatten, als wir überhaupt aneinander beziehungsweise auseinander gekommen waren (eine Methode, die sehr viel für sich hat), ich wollte Dir mündlich die Grundlosigkeit des ganzen Aussöhnungsactes darlegen — da macht mein teurer Bruder den dummen Streich und verdiphterietet sich, und ich werde von der häuslichen Schwelle gestoßen, wie ein Hund, der sich räudet.

Die Sache ist diese:

Ich lese ein Stück von Dir und finde beim Lesen einige Stellen, bei denen die mir eingeborene Bosheit Gelegenheit findet, sich zu moquieren. Ich notiere mir diese Stellen mit boshaften Bemerkungen beim Lesen. Als ich aber mit dem ganzen Stück zu Ende bin, sage ich mir: „Nu das wäre im höchsten Grade ungerecht, wenn du diesen Brief abschicktest, denn er enthält nur eine kleinliche Herausklaubung kleiner Schwächen; das Stück selbst ist aber garnicht so übel." Ich werfe den Brief in die Ecke. Ich schreibe nun die Kritik über das Stück, welche Du erhalten hast und die, auf Ehrenwort, vollständig aufrichtig ist. Da kommt dein furchtbar — verzeihe mir das harte Wort — offenherziger Brief über meine „Raben vom Berge". Es war nicht recht von mir, daß ich Dir deshalb in meinem Herzen grollte: ich habe mich durch das Vorlesen des Werkes Hugenberg gegenüber davon überzeugt, daß es an sich nicht im Entferntesten den Inhalt hat, den es bei seinem Entstehen für mich gewonnen: ich hatte mich während zweier Jahre, während welcher ich mich immer mehr in mich selbst verschloß, so ganz in die Welt, welche mein Werk einem jeden Leser vorzaubern sollte, hineingelebt, daß ich, dem unbewußt seine Phantasie alles Unausgesprochene ergänzte, am Ende ganz aus den Augen verlor, daß die „Raben vom Berge", die in meinem Innern fort und fort an Gestaltung gewannen, vor den unbefangnen Blicken anderer weit weniger vorteilhaft und lange nicht so plastisch sich darstellten. Dazu trug außer meiner eingestandenen Schwäche besonders noch der Umstand bei, daß ich mich zur Zeit der endlichen Abschließung

des Werkchens, das es doch nur geworden ist, in einer Periode extremster Reaction nach der Seite scrupulösester Technik hin befand, ich strich und bildete mir etwas darauf ein, zu streichen. Daher mißlang es.

Zu dieser Einsicht bin ich aber erst jetzt gekommen, und es ist mir diese Einsicht nicht leicht geworden.

Denn die „Raben vom Berge" waren mir in einer Weise ans Herz gewachsen, von der Du Dir keine Idee machen kannst, wenn Du zu gleicher Zeit fünf oder sechs verschiedene Arbeiten vorhast, auf die Du Dein Interesse verteilen mußt. Daß mich daher eine Aeußerung, wie, die Erna käme Dir vor wie eine Schneppe, anmuthen mußte wie eine Ohrfeige, siehst Du, falls Du mit Verstand begabt bist, ein, und ebenso wirst Du Dir erklären können, daß ich denken mußte: „Der Mensch versteht mich nicht, ich werde nicht mehr mit ihm verkehren". Ich schickte nun an meinen Freund Alfred den Brief mit den kleinen unartigen Randglossen. Wohlgemerkt: nicht an Dich: mit dir wollte ich nichts mehr zu thun haben. An Alfred. Ich hoffte, er sollte mich am Ende „verstehen". Vergebens! Ich mußte mir sagen: Wenn einer mit aufrichtigem Wohlwollen daran geht, so ist er es; und doch nicht. Da sah ich ein, daß ich selbst die Schuld hatte, daß ich — wie gesagt — Unrecht gethan hatte, Dir zu grollen. Weil Du in einem Briefe, der nicht an Dich gerichtet war, Aeußerungen gefunden hast, die Dir nicht paßten, darüber brauche ich mich nicht zu entschuldigen. Wenn ich an Dich schreiben will, dann adressiere ich meinen Brief auch an Dich. Aber die Ursache zu diesen Aeußerungen, meine Erbitterung gegen den Schreiber des an Alfred gesandten Briefes, die bereue ich und derentwegen bitte ich Dich um Verzeihung. Dein Erich.

An denselben

Teurer Freund! 11. 12. 82.

Ich höre Deine Seele knetern!

„Schnöde, einen so abzufertigen!" „Diesmal, wo er nun nicht umhin konnte, ein wenig zu loben, da hilft er sich auf so infame Weise aus der Klemme!" „Denn — es wird mir das jetzt klar — etwas anzuerkennen, gezwungen zu sein, ist für ihn eine Klemme, aus der sich zu ziehen er keine Mittel scheut."

„Schlappstiebel!"

„Aber die Sache kann auch noch anders liegen. Er macht immer die großartige Prätension, aufrichtig zu urteilen! Da sieht mans! Aufrichtig ist er nur, wenn er was Schlechtes zu sagen hat, wenn er tadeln kann. Wenn er das nun aber unglücklicher Weise nicht kann, dann — fahr hin Aufrichtigkeit — dann schreibt er, was er selbst nicht glaubt."

„Dreckmeister!"

„Denn darüber kann ja nicht der geringste Zweifel obwalten: diese Aufforde-

rung, keine französischen, sondern deutsche Lustspiele zu schreiben, dieses pomphafte Anrufen meiner Nationalität und meines Nationalitätgefühls — was ist denn alles das, wenn es nicht Verlegenheitslügen sind!"

„Klotzpflock!"

„Das ist ja man ebenso viel. Er schreibt da ein französisches Ehebruchsdrama comme il faut und läßt es in Berlin spielen. Hat also nicht mal den Mut, den französischen Geist, der das Stück beseelt, einzugestehen und gelten zu lassen. Ich habe den Mut. Ich bin so vernünftig eine Handlung, die französisch ist, auch auf französischem Grund und Boden sich abspielen zu lassen."

„Bornemann!"

„Und dann diese infame Perfidie! Wer ist es denn anders, der ewig von französischen Lustspielen redet, als er? Wer hat mich mehr oder weniger dazu verführt, den Schund zu lesen? Und nun hab ich mir meine Meister aus ihnen gewählt, habe seinen Rat befolgt und ein Stück geschrieben, wie es im Buche steht — und nun kommt der Laffe mir mit solchen Phrasen: Remarquez, vous êtes allemand."

„Cakerlake!"

„Freilich, es ist wahr, er hat meistens von Augier geredet, und ich habe Feuillet gelesen, aber ich gedachte es gut zu machen, ich wollte mir das Beste bis zuletzt versparen und mit dem Schund anfangen. Es war guter Wille."

„Mistfinke!" — —

So hör' ich deine Seele knetern.

Schmiere sie drum mit dem Oele der Friedfertigkeit.

Sirach 9, 14, Jesaia 11, 6. Dein Erich.

Einige Tage später.

Ich lese eben den Brief, der liegen geblieben war, wieder durch und finde, daß ich Dir darin an keiner Stelle gesagt habe, daß du gänzlich falsch denkst, und daß ich völlig recht habe. Ich habe das hiermit nachgeholt.

Ueber deinen Saint-Mars werde ich mich mündlich aussprechen: er hat mir besser als alles, was du bis dato geschrieben, gefallen, und ich hoffe nun doch, daß du später auch mal ein aufführbares gutes deutsches Lustspiel schreiben lernst. Dein Erich Hartleben.

An Lili

Meine teure Lili! Bremerhafen, 4. 7. 1885.

Haben Sie schon nach Sr. im H. T. ausgeschaut? Oder haben Sie in Ihrer Bescheidenheit sich noch bis Sonntag vertröstet? Ich wollte Sie schon zum Sonntag überraschen, aber es fehlte mir die Zeit zum Schreiben. Nun finden Sie die Notiz am Dienstag und werden dann im Laufe der nächsten Tage zur Post gehen, dort finden Sie außer dem Briefe noch 3 Kreuzband-

sendungen: 1) einen Roman: Aus Nacht zum Licht, 2) Ifflands Lehrjahre, Künstlerjahre in Mannheim und sein Gastspiel, 3) Schiller und Iffland; Iffland und die Romantiker, und zwei Besuche bei Goethe. Die Ifflandschen Sachen beginnen Sie gefälligst mit den Lehrjahren, lesen erst alles aus der M. Ztg., dann aus der V. Z. In der letzteren werden Sie einige Wiederholungen finden, aber das wird Sie nicht belästigen. Ich hoffe Ihnen, m. l. L., eine kleine Freude mit den Erzeugnissen meiner litterarischen Muse zu machen, Sie werden sehen, daß ich viel nachgedacht und gearbeitet habe, da sich bekanntlich nichts von selbst macht. Ich hoffe durch diese Lektüre Ihrem Gedankenkreise eine Richtung auf die Litteratur unsres Volkes zu geben und Sie gleichzeitig mit einem Künstler bekannt zu machen, der recht eigentlich ein Sohn Hannovers ist. Ist es nicht merkwürdig, daß er niemals in seiner Vaterstadt aufgetreten ist? — Haben Sie auch Zeit, dann und wann sich der Lektüre zu widmen? Es würde mir große Freude machen, wenn Sie gern diese Sachen läsen. In der nächsten Zeit werden unsere Gedanken sich häufig begegnen, da ich auch für meine Ifflandbiographie, an der ich jetzt arbeite, oft genötigt sein werde, die Blätter durchzusehen. Wenn Sie sich mit der genannten Lektüre beschäftigen, so stellen Sie sich den Verfasser der Blätter vor Ihre Seele oder vor Ihre Augen und erwägen Sie, daß Sie ihn kennen, zwar noch nicht lange, aber doch lange genug, um zu wissen, daß er Ihnen mit warmem Herzen entgegengekommen ist, daß er sich gern mit Ihnen unterhalten hat und daß er gern noch mehr mit Ihnen sprechen möchte. Es ist wahr, ich habe eine sehr angenehme Erinnerung von H. zurückgebracht, das angenehmste ist mir die des ersten Abends, als sich das süße Kind mit treuer Hinneigung dem Mann anschloß, der Sie nach der Schnur im Theatersitz gefragt hatte, der sich dann zu ihr setzte und dann das Glück haben durfte, sie nach Hause zu führen. Noch schöner war das Wiedersehn am folgenden Tage. Es war der Ort genau bestimmt, dann das gemeinschaftliche Essen, dann der Gang nach der Bergstraße und endlich das Zusammensein im Odeon. Gerade dieser harmlose Verkehr mit mir hat mir gezeigt, welches Vertrauen Sie, m. l. L., in mich setzen, und ich habe Grund genug, mich dieses Vertrauens würdig zu machen und ferner würdig zu sein. Ich werde mich bemühen, so viel es in meinen Kräften steht, Ihr Leben zu verschönern und auszuschmücken, und Ihnen den Ersatz für den großen Verlust zu bieten, den Sie gehabt haben. Sie werden wohl mit Schmerz, mit tiefem Schmerz erfüllt werden, wenn Sie dies lesen, aber ich mußte Sie daran erinnern, denn es war die glücklichste, hoffnungsvollste Zeit Ihres jungen Lebens, und wird Ihnen stets unvergeßlich bleiben. Ich möchte Sie immer auf die ideale Güte unseres Lebens hinweisen, die wir in unserm Innern bergen, auf jenen Schatz, der uns fernhält von dem Materialismus des Lebens; lassen Sie uns in dieser idealen Gemeinschaft unserer Seelen zusammengehen, den Bund

befestigen, den wir geschlossen haben und nur in dieser innern Harmonie unserer Seele das Glück suchen. Widmen Sie alle Ihre Gedanken, Ihr ganzes Sinnen und Trachten dem Manne, der Sie verehrt, vereinigen Sie Ihr ganzes Streben auf den Mann, den Sie hochachten, und Sie werden Ihrem Leben eine edle Richtung geben, die Sie glücklich macht. Was helfen uns Vergnügungssucht, Putz u. A., alle die Freuden des irdischen Lebens, wenn unser Inneres leer ist und nicht mit edler Freude und edlen Genüssen ausgefüllt wird? Sie haben mich wiederholt gefragt: Was werden Sie von mir denken? Ich habe Ihnen erwidert: Sie erscheinen mir als ein junges Mädchen, das mir ihr Vertrauen schenkt; und so bitte ich denn um Ihr Vertrauen in derselben Weise als ich Ihnen das meinige schenke. Bewahren Sie unsere Verbindung als ein süßes Geheimnis, das nur Ihnen bekannt ist, das niemand erfährt und das Ihnen teuer ist wie Ihre Ehre und Ihr guter Name. Meine Briefe bitte ich nach Lesung zu vernichten und so der Vergessenheit zu opfern. Ich wünsche nicht, daß meine Briefe in andere Hände gelangen.

Wenn ich die Sache überlege, so ist es doch eigenthümlich, daß wir durch die „große Glocke" zusammengeführt sind. Hätten wir nicht im Parquet den Platz gehabt, so wären wir unbekannt geblieben. Und hätte ich nicht den Mut gehabt, Sie anzusehen und das Glück gehabt, Ihren reizenden Augen zu begegnen, so wären wir stumm und teilnahmlos aneinander vorübergegangen. Aber nun erschließt sich mir eine neue Welt, ein reiches, edles Frauenherz, das in edler Begeisterung zu einem Mann emporblickt, der ihm sein Inneres erschließt und für L., das liebe Mädchen, tiefe und warme Empfindungen hegt. Ich habe Sie, m. l. Kind, noch mit Ihrem ganzen Wesen in meiner lebhaften Erinnerung; ich sehe Ihre liebe Gestalt neben mir und versetze mich im Geiste an Ihre Seite. Ich hoffe morgen im Buchladen ein Bild zu finden, das ich Ihnen senden werde. Es ist Bodenhausens schönes Mädchenbild. So stehen Sie, m. l. L., vor mir, in idealer Schönheit, in liebevoller Zuneigung zu dem Manne, zu dem Herzensfreunde, den Sie lieb haben.

Damit ich erfahre, daß Sie alle Postsendungen erhalten haben, bitte ich Sie, m. l. L., an die Expedition der Magdeburgischen Zeitung in Magdeburg unter Beifügung beiliegender 35 Pf. die Bitte zu richten, diese Zeile in der nächsten Nummer abzudrucken:

L. B. Erhalten. Herzl. Gr. u. K.

In 14 Tagen schreibe ich wieder erst durch das H. T. unter Sr., dann bitte ich Sie vielleicht um einen Brief nach hier, aber da dies sehr bedenklich ist, möchte ich lieber bis zu meiner Reise nach H. warten, wo ich dann postlagernd einen Brief holen werde. Ich komme ja Anfang Juli schon nach H. Adieu, mein süßes Herzenskind; herzliche Grüße und Küsse, meine teure Lili, von Ihrem H.

Damit ich etwas von Ihrer Hand erhalte, so bitte ich Sie freundlichst, mir das Blatt des Hann. Tagebl. zu senden, in welchem Sr. steht oder wenn das nicht geht, ein anderes Blatt (Kreuzbandsendung). Auch soll es mir als Beweis dafür dienen, daß Sie alles erhalten haben. Ich wohne nicht da, von wo die Postsachen ausgehen. Sie wissen es doch! Adieu m. s. K.

Künftig sende ich meine Briefe gleich mit der Anzeige Sr. ab. Sobald Sie also Sr. im H. T. finden, sind auch Briefe auf der Post.

Hzl. Gr. u. K.

(35 Pf. für M. Z. 10 Pf. Porto.)

An Arno Holz

Lieber Holz! [1886.]

Es hat mich immer, mehr als ich es mir habe merken lassen, gekränkt, daß Sie meine Lyrik nicht wollten gelten lassen und mich da für einen Schulfuchs mit redlichen Willen hielten. Ich habe Ihnen niemals Recht gegeben! — Aber ich konnte Ihnen das Gegenteil nicht beweisen. An Production war bei meinem Leben in Berlin nicht zu denken. Nun habe ich hier, wo ich ganz ruhig und solide lebe, natürlich auch wieder angefangen — und habe ein Gedicht gemacht, das so ganz frisch von der Leber weg gedichtet ist, daß ich glaube, es ist wirklich in gewissem Sinn echter, wie meine Oden. Jedenfalls verdanke ich was den Ton desselben betrifft, so sehr viel Ihrer Anregung, daß ich mich schon deshalb verpflichtet fühle, es Ihnen zu unterbreiten. Leider muß ich Sie bitten, es mir zurück zu schicken, da ich zum Abschreiben des beträchtlichen Dinges keine Zeit habe; ich arbeite bereits an einem ähnlichen. Leben Sie recht wohl und seien Sie herzlichst gegrüßt! Ihr Schüler Erich Hartleben.

An denselben

Lieber Holz! Hannover, 20. Aug. 1886.

„Die Welt ist ein Sardellensalat" sagt Goethe. Und darin liegt ein großartiger Optimismus. Denn man mag sich noch so oft an den Genüssen der Welt einen Kater geholt haben, es ist immer wieder die Welt selber, die am andern Morgen die Dienste eines Sardellensalats leistet und als solcher mundet.

Wenigstens geht es mir gottlob so.

Ich bin augenblicklich grade mal wieder in dem Stadium, wo die Welt mir nur als Sardellensalat munden kann.

Sie thut es aber auch.

Das ist gut. Punctum.

Sie gaben mir in Ihrem Briefe, für den ich nochmals danke, den Rat zu reisen. Nun: ich war grade unterwegs, als der Brief ankam. Zwar bin ich nicht ganz in dem romantischen Aufzuge gereist, wie Sie mir anempfahlen, aber

doch recht leichtsinnig in die Welt resp. die Schweiz hinaus, ohne Handgepäck und ohne Koffer. Auch ohne Portemonnaie, nur mit einer Westentasche und dem Wunsche beseelt, jeden Menschen anzupumpen.

Das hab ich denn in Zürich bei Rickert und in Nem bei meiner lieben freundlichen Marie gethan und habe acht der glücklichsten Tage meiner freudelosen Jugend verlebt.

Aber freilich ist es nicht das Wandern, was Sie meinen. Um das genießen zu können, muß man ein Dichter sein.

Daß Sie von Schabelitz von meinem „Studententagebuch" gehört haben, ist mir gar nicht recht. Ich wollte jedermann damit überraschen. Uebrigens ist der Titel des Buches zugleich ironisch und didactisch gemeint. Ich widme es dem deutschen Studenten und will bei dem großen Unterschiede zwischen dem Leben, dessen Tage dieses Buch schildert, und dem Leben eines „deutschen Studenten" diesen Unterschied recht craß und verletzend hervortreten lassen. Das ist der ironische Zweck des Titels. Anderseits will ich aber auch bei noch nicht ganz versimpelten Studenten den Gedanken wachrufen: wie leer und einseitig ist Dein Leben! Du könntest ein solches Tagebuch über Deins nicht schreiben. Das ist der didactische Zweck des Titels.

Ideale Hoffnungen, nicht wahr? Aber wo sind solche denn überhaupt am Platze, wenn nicht dann, wenn man seine erlebten Lieder drucken läßt? Es ist ja eine gewisse Rohheit, wenn ich so pretentiöse Töne rede. Aber was wollen Sie: Sie retten eher einen Menschen von der Zuckerkrankheit als von der, seinen Gefühlen in Versen freien Lauf zu lassen. Ich bin so ein Unglücklicher.

Aber das gelobe ich Ihnen, wenn dieses Büchlein (5 Bogen) bei den Leuten, auf deren Urteil ich mit Recht etwas gebe, dieselbe Nicht- oder laue Anerkennung findet, wie meine Gedichte in dem „Quartett", dann lasse ich nie wieder welche drucken: dann glaube ich Ihnen.

Aber das „Quartett" gab keine definitive Probe. Da war alles Charakteristische sorgfältig vermieden und der Wunsch, sich überhaupt mal gedruckt zu sehen, veranlaßte, daß man dem Verleger die jämmerlichsten Concessionen machte. Diesmal ist das ganz anders. Aber reden wir nicht so viel vorher davon: das hab ich eben vermeiden wollen.

Im Comptoir von Schabelitz erzählte mir der Geschäftsführer, daß die Brutalitäten von Conradi sehr gut gingen und demnächst wohl die zweite Auflage erleben würden. Stehen Sie denn mit Schabelitz nicht so, daß Sie ihm deswegen mal einen groben Brief schreiben können?

Eine Stelle Ihres Briefes ist mir sehr ungenügend. Sie schreiben, Sie glaubten, Ihr Stern ginge nun wohl nächstens auf. So herzlich ich Ihnen das wünsche, so sehr interessiert es mich auch, und es hätte mich daher sehr gefreut, wenn Sie bei diesem Punkte etwas länger verweilt wären. Bitte holen Sie das in Ihrem nächsten Briefe nach!

Ich denke, wenn ich nach Leipzig ins Semester fahre, vorher in Berlin vorzusprechen, sonst komm ich jedenfalls von dort mal rüber. Aber vorher schreiben Sie mir wohl noch? Herzlichen Gruß! Ihr Erich Hartleben.

An Frau Anna K., geb. B. [1887?]

„Was giebt dem Freund, was giebt dem Dichter seine Weihe?
daß ohne Rückhalt er sein ganzes Selbst verleihe." Platen.

Abgründe drohn und Felsen, die den Pfad verwirren,
den Menschen, die ins Erdenleben sich verirren:
über die Tiefen schlägt die Freundschaft goldene Brücken,
sichere Stege baut sie an der Felsen Rücken. —

Es sank der Mondesschimmer auf die Frühlingserde,
auf daß nach Lenzes Sturm und Drang es Friede werde:
das ist die Zeit, da voller wird die Seele allen,
Pfingstjubel aus der Kehle tönt den Nachtigallen. —

In solcher Stunde, voll von seliger Ahnung Bangen,
da sind auch uns die Herzen liebend aufgegangen:
und da die Erde Freund ward mit dem Lenze wieder,
da sank auf uns die Freundschaft wie ein Segen nieder.

An Wilhelm Walloth

Lieber Herr Walloth! Luckau, N. Lausitz, 6. 5. 88.

Also Sie sind wieder in Darmstadt und arbeiten, wie es scheint sehr fleißig. Ich kann mich wenigstens bei meiner Faulheit absolut nicht in die Lage eines Mannes hineindenken, der einen Roman drucken läßt und einen andern schreibt. Das übersteigt alle meine Vorstellungen! Wenn mir einmal ein kleines (möglichst kurzes!) Gedicht leidlich gelungen ist, dann ruhe ich vier Wochen auf Lorbeern und denke so leicht nicht an etwas Neues. —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Überhaupt will ich es Ihnen ganz im Vertrauen sagen: das ganze jüngste Deutschland ist ein Schwindel. Und der „Realismus" ist ein Schwindel und der „Naturalismus" ist erst recht ein Schwindel — alles Schwindel.

Wissen Sie, wie ich dahinter gekommen bin? Ich habe Gottfried Keller gelesen, gefressen, genossen — mit stets wachsendem Entzücken — und nachher hab ich mir überlegt: Donnerwetter, der paßt ja garnicht in deine dumme Aesthetik — und dann hab ich ein bißchen nachgedacht und da ist dann allmählich der ganze Firlefanz von naturalistischen und sonstigen istischen Phrasen und Dummheiten von mir abgefallen, und ich habe bemerkt, daß ich auf einem lebensgefährlichen Holzwege rumpelte.

Mit Schaudern denk ich dran! Hatte sich doch bereits der * nicht entblödet, an den Vers seine ehrabschneidenden Hände zu legen, auf die ihn dann der * schlug — — wohin würden wir da kommen.

Wir würden unsere herrliche deutsche Dichtung einem möglichst stinkigen Experimentalroman vor die Füße geworfen haben — wir würden — aber nein: das ist ja unmöglich. Der gesunde Instinct des deutschen Dichters läßt sich wohl mal vorübergehend durch Weihrauch, Parfum oder Gestank benebeln, — aber er bleibt doch immer zuletzt der Sieger.

Und Dichter haben wir! Hat die Zeit! Ich kenne eine ganze Reihe —

— —

Naive Symbolik des Stoffs und sinnliche Plastik der Form — das sind das Material- und Formalprincip der Dichtung. Und nicht die — Alltäglichkeit, das Experiment, der Durchschnitt. — — Herzlichen Gruß! Ihr Otto Erich.

An Detlev v. Liliencron

Lieber Herr Baron! 26. Juli 1889.

Es ist nicht recht von mir, daß ich bisher noch nicht Gelegenheit genommen habe, Sie von der Veränderung meines äußern Lebens in Kenntnis zu setzen.

Also ich bin glücklich „angestellt" und damit glücklich auf dem breiten Wege, zum Tempel des Ruhmes des preußischen Beamtenthums.

In einem entzückend liegenden Bergstädtchen des Südharzes „schreibe" ich — nun eben, was man mir dictiert und zeichne dann „Referendar als Gerichtsschreiber."

Sie werden es daher, wenn auch nicht verzeihlich, doch vielleicht erklärlich finden, wenn ich Ihnen gestehen muß, daß Ihr Brief für mich die erste Kunde davon war, daß Sie mit einem neuen Bande „Gedichte" hervorgetreten sind.

Daß Friedrich mir dieselben nicht zuschickte, ist mir, auch abgesehen von der ihm überhaupt eigenen wenig schönen Kleinlichkeit und Unzuverlässigkeit, recht erklärlich. Seine Abhängigkeit von den edlen Jünglingen C. B., A. und J. S., welche zu meinen boshaften Feinden zu zählen ich mich rühmen darf, hat ihn, wie ich erfahren habe, ebenfalls in eine recht gehässige Laune gegen mich versetzt, und so wird er als der Cotta einer Literatur, welche ganz von den erbärmlichsten Persönlichkeiten beherrscht wird, mir freilich kein Freiexemplar eines bei ihm erscheinenden Buches zusenden.

Ich werde mir nun heute noch Ihr neues Buch bestellen und Ihnen nach der Lektüre mein eingehendes Urteil über dasselbe nicht vorenthalten — freilich wäre es mir eine Freude gewesen, einmal ein von Ihrer Hand gezeichnetes und überreichtes Exemplar zu erhalten.

Ich vergrabe mich hier in Natur und Goethe — um diese Synonyme noch einzeln aufzuführen. Es ist eine nicht am wenigsten hochzuschätzende Eigen-

schaft dieses Waldthals, daß man weder im Café Bauer die „Gesellschaft" liest, noch von anderem derartigen literarischen Charakterschmutz und Klatsch erfährt. —

„Nicht in Rom, in Magna Grácia,
Dir im Herzen ist die Wonne da!
Wer mit seiner Mutter, der Natur, sich hält,
findt im Stengelglas wohl eine Welt!"

Prosit!

Ihr Otto Erich.

An Carl Henckell

Stolberg a. H., 6. 1. 90.

Lange nichts von Dir gehört. Du lebst aber offenbar noch, denn Du wirst verboten. Was verboten wird, ist lebendig, denn was lebendig ist, wird eben verboten. —

Ich war Weihnachten in Hannover. Die heilige Vetterschaft war zahlreich beisammen. Aber es ist die alte nicht mehr. Seit zwei Leutnants, ein Regierungsreferendar und diverse Reserveoffiziersaspiranten dasitzen, ist ein verflucht anderer Ton eingezogen. Zumal der gute Arthur hielt es neulich für seine Pflicht, sich öffentlich von dir loszusagen. Ein Gedicht, wie jener Festgesang auf den toten Wilhelm, halte er einfach für eine sittliche Gemeinheit.

Mein Amt ist lächeln in solchen Fällen. Ein Amt, zu dem ich mich überhaupt immer mehr berufen fühle. Glücklicherweise giebt es noch immer Amtsbrüder von Auguren, denen man sich durch ein solches Lächeln zu erkennen giebt.

Es passieren freilich daneben auch manche Dinge, angesichts derer man es nicht mehr zu einem Lächeln bringt. Hierzu gehören für mein Gefühl beispielsweise die Verurteilungen wegen Majestätsbeleidigung, wie sie vorkommen. Ich bin nämlich jetzt Königlich Preußischer Gerichtsreferendar, wie Du wohl weißt, und habe meinem König den Eid der Treue und des Gehorsams geschworen.

Trotzdem würdest Du mich freilich sehr erfreuen, wenn Du mir das Diorama zusenden wolltest und würde ich Dir eventuell gern den Wert desselben ersetzen, falls Du kein Dedicationsexemplar mehr besitzen solltest.

Ich interessiere mich sehr für die „Moderne Dichtung" in Brünn und habe mich sehr gefreut, daß wir gleich im ersten Heft Schulter an Schulter dagestanden sind. Ich bitte Dich, Mackay von mir bestens zu grüßen: ich hoffe, daß er sich meiner noch erinnert.

Laß mal wieder was von Dir hören: ich bin Dir innerlich ganz treu geblieben. Herzlichst dein Erich.

An denselben

Mein lieber Vetter! Stolberg a. H., 23. 1. 90.

Besten Dank für Deinen herzlichen Brief und Dein Buch. Das letztere

habe ich sorgfältig gelesen und es hat mir vieles darin außerordentlich gefallen. Anderes freilich ist eben Tendenzpoesie für andere — für andere als mich, meine ich. Du verstehst, wie ich das meine, ich hab es Dir, glaub ich, schon einmal erklärt. Ich meine, es ist populäre Tendenzpoesie, auf breite Leserkreise berechnet, brutal, stofflich, sozusagen ohne jene „Intimität", wie sie ein complicierterer psychischer Mikrokosmus verlangt. Ich bin jedoch weit davon entfernt, es Dir zu verdenken, daß Du auch solche Sachen drucken läßt. Im Gegenteil: ein zündendes Wort derart ist vielleicht mehr wert, als ganze Bände intimer Lyrik für die oberen zehn, hundert oder einen Bruchteil derselben. Ich weiß sehr wohl, daß ich immer „unter Ausschluß der Öffentlichkeit" dichten und drucken lassen werde.

Einem andern gegenüber würde dies vielleicht hochnäsig klingen, aber da ich von Dir, als von einer eigenen, selbständigen Dichterindividualität, weiß, daß Du thatsächlich Genuß an meiner Lyrik findest, so bin ich bei Dir auch sicher, daß Du mich verstehst. Mein Studenten-Tagebuch kennen vielleicht hundert Menschen, und von diesen hundert haben etwa dreißig Genuß davon. Zu diesen dreißig gehören aber Menschen, wie Du und Hille, wie Liliencron und Maria Janitschek. Siehst Du: das genügt mir. Ja mehr: darauf bin ich stolz. Wenn ich mir die mich umgebende Gesellschaft von „Collegen", Beamten, Krämern, Damen und sonstigen Cretins ansehe, höre und sehe, was sie denken, was sie auffassen, was sie loben — dann graut mir bei dem Gedanken, ich müßte als Dichter diesen Leuten gefallen, könnte ihnen je gefallen. Ich würde nicht nur an meinem Talente, sondern an meinem Verstande irre werden und düsterer Verzweiflung anheim fallen, wenn ich eines Tages bemerken müßte, daß diese Bande mich versteht und mich genießt. Ich glaube, ich habe Dir Aehnliches schon früher einmal geschrieben: man vergißt diese schreckliche Isoliertheit gerne, wenn man in einer größeren Stadt in einem kleinen, wenn auch noch so kleinen Kreise hochstehender Freunde und an der Seite eines „ungebildeten", liebenden Weibes lebt, das man sich gezogen hat oder noch zieht. Aber hier in einer Kleinstadt, als öffentliche Figur, es ist im eigentlichen Sinne des Wortes unheimlich. Wie oft schweben mir die herrlichen Worte Conradis vor:

O wir sind einsam —
grenzenlos einsam!
Brüder, meine Brüder!
Habt Ihr bedacht schon:
wie einsam wir sind? . . .

U. s. w.: Du wirst es ja kennen: es gehört zu den tiefsten und bedeutendsten Dichtungen Conradis.

Und wir trauern . . .
wir trauern,
denn die Himmel sind leer,

ob sie auch leuchten . . . .
darum wollen wir uns lieben, meine Brüder,
denn wir sind einsam . . .

Doch davon wollt ich Dir ja garnicht reden. Ich bin ja unwillkürlich dahinein gekommen. —

Ich habe Dir einen Vorschlag zu machen:

Ich habe eine Parodie auf die Quitzows geschrieben. Unter der Hand ist mir das Ding aber zu einer ziemlich blutigen Satire auf den großen Wildenbruch, auf den Militarismus in der „preußischen Poesie", auf das speichellechzende und -leckende Berlin W. und auf weiß der Himmel was noch alles geworden. Daraus folgt natürlich:

1.) daß es in Deutschland nicht gedruckt werden kann.

2.) daß es auch in der Schweiz nur pseudonym, d. h. wenigstens ohne meinen Namen bezw. mein Pseudonym Otto Erich erscheinen darf.

Mein Vorschlag ist nun folgender:

Vorausschicken will ich noch, daß das Ding „die Quietschhos" heißt und diese d. h. die quietschende Militär-Lederhose als das Symbol preußischen Volkstums und preußischer Herrschaft von dem besiegten Dietrich von der Quietschhos schließlich auf Conrad II. übergeht. Du verstehst . . . . die Sache ist zweifellos mir famos gelungen und wird zumal, wenn sie, bevor sie verboten wird, gleich in großer Masse auf den Markt geworfen wird, großes Aufsehen erregen: denn der Ruhm und die Beliebtheit der „Quitzows" ist noch immer im Steigen. —

Also mein Vorschlag ist folgender: ich sende Dir das Manuskript, du fügst vielleicht noch ein paar kräftige Wörtlein hinzu und besorgst dann die Herausgabe unter Deinem Namen, d. h. als Herausgeber, oder noch besser unter einem Pseudonym. Ich bin ziemlich sicher, daß wir unsere helle Freude daran haben werden. Ich habe in dieser Quietschhose viel angesammelte Galle verspritzt! Wenn Du, wie ich mir denke, auf meinen Vorschlag eingehst, müßte ich Dich freilich um eins bitten. Du mußt mir Dein Wort geben, an Niemanden, nicht einmal an den eventuellen Verleger, meine Autorschaft zu bekennen! Es ist das keine unberechtigte Vorsicht von mir. Denn abgesehen davon, daß ich wenig Lust verspüre, auf ein paar Jährchen ins Gefängnis zu wandern, muß ich nun einmal aus Rücksicht auf meinen fünfundachtzigjährigen Großvater und aus fernerer zarter Rücksicht auf ein von diesem zu erwartendes nicht unbeträchtliches Vermögen einstweilen noch bei der Jurisprudenz bleiben: Du kannst Dir vielleicht vorstellen, daß ich nur in den Verdacht zu geraten brauchte, um sofort geschaßt zu werden! Also Dein Wort. Ich denke nicht, daß Du das Feigheit nennen wirst. Ich wäre im andern Falle eben wahnsinnig leichtsinnig.

In Erwartung baldiger Nachricht mit herzlichem Gruß dein Erich.

An Otto Julius Bierbaum

Sehr geehrter Herr! Stolberg a. H., 8. 2. 90.

Ich habe soeben mit sehr großem Interesse Ihren in dem neusten Hefte der modernen Dichtung abgedruckten Aufsatz über die neue Literatur gelesen. Ich bin im großen und ganzen Ihrer Ansicht. Gerade deshalb drängt es mich, Ihnen über einzelne Punkte meine abweichende Meinung mitzuteilen. Dieselbe wird Sie nicht interessieren, umsomehr interessiert es mich, sie zu Ihrer Kenntnis zu bringen. Also Pardon.

Zunächst pro domo. Wegen zweier kleiner Prosaskizzen, welche in der Gesellschaft gestanden haben und welche die einzigen sind, die ich überhaupt geschrieben habe, erweisen Sie mir die Ehre, meinen Namen unter denen zu nennen, welche das Wesen des Realismus novellistisch schön und echt zum Ausdruck brachten. Als Lyriker dagegen bin ich für Sie nicht vorhanden.

Es klingt recht naiv, wenn ich mich darüber verwundert stelle. Denn Sie werden sagen: ja, mein Junge, so ist das auch: mit deinen sonderbar weinerlichen und dabei so brüllenden, unausstehlich unreifen und kritiklos anmaßlichen Gedichten, Oden und weiß der Teufel, kannst du mir gestohlen werden, und wenn du noch so viel zusammenschmierst, und wenn die beiden Skizzen, die mir gefallen haben, das Einzige ist, was du derart geschrieben, so ist das dein Privatpech, du sollst dir was schämen, daß du son faules Luder bist: ich kann doch nichts dafor! —

Es ist möglich, daß Sie damit recht haben, obgleich Sie eigentlich nicht gleich so grob zu werden brauchten. Aber ich möchte doch zu meiner Verteidigung, d. h. zur Verteidigung meiner Beurteilung meines Talentes die Vermutung aussprechen, daß Sie die im Herbst 88 erschienene zweite Auflage meines Studententagebuchs nicht gelesen haben.

„Kein Schade", werden Sie nun wieder sagen. „Wenn ich all das Zeug, was jenen jüngstdeutschen Musenknaben zusammenzufiedeln beliebt, lesen müßte, würde ich mich lieber freiwillig in Dalldorf stellen."

Aber sehen Sie: ich denke noch immer sehr hoch von der Bedeutung moderner Lyrik. Und ich leide beim Suchen nach den Grundsätzen für eine „realistische Lyrik" nicht an Zielunsicherheit.

Und dies ist der Grund, weshalb ich Ihnen eigentlich schreibe. Ich möchte Ihnen meine Definition von „realistischer Lyrik" geben.

Daß es nicht an den Stoffen liegen kann, was die Lyrik zur realistischen macht, ist wohl schon dialectisch klar.

Was macht denn die Liliencronschen Verse so lebendig, so ernsthaft, möcht ich sagen: nichts anderes als die Unmittelbarkeit, die „Intimität" (Conradi), dieser rückhaltlose Protestantismus des Gemüts.

Und nun denken Sie mal an Goethe. „Und frische Nahrung, neues Blut,

sang ich aus freier Welt". — Alle guten Gedichte sind Gelegenheitsgedichte. Und — Gelegenheitslyrik in diesem Sinne: das ist realistische Lyrik.

Es giebt nichts Moderneres, als die römischen Elegien.

Je unmittelbarer, je wahrhaftiger das vom Gemüte selbst Erlebte in die Erscheinung des Verses tritt, desto realistischer ist dieser.

Denken Sie an einzelne Leistungen Conradis. Ergreifende Schmerzensschreie unserer zerrissenen Zeit, ich kenne nichts Größeres dieser Art.

Die Farbe des Selbsterlebten muß im Gedicht das sein, was im Roman —

Stolberg a. H., 9. 2. 90.

was also im Roman die Glaubwürdigkeit des Ganzen, der Wirklichkeitstic ist. Psychologische Solidität, Logik in der Motivierung bedingen im einen wie im andern Falle die „Exactheit des menschlichen Documents".

Der moderne Lyriker kann so gut wie der moderne Romancier ein reeller Kunde, eine ehrliche Haut sein, der den Leuten keine schwindelhaften Offerten macht. Und ist er das, dann verdient er so gut ein Realist zu heißen, wie der Romancier.

Wenn ein Bekannter einen Cyklus von mir, den ich „Jessica" überschrieben habe, durchgelesen hat, dann klopft er mich, wenn er ein sehr gutes Herz hat, vielleicht zuerst wohlwollend auf die Schulter, hernach aber fragt er unfehlbar: Nun sagen Sie mal, Sie Unthier: wer war denn eigentlich diese „Jessica", he?

Er kommt auch keinen Augenblick auf die Idee, daß es sich um eine Fiction, um ein leeres Hirngespinst, um eine „idealistische" Dichtung handeln könnte, sondern er hat bei der Lectüre das feste, seinen Genuß (durch Erhöhung der Illusion) verstärkende und eigentlich erst sichernde Bewußtsein jener psychologischen Solidität, d. h. er sagt sich: der Kunde ist reell, er lügt Dir nichts vor — ja, ja: so muß es gewesen sein: das fühlt man.

Dies gilt aber beileibe nicht nur für die erotische Lyrik, sondern fast noch mehr für die tendenziöse, für die Gedankenlyrik.

Der Gedanke wird erst dann Stoff der Lyrik, wenn er als Motiv, als Ideal eine Leidenschaft, ein Gefühl erweckt, erregt hat.

Die psychologische Solidität eines Gedankengedichtes ist daher unschwer zu erkennen. Solange noch ein Erdenrest von Dialectik zu tragen bleibt, solange ist die Geschichte — peinlich. Erst wenn der Gedanke, das Ideal ganz vom Gefühl, von der Leidenschaft aufgesogen, absorbiert ist, wird ein „realistisches" Gedicht draus.

Bitt schön: denken Sie hierbei nur einmal an Ihre „Lyrischen Fragmente" — auch „Gedankendichtungen", und zwar realistische. Aber nicht deshalb, weil sie wie Prosa gedruckt sind, denn, unter uns gesagt, Sie hätten recht schön drucken können:

„Aber das Glück,
kein stürmischer Engel,

ach, kein gütig gewährendes Weib,
aber das Glück,
die purpurne Schnecke,
rückt nur mühsam
in langen Fristen
wenige Schritte vor . . . .“

und es wären dann sehr gute Verse gewesen . . .

Sondern deshalb sind diese Gedichte realistische, weil der Gedankengehalt ganz in Anschauung, in konkrete Stimmung aufgelöst erscheint und so mit jener Unmittelbarkeit des innerlich Selbsterlebten wirkt, welche eben das Geheimnis des Realismus in der Lyrik ausmacht. —

Ich bilde mir nicht ein, Ihnen mit diesen Andeutungen etwas Neues zu sagen. Aber meines Erachtens hätten derartige Gedanken in Ihrem Aufsatz über die neue Literatur ihren berechtigten Platz gehabt.

Lyrik ist und bleibt nach meiner Anschauung der Herzschlag alles Literaturlebens. Leise, fast unhörbar, und nur für die Busenfreunde der Kunst verständlich — ja. Aber ohne ihn würde der schöne, junge Körper weder Arme noch Beine bewegen können.

Schauderhaft eng ist der Kreis derer, welche eine Ahnung haben, eine wirkliche rechte Ahnung von der „realistischen“ Lyrik Goethes — unendlich groß dagegen der Kreis derer, welche seinen Faust bestaunen — aber, nicht wahr?: jene Lyrik bleibt doch der leise, warme Herzschlag.

(Wird fortgesetzt)

Die Kantine/ Erzählung von Efraim Frisch

Schon im Warteſaal des Bahnhofs waren mir die beiden aufgefallen. Erſt der lange Schwarze mit dem modiſch geſtutzten pechſchwarzen Spitzbart, dem runden neuen Hut und dem wohl in einem billigen Laden fertig erſtandenen, bis oben zugeknöpften Sommerüberzieher von unbeſtimmter brauner Farbe. Man hätte ihn auf den erſten Blick für einen Handelsreiſenden oder Kaufmann zweifelhaften Ranges halten können, wie ſie in dieſen Gegenden häufig ſind. Aber aus dem friſch beim Friſeur hergerichteten Bart und dem verwegen übers Ohr geſtrichenen dichten Haar, das von Pomade glänzte, blickte ein halb freches, halb verlegenes Geſicht hervor, und ein Paar hilfloſe große Kuhaugen wollten gar ſchlecht zu dem faſt gezierten Lächeln um die dicken Lippen paſſen. Er war offenbar noch neu in dieſer Maske und ſchien ſich in ihr zu gefallen. Aber er bewegte ſich zaghaft und ängſtlich unter den vielen fremden Menſchen, rief wiederholt und unnötig laut nach dem Kellner mit einer fetten unnatürlichen Stimme, und ſchien ſich auch dann nicht ganz ſicher zu fühlen, als das Gewünſchte in einer geſchützten Ecke vor ihm ſtand und er haſtig und zappelnd bezahlt hatte. — Nach einer Weile öffnete ſich die Tür, und vorſichtig den Kopf voran, gebückt, die Klinke unentſchloſſen in der Hand, zeigte ſich der andere. Ein hoher breitrandiger ſchwarzer Samthut, unter welchem ein um den Hinterkopf feſtſitzendes ſchwarzes Käppchen ſichtbar war, beſchattete ſein gelbes Geſicht, das ein dünner ungepflegter roter Bart einrahmte; von den Schläfen ringelte ſich ſteifgedreht je ein ſpiralförmiges rotes Löckchen faſt bis zum Halsanſatz herab. Er blickte mit den kleinen Augen ſchielend in den verräucherten Raum, mit einer gewohnheitsmäßigen Leidensmiene wandte er ſuchend den Kopf in die Runde, unbeſtimmt und als wäre er jeden Augenblick bereit ſich zurückzuziehen, wenn er auch nur auf das geringſte Hindernis ſtoßen ſollte. Kaum aber hatte er den Schwarzen erblickt, da ließ er die Tür los, ſeine Stirn legte ſich in forſchende Falten, und er begann ſich dem Tiſch zu nähern, an dem der Andere ſaß — nicht auf geradem Wege, ſondern ihn langſam umkreiſend und die halbzugekniffenen Augen prüfend auf jenen geheftet. Der Schwarze hatte ihn auch ſchon bemerkt. Erſt drehte er den friſierten Kopf unentſchloſſen hin und her, als genierte ihn die ſelbſt an dieſem Orte auffallende und fremdartige Erſcheinung des Roten; als dieſer aber unentwegt immer näher kam, nickte er ihm zu. Dann reichten ſie ſich die Hände und begannen leiſe miteinander zu ſprechen. Und plötzlich hatte ſich das Geſicht des Schwarzen völlig verändert: das Lächeln war daraus verſchwunden und ſtatt ſeiner kam die gleiche gewohnheitsmäßige Leidensmiene zum Vorſchein, wie auf dem Geſicht des Roten, die ängſtlich unſicheren Bewegungen löſten ſich in einem freien und lebhaften Geſtikulieren, das die haſtig gemurmelte

Rede begleitete. Dies gab im Gegensatz zu seiner Kleidung und Maske einen komischen und kläglichen Eindruck zugleich; daneben erschien der jetzt unbekümmerte Rote in seiner Weise würdig und gelassen.

Der Portier kam herein und rief den nächsten zur Abfahrt bereitstehenden Zug aus. Darauf sprangen die beiden wie gestochen von ihren Plätzen, und mit einer Hast und Überstürzung als gälte es wie am schnellsten einer drohenden Gefahr zu entrinnen, liefen sie, einander immer im Wege, sich stoßend und drängend hinaus, die Tür mit Krachen hinter sich zuschlagend.

Als ich nach einer Weile den Zug entlang ging, um mir einen Platz zu suchen, erblickte ich die beiden wieder, wie sie Schulter an Schulter hinter dem geöffneten Fenster eines Abteils standen. Sie versperrten den Eingang und wollten offenbar den Eindruck erwecken, als wäre das Kupee überfüllt. Denn als ich stehen blieb und einen Blick hineinzuwerfen versuchte, beteuerten sie lebhaft und wiederholt, es sei vollständig besetzt; wobei der Schwarze sich besonders hervortat und sich so anstellte, als müßte er in dem Gedränge umkommen. Ich öffnete trotzdem ruhig die Tür, was sie übrigens durchaus nicht zu hindern suchten, fand das Koupe hinter ihnen ganz leer, stieg ein und setzte mich in eine Ecke. Als ich mich mit gespieltem Erstaunen zu ihnen zurückwandte, nickte mir der Schwarze ohne jede Verlegenheit freundlich zu, und jetzt schon gleichsam im Einverständnis mit mir, fuhren sie fort ihre große Bedrängnis vor dem Bahnsteig darzustellen. Es gelang ihnen auch glücklich andere Reisende fernzuhalten, und als der Zug sich in Bewegung setzte, blieben wir zu dritt allein. Jetzt erst musterten sie mich aufmerksamer: der Rote mit einem scheuen und mißbilligenden Blick, während der Schwarze wieder sein geziertes Lächeln aufsetzte. Er schien nicht abgeneigt eine Unterhaltung mit mir zu beginnen, räusperte sich, zog die Achsel in die Höhe, wiegte den Kopf, aber der Rote machte ihm ein Zeichen, und er schwieg.

Darauf zogen sie wie auf Verabredung jeder ein Fläschchen mit Wasser heraus, begossen sich die Hände, trockneten sie flüchtig an den Kleidern und begannen Gebete zu murmeln. Der Rote stellte sich von mir abgewendet in die Ecke, erfaßte mit beiden Händen die Eisenstange des Gepäcknetzes und schien leise betend ganz vertieft und entrückt. Sein Oberkörper wiegte sich heftig in kurzen rhythmischen Bewegungen und zuweilen entrang sich seiner Brust ein tiefer banger Seufzer, wie das Stöhnen eines Schwerkranken. Der Schwarze aber trippelte mit kurzen Schritten auf und ab, steigerte sein Gemurmel zu einem Trällern und Singen, wobei er oft stehen blieb und die Augen verdrehte. Wenn er mich ansah, nahmen seine großen Kuhaugen einen gemacht strengen und zugleich pfiffigen Ausdruck an, als wollte er sagen: wie unangenehm oder gar komisch dich das berühren mag, so kann ich mir nicht helfen! Erstens darfst du es nicht hindern, weil es erlaubt ist; zweitens ist das so unsere Art, und wir brauchen uns dessen nicht nur nicht zu schämen, sondern vielmehr —

Es war ein schwüler Abend im Sommer. Der Tag war heiß gewesen, und das vom Sonnenbrand durchglühte Dach des Wagens strömte eine übelriechende mit Kohlendunst vermischte Hitze aus, welche durch den Staub, der durch das offene Fenster zuweilen hereinfuhr, nicht gemildert wurde.

Nachdem er gebetet, entgürtete der Rote gemächlich seinen langen, etwas fettigen Rock, zog ihn aus und legte ihn behutsam zusammen; dann stellte er seinen schweren Hut ins Netz, nahm das schwarze Käppchen ab und wischte sich mit einem weitläufigen rotgewürfelten Tuch den Schweiß von dem glattgeschorenen Schädel. Dann setzte er das Käppchen wieder auf und seufzte tief und behaglich.

„Heiß!" sagte er gedehnt und ließ den letzten Buchstaben lange zischen, als gewährte ihm dies eine Erleichterung.

Der Schwarze nickte eifrig, zog übertrieben die Brauen in die Höhe und bestätigte: „Kein Spaß wie heiß!"

Er warf mir einen Blick zu, wie um meine Billigung einzuholen. Dann begann er ebenfalls seine Oberkleider abzulegen und wiederholte, den Kopf wiegend: „Heiß!"

Wieder sahen sie beide halb fragend und zaudernd nach mir, als erwarteten sie einen Einspruch. Als dieser aber nicht erfolgte und auch ich meinerseits bestätigte, daß es heiß sei, streckte sich der Rote — als hätte er nur darauf gewartet — der Länge nach auf die eine Bank aus, seinen zusammengelegten Rock als Kissen benutzend, und der Schwarze machte es sich ohne Umstände auf der uns gemeinsamen Bank bequem. Ich rückte, um ihm Platz zu machen etwas zur Seite, was er mit unterwürfigem Lächeln und unverständlichem Gemurmel sich gerne gefallen ließ. Jetzt da der runde Hut nicht mehr auf seinem Kopfe war und er sich auch des modischen Überziehers und des Rockes entledigt hatte, wirkte der frisierte Kopf mit seinem geschnittenen Spitzbart noch trauriger und maskenhafter über der unsauberen und lumpigen Kleidung.

Eine Weile lagen sie so schweigend und seufzten nur manchmal.

Dann sagte der Schwarze, mit einer Bewegung des Kopfes nach mir weisend, den sie wohl schlafend dachten, mit singender Stimme.

„Ein merkwürdiger Herr. Hat gar nicht geschimpft!"

„Ja," meinte der Rote, „wenn man so hinblickt, sieht er wie ein Herr aus. Aber was weiß man? Unterwegs trifft man vielerlei Arten von Menschen." Er nahm eine Orange aus der Tasche, schälte sie bedächtig, sprach flüsternd einen kurzen Segen und aß.

„Eine wahre Erquickung ist doch eine solche Frucht," sagte er. „Und dabei gar nicht teuer!"

Der Schwarze bestätigte, während sein Blick gierig über die saftige Frucht flackerte, in übertriebener Weise: „Ja, wirklich ein Labsal bei solcher Hitze!"

Der Rote trennte mit den Fingern ein großes Stück ab und reichte es dem ihm Gegenüberliegenden mit den Worten: „Nehmt auch und eßt."

„Mit Dank! Mit Dank! Wirklich eine Erquickung! — Nun?“ fragte er nach einer Pause, als nehme er ein unterbrochenes Gespräch wieder auf, „und Ihr seid lange da oben in Wien gewesen?“ „Nicht lange.“ „Ein Städtchen! Was?“ Diesen entzückten Ausruf begleitete er mit einem meckernden Gelächter.

Aber der Rote erwiderte gelassen:

„Nun, eine große Stadt, eine schöne Stadt. Was weiter? Ich fahre Gott sei Dank schon über zwanzig Jahre, Jahr für Jahr nach Wien. Eh —“

Er machte eine Bewegung mit der Hand, als wollte er andeuten, daß es für ihn dort nichts gebe, das neu oder besonderer Aufmerksamkeit wert wäre.

„Aber trotzdem — Könnt Ihr denn sagen, Ihr seid da überall bekannt? — Da könnt Ihr ja ein ganzes Jahr, Tag und Nacht gehen, und Ihr werdet die Stadt nicht ausgehen!“

„Nun, was braucht man sie auszugehen? — Man hat doch was anderes zu tun!“

„Und Theater habt Ihr gesehen?“

„Theater? Ja. Das auch. Ein Fabrikant hat mir einmal ein Billett gegeben, da bin ich hineingegangen.“ „War es schön?“

„Das Haus ja, aber so — Was ist schön? — Stellen sich da erwachsene Menschen hin, verstellen sich und machen sich und andere zu Narren! — Dummheiten! Es ist doch nur, um den Leuten das Geld aus der Tasche zu locken. Man muß schon selbst ein Narr sein, um an so was zu glauben!“

„Ei, wie Ihr redet! — Wenn aber doch der Kaiser — der Kaiser selbst — Millionen ausgibt dafür? Und die Spieler — habt Ihr einen Begriff! — werden mit Gold abgewogen —“

„Laßt nur. Der Kaiser wird schon wissen, wofür er Geld ausgibt. — Und vielleicht ist darin — ich weiß? — wirklich irgendeine Weisheit. — Aber es ist nicht für uns.“ „Wartet — ich will es euch erklären. —“

„Wieso wollt Ihr mir das erklären? — Seid Ihr denn so gestellt, daß Ihr Euren Kopf auf solche Sachen legt?“ „Ja — man muß alles verstehen!“

„Eh, geht mir! Was seid Ihr für ein Mensch? — Ihr seht doch selber aus wie ein Verstellter! — Dabei seid Ihr doch wieder, wie es scheint, ehrlicher Leute Kind, und redet, wie es sich gehört — Man versteht es gar nicht!“

Der Schwarze drehte den Kopf hin und her und sagte meckernd:

„Was könnt Ihr wissen? Vielleicht bin ich ein großer Mann, oder ich habe ein Glück gemacht —“

„Geht, geht. Schämen sollt Ihr Euch, so zu lügen. Seid Ihr ein Lustigmacher, oder was? — Oder ist es vielleicht schön, die Haare so zusammenzukleben wie ein Christ, und den Bart zu scheren — was doch ausdrücklich verboten ist? — Ihr seid wohl in der Stadt dort auf schlechte Wege geraten?“

Der Schwarze ließ den Kopf sinken und sagte kläglich:

„Was tut man nicht, um sein Brod zu verdienen —“

Ich war allmählich vor Hitze und Müdigkeit eingeschlummert und hörte nichts mehr. Ich weiß nicht, wie lange ich so schlief. Ein frischer Windzug, der durchs Fenster kam, mochte mich geweckt haben. Als ich erwachte, sah ich im trüben Schein der Kupeelampe, die sie mit einem bunten Tuch verhängt hatten, meine Mitreisenden wie früher auf ihren Plätzen liegen und hörte die singende Stimme des Schwarzen erzählen:

„Mein Schwäher ließ mir keine Ruhe, und die Frau, wie Frauen eben sind, verfluchte zehnmal am Tag ihr und mein Leben. ‚Was sitzt du da und rührst dich nicht?' schrie sie. ‚Willst du meinem Vater den Kopf abessen? Er hat selber nichts. Drei Jahre sind genug! Bist du denn ein Pferd oder ein Götze aus Lehm, daß du es nicht so treffen solltest, wie ein andrer? Wenn man sucht, findet man!' — Und noch solche Reden. — Ich wußte schon gar nicht, wohin ich mich retten sollte vor dem Geschrei! Komm' ich zu meiner Mutter — dasselbe! ‚Rühr dich!' sagt sie. Und Chane und Pessje, meine Schwestern, sitzen da, drehen sich Locken, singen und hetzen nur. — Ich lief am frühen Morgen aus dem Haus, stellte mich auf den Markt und wartete. — Aber Ihr wißt ja. Der Markt — das ist eine Lotterie: man kann gewinnen, man kann verlieren. Kaufen, verkaufen — mit den paar Gulden — wie so der Lauf ist; einmal kommen ein paar Sechser heraus, ein andermal gar nichts. Mit den Bauern ist es schwer, und Klügere gibt es auch, die schon länger auf der Welt sind. Es hat mir auch nicht gepaßt, wie ein Hergelaufener mit jedem Cham um den Kreuzer herumzuraufen! — Gebt mir die sechshundert Gulden, sag ich zum Schwäher, und ich bin ein Kaufmann wie andere auch. Was brauchen sie bei Euch zu liegen? — Er aber sagt: ‚Was bist du für ein Kaufmann! Man stiehlts dir ja aus der Tasche!' — Und gibt nichts. Alle Tage war Zank und Geschrei. — Einmal, es war nach einem Feiertag am Abend, wie man Licht anzündet — ich weiß es noch, als wäre es heute — kommt der dicke Joel. ‚Getrost,' sagt er, ‚ich weiß für dich eine Sache, aber still, es bleibt unter uns — eine wahre Goldgrube!' — Joel, sag ich, mein Herzensfreund, du rettest mir das Leben! Ich halte es nicht mehr aus. — Sie schinden mir ja die Haut ab! Und er sagt: ‚Sei nur ruhig und hör zu. Die neue große Kaserne auf dem Duliber Weg, du weißt, sie bauen daran schon vier Jahre, wird bald fertig. Ein ganzes Landwehrregiment kommt dort hinein.' — Nu, sage ich, was gehts mich an? Bin ich vielleicht ein Lieferant? ‚Gebe Gott,' sagt er, ‚und du wärst's, dann hätten wir alle beide ausgesorgt, und ich könnte meinen Maklerstecken zum ewigen Angedenken in die Synagoge stellen. Aber bei Gott ist alles möglich — Thu du nur den ersten Schritt. Laß mich ausreden.' — Und kurz und gut: ich soll die neue Kantine pachten! — Wißt Ihr, was das ist?"

„Kantine? — Ja, ein gutes Geschäft, wer's versteht."

„Ich wußte nicht einmal, was eine Kantine ist — Ach, hätt' ich es doch nicht erlebt zu wissen! Bis zu meiner Hochzeit bin ich im Bethaus gesessen und hab gelernt. — Aber hört nur weiter. Der Schwäher beginnt zu fragen und sagt: ‚Was heißt Kantine, Joel? Kann man denn das so mir nichts dir nichts? Erstens muß man doch eine Konzession haben — Und was für eine! nicht so eine gewöhnliche. Man muß vielleicht — ich weiß? — nach Krakau fahren? Zweitens muß man Sicherheit stellen — Kafzion — wer weiß, wieviele Hunderte Gulden! Drittens werden sie doch lizitieren — und wenn ein andrer mehr bietet?' — Aber Joel steht da und lacht ihn aus. ‚He,' sagt er, ‚und wozu bin ich da? Bin ich zum Essen gekommen und brauche eure Zähne, heißt das? — Seid doch nicht zu klug! Wenn die Kantine neu ist, muß denn die Konzession neu sein? Die Soldaten, die dort trinken, sind auch nicht neu' — Und so, Spaß hin, Spaß, her kommt heraus: man kann die Kantine für billige Pacht von dem alten Wachtmeister haben. Er hat die Konzession und wird schon alles machen. ‚Und mir,' sagt Joel, ‚gebt Ihr nur fünfzig Gulden, nicht mehr und nicht weniger, und dafür habt Ihr ein Geschäft, daß Euch alle Wechsler auf dem Ringplatz beneiden werden. So wahr ich lebe!' — Die Frau steht dabei und zittert nur so — Sie versteht, was ein Groschen ist! ‚Lieber Gott,' schreit sie, ‚lieber Gott, laß mich es nur schon erleben! Ich will waschen, ich will putzen, ich will kochen — ich will arbeiten, daß mir die Nägel abspringen, wenn man nur sieht, daß man zu etwas kommt!'"

„Und habt Ihr gepachtet?"

„Ja. Was soll ich Euch sagen! — Es war nicht so leicht. Kaum hat man angefangen zu reden, waren schon zehn andre da und wollten auch. Der Wachtmeister hat gedreht — hin, her. Und Joel? Wo war Joel? Hat seine fünfzig Gulden genommen — und fertig! Es hat Blut gekostet; der Schwäher ist gelaufen, die Frau ist gelaufen, ich bin gelaufen — die Lunge bin ich mir abgelaufen! Dabei war es mir gar nicht recht. Es ist zwar nur Landwehr, — aber doch Soldaten; und ein Soldat! Kaum sagt man ein Wort, schreit er — man ist seines Lebens nicht sicher! Und überhaupt Militär — Ich weiß noch, wie ich mich stellen mußte, jedesmal wenn ich zur Assentierung gegangen bin, mußte man mich führen; so schwach war ich. — Und die Mutter ist draußen gestanden und ist aus einer Ohnmacht in die andre gefallen, bis sie mich wieder lebendig herauskommen sah. — Aber was sollte ich tun? Die Frau hätt' mir die Augen ausgestochen, wenn ich gewagt hätte, nur ein Wort zu sagen! — Wie schon alles fertig war und man sollte einziehen, sagt man, ich muß noch zum Oberleutnant gehen — mich vorstellen. Ich sage Euch: Hände und Füße haben mir gezittert. Ich komme herein, verneige mich, wie es sich gehört. — ‚Du bist der Pächter?' schreit er. — Ja, sag ich. — ‚Wie heißt du?' — So und so. — ‚Hast du schon eine Kantine geführt?' — Und wie ich vor Schreck

nicht gleich zu antworten weiß, sagt er: ‚Tritt näher, ich freß dich nicht. Hör die Vorschriften und Gesetze, und dann unterschreib.‘ Und nimmt ein Papier und fängt an: ‚Ra-ta-ta, ratata — ratata‘ — ich hab kein Wort verstanden! — ‚Hier,‘ sagt er und redet streng, ‚nimm das mit und lern es auswendig. Führ dich ordentlich — ich werde jede Woche revidieren. Und wenn mir das Geringste vorkommt, gleich fliegst du hinaus — verstanden? Und deine ganze Einlage ist verfallen!‘ — Mir ist finster geworden vor den Augen — Ich hab ihn angefangen zu bitten: Herr Oberleutnant, seien Sie mir ein gnädiger Herr! — Da lacht er, und ich muß auch lachen, wie er mich so ganz freundlich ansieht. ‚Nu, Isaak,‘ sagt er, ‚was hast denn schon verbrochen, daß du gleich weinst?‘ — Nichts, sage ich, was hab ich verbrochen? — Ein armer Jud bin ich, Herr Oberleutnant, und traurig ist mir. — Und danke ihm noch und verneig mich wieder und gehe nach Haus.“

„Ja, man muß nur verstehen, wie mit ihnen zu reden.“

„Wie ich der Frau das Papier zeige, und sie fängt an zu lesen — einen Kopf hat sie gehabt, wie ein Mann! — wird sie weiß wie die Wand und zittert und kann nicht sprechen. — Schewa, was ist? schrei ich und bringe ihr Wasser. ‚Weh mir,‘ ruft sie, und klopft nur mit dem Finger auf das Papier, ‚und du hast schon unterschrieben? — Weißt du, was hier steht?‘ — Und der Schwäher kommt auch und nimmt die Brille und liest. Und was, meint Ihr, steht da? — Ganz einfach: Es ist nicht erlaubt, Frauen in der Kantine zu halten —“

„Was? Auch nicht die eigene Frau?“

„Nein. Nicht die eigene und nicht fremde. Nicht erlaubt — und fertig. Nur wenn es sehr nötig ist, wird ein Passierschein gegeben — aber nur für einmal. Von Wohnen schon gar nicht zu reden. Versteht Ihr das Unglück?“

„Eine Frage! Ein solches Geschäft, ohne die Frau! — Ja, so sind sie. Erst gib Geld, und dann heißt es: nicht erlaubt.“

„Und ich hab damals noch nicht einmal gewußt, wie man mit solchen Menschen redet. Und eine Wirtschaft führen, ist das für einen Mann? Und überhaupt: wie und wieso? Da waren zwei Zimmer und eine Küche; eine bessere Wohnung konnte man sich garnicht wünschen — und auf einmal — Ich war wie erschlagen! Sie lag da und weinte und schrie, und der Schwäher lief herum zu fragen und zu hören, ob es nicht möglich ist, zu ändern. Die einen sagten: eine neue Verordnung, die anderen: es ist nicht gesetzlich. Zeigt man ihnen aber, daß es schwarz auf weiß geschrieben steht, dann ziehen sie die Achsel. Unterschrieben ist unterschrieben — und verfallen. Mit dem Militär ist nicht zu spaßen. — Geh zum Oberleutnant, sagen sie, und red mit ihm — vielleicht — — Aber ich wäre nicht gegangen um alles Geld auf der Welt! Was hätt er gesagt? — Gleich kommst du und drehst und machst Geschichten — und hätt mich sicher hinausgeworfen. — Es war sehr bitter! Und in der Früh am

nächsten Tag sollte man übernehmen! — Ich habe in der Nacht, schwöre ich Euch, kein Auge zugetan, und gedacht und gedacht — und doch nichts ausgedacht. In der Früh bin ich aufgestanden und bin weggegangen nach der Kaserne. Ich hab mich gefürchtet, die Frau nur anzusehen. — Man hat die Sachen gebracht, alles hineingestellt, und ich bin herumgegangen und im Kopf hat sich mir gedreht wie in der Mühle. — Was sollte ich tun!"

„Da seid Ihr doch zum Oberleutnant gegangen?"

„Gefehlt! — Aber es wirds keiner erraten. Hört nur: Ich wollte schon zuschließen und nach der Stadt gehen, ob ich nicht vielleicht doch einen Klugen finde, der mir einen guten Rat gibt, da — auf einmal kommt die Frau an, mit dem Kind auf dem Arm. Geht an mir vorbei, sagt kein Wort und fängt an, sich in den Stuben umzusehen. Ich stand wie ein Stein! Ich hab sie erst gar nicht erkannt. Akkurat wie eine Christin vom Dorf hat sie ausgesehen! — Ein rotes Kopftuch, ein gesticktes Hemd — Was ist mit dir, Schewa? frage ich sie. Bist du, Gott behüte, von Sinnen? Es kann doch jeden Augenblick der Offizier hereinkommen — ‚Dann mach du dein teures Maul nur fest zu', sagt sie, ‚oder kriech meinetwegen unter den Schenktisch'. Und setzt das Kind hin und fängt an aufzuräumen und die Gläser hinzustellen. Und richtig, vergeht noch nicht soviel Zeit als ich brauche, Euch das zu erzählen, ist auch schon der Oberleutnant da. ‚Na, Isaak,' sagt er, ‚trauriger Jud, laß deinen Palast sehen!' — Wie er aber über die Schwelle geht und sieht die Frau, dreht er sich zu mir um, macht so mit dem Finger und sagt: ‚So, so, Isaak, darum hast du schon gestern geweint. Nu, was steht in dem Papier, was ich habe dir gegeben, du sollst auswendig lernen — he?' — Ich kann vor Schreck nicht reden — Wie ich aber sehe, daß er gar nicht schreit, sag ich: Herr Oberleutnant, ich weiß, es ist nicht erlaubt — Aber sie läßt mich gar nicht weiterreden, sondern nimmt das Kind auf den Arm, verneigt sich wie eine Bäuerin und fängt an zu reden. — Was soll ich Euch sagen — so was hab ich noch nicht gehört! Nun, sie hat ja gelernt und Bücher hat sie gelesen, aber soweit hab ich selbst nicht gewußt! — ‚Gnädiger Herr,' fängt sie an, ‚habt doch Erbarmen mit dem Wurm, dem unschuldigen. Seine Mutter ist weggefahren und es hat nicht, wo zu sein, und ich bin die Amme und muß bei ihm bleiben — und der Herr ist arm und elend.' — Aber wo bin ich imstande, das nachzumachen! Die Wörter haben sich ihr nur so aus dem Munde geschüttet wie die Perlen, eins nach dem andern, und so mit Kunst und Verzierungen. Und alles ohne auch nur einmal zu stottern; schnell wie ein Wasser! Und erzählt ihm eine Geschichte — die konnte einen Stein erweichen."

„Da seh einer die Frau! Eine Kluge!"

„Der Offizier ist dagestanden und ich hab gesehen, wie es hat ihm gefallen. Vielleicht hat er gleich verstanden, vielleicht nicht — ich weiß? — Er guckt auf mich und guckt auf sie, macht so mit den Augen und sagt: ‚Eine gute Amme

hast du, Isaak, eine getreue Dienerin, und schön ist sie auch. Was soll man machen? Vorläufig soll sie einen Passierschein haben — Und du schreib ein Gesuch, so und so, und bringe es zu mir in die Kanzlei.'"

„Doch ein guter Mensch!"

„Gut, sagt Ihr! Ein Vater, ein wahrer Vater! Ich war wie im siebenten Himmel. Das Gesuch ist bewilligt worden, das Geschäft hat angefangen. Ich hab mich gewöhnt und gefühlt wie ein Mensch. Das heißt — ich — ich hab nur geholfen. Der Kopf war sie, und zehn Hände hat sie gehabt. Sie hat gekauft, sie hat verkauft; sie hat gewußt, was zu jedem paßt; mit dem einen streng und mit dem andern gut. Und Furcht hat sie nicht gehabt, als wäre sie in der Kaserne aufgewachsen. Wenn sie zu einem Soldaten sagt: tu das oder das, so gehorcht er wie einem Vorgesetzten. Und eine Sauberkeit — man konnte sich spiegeln! Wenn der Offizier gekommen ist revidieren, hat er nur gestaunt. Er hat sich hingesetzt und hat mit ihr geredet wie mit einer Herrin, wie mit einer Schwester. Die Bauernkleider hat sie abgelegt und hat auch ausgesehen wie eine Herrin. Sie hat nur so geleuchtet. Der Oberleutnant hat doch jetzt schon gewußt. Manchmal hat er Spaß gemacht und mich gefragt: ‚Nun, Isaak, wo bleibt die Mutter? kommt sie bald?' — Und ich hab geantwortet: Herr Oberleutnant, warten Sie nur, sie wird schon kommen. Er aber hat gelacht und gesagt: ‚Grüß sie von mir, wenn du schreibst.' — Wahr ist, sie war oft ein bißchen launisch und hat mit mir herumgeschrieen: ‚da stell dich nicht, und das tu nicht, mach nicht so und nicht so' — Nun, was schadets? — So bin ich in die Stadt weggegangen, mit einem Menschen reden, oder ins Bethaus, wie früher — Hab ich doch gewußt, ich kann mich auf sie verlassen — —"

Der Erzähler stützte sich auf, seufzte und fuhr fort:

„Was hat mir gefehlt! — Aber wenn einem Unglück beschceert ist, schickt Gott einen neuen Oberst! Mager war er wie ein Stecken, und lang, und ein Gesicht wie ein Wolf. Die ganze Welt hat er verrückt gemacht. Bei ihm war kein Unterschied, Offizier oder gemeiner Soldat. Er hat mit ihnen gearbeitet wie Pharao in Ägypten. Begegnet er einem Offizier auf der Straße und es ist etwas nicht vorschriftsmäßig, — oder einfach so, es gefällt ihm nicht, gleich: ‚Marsch nach Haus, oder in Arrest!' Wenn ihn ein Soldat schon von einer halben Meile erblickt hat, hat er gezittert und sich versteckt. Wer hat nicht gezittert? — Und was für Sachen hat er sich auch ausgedacht! — Mitten in der Nacht: Alarm. Das ganze Regiment rückt aus auf den Ringplatz. Es tut sich — man meint, — der Russe ist schon in der Stadt. Aber gar nichts. Dort läßt er sie mit Sack und Pack stehen bis in der Früh, sieht Mann für Mann durch, und schickt sie in die Kaserne zurück, das halbe Regiment mit Strafen! — Gelebt hat er, gar nicht wie ein richtiger Herr; in zwei Stuben, irgendwo hinter der Stadt, ganz allein, wie der ärmste Taglöhner. Und wo

man ihn gar nicht erwartet hat, da war er. Einfach verrückt, sagten alle. Denn was hat er schon davon? — In der ganzen Stadt hat kein Mensch gewagt, ihn nur anzusehen, wenn er über die Straße gegangen ist. — Ich sag Euch, in der Kaserne war ein Gemüt, wie an einem schweren Fasttag. Die Kantine war leer, das Geschäft ging schlecht. Und ich hab noch Gott gedankt, daß man uns so in Ruhe ließ. Ich hab ständig gelebt in Schreck, und jedesmal wenn ich durchs Fenster gesehen habe, wie er über den Hof geht, hat es angefangen mit mir zu werfen wie ein kaltes Fieber. — Und einmal spät abends, ich wollte gerade hinausgehen und die Läden schließen, macht sich plötzlich die Tür auf und er fällt herein in die Stube wie ein Donner! — Der Oberleutnant und der Feldwebel gehen hinter ihm und winken zu mir. Aber ich versteh nicht, was sie meinen. Er sieht niemand an, sagt nichts, geht mit seinen langen Beinen durchs erste Zimmer und ins andere und in die Küche, schnell wie der Teufel. Und wie er zurückkommt, bleibt er stehen, dreht sich um und fragt mit einem quietschenden Stimmchen, wie ein Kind: ‚Wer ist die?‘ — Die Frau sitzt wie tot, und ich kann einfach kein Glied rühren. Der Oberleutnant steht wie ein Brett, ist auch ganz grün, und sagt ihm etwas, ich kann es nicht verstehen. Der Feldwebel bringt ihm das Buch und will es ihm zeigen. Aber er macht nur mit der Hand und ist schon draußen. — Das Ganze hat vielleicht zwei Minuten gedauert, aber ich habe noch drei Stunden Herzklopfen gehabt.

Am andern Tag kommt der Oberleutnant. Ich lauf ihm entgegen und frage: Nu, was hat er gesagt? — Aber er ist auf einmal ganz streng und fängt an: ‚das soll ich nicht, und dies ist nicht erlaubt, und die Vorschriften —‘ Eine ganz neue Geschichte! — Die Frau drängt mich weg, geht mit ihm ins andere Zimmer und redet dort mit ihm. Ich bin beten gegangen, und wie ich zurückkomme, habe ich es mir überlegt. — Was hast du ausgeredet mit dem Offizier? frage ich sie. — ‚Gar nichts‘, sagt sie böse. ‚Was gehts dich an?‘ — Schewa, sag ich zu ihr, nu, sag selbst, was ist das für ein Leben? Ständig in Angst und Schrecken — Und kann man denn wissen, was dem Verrückten noch einfallen kann? — Weißt du was? Haben sich damals so viele gerissen um das Geschäft, so wird sich auch jetzt noch einer finden, der es übernimmt. Wenn du willst, gehe ich zum Wachtmeister, und dann rede ich ein Wort mit Joel — Aber da hättet Ihr nur sehen sollen! Ins Gesicht ist sie mir gesprungen, wie nichts Gutes. Ja, wenn einem etwas beschert ist! — Gott mit dir! Schewa, sag ich. Warum muß es denn durchaus eine Kantine sein? — ‚Ich geh nicht von hier, ich geh nicht von hier‘, schreit sie ganz wild, und fängt an zu weinen und schimpft mich: ‚Deine Fratze will ich nicht mehr sehen, und deine dummen Reden will ich nicht mehr hören‘. Und solche Sachen —

„Nicht recht. Die Frau muß nicht Meister sein im Hause.“

„Was sollte ich aber tun? — Ich kann mich nicht zanken. Versteht Ihr, es

liegt nicht in meiner Natur. Schewa, sag ich, was bist du so böse? Ich habe ja nur gemeint —, ich weiß? Daß es auch dir vielleicht lieber ist —? Willst du nicht, dann nicht, — ist keine Hochzeit! Gott wird helfen! — Sie aber dreht sich weg und schweigt. — Später hat mir der Feldwebel erzählt: der Oberst ist in der Kanzlei gewesen, hat sich dort das Gesuch wegen der Frau geben lassen, hat aber geschwiegen. Wie eine Woche vergangen ist und noch eine, und man hat nichts gehört, ist es mir wie ein Stein vom Herzen heruntergefallen. Und ich hab zu mir gesagt: wo gibt es denn ein Geschäft ohne Sorgen? Nun, so sind hier solche Sorgen. — Vor Ostern sind die neuen Rekruten eingerückt, das Geschäft ist besser geworden, und vom Oberleutnant konnte man wieder haben, was man nur wollte. Ich sage Ihnen, ein wahrer Vater! — Zwar hat er nicht mehr Spaß gemacht wie früher, hat mich auch nicht mehr Isaak gerufen, und manchmal war er sogar böse und hat mich geschimpft. Ich hab verstanden: Nu, es ist ihm auch nicht so leicht. Aber wenn die Frau mit ihm ins andre Zimmer hineingegangen ist und hat ihm nur ein Wort gesagt, so hat er getan, was er nur konnte.

So acht Tage vor Ostern, kommen einmal die jüdischen Rekruten und erzählen: der Feldwebel hat gesagt, niemand bekommt Urlaub zum Fest, und sie sollen sich nicht wagen, um Urlaub zu bitten. Der Oberst will nicht und wird jeden, der sich meldet bestrafen. Ich sage: es ist doch aber immer anders gewesen, und es ist nicht nach dem Gesetz? — ‚Ja,‘ sagen sie, ‚der Rabbiner hat auch schon gebeten, aber der verrückte Hund hat antworten lassen: wenn sie die Kasernenkost nicht essen wollen, so steht ihnen das frei; und er hat nichts dagegen, wenn die Juden aus der Stadt ihnen das Essen in die Kaserne schicken. Aber Urlaub zum Ausgehen gibt er nicht!‘ — Nu, sag ich, und es hat mir wirklich weh getan, denn es waren fromme, anständige Menschen, da wird nichts helfen! Er hat ein heiliges Nein, dieser Haman! — Abends kommen sie wieder und sagen: ‚wir haben Geld gesammelt und der Rabbiner wird auch schicken. Wißt Ihr was, bereitet Ihr uns das Fest bei Euch, anständig und wie es geboten ist, und wir werden bezahlen, was Ihr bestimmt.‘ Die Frau sagt: ‚gut‘, und sie sind zufrieden. Ich habe mich auch sehr gefreut. Man hat eingekauft von allem Guten: Fische, Hühner, Eier, Schmalz, roten Wein von Palästina, Sliwowitz, Mohrrüben und Nüsse; besonderes Geschirr und Gläser. Aus der Stadt hat man auch geschickt. — Es gab Arbeit, daß ich nicht gewußt habe, wo mir der Kopf steht, aber es war ja zum Fest! Wie ich nun einmal in der Stadt bin, treffe ich meine Mutter in der Gasse. ‚Ich höre‘, sagt sie, ‚daß bei Euch so viel zu tun ist, wegen der Rekruten. Ist es denn möglich, daß Schewa allein fertig wird? Sie ist geschickt, ich weiß, aber zerreißen kann sie sich doch auch nicht! Chane und Pessje‘ sitzen in der Stube und haben nichts zu tun. Denn was ist schon bei mir für ein Fest! Daß sich Gott erbarme! Als dein Vater noch lebte, habe ich gewußt, was Ostern ist, aber jetzt? — So können sie doch

wenigstens bei Euch helfen, und ein gutes Werk ist es auch, für die armen Rekruten, das heilige Fest zu rüsten. Schewa,, sagt sie, ‘wird es sicher nur lieb sein, daß noch jemand da ist, der acht gibt.‘ Gut, sag ich, sollen sie kommen. — Nachmittag sind Chane und Pessje gekommen, und man hat ihnen erlaubt, bis zum Abend zu bleiben. Ein bißchen haben sie geholfen, ein bißchen gelacht, gesungen und aus dem Fenster geguckt, wie Mädchen eben sind. Die Frau ist verdrossen herumgegangen und war froh, wie sie weg waren. ‘Ich brauch sie nicht hier,, sagt sie. Am andern Tag, es war zwar nicht mehr so viel zu tun, denn am Abend war schon Feiertag, sind sie wieder gekommen. Alles war schon sauber und festlich. In der zweiten Stube standen die Tische weiß gedeckt; in der Ecke der Korb mit den ungesäuerten Broden, ein gutes Fäßchen Saft für die rote Suppe, mit einem leinenen Tuch zugebunden; auch der Wein war schon da und die Lichter in den Leuchtern. Zu Mittag ist der Rabbiner und der Vorsteher gekommen, nachzusehen, ob es ist, wie es sich gehört, und lobten alles und waren sehr zufrieden. — Draußen war es schön. Die Sonne hat geschienen, der Schnee ist geschmolzen; es war schon warm, und ich bin herumgegangen in der Stube und hab ganz vergessen, wo ich bin. Versteht Ihr — mir war auf einmal so gut und feiertäglich, wie früher, als ich noch an meines Vaters Tische saß. Oj, alle Sorgen hab ich hinausgeworfen in den alten Schnee und hab gehofft, gehofft — Denn was heißt Feiertag? — Wirklich? — Steht denn nicht geschrieben: ich werde dich erlösen aus Knechtschaft zur Freiheit, aus der Finsternis zu einem großen Licht? — Wie die Sonne unterging, hab ich die Lichter angezündet. Die Soldaten sind einer nach dem andern gekommen, haben sich still hingesetzt. Die einen beten, die andern sprechen miteinander, und alle sind ein bißchen traurig und gucken so in die Lichter. Es ist zwar ordentlich, aber sie sind doch nicht zu Hause! — Chane und Pessje sitzen auch da und summen, so wie sie zu Hause gewöhnt sind. — Chane, sag ich zu der ältern Schwester — denn ich will es soll fröhlich sein — sing doch das Lied von Schulamit. Chane singt. Sie hat eine Stimme wie Gold, und Pessje hilft ihr, und alle hören zu und freuen sich. Dann singen wir zusammen die Gesänge zum Fest, wie es vorgeschrieben und geboten ist. Da kommt die Frau mit dem Essen. — ‚Chane, Pessje,‘ ruft sie, ‚zieht euch an und geht nach Haus! Es ist spät.‘ — ‚Was ist?‘ sagt Chane. ‚Was drängst du so? Ist dir nicht recht, daß wir auch einmal ein Vergnügen haben?‘ — ‚Mir ist schon recht,‘ sagt die Frau, ‚vergeßt nur nicht, wo ihr seid!‘ — Und Pessje sagt: ‚Was? Hast Angst? Brauchst doch deinem Oberleutnant nur ein Wort zu sagen.‘ — Die Frau aber antwortet nicht, läuft hinaus und wirft die Tür zu. Ich geh ihr nach. Schewa, sag ich, wirklich, es ist ja Feiertag, was mußt du dich mit ihnen zanken? Komm herein und iß und sei fröhlich. — ‚Das Unglück über deinen Kopf! ruft sie aus. Du wirst noch sehen.‘ — Oj, wie recht hat sie gehabt! — Was soll ich Euch

noch lange erzählen? Wir sitzen noch bei Tisch, da reißt der Feldwebel die Tür auf und schreit: ‚der Oberst!‘ — Und ehe wir noch verstanden haben, was er will, ist der Oberst schon in der Stube. — ‚Wer sind die Mädchen?‘ fragt er. Schwestern, kann ich kaum herausjagen. Er sieht mich nur an, mit ein paar Augen, als wollte er mich durchstechen, und fragt den Feldwebel: ‚Wann endigt sich das jüdische Fest?‘ — ‚Übermorgen,‘ antwortet der Feldwebel und zittert. ‚Gut,‘ sagt der Hund, ‚übermorgen wird die Kantine geräumt.‘ — Und bevor ich noch die Lippen öffnen kann, ist er verschwunden, als hätte ihn der böse Geist weggetragen.“

„Ein böser Hund!“

„Das waren Ostern! — Ich bin herumgelaufen wie verrückt, von einem zum andern und hab gebettelt: helft mir, Juden, helft! — Der Vorsteher liegt im Bett, wie ich komme. Er ist nicht gesund. — Um Gotteswillen, schreie ich, wie könnt ihr das zulassen? Es ist doch Mord! Ich bin ruiniert und kann betteln gehen! — ‚Isaak,‘ sagt er, ‚glaubt mir, ich hab doch schon mit verschiedenen Herren geredet, und mit ganz Großen, und bin ein angesehener Mensch, aber mit dem — nein! Das ist Lebensgefahr! — Das könnt ihr nicht verlangen. Schickt mich,‘ sagt er, ‚zum Kaiser und ich geh, aber nicht zum Oberst. Wenn ihr mir die ganze Stube da mit Gold vollschüttet, gehe ich auch nicht. Und dann seht ihr, ich bin nicht gesund — es kann mein Tod sein!‘ — Aber was soll ich tun? schrei ich. — ‚Gar nichts,‘ sagt er. ‚Wartet ab. Es ist besser, man schickt nicht zu ihm, — vielleicht überlegt er’s sich selbst. Mit Reden macht man es bei ihm nur schlimmer. Er ist so.‘ — Ich laufe zu einem Verwandten. Er ist ein Schriftgelehrter und in allen Weltsachen bewandert. — In die Zeitung will ich ihn geben, sag ich. Man hat doch sowas nie gehört! — Aber er schüttet mir noch Salz auf die Wunden. ‚Es geschieht dir recht,‘ sagt er. ‚Wenn die Vorschrift ausdrücklich sagt, es ist verboten, dann hättest du aufpassen sollen und Chane und Pessje nicht singen lassen bis spät in die Nacht!‘ — Aber hat er denn ein Recht, mich so, mir nichts dir nichts, hinauszuwerfen? frag ich. — ‚Das weiß ich nicht‘, sagt er. ‚Verklag ihn, dann wirst du es erfahren.‘ — Und so sagt jeder etwas anderes, und auf mir brennt die Haut! — In der Kaserne nur haben sie großes Mitleid mit mir gehabt — Die Offiziere, alle — das ganze Landwehrregiment hat geweint —“

„Nu, und der Oberleutnant?“

„Ja, wo war der Oberleutnant? Ich bin herumgelaufen die zwei Tage und habe ihn gesucht. In der Kanzlei hat man gesagt, er ist zu Hause, zu Hause, er ist in der Kanzlei. Erst zuletzt habe ich ihn getroffen, wie das Unglück schon geschehen ist.“

Der Erzähler setzte sich auf. Er schien von der Erinnerung noch ganz verstört.

„Später hab ich mich hundertmal gefragt: vielleicht, — wenn du nicht herumgelaufen, wenn du besser zu Hause gesessen wärst, und hättest mit ihr zusammen überlegt — vielleicht? — Aber wem konnte einfallen? — Am

zweiten Feiertag nachmittag, wie ich nach Hause komme, sitzt sie noch am Fenster ganz still und rührt sich nicht. Es ist wahr, ich hab mich gefürchtet, mit ihr zu reden; denn ein bißchen war ich doch schuldig. Aber wie ich sie so dasitzen seh wie einen Stein, wird mir hier im Herzen so merkwürdig, und ich gehe zu ihr. Schewa, sag ich, ich hab noch mit dem Feldwebel gesprochen und hab ihn gefragt. Einen Auftrag, vom Oberst hat er bis jetzt nicht. Nu, er hat doch nur gesagt, es wird geräumt, — ich weiß? — vielleicht hat er sich doch überlegt und wartet noch? — Was meinst du? — ‚Nu,' sagt sie und sieht hinaus, ‚ist ja gut. Was willst du?' — Vielleicht, sage ich, ziehst du dich an und gehst selbst zum Oberleutnant? Bist doch ständig so gut ausgekommen mit ihm! — Da dreht sie sich auf einmal zu mir um, guckt mich an und schweigt. Nu, frag ich, willst nicht? — ‚Nein,' sagt sie und sieht wieder hinaus, ‚ich bleibe hier.' — Gut, sag ich, ich geh jetzt beten und wenn ich zurückkomme, werden wir sehen. — Ich bin gegangen und sie hat sich nicht einmal umgedreht. Sitzt da und guckt ins Fenster. —

Ich bin noch im Bethaus, kommt ein Junge und ruft mich: ‚Kommt schnell nach Haus!' — Was ist? frag ich, aber er läuft schon voraus. Wie ich ankomme, ach, stehen draußen auf dem Hof, was meint Ihr, alle Sache durcheinander: Tische, Betten, Stühle, Töpfe, Kannen, und Soldaten tragen aus der Kantine heraus, was noch übrig ist. — Das Kind steht da und weint, ein Rekrut hält es bei der Hand. — Wo ist Schewa? Wo ist die Frau? frag ich. — Niemand hat sie gesehen. Ich laufe hinein. Auf der Schwelle begegnet mir der Oberleutnant. Er schluckt als hätte er getrunken; er geht schnell vorbei und sieht mich gar nicht. — Die erste Stube ist schon leer, in der zweiten sind noch Soldaten. Wo ist die Frau? frage ich. Sie antworten nicht. Ich komme in die Küche. — O! — da — auf einem Haken an der Wand hat sie sich aufgehängt. — Sie war schon kalt."

„Behüte und beschütze uns, Herr der Welt!"

Sie schwiegen lange. Dann fragte der Rote: „Nu? Und habt Ihr prozessiert?"

„Wo hatte ich Geld zum Prozessieren! — Es hätt' auch nichts genützt. — Wie ich nach Wien gekommen bin, bin ich zu unserem Abgeordneten gegangen. Ihr habt sicher auch von ihm gehört. Doktor Stammer, ein berühmter Redner, ein großer Kopf! — Er ist aus unserer Stadt. Er war sehr freundlich zu mir und hat sich die größte Mühe gegeben."

„Was hat er gesagt?" Der Schwarze gähnte und streckte sich wieder aus:

„Ich habe überhaupt kein Recht gehabt, hat er gesagt. Es stellt sich heraus: der Wachtmeister durfte gar nicht verpachten. Seine Konzession war nur gültig für die alte Kaserne, nicht für die neue."

Dann war es wieder still. — Nach einer Weile schliefen sie beide fest und hörbar.

***

Ohne soziale Extreme/ Ein Brief aus Neuseeland von Alfred Manes

Noch mehr verschiedene Namen als dem Ozean, der es umspült, hat man dem englischen Dominion Neuseeland gegeben. Es ist Maoriland genannt worden nach seinen Ureinwohnern; das Land ohne Streiks, weil ein schwärmerischer Franzose vom Zwangsschiedsgerichtsverfahren bei Arbeiterstreitigkeiten, wie es die Kolonie seit 1894 besitzt, erhoffte, es werde Ausstände unmöglich machen; das Land des Sozialismus ohne Dogma, weil die Politiker hierzulande seit 1901 nicht theoretische sondern praktische Sozialreformer waren; das Paradies der Arbeiter, weil diese es hier besser haben, als irgendwo sonst; die Heimat des Frauenwahlrechts, da bereits 1903 die Neuseeländerinnen aktive Parlamentswählerinnen wurden; das Versuchsland für Sozialexperimente, weil hier gelegentlich schneller, als wir in Mitteleuropa Bücher über soziale Dinge schreiben können, radikale staatssozialistische Gesetze zur Entstehung und noch häufiger zur Abänderung gelangen; schließlich Gods own Country, weil man sehr eingebildet ist. Aber alle diese Bezeichnungen scheinen mir nicht das Charakteristikum der Südseekolonie zu treffen, das nur sie unter allen Kulturländern des Erdballs aufweist: es fehlen ihr so gut wie alle Extreme, in erster Linie die sozialen Extreme. Weder gibt es in Neuseeland eine nackte Armut wie etwa im Osten Londons oder auch in den deutschen Großstädten, noch die Riesenvermögen eines Morgan oder Rothschild oder Krupp oder eines schlesischen Magnaten. Mittelstand ist fast alles in Neuseeland. Ziemlich die ganze Bevölkerung, nach Deutschland gebracht, würde als Mittelklasse figurieren, natürlich mit unteren und oberen Schichten. Mittelmäßig ist die Entwicklung des Landes mit allen seinen Gewerben und Industrien. Mittelmäßig ist die Erziehung und Bildung, wie der Unternehmungsgeist und die Arbeitsleistung. Aber auf dieser allgemeinen mittleren Linie fühlt man sich wohl und zufrieden; hat es wenigstens bis vor ganz kurzer Zeit getan.

Bewußt und gewollt hat man seit dem Sturze der konservativen Partei, welche allen Übeln des englischen Industriestaates auf den neuseeländischen Inseln ein gastliches Heim bereitet hatte, die Politik der Extremlosigkeit verfolgt. Alle sozialen Gesetze des Landes kämpfen gegen zwei Fronten: gegen die Anhäufung eines auch nur einigermaßen großen Reichtums wie gegen die Möglichkeit der Entstehung oder des Fortbestandes von krasser Armut. Und es ist nicht zu leugnen: nach beiden Fronten hin haben die Bürgergeneräle der sozialen Gesetzgebung Sieg auf Sieg erfochten; eine gelegentliche Niederlage hat sie nicht abgeschreckt; sie sind im Gegenteil dann um so energischer ins Feuer gegangen. Aber 18 Jahre lang haben die Neuseeländer auch ein fabelhaftes Glück gehabt.

Keine schwere wirtschaftliche Krisis hat sie gestört. Kein politischer Kampf von Belang war erforderlich. Arbeiterfreundliche Unternehmer und nicht unmäßige Arbeiter wirkten zusammen; und der eine hatte Achtung vor der Meinung des anderen. John is as good as his master war das mehr oder minder anerkannte Axiom, welches beim Niederbrennen des Buschs und bei der Züchtung der Schafe galt, in den Freezingworks, wo Tausende von Schafen, Schweinen und Ochsen geschlachtet und eingefroren nach England versandt werden, wie auf den Kaurikopalfeldern oder in den Gold- und Kohlenbergwerken. Mit demokratischen Prinzipien ist man durchsetzt bis zum Ministerpräsidenten, der auch schon einmal Telegraphenbote war, wie sein Vorgänger, der große Seddon, Goldgräber. Eine untergeordnete Stellung nach mitteleuropäischen Begriffen kennt man nicht. Im feinen Grandhotel der großen Stadt sitzt das Personal einschließlich der Barmaids mit dem Eigentümer zusammen beim allgemeinen Dinner. Ein paar Arbeiter oder kleine Farmer, welche mit irgend etwas unzufrieden sind, suchen den zuständigen Minister auf und tragen ihm ihre Beschwerde vor; sie werden schneller und formloser im gewöhnlichen Rock zum Chef des Ministeriums vorgelassen, als in einem Lande auf der anderen Hemisphäre ein vortragender Rat zum Ministerialdirektor. Und wie werden erst die Dienstboten behandelt! Besser als die Minister. Diese sind ja die vom Volk bezahlten verantwortlichen Diener der Allgemeinheit; und das Angebot zu ihren Stellungen übersteigt bei weitem die Nachfrage. An Dienstboten aber herrscht großer Mangel. Und so ist es gar nichts Ungewöhnliches, daß selbst in den besten Häusern der größten Städte Neuseelands die Söhne und Töchter des Hauses den Tisch decken, die Speisen servieren und auch schwerere Hausarbeit verrichten. John is as good as his master. Für unsereinen ist aber noch viel auffallender, daß es selbst zwischen den polynesischen Urbewohnern des Landes und den eingewanderten Europäern fast keinen politischen oder gesellschaftlichen Unterschied gibt. Ein Vollblutmaori ist Minister, übrigens ein perfekter und hochgebildeter Gentleman; ein Halbmaori ist Vertreter des Ministerpräsidenten, der sich bei meinem Besuch der Kolonie (Mitte 1909) gerade auf der Reise zu einer interkolonialen Konferenz nach London befand.

Doch genug der allgemeinen Charakteristik, die nur als Hintergrund dienen soll für die Schilderung der ökonomischen Probleme, die Neuseeland zu lösen versucht hat. Welches waren die treibenden Kräfte für die Politik sozialer Extremlosigkeit? Welches waren die Mittel dazu?

Daß das konservative Regiment auf den fernen Inseln im Stillen Ozean große Mißstände geschaffen hatte, ist schon angedeutet worden. Von Beginn der Kolonisierung des Landes 1840 bis 1891 hat es geherrscht. Aber schon unter ihm traten Persönlichkeiten hervor, die einzelne radikale Reformideen in die Diskussion warfen, so Sir George Grey, so der Tory-Demokrat Sir Julius Vogel, der das Frauenwahlrecht anregte, weil er an einen konservativen Einfluß

weiblicher Wähler glaubte. Groß war auch stets der Einfluß religiössozialer Schotten, die viele Kolonisten stellten. Aber in der Opposition saßen noch radikalere Männer, und gar mancher, der aus dem Land der Manchesterleute zu der Antipodenkolonie gekommen war, hat sich hier überraschend schnell in einen liberalen, sozialen Parteimann verwandelt.

Ein Land ohne Geschichte und ohne Klassen, ohne Hof und Adel, in dem nur die eigne Persönlichkeit gilt, hat eine starke Kraft, Sinnen und Trachten der Menschen zu humanisieren, zumal wenn energische Führer der Humanisierung auftreten und gelegentlich ein grelles Schlaglicht auf soziale Mißstände fällt. Wer diese sehen wollte, dem wurden die Augen 1890 geöffnet, als der größte Streik ausbrach, den Neuseeland erlebt hat. Einer seiner Führer, Millar, ist heute Handelsminister. Die ganze Kolonie wurde von diesem Ausstand der Seeleute in Mitleidenschaft gezogen; Handel und Verkehr stockten. Stadt und Land büßten darunter. Da hatten ein paar geschickte Männer der Opposition es nicht schwer, Anhang in allen Kreisen der Bevölkerung zu finden. Bei den Farmern, die überschuldet und in den Händen der Bankiers waren, indem ihnen Staatskredit zu niedrigem Zinsfuß versprochen wurde; bei den städtischen Arbeitern und anderen Angestellten, die unter geringen Löhnen, hoher Arbeitszeit und anderen Übeln zu leiden hatten, deren Trade-Union-Kassen auch durch den Streik geleert waren, indem diesen mannigfache Schutzgesetze zugesagt wurden. Neben Ballance, dem ersten liberal-sozialen Premierminister, saßen Männer wie der Arbeitsminister Reeves, jetzt nationalökonomischer Dozent in London, und der spätere Ministerpräsident Seddon. Und hinter der Bühne wirkte vielleicht als der einzige, der nicht nur Praktiker war, nicht nur eigne Gedanken sprechen ließ, der eminent kluge und einflußreiche Edward Tregear, noch heute Chef des Arbeitsamts, eine interessante sympathische Mischung von sozialem Träumer, human fühlendem Feuerkopf und nüchtern denkendem Wirklichkeitsmensch. Viele, wenn nicht die meisten Anregungen, dürfte Tregear dem Nachfolger Ballance', Richard John Seddon, eingegeben haben, 1893 bis 1906 absoluter und von allen anerkannter Volkskönig der Kolonie.

Im Kreise solcher Männer wurde unter anderem der Gedanke erwogen: sollte es nicht angängig sein, einen unparteiischen Richter, der im gewöhnlichen Leben bereits die Gewalt besitzt über Leben und Vermögen der Bürger seinen Spruch zu fällen, auch zum Richter in Arbeitsstreitigkeiten zu machen? Wenn einer dem anderen Geld schuldet und es nicht wiedergibt, so holt der Gläubiger es nicht selbst mit Gewalt, sondern geht zum Gericht. Warum sollen da nicht auch die Arbeiter oder Unternehmer zu Gericht gehen, wenn sie uneins sind über Entlohnung oder Dauer oder andere Bedingungen der Arbeit? So entstand der Compulsory Counciliations Akt 1894, der häufig inzwischen abgeändert,

aber stets die Möglichkeit bot, daß der Staat durch einen Versöhnungsausschuß oder in zweiter und letzter Instanz durch den Schiedsgerichtshof Minimallöhne und Maximaldauer für ihre Arbeit allen Arbeitern gab, die durch ihre Organisationen solche Normierungen verlangten. Aber auch die Richter hierüber waren nur Menschen, und so ergaben sich manche Fehlsprüche, manche Entgleisungen, und manchmal brach doch ein Streik aus. Änderung auf Änderung des Gesetzes folgte, die letzte 1908. Und nun hofft man das Bestmögliche erreicht zu haben, um eine Versöhnung von Kapital und Arbeit, von Unternehmer und Arbeiter zu erzielen. Die Ansichten über das Gesetz haben sehr gewechselt. Bald waren die Arbeiter seine Gegner, bald die anderen. Heutzutage sind beide einig über viele Vorzüge des Akts: er hat die Arbeit ständiger gemacht, gibt dem Unternehmer die früher nicht vorhanden gewesene Möglichkeit auf zwei oder drei Jahre hinaus mit festnormierten gleichbleibenden Löhnen zu rechnen, dem Arbeiter verschafft er dauernde Beschäftigung; beide Parteien befreit er vom Schwitzsystem, dem unlauteren Wettbewerb durch zu niedrig bezahlte Arbeit. Aber nun die Nachteile, die man behauptet oder wirklich erleidet; ich vermag so wenig wie ein anderer mit absoluter Gewißheit zu entscheiden, was daran wahr ist. Nimmt nicht der Unternehmungsgeist ab beim Arbeitgeber, wie die Arbeitsintensität beim Angestellten? Wird nicht das Kapital aus dem Lande getrieben oder wenigstens neues ins Land zu kommen abgeschreckt? Werden die Arbeitsbedingungen nicht insofern zu günstig für den Arbeiter, daß die Weltmarktskonkurrenz mit anderen Ländern abnimmt? Erhöhen sich nicht durch die Verteuerung der Arbeit die Lebensmittelpreise, so daß sie schließlich nur ein circulus vitiosus ergibt? Für jedes und gegen jedes dieser Argumente lassen sich Gründe anführen, auch Statistiken zusammenstellen. Ich habe den Eindruck gewonnen, daß man das Gefühl, die Sympathie oder Antipathie, bei der Beurteilung weit mehr entscheiden läßt, als einwandfreie Tatsachen, die zu ergründen noch nicht gelungen ist, weil es an den erforderlichen wissenschaftlichen Spezialuntersuchungen fehlt. Daß Neuseeland einen großen Aufschwung seit 1891 zeigt, ist nicht zu leugnen. Aber wer wagt es zu entscheiden, ob ohne den Schiedsgerichtsakt und andere Sozialgesetze der Aufschwung nicht noch größer gewesen und doch zum noch größeren Vorteil für Arbeiter wie Unternehmer ausgeschlagen wäre?

Das Neuseeland ist zwar ein Versuchslaboratorium; aber die ökonomischen Elemente lassen sich nicht wie die chemischen isolieren; auch hier nicht. Denn die Kolonie steht wenigstens teilweise im Welthandel drinnen, ist von Jahr zu Jahr mehr hineingekommen. Und so ist es hier wie anderswo unermeßlich schwer, den richtigen Kausalzusammenhang aufzudecken. Auch ich hatte den irrtümlichen Glauben, die verschiedensten wirtschaftlichen Probleme bei unseren Antipoden in abstrakter Reinheit erblicken zu können, das eine losgelöst vom anderen. Ich komme leider etwas enttäuscht zurück. Ich habe fast dieselben Verwicklungen

gefunden, wie in unsrer eigenen komplizierten Wirtschaftsverfassung, wenn auch in bedeutend kleinerem und daher leichter zu übersehendem Maßstab. Hier wie dort streitet man oft darüber, was die Ursache und was die Wirkung ist. Hier wie dort ist es nur zu oft die Neigung des Herzens, aber nicht das Schwergewicht der positiven Tatsachen, welche das Urteil bilden. Aber eins hat der Arbitration Akt unbedingt erreicht, mitgefördert: die Unterdrückung der sozialen Extreme, indem der Unternehmerprofit geschmälert wurde. So entstand nicht der Reichtum, nicht der Luxus, den wir bei vielen unsrer Industriellen erblicken, und so war bis vor kurzem auch nicht der große Klassengegensatz und -haß da, der uns so viele Sorgen macht. Bis vor kurzem! Aber nun ist er doch eingedrungen, trotz alledem, und schreitet zwar langsam aber sicher vorwärts. Wer löst das Rätsel?

Doch weiter zu den anderen Sozialgesetzen des Landes, welche in der Richtung eines Ausgleichs zwischen Reich und Arm gewirkt haben oder wirken sollen.

Da ist nur wenig zu sagen über die progressiven Steuern, welche eine nach unseren Begriffen sehr weitgehende Steuerfreiheit für die Minderbemittelten gewähren. Die staatliche Einkommensteuer, Incometax nach englischem Muster läßt alle Einkommen unter 6000 Mark steuerfrei und gestattet den Abzug von Lebensversicherungsprämien bis zu 1000 Mark. Der Steuersatz bei höheren Einkommen bis zu 26000 Mark beträgt $2^1/_2$ Prozent, soweit das Einkommen 26000 Mark überschreitet 5 Prozent. Viel progessiver ist die Grundsteuer, Landtax, welche zum großen Schaden des Landes 70 Jahre zu spät eingeführt worden ist und daher kaum noch das Ziel zu erreichen vermag, welches ihr gesteckt ist, nämlich den Großgrundbesitz unmöglich zu machen. Bei Grundeigentum, dessen Wert nach Abrechnung der Hypotheken 30000 Mark nicht überschreitet, ist ein Abzug von 10000 Mark gestattet. Eine gleitende Skala von Abzügen wird den Grundbesitzern eingeräumt, die zwischen 30000 und 50000 Mark ihr Eigen nennen. Zugrunde gelegt wird bei der Besteuerung der Kapitalwert unter Abzug aller Aufwendungen für Verbesserungen, der sogenannten unimproved value. Der Steuersatz beträgt hier $^2/_5$ Prozent. Zu dieser gewöhnlichen Landtax hinzu kommen nun Zuschläge, die sich von etwa $^1/_{40}$ bis $^1/_3$ Prozent schrittweise erhöhen, je nachdem der Wert des Grundbesitzes sich zwischen 100000 und 800000 Mark bewegt. Alsdann beginnt eine schärfere Steigerung, die ihren Höhepunkt bei einem Wert von 4 Millionen Mark erreicht; da ist die Zuschlagabgabe 2 Prozent. Grundstücke, welche nicht geschäftlichen Zwecken dienen, trifft eine weitere Steuererhöhung von 25 Prozent, wenn sie über 800000 Mk. Wert haben; Absentismus wird stets mit einer Steuererhöhung von 50 Prozent belegt. Und nun der Beweis für die Wirkung der Steuern: von der einen Million Bewohner haben nur 10420 Personen oder Gesellschaften eine Einkommensteuer, nur 28991 Grundsteuer bezahlt. Das Reineinkommen der 10420 Steuerzahler betrug zusammen etwas über 200 Millionen Mark. Aber nur 4827 Industrielle,

Ladenbesitzer, Händler, Fabrikanten und dergleichen mehr haben mehr als 6000 Mark Einnahme erzielt, nur 884 von 1583 industriellen Gesellschaften überhaupt mit Gewinn abgeschlossen. Von den 290272 Angestellten jeder Art, hoch wie niedrig, haben nur 1835 über 6000 Mark jährlich. Und nur 643 Beamte des Dominiums sind in gleicher Lage.

Was hat Neuseeland nun auf der anderen Seite getan, um nicht nur das Entstehen großer Vermögen zu hemmen, sondern auch das eines ausreichenden Einkommens für alle seine Bürger zu sichern? Daß der Arbitration Akt in diesem Sinne wirken kann, liegt auf der Hand. Er kann unter Umständen allerdings auch unwillkommene Folgen zeitigen: die Tendenz, sehr viele Arbeiter auf den Minimum Wage herabzudrücken, deren Tüchtigkeit ohne das Gesetz höher bezahlt würde, weil dann auf der anderen Seite auch geringwertige Arbeit niedriger gelohnt würde; die Tendenz, nur die besten Arbeiter zu verwenden, die schlechteren möglichst auszuschalten. Wen überrascht es, daß auch hier Behauptung gegen Behauptung, Statistik gegen Statistik ausgespielt wird? In dem einen Gewerbe mag die angedeutete Tendenz wirklich zum Ausdruck gelangen, im anderen nicht, weil dort zu viele, hier zu wenige Arbeiter sich anbieten. Keinen Zweifel hinsichtlich der uns hier interessierenden Wirkung läßt aber das grandiose Werk des Denkers Tregear und des praktischen Politikers Seddon aufkommen, die Altersrentenversorgung, die Old Age Pension Akts von 1898 und den zehn folgenden Jahren.

Diese moderne Form der Staatsbürgerversorgung, die 1909 auch im Gesamtgebiet des australischen Kontinents und mit Einschränkungen sehr überraschender Weise auch im englischen Mutterland Nachahmung gefunden hat, ist ein Mittelding zwischen unserer sozialen Arbeiter-Altersversicherung und der Armenpflege. Von der ersten unterscheidet sie sich dadurch, daß weder Unternehmer noch Arbeiter Beiträge zahlen, daß auch nicht nur die Arbeiter, sondern jeder die gesetzlichen Voraussetzungen erfüllende Bürger versorgungsberechtigt wird; von der letzten weicht sie darin ab, daß sie in keiner Weise entehrend wirkt, nicht als Wohltat, sondern als individuelles Recht des Bürgers gilt. Wer 65 Jahre zählt, 25 Jahre lang in der Kolonie gelebt und während dieser Zeit sich keines allzu schweren Vergehens schuldig gemacht, in den letzten 12 Jahren auch Gatten und Kinder nicht verlassen hat und (neben einigen anderen weniger wichtigen Erfordernissen) ein Einkommen unter 1200 Mark, ein Vermögen unter 5200 Mark hat, ist berechtigt, bei der zuständigen Kreisbehörde eine Rente zu verlangen, die seit diesem Jahre bis zu 520 Mark jährlich, also bis zu 10 Mark wöchentlich betragen kann; für je 20 Mark Einkommen über 680 Mark und für je 200 Mark Vermögen wird der Höchstbetrag der Jahresrente um je 20 Mark gekürzt. 13569 Personen, davon 7712 Männer, standen im Vorjahre im Genuß von Altersrenten. Ein sehr erheblicher Prozentsatz dieser Leute

war aber durchaus nicht allein auf diese Renten angewiesen, sondern lebte im Kreise seiner Angehörigen oder hatte daneben noch ein kleines Einkommen oder Vermögen. Die Statistik zeigt, daß die Gesamtzahl der Rentner ein Einkommen von über 2 Millionen Mark, ein Vermögen von über 1 Million besaß, wobei Einkommen oder Vermögen des etwa vorhandenen anderen Ehegatten nicht mitgerechnet ist. Eine mehr ins Detail gehende Statistik fehlt. Nur ist noch ermittelt worden, daß 645 alte Rentner in Greisenhäusern, Hospitälern usw. untergebracht und hier gegen Abgabe ihrer Renten nicht nur verpflegt werden, sondern, von den Kranken abgesehen, auch noch fast überall ein zwischen 4 und 11½ Mark monatlich betragendes Taschengeld erhalten.

In ähnlichem Sinne wie die Old Age Pensions wirken naturgemäß die zahlreichen Versicherungspolicen bei den Privatgesellschaften, der staatlichen Lebensversicherung, den Gewerkvereinen, den Hilfskassen, ferner die Einlagen in die Sparkassen, unter denen die Postsparkasse an leitender Stelle steht. Auch das weitgehende Unternehmer-Haftpflichtgesetz und ein neu eingeführtes Pensionsgesetz sind nicht zu vergessen.

Eine Lücke in der Sozialgesetzgebung muß gerade dem deutschen Beobachter auffallen: es fehlt die zwangsweise Kranken-, Unfall- und Invalidenversicherung. Was in dieser Beziehung freiwillig durch die Elite der Arbeiter geschieht, ist nicht befriedigend für das Gros. Lediglich finanzielle Gründe dürften bisher diese Lücke verursacht haben. Binnen kurzem wird man aber zweifelsohne die fehlenden Gesetze haben, wahrscheinlich vereinigt mit einer Arbeitslosenversicherung. Auf Seiten der Unternehmer weniger, auffälligerweise, auf Seiten der Arbeiter und der Regierung ist man bemüht, die Zwangsversicherung durchzuführen und studiert mit Interesse das deutsche Vorbild.

Von noch einem Mittel muß gesprochen werden, welches in hohem Maße die Vermeidung sozialer Extreme begünstigt hat, das ist die teils mit, teils ohne Willen der Regierung gehemmte Volksvermehrung. Seddon hat wiederholt erklärt und daher ist diese Auffassung Axiom in Neuseeland, daß es besser sei, wenn die Kolonie eine auch nur kleine Anzahl glücklicher Bewohner aufweise, als wenn sie sich einer viel größeren Zahl weniger gut Situierter zu erfreuen habe. Und hieraus, wie auch aus einigen anderen nicht weiter zu erörternden Gründen ist die Politik Neuseelands zu erklären, welche die Einwanderung der farbigen Rassen fast gänzlich hindert, die der Europäer aber, selbst nicht abgesehen von Engländern, nicht begünstigt, gelegentlich sogar, wozu ein Kautschukparagraph des Immigration Akts die Handhabe bietet, ebenfalls hintertreibt. Was aber etwa doch von England herüberkommt, ist durchaus nicht das Menschenmaterial, welches man als Kulturdünger benötigt. Bauern braucht man, und die kann England nicht entsenden. Gegen die anderen Nationen aber schließt man sich fast völlig ab. Das geschieht mit Willen der Regie-

rung. Ohne ihren Willen aber ist die Geburtsquote der Bevölkerung sehr stark zurückgegangen. 1882 kamen auf 1000 Bewohner 37,5 Geburten, 1907 nicht mehr als 27,3 aufs Tausend der Bevölkerung. 1878 brachte jede dritte Frau im gebärfähigen Alter ein Kind zur Welt, 1906 gab noch nicht einmal jede vierte Frau einem Neuseeländer das Leben. Die Kinderfrequenz der Ehen ist im Zeitabschnitt 1887—1907 von 5,14 auf 3,15 zurückgegangen. Und keinerlei Aussicht oder Absicht ist vorhanden, den mit oder ohne Regierungswille gehemmten Bevölkerungszuwachs in bessere Bahnen zu lenken. Ich weiß nicht, ob man in Neuseeland auch die Geburtenabnahme als ein erfreuliches Zeichen fortschreitenden Wohlstands ansehen will. Aber schwere, ernste Sorgen für die Zukunft der Neuseeländer steigen hier auf. Dazu liegt der Gedanke, daß das Land bei dem unausbleiblichen Zerfall des britischen Reichs vom ersten ankommenden Kriegsschiff erobert werden kann, zumal es noch so gut wie gar keine eigne Verteidigung besitzt, nur zu nahe.

Daher denn auch die große Deutschenfurcht, dessen naher Kolonialbesitz Samoa Seddon ein Dorn im Auge war. Diese Deutschenfurcht äußert sich auch in den Ziffern der Handelsstatistik. Das schutzzöllnerische Dominium exportierte 1907 für 20 und importierte für 17 Millionen Pfund. Deutschland war an der Einfuhr nach Neuseeland mit nur 352000 Pfund, an der Ausfuhr mit nur 66000 Pfund beteiligt. Musikinstrumente, Eisen und Stahl, Maschinen und Glaswaren sind einige der Hauptartikel, welche wir nach Neuseeland bringen. Der Export der Kolonie umfaßt hauptsächlich Wolle für 2,7, gefrorenes Fleisch für 3,4, Butter und Käse für 2,3, Gold für 2 Millionen Pfund. Der Umstand, daß der neuseeländische Zolltarif englischen Waren gegenüber Waren anderer Ursprungsländer einen nicht unbedeutenden Vorzugszoll gewährt, hat die deutsche Konkurrenz sehr erschwert.

Es könnte sich ein falsches Bild von den Zuständen Neuseelands ergeben, wenn ich ganz schweigen würde von seiner etwas prekären finanziellen Lage. Es ist beinahe das am höchsten verschuldete Land, wenn die Schuld in Beziehung gesetzt wird zur Einwohnerzahl. Auf den Kopf der Bevölkerung kommen nämlich, nach dem Stand von 1908, rund 1400 Mark. Nur ein paar australische Staaten übertreffen hierin Neuseeland, nämlich Südaustralien, Queensland und Westaustralien mit 1580 bezw. 1540 bezw. 1460 Mark auf den Kopf der Bewohner. Ja, heißt es aber, wenn man hier von den Neuseeländern spricht, wir sind auch auf den Kopf der Bevölkerung gerechnet, eins der reichsten Länder und die Schulden sind großenteils produktiv. Der erste Einwand stimmt vielleicht, nicht der zweite. Zwar sind von den cirka 1350 Millionen Mark Staatsschulden cirka 240 Millionen Mark Schulden für Eisenbahnen, Wege und dergleichen, ferner für viele Dinge, welche bei uns die Kommunen bezahlen; allein niemand kann zum Beispiel behaupten, daß alle Bahnen des Landes

eine produktive Anlage darstellen. Ein Blick hinter die politische Bühne zeigt, daß manches Stück Schienenweg nur gelegt worden ist, weil Partei- und Wahlinteresse es empfehlenswert erscheinen ließ.

Die Sozialpolitik ist eine teure Sache auch in Neuseeland und stellt dem Ministerium schwierige Aufgaben. Neue Steuern oder neue Schulden oder höhere Zölle ist die große Frage. Der Landwirtschaftsminister hat darauf geantwortet: Papiergeld. Diese Antwort gab einen Sturm der Entrüstung im ganzen Land und kostete sofort dem Minister seine Stellung.

Wenn nun aber Neuseeland wirklich mehr als ein anderes Land einen sehr großen Prozentsatz seiner Bewohner glücklich und zufrieden gemacht hat, und wenn wir einmal annehmen, der sozialen Gesetzgebung der Kolonie sei dieser beneidenswerte Zustand zu verdanken, so liegt doch die Frage sehr nahe, warum man dann nicht in den alten Ländern das Beispiel unserer Antipoden nachahmt. Neuseeland als Lehrmeister, als Erzieher für die Sozialpolitik europäischer Staaten? Eine ebenso zweifelhafte wie gefährliche Schule. Die Gründe für diese Behauptung? Eine kleine Vergewaltigung der europäischen Landkarte wird sie klar aufdecken.

Man stelle sich einmal ein Land wie Italien vor, das an Flächeninhalt wie an äußerer Gestalt und auch zum großen Teil an Klima wie an landschaftlichem Reiz mit Seen, schneebedeckten und feuerspeienden Bergen Neuseeland gleichsteht, läge etwa da, wo sich die Azoren befinden, losgelöst vom Festland, ein paar Tagereisen vom nächsten Kontinent entfernt. Und von der starken Bevölkerung streiche man so viele Millionen weg, daß nicht mehr übrig bleiben, als die Zahl der Bewohner Neuseelands beträgt, noch nicht ganz eine Million. Aber auch die Geschichte Italiens muß man auslöschen und sich alles fortdenken, was auf seinem Boden sich abspielte und entwickelt hat, bis vor 70 Jahren. Die Million Bewohner aber machen wir von Romanen zu Germanen, von Italienern zu Briten, zu zähen energischen selbstbewußten Kulturpionieren, die aus irgendwelchen Gründen nicht an der pluto-aristokratischen Regierungsform ihrer englischen Heimat hängen, sondern politisch etwa wie die Schweizer gestimmt sind: vollblutdemokratisch. Das Bild ist fertig: wir haben das ferne Neuseeland, das vier Tage von Australien, drei Wochen von Südamerika wie von Ostasien, sechs Wochen von Deutschland entfernt liegt, nach Dampferdistanz gemessen, dem europäischen Horizont näher gebracht und vielleicht auch zugleich dem Verständnis europäischer Leser. Denn wird nun ernstlich jemand die Anschauung vertreten, Italiens heutige Sozialpolitik sei das beste für das neue Azoren-Italien? Und da sollte das Umgekehrte denkbar sein, daß die Sozialpolitik des Azoren-Italiens auf das alte Italien übertragen werden könnte? Und doch gibt es Nationalökonomen, welche die Lösung aller unserer drückenden sozialen Fragen davon erhoffen, daß die Gesetze des Dominion of New Zealand und die ihnen später nachgemachten Australiens auf das Deutsche Reich und andere europäische Staaten

übertragen werden! Der in Paris lebende Rudolf Broda agitiert in einer ganzen Serie eigener Zeitschriften für diese Idee. So überzeugt sind diese Enthusiasten, daß ihnen 18 Jahre Erfahrung genügen, während man hierzulande selbst allgemein der Überzeugung begegnet, es müßte noch lange Zeit verstreichen, ehe man von einer Bewährung der Sozialgesetze reden könnte, es müßten erst krisenreiche Jahre kommen, in denen sie ihre Kraftprobe abzulegen hätten. . . . .

Auch ich bewundere und liebe Neuseeland und verehre viele seiner Gesetzgeber und Politiker. Auch mir erscheint es erstrebenswert, manches von dem fernen Inselreiche zu uns hinüber zu bringen; aber ich verwechsle nicht das Ideal mit dem Durchführbaren und an die Stelle rosigfärbender Begeisterung setze ich die kühl abwägende, auch hinter die Kulissen blickende Kritik. Und was zeigt sich da? Daß dem Land und seiner extremlosen Sozialverfassung schwere Gefahren drohen: daß nach rechts wie nach links die Extreme zu wachsen scheinen. Hie rückwärts verlangendes Grundbesitzerinteresse, hie revolutionäre Sozialdemokratie. So kann man seit ein paar Jahren, namentlich seit Seddons Tode, in neu gegründeten Blättern lesen. Und weitblickende Politiker prophezeien, auch in Neuseeland werde bald, wie im australischen Commonwealth seit Mitte vorigen Jahres, die Parteipolitik sich so zuspitzen, daß auf der einen Seite die Arbeiter, auf der anderen die Unternehmer stünden. Käme diese Zeit für Neuseeland wirklich heran, erstünde hier dem allmächtigen Seddon nicht ein würdigerer Nachfolger als der gerissene Geschäftsmann und prinzipienlose Scheindemokrat Ward, käme die Reaktion oder Revolution, dann würde das Land ohne soziale Extreme schnell verschwunden sein und die trostlose Gewißheit bringen, daß selbst das sozialste Land trotz aller Reformen keine größeren Erfolge aufzuweisen hat, als wir.

Und die Konsequenzen hieraus? Die wird jeder nach seinem Gefühl, nach seiner Sinnesrichtung ziehen. Der antisoziale Konservative wird die Ohnmacht jeder Sozialpolitik verkünden; der dem herrschenden Wirtschaftssystem abholde Sozialist, sei er Reformer oder Revolutionär, wird behaupten, Neuseeland sei nicht weit genug gegangen, es hätte womöglich alle Produktionsmittel verstaatlichen müssen, um dauernd Erfolg zu erzielen. Der Verfasser aber gestattet sich die ganz bescheidne Meinung auszusprechen, daß eine rein nationale Sozialpolitik, welche ein Land betreibt, das nicht einen absolut unabhängigen Wirtschaftskreis darstellt, wenn sie die Sozialpolitik der anderen Länder des Weltmarkts erheblich übersteigt, zum mindesten ein äußerst gewagtes Experiment bildet; mag diese Ansicht noch so deprimierend wirken, ich habe im Land ohne soziale Extreme gelernt, daß wirkliches dauerndes soziales Heil nur von einer internationalen Sozialpolitik zu erwarten ist, und daher nur äußerst langsam Schritt vor Schritt.

***

Von allerlei Heiligem in Humboldts Leben/ von Ernst Heilborn

Ein ekstatisches Liebespaar sitzt in einer Laube. Das Küssen macht sie „klug"; sie umarmen sich und meinen das All zu umschlingen, — Wilhelm v. Humboldt und Caroline v. Dacheröden, seine spätere Frau, die sich in ihr bräutliches Glück versenken.*

Kinder ihrer Zeit. Die Laube, in der sie sich verstecken, ist „heilig", jedes Gefühl, das sie durchbebt, ist „grenzenlos". Noch wirkte der süß-elegische Rausch, den „Werther" in den Herzen heraufbeschworen hatte, noch immer stand Lotte vor den Blicken der Zeitgenossen beim heraufziehenden Gewitter mit dem Freund am Fenster und stammelte: „Klopstock —!" Schon aber kündigte sich das neue Naturempfinden der Romantik an. Es gilt nur die bescheidene Tegeler Landschaft, aber ein „unbestimmtes und unruhevolles" Sehnen dehnt bei ihrem Anblick Humboldts Brust; Caroline sitzt mit ihrem Ossian und Werther in der braven thüringischen Pappelallee — „ja, Natur, du lösest das irre-Gewebe in mir, und mein Herz atmet sich aus an deinem Busen wie an dem Busen eines Freundes!" Der Pantheismus ist zu einer neuen, beseligenden Religion geworden. Das Moos am Boden ruft nicht nur mehr Gedanken an die Allmacht des Schöpfers, die wohl das Auge feuchten mögen, es weckt die dunklen Empfindungen des Verschwistertseins aller Kreatur, und die Tränen fließen. Dies Brautpaar lustwandelt irgendwo, und sie sind sich bewußt, daß ihre Herzensneigung in das Sehnen nach dem All hinüberströmt. „Und wenn ich allein mit dir ging und in der schönen, freien Natur dich umarmte, wie war mir's da oft, als umfaßt ich auch sie, als legte ich sie mit mir auch an deinen Busen."

Sie sind sich sehr vieler, allzuvieler Dinge bewußt, die beiden. In die Empfindung war die Reflexion getreten. Das hatten schon die Älteren erfahren müssen, das sollte auf die jüngeren forterben. In der Art der Reflexion aber unterschieden sich die Generationen: Mit einer ausgesprochen philosophischen Selbstbetrachtung stehen Wilhelm v. Humboldt und Caroline v. Dacheröden zwischen der elegischen Stimmungswelt der Wertherzeit und dem Selbstzersetzungstriebe der Romantik. Man liebt nicht nur die irdische Erscheinung des Freundes und der Freundin — der „Idee" ihres Seins sucht man teilhaftig zu werden. Es ist in den beiden ein Sehnen nach der Urgestalt, nach der Urschöne der Persönlichkeiten.

Es ist sogar in der Sinnlichkeit dieser Brautleute etwas Philosophisches. „O Wilhelm, — komm in meine Arme, daß meine Seele in dich überströme und ich die deine empfange." Nicht nur sehr bewußt ist man sich der Einheit

* Wilhelm und Caroline v. Humboldt in ihren Briefen. Berlin. E. S. Mittler und Sohn.

von Seele und Leib und spricht es aus, nein, man geht in diesem Gedanken, der ein jubelndes Gefühl wird, recht genießerisch auf. Denn das war bei dieser gefährlichen Zeitstimmung das Gute, das Rettende für die beiden: sie waren bei aller Reflexion warm sinnliche Naturen. Auch die zarte Caroline v. Dacheröden, die immer Blut beim Husten brachte, war das.

Aus ekstatischer Freundschaft war die Liebe der beiden erwachsen. Es bestand ein Freundschaftsbund schwärmerischer und verzückter Seelen — auch darin kündigte sich die kommende Romantik an — dem sie angehörten und durch den sie zusammengeführt wurden. Jedes von ihnen hatte Bande zu lösen, ehe sie einander angehören konnten. Und dies Gefühl für Freundschaft behielt seine Kraft neben der Liebe. Nicht nur, daß sie gewillt waren, die alten Beziehungen weiter zu pflegen und die Möglichkeit eines Glücks en trois ganz ernsthaft ins Auge faßten: man kann sagen, es steckte etwas Revolutionäres in diesem Freundschaftsempfinden. Es war durchaus fähig, die Ehe als staatliche Institution zu zersetzen. Traf das bei Wilhelm v. Humboldt und seiner Verlobten nicht zu, so machten sie damit nur eine Art Reservatrecht für sich geltend. Berechtigung für die Allgemeinheit konnte die Ehe auch nach ihrer Überzeugung nur soweit in Anspruch nehmen, als sie gleichzeitig Freundschaft war.

In Wirklichkeit sind alle Revolutionen noch immer aus frommer Schwärmerei hervorgegangen. Kommt dann der Hunger hinzu, so werden Barrikaden gebaut.

Davon ist hier keine Rede; sondern nur von zweien, die ganz und bedingungslos Kinder ihrer Zeit waren, und zu Führern der Zeit werden sollten. Das aber gilt nicht nur von Wilhelm v. Humboldt, sondern in ihrer Art auch von dem zarten Fräulein v. Dacheröden, für das es sich nicht schickte, allein auf die Straße zu gehen, und das immer Blut beim Husten brachte.

Ein ganz origineller, beinahe barocker Zug fällt auf. Die beiden geben sich die größte Mühe, ihre im Unverstand holder Schwärmerei geschlossene Verbindung als Konvenienzheirat erscheinen zu lassen. Sie stimmen darin von Anfang an völlig überein und nehmen es so ernst, betragen sich so geschickt, daß es ihnen gelingt, die Mit- und Nachwelt bis zum Erscheinen dieses indiskreten Briefwechsels über ihre Beziehungen zu einander zu täuschen. Und das will besagen? Es könnte heißen: wir sind der Herr v. Humboldt und das Fräulein v. Dacheröden (das so zart ist, daß es Blut beim Husten bringt), und der Lakei macht hinter uns die Türe zu. In Wirklichkeit kündigt sich darin ein neues Keuschheitsempfinden an, jenes sehr männliche Keuschheitsempfinden, das auf Gefühle geht — das sehr viel später erst, in der Bismarckschen Ära pandemisch werden sollte, das uns so gut zu Gesicht steht und unsrer Kunst den Todesstoß versetzte. (Künstler müssen — leider — unkeusch sein.)

Auch sind diese zu Führern berufenen Kinder der Zeit, schon als Kinder,

ihrer Umgebung arg überlegen. Die ältere Generation wird füglich nicht ernst genommen. Dem etwas pedantischen Papa Dacheröden und der steifen Mutter Humboldt gegenüber sind die beiden das typische Kronprinzenpaar. Das geht soweit, daß es Caroline nicht der Mühe wert hält, einen Brief an die Mutter ihres Verlobten zu schreiben. Ihr, die mit der Feder höchst gewandt umgeht, ist das lästig. Der Brief wird im Schillerschen Kreise für sie im Konzept fertig gestellt (man erfährt nicht, ob der Hofrat selbst daran mitgearbeitet hat, was erfahrenswert wäre) und von ihr abgeschrieben. Später verfaßt Wilhelm von Humboldt die Briefe seiner Braut an seine Mutter gleich selbst. Weil das bequemer ist.

Das sind Spielereien, aber der Ernst folgt, und dieser Ernst hat etwas Heiliges. Nicht lange vor der Hochzeit quittiert der Referendar v. Humboldt den Staatsdienst, nur weil er das Empfinden hat, er müsse sich selber und seiner Bildung leben. Es gibt nichts gegen ein innerliches Muß. Seine dienstlichen Aussichten waren die besten, die pekuniären Verhältnisse der beiden sind ohne den Zuschuß des Gehaltes durchaus keine glänzenden, alle Welt wird lästern —, Caroline stimmt ihrem Verlobten trotzdem bedingungslos bei, ja, sie hat die Empfindung, daß er nun erst ganz er selber geworden sei. Eine Tat, die aufdeckt, was an innerem Fonds vorhanden war, und die ihre Früchte für die Zukunft tragen mußte.

Mit dem ausgesprochenen Willen zur Bildung treten die beiden ihre Ehe an.

Die Ehe erweist sich ihnen als eine Art Naturheilkünstlerin. Das philosophische Luftschloß, eine Spiegelung Kant-Schillerscher Geistesstrahlen, gewinnt die eine sehr irdische Grundmauer in dem gesunden sinnlichen Empfinden, das den beiden eigen war und das nun zu seinem Rechte kommen sollte. Ulysses heißt den Schatten „Schwärmerei" vom Opferblute trinken! Die noch immer sehr zarte Frau v. Humboldt hat Mutterinstinkte, wie sie sich bei einer Dame der Gesellschaft nur selten finden. Nicht nur, daß sie „unpassend" viel Kinder zur Welt bringt, — sie selbst hat immer wieder das Verlangen danach, sie fühlt sich, gesegneten Leibes, als Teil der schaffenden Natur. Es ist ihr ein physischer Schmerz, ein Kind entwöhnen zu müssen. Und wenn je ein Mann begriff, so war es Humboldt. „Mutter" nennt er sie, und immer wieder „Mutter — !"

Sie waren die Menschen dazu, sich über das Rechenschaft abzulegen, was sie erlebten. Dem nachgeborenen Beurteiler geht Humboldt stets als Selbstbeobachter voran. „Du hast", schreibt er einmal an Caroline, „alle Gefühle mit mehr gediegener Wirklichkeit umkleidet, aber alle in ihrer ursprünglichen idealen Reinheit und Höhe gelassen." Die Kinder werden in den Kreis des Bildungsideales einbezogen, der sehr stark erlebten sinnlichen Mutterschaft gesellt sich die seelische. Man sagt sich: die Eltern erziehen nicht durch Worte,

nicht einmal durch Taten, sondern durch das, was sie sind. Durch das, was sie, nicht sowohl als Einzelwesen, sondern in ihrer ehelichen Gemeinschaft menschlich bedeuten. Das Ziel als solches ist also beinahe dasselbe geblieben, das die philosophische Spekulation suchte; nur führt nunmehr ein gangbarer Weg dorthin. Auch wandert man bereits mit festen und sicheren Füßen auf diesem Pfade.

Es ersteht das Doppelproblem des gemeinsamen und des Insichlebens, der schwierigsten eines. Sie ist ihm Gefährtin. Sie nimmt an seinen wissenschaftlichen Untersuchungen teil, sie wird später den Staatsmann und Diplomaten mit sehr klugem Rat und sehr scharfblickender Einsicht fördern. Aber er hängt nicht an ihrer Schürze, und sie begleitet ihn nicht wie ein Schatten. Humboldt wäre wohl nie er selbst geworden, hätte er sich nicht sein Heiligtum im Innern geschaffen. Die Schlüsselgewalt darüber vergab er nie. Ja, es ist ein ganz wesentlicher Zug dieser einzig schönen und harmonischen Persönlichkeit, daß er sich niemals, weder durch eheliche Gemeinschaft noch durch Arbeitsüberlastung die Stunden innerer Einkehr rauben ließ. Sie standen Tag für Tag an seinem Horizonte, wie milder Sonnenuntergang vor ermüdeten Augen: „Es muß im Innern eine eigene Welt geben, über die die Wellen des Lebens nur hinwegschlagen, und die still und verborgen sich fortbildet." Ähnlich aber war auch Caroline veranlagt, und darum konnten sie ohne verflachenden Kommunismus in aristokratischer Gemeinschaft miteinander leben.

Durchblättert man die Seiten dieses Briefwechsels, so sind aus Schwärmern unmerklich Lebenskünstler geworden. Wer aber will sagen, daß das Widersprüche seien, wofern nur Schwärmerei die Wirklichkeit zu erfassen und sich an ihr zu kräftigen vermag? Ganz ohne den holden Trug der Lüge geht es in keiner Kunst — wie also da, wo das eigene Dasein mit all seinen Härten und Erniedrigungen gestaltet werden soll? Kraft seiner ästhetischen Beanlagung wird Humboldt zum Lebenskünstler, aus kleinen Ansätzen bildet sich ihm der große Stil. Er hat von vornherein den Sinn für den Zierat des Lebens. Recht genießerisch weilt er in einem alten Herrenhause, mit der Sorgfalt des Ästheten wacht er über der Ausstattung seiner Bücher, Genuß und Arbeit dürfen sich nicht gegenseitig beeinträchtigen, sie müssen vielmehr aneinander erstarken. Er freut sich in dem Bewußtsein, daß ein guter Vers in dieser Welt der Zufälligkeiten ewig lebe, sein feiner Sinn wehrt sich gegen den Gebrauch silbernen Gerätes auf dem Lande. Caroline v. Humboldt aber gewinnt eine reizende kulturhistorische Bedeutung als eine der ersten deutschen Frauen, die sich ein Badezimmer einrichten ließ.

Aus solchen Äußerlichkeiten aber lugt *hier* das starke innere Vermögen. Soweit wären wir alle Lebenskünstler, gälte es nur, einen gewissen Wohlstand ästhetisch zu bewerten; was Humboldt tut. Er begreift aber zugleich, daß der

Zweck des Lebens nur in dem Leben selber liegen könne, daß nur der sein Dasein verstanden, der sterbend von sich sagen kann: „Ich habe soviel Welt, als ich konnte, erfaßt und in meine Menschheit verwandelt". Dazu aber bedarf es dieser großen inneren Sicherheit, die Humboldt wie eine heilige Flamme in sich hütet, die nun hell und bald heller leuchtet. „Das Leben leicht tragen und tief genießen!" Es gibt für Humboldt kein feindliches Schicksal, keinen Buschklepper-Tod. Der Mensch wird, um zu enden. Was die Romantik als ihre tiefste Erkenntnis in Novalis ans Licht setzen sollte: daß Schicksal und Gemüt Worte des nämlichen Begriffes sind, das lebt in Humboldt: „das Schicksal richtet sich nach dem innern Menschen". „Es kommt nicht eigentlich darauf an, glücklich zu leben, sondern sein Schicksal zu vollenden und alles Menschliche auf seine Weise zu erschöpfen."

Rom war ihnen beiden zum Erlebnis geworden. Dies Blicken in die römischen Sonnenuntergänge, dies Leben in freiem, geistig angeregtem Verkehr, diese Einwirkung einer leidenschaftlich erregbaren Bevölkerung, dies tägliche Auferstehen einer toten, ewig jungen Kunst; das Einbetten eines Lieblingskindes in römischen Boden . . .

Nur aus der Freiheit heraus ist Humboldts Lebenskunst ganz zu begreifen.

Es war die Wahrung des Lebens im eignen Innern bei aller Gemeinschaft des Denkens und Empfindens, die Humboldts Ehe (es mag seltsam klingen) geradezu in eine freiheitliche Institution verwandelte. Es fiel ihm nicht ein, auch nur mit Wünschen Carolinens Willen festzulegen. Er wollte sie in der Entwicklung ihrer Persönlichkeit in nichts behindert sehen. Sie machte weite Reisen ohne ihn, er wurde durch seine beruflichen Geschäfte auf Jahre von ihr fortgeführt. Liebe ist etwas; aber erst in der Freiheit wird sie heilig.

Als ein sehr Freier trat Wilhelm v. Humboldt in den Staatsdienst. Daß es ihn immer Überwindung kostete, sich an das Geschäftsleben hinzugeben, wurde ihm zu einer Kraft. Er weigerte sich. Er ließ sich bitten. Er stand stets auf dem Standpunkt: wollt ihr mich nicht mehr, kommt ihr meinen Forderungen nicht nach, — um so besser für mich, der nur gezwungen an der Landstraße wohnt, der nicht darauf angewiesen ist, die staatlichen Wegegelder zu erheben.

Das klingt sehr aristokratisch, und war es doch nur in dem Sinne aristokratischer Lebenskunst. An Orden und Titeln nicht zu hängen, vermögen viele. Aber eine Gesandtenstellung, ein Ministerportefeuille bedeuten doch Macht und Einfluß? Humboldt antwortet: „Ich halte nicht viel vom Nutzen, den man äußerlich stiftet". In immer neuen Wendungen kehrt derselbe Gedanke immer wieder. Und damit steht man vor dem wahren Begriff der Freiheit. Wäre Freiheit nur die Unabhängigkeit von andern, so wären füglich alle die frei zu nennen, die kein Staatsamt bekleiden, keine Vorgesetzten haben. Es gibt in Wirklichkeit keine ärgere Sklaverei als in den sogenannten „freien" Berufen.

Humboldt empfindet es Schiller gegenüber, wie diesen das Werk, das er von sich fordert, vorwärtspeitscht, und das auf Kosten seines menschlichen Seins. Der Sklave der selbstauferlegten Leistung aber ist gewiß nicht besser daran als der Sklave des Amtes. Frei sein, heißt nach Humboldt, das Leben als Dasein, nicht als Leistungsmöglichkeit begreifen. In seiner zynischen Art schrieb Friedrich Schlegel um dieselbe Zeit: „Ich bitte dich, lieber Freund, recht faul zu sein".

Was bei Friedrich Schlegel „Zynismus" war, war bei Humboldt „Andacht". Aber vielleicht kommt es weniger auf die Farbe der Schale als auf das Fleisch der Frucht an?

Und nun, wie charakteristisch! Humboldt selbst ist ein Heide und gänzlich unmusikalisch: das erste, was er als Staatsrat in Angriff nimmt, ist die Reorganisation der Kirchenmusik. Der Freie abstrahiert von sich selber. Nach der Schlacht von Jena mit der Leitung des preußischen Bildungswesens betraut, erfaßt er die vielgestaltige Aufgabe, von der Volksschule bis zur Universität, als einheitliches Ganzes. Diesem Freien wird jede Arbeit, die in seine Hände gelegt wird, zum Kunstwerk, und es ist immer etwas Schöpferisches in seinem Tun. Gerät Humboldt später während der Freiheitskriege und auf dem Wiener Kongresse in die Zunft der Diplomaten, wird es ihm unmöglich gemacht, dem übermächtigen Metternich gegenüber seine Forderungen durchzusetzen, sein Blick bleibt darum nicht minder auf das Ganze gerichtet. Wie ihn der Erfolg nicht jubeln machte, so ficht ihn der Mißerfolg nicht an. Vielmehr ist es gerade der Diplomat Humboldt, der schreibt: „Ein guter Vers lebt ewig".

Der Referendar Humboldt, der mit dem sehr zarten Fräulein v. Dacheröden (sie hat inzwischen acht Kinder zur Welt gebracht) in der „heiligen" Laube saß, mutete weiblich an. Das machte die tiefe Aufnahmefähigkeit seiner Natur, die Zartheit seines Empfindens. Das alles wahrt er sich. Der Humboldt aber, der über die Schlachtfelder der Freiheitskriege reitet, wirkt eminent männlich. Kein Wort der Klage oder des weichherzigen Mitleids kommt über seine Lippen. Er hat die Notwendigkeit der Fügungen begriffen. Auch wird er nachher noch denselben Abend, wenn er all diese Züge mit Schwerverwundeten, die sich auf Leipzig ergießen, überholt hat, mit Professor Hermann über seine Übersetzung des Äschyleischen „Agamemnon" konferieren . . .

Wieder diese Welt im Innern, über die selbst Kriegsschrecken keine Macht besitzen! Dabei scheint es beinahe gleichgültig, wie solches Eiland in den grauen Fluten ausschaut. Wenn es nur überhaupt da ist. Er aber erbaute sich dort die alten Altäre und richtete helleniſche Statuen darauf auf, — vielleicht war es der sehr innerlich erlebte Einfluß der Antike, der ihn sehr männlich machte.

Er war ein Heide, und die Zeit war fromm geworden. Die Romantik, die er in ihrem Wesensgehalt vorweggenommen hatte, war gleichfalls dazu geschritten, Altäre zu errichten; nur mit etwas andern Götterbildern.

Der einst völlig unter dem Einfluß seiner Zeit gestanden, ist längst zu ihrem Führer geworden. Aber wie der Aristokrat Humboldt, der das Duell für eine Torheit hielt, doch ein Duell ausfocht, um die Leute nicht vor den Kopf zu stoßen, so sah es der Heide gar nicht ungern, daß die Frömmigkeit der Zeit auch in die Herzen seiner Töchter Eingang fand, so hörte der Diplomat nicht auf, seine Pflicht zu erfüllen, trotzdem er die völlige Erfolglosigkeit seiner Bemühungen erkannt hatte. Das ergibt die Eigenart eines Mannes, der zwar innerlich über dem Zeitgetriebe steht, sich aber bewußt mitten hineinstellt. Eine Denkmalsfigur, die gelassen von ihrem Sockel herabsteigt: so wirkt bereits der Humboldt der Mannesjahre. Und damit ersteht seine Persönlichkeit in scharfem Kontrast zu dem Goethe der Freiheitskriege. Der ging einsame Wege. Humboldt mischte sich unter das arbeitende Volk, mitzutun, wenn auch mit staubreinen Händen. Wohl bekannte auch Humboldt, daß er seine Gewohnheit, Scherze zu machen, wie eine Maske trage. Aber die Goethesche Maske schreckte, die Humboldts zog an.

Der so überschwänglich anhob, dieser Briefwechsel zwischen Wilhelm und Caroline v. Humboldt, wird zu einem ruhigen und getragenen Hymnus der Liebe. Noch fünfundvierzigjährig schreibt der Ehemann: „Ich hätte dich, liebes Kind, gewiß nicht überlebt, wenn ich dich verloren hätte". Nun aber meinen Eingeweihte versichern zu können, sowohl Wilhelm wie auch Caroline seien einander untreu gewesen. Man glaubt das ungern. Aber selbst wenn es zutrifft, — „es muß im Innern eine eigene Welt geben, über die die Wellen des Lebens nur hinwegschlagen, und die still und verborgen sich fortbildet".

Und warum sollte es nicht möglich sein, ist nur das Heiligtum im Innern fest gegründet, die Widersprüche, auch die Erniedrigungen des Daseins, zu heiligen?

Björnson/ von Johannes V. Jensen

Björnson steht in der Weltliteratur als der letzte und unzweifelhaft einer der dauerndsten Ausdrücke für nordeuropäisches Temperament und nordeuropäischen Gedankengang — ein direkter Fortsetzer Goethes. Die Art seines Wesens geht, wie bei dem deutschen Geistesgiganten, bis auf Shakespeare zurück und nährt sich aus einer noch tieferen Quelle, der altnordischen Saga, deren Stil er durch ihren Ursprung einen neuen Inhalt zu geben vermocht hat. Dagegen fehlt ihm Goethes Expansionsfähigkeit dem „Süden" gegenüber, und er besaß auch nicht des großen Universalisten Anlage für die Naturwissenschaft. Er war durch und durch Lyriker und Moralist.

Formell geht Björnsons Entwicklung über Dänemark, wohin die deutsche Renaissance unmittelbar durch Oehlenschläger und, in schwererem Format, durch Grundtvig eingeführt wurde. Nachdem die Bewegung in Dänemark von gallisch beeinflußten Geistern wie Hejberg und Hertz gekreuzt und unter Einwirkung der modernen von Frankreich importierten Richtung, des Naturalismus, völlig gebrochen worden war, nimmt Björnson den Faden wieder auf und macht durch die Offenbarung seines Genies Norwegen zur letzten Station des germanischen Geistes. Wenn man diese Überlieferung von Goethe über Oehlenschläger zu Björnson in mehr als äußerlichem Sinn als eine Wanderung gen Norden auffaßt, so muß man wohl glauben, daß sie jetzt endlich abgeschlossen ist, weil sie weiter nicht kommen kann.

Björnsons Leben und Wirken fällt in eine durch neue, durchgreifende Erkenntnisse innerhalb der Naturwissenschaft wichtige Periode, Erkenntnisse, die er nicht sogleich verstand, weil sie ihm in einer Verkleidung entgegentraten, die seinem Geschmack fern lag. Nach Dänemark und Norwegen kam „Darwin" über Frankreich, in der Version des Naturalismus. Ein großer Teil von Björnsons Arbeit ist von der Reaktion gegen diesen Geschmack bestimmt. Gleichzeitig aber stand er in seinem innersten Wesen dem Kern des Modernen nahe, er, der persönlich die Idee der Evolution mehr als irgendein anderer innerhalb seiner Zeit repräsentiert hat.

Unter Voraussetzungen wie diesen tritt Björnson auf als der große Versöhner, der zwischen Altem und Neuem steht und beiden Seiten das ihre gibt — der Religion, deren Werte er geschirmt haben möchte, und der Entwicklungslehre, die er nur nicht in Verfälschung entgegennehmen mochte. Er war nicht immer gleich stark im Gedanken, und hat viel prachtvolle Kraft an Mißverständnisse verschwendet, an brennende Fragen, bei denen er im Dunkeln tappte. Zu solchen

Zeiten schuf er sich selbst und andern Leid durch die gewaltsamen Versuche, seine eigene Natur durchzusetzen, wo das Recht auf seiten der anderen lag.

Aber auch nicht ein denkender Mensch wird ihn beschuldigen, je anders gehandelt zu haben als für das Gute. Er war ein Liebender im erhabensten Sinn, ein heißester Freund des Lebens. Alles, dessen er sich bewußt ward, ging bei ihm über eine Brücke ins Gefühl. Er nahm die Liebe zu den Menschen mit sich hinüber in jede neue Form des Daseins. Keiner hat wie er die Autorität des Herzens im Verein mit allem Fortschritt behauptet. Der Modernismus, so wie er ihn sich aneignete, vertieft und fruchtbar gemacht durch Treue gegen die Überlieferung, ist des germanischen Geistes reifste Frucht und wird allezeit die Kultur Norwegens im neunzehnten Jahrhundert als klassisch charakterisieren.

Persönlich war Björnson mit allen Vorzügen und Schwächen eine der herrlichsten Menschenerscheinungen unserer Zeit und sicherlich der ganzen Geschichte. Keine heroische, keine Göttergestalt gibt es, zu der sein Wesen nicht einen menschlichen Maßstab zu geben scheint — die nordischen Häuptlinge — die Götter Griechenlands; er war ein Bauer und ein Fürst; ein derbes Mannsbild und dabei viel von einem Prälaten; in seiner physischen Üppigkeit und der Witterung von Seele, die von ihm ausging, lenkte er den Gedanken auf Urformen, die so weit auseinanderlagen wie „the missing link“ und Christus. Rein naturhistorisch war er ein Phänomen, an das alle, die ihn gekannt haben, mit nie verblassender Bewunderung zurückdenken werden.

Und welche Laufbahn ist ihm geworden! Offen und sichtbar für alle, wie die Sonne an einem wolkenlosen Mitsommertag, einem Tag, hoch, strahlend, siegreich, bis er nun unterging, zögernd, wie die Sonne, die noch eine kurze Weile auf dem Horizont zu ruhen scheint, ehe sie hinabsinkt ins Meer.

Er war ein Festesausbruch der Natur! Und seine Leidenschaft war sein Leben lang ein edles Sehnen nach den Elementen, in denen er jetzt aufgegangen ist.

Es liegt nahe, einen Vergleich zwischen Björnson und Roosevelt zu ziehen in diesen Tagen, da sie sich durch einen historischen Zufall begegnen, der eine auf dem Weg zur letzten Ruhe, unter königlichen Ehrenbezeugungen in Erinnerung dessen, was er für den Norden und die Zivilisation überhaupt war, der andere gefeiert in seiner vollsten Kraft und auf der Durchreise umhuldigt als der, von dem die Welt sich noch glänzende Taten erwarten kann. Die eine Sonne lenkt die Aufmerksamkeit auf sich, wo die andere untergeht, in diesem Begegnen.

Aber der Vergleich hat große, innere Gründe für sich, auch wenn Roosevelt ihn nicht durch seine Anwesenheit in Skandinavien unterstrichen hätte; er ist der wahre Erbe von Björnsons geistigem Herrschertum und zwar sowohl durch die Ähnlichkeit des Charakters als durch den Umstand, daß er Amerikaner ist. Denn viel von dem nordischen Geist, dem Björnson Ausdruck verlieh, befindet sich jetzt

in stärkerem Wachstum, hat die Zukunft mehr für sich jenseits des Atlantik als in der alten Welt.

Persönlich ist die Ähnlichkeit groß und keine zufällige. Der erste Eindruck von beiden ist der physischen Überreichtums. Das Lebensgefühl beruht bei Björnson wie bei Roosevelt auf einer unerschöpflichen körperlichen Gesundheit, wenn auch einer verschiedener Art, indem Björnson zwar ein Hüne war, sich aber nie als Sportsmann auszeichnete, wogegen Roosevelt bekanntlich in körperlichen Fertigkeiten ein neuer Olaf Trygveson ist. Björnson war Friedensfreund, Roosevelt ist Soldat, ein Unterschied, der seinen Ursprung in diametral entgegengesetzten Naturen zu haben scheint, und der doch ein und derselbe Ausfluß eines gesunden, primitiven Temperamentes ist; lediglich ein Geschmacksunterschied liegt dazwischen. Und das liegt dazwischen, daß Europa eine alte Kultur ist und Amerika eine frische, vorwärtsmarschierende Nation.

Üppige, überquellende Naturen sind sie beide, positiv auf das Dasein gerichtet, und Optimisten im natürlichen, ganz unphilosophischen Sinn, wie starke Männer mit gesunden Lungen und soliden Herzen es sind. Dieselbe Eigenschaft bedingt beider stark ins Auge fallendes Hans-in-allen-Gassentum und ihre Unbefangenheit im öffentlichen Leben; sie stehen jeden Morgen mit neuem, gewaltigem Appetit auf, und sie verlieren sich nicht in Reflexion, sondern begehren nach tatsächlichen Geschehnissen, in die sie sich, mehr oder minder unberufen, mischen können. Wie manche hat es geängstigt, all das viele, wozu Björnson Zeit fand, all das viele, dem er seine Aufmerksamkeit widmete! Leute, die die Ruhe lieben, hätten ihn am liebsten tot gemacht mit Spitznamen wie „der ewige Geburtshelfer", „der Gevatter zu allem, was Teufels in Europa geschieht", — wenn Feindlichkeit oder bitterer Witz ihn hätten tot machen können. Aber sie konnten es nicht. Roosevelt erbt diese wundervolle Unverdrossenheit. Fein ist sie nicht; Ironie in einem Café ist feiner. Aber es ist doch schön, daß einer die Arbeit tut; sonst gäbs überhaupt keine Cafés.

Bezeichnend für Björnson und Roosevelt ist ferner ihre ganz paradiesische Naivetät, Carlyles „sincerity", die sie beide lächerlich machen würde, wenn sie nicht große Männer wären, die sich Respekt verschaffen. Es ist mit einer gewissen verbissenen Wut viel gelästert worden über die Selbstverständlichkeit dessen, was Björnson verkündete, die sonnenklaren Wahrheiten, die er über die Welt ausposaunte — als ob seine Worte geringer wurden dadurch, daß sie wahr waren! Dasselbe Mißfallen trifft auch Roosevelt. Er hat vor kurzem einige der elementarsten Wahrheiten ausgesprochen in der Sorbonne, einer Stätte, wo man es gewiß als Bedürfnis empfindet, daß Selbstverständlichkeiten eingeschärft werden; und das wird manche vor den Kopf stoßen hier in der alten Welt, wo wir aus guten Gründen gewöhnt sind, die Bedeutungen einzuschätzen im Verhältnis zu dem, was gesagt wird, seltener im Verhältnis zu dem, was getan wird. Die

Sache ist die: wir haben mit unserer ästhetisierenden Erziehung nicht gelernt, zwischen Schöngeistern und aktiven Persönlichkeiten zu unterscheiden. Ein Mann der Tat kann nicht witzig sein, er ist und muß naiv sein. Die Bedingung für seine Funktion liegt notwendigerweise darin, daß Grundworte wie Güte, Treue, Pflicht noch existieren für ihn als Ausdruck für das, was er *will*. Ohne Zweifel gehört mehr Kultur dazu, als Konferenzier auf einer Tribüne aufzutreten, als dazu, handgreifliche Spuren in die Gesetzgebung zu prägen; es soll hier auch nur darauf aufmerksam gemacht werden, daß ein Vergleich hier ebenso relativ unmöglich ist wie zwischen einer Leydnerflasche *und* einem Donnerwetter.

Ja, Roosevelt ist naiv, er glaubt noch an so simple und veraltete Begriffe wie Wahrheit und Fortschritt. Er ist sogar keusch, sittlich grade, ganz wie der alte teure Björnson, der sich auf die Hinterbeine setzte wie ein Hengst, wenn die Rede auf das Verhältnis zwischen den Geschlechtern kam, ein eifernder Gatte und Vater, aber treu seiner Wahl, solang er lebte. Wie gleicht ihm, was Roosevelt jetzt eben in Paris geleistet hat, als er unter Hinweis auf sein Verhältnis als verheirateter Mann es ablehnte, die Tänzerinnen hinter den Kulissen aufzusuchen! Hm — na — ganz unterdrücken läßt sich ja wohl ein Lächeln unmöglich! Man denke sich dies Modell für einen Josef — „Teddy", wie er kräftig widerstrebt, als Potiphars Weib ihn auf ihr unzüchtiges Lager niederziehen will .... Aber daß er uns nur nicht zu Boden schlägt, wenn wir unserer Heiterkeit Luft machen! Er soll gewaltig stark sein!

Noch in einer Hinsicht läßt die Ähnlichkeit zwischen Björnson und Roosevelt sich nachweisen — in dem mächtigen Einfluß, dem Zepter der Popularität, das beide mit der demokratischen Bürgerlichkeit vereinen. Etwas Ungekröntes, aber Diktatorwuchtiges liegt über beiden Gestalten. Roosevelt zieht im Diplomatenrock, lediglich als Amerikaner, durch die Höfe Europas, zur selben Zeit, da Björnson, der Bauernsproß aus einem obskuren Tal Norwegens, mit dem Zeremoniell eines Königs beigesetzt wird. Welch gewaltiger Triumph für die Art des Charakters, der den beiden gemeinsam ist, daß man ohne Hilfe von Geburt, Rang oder Privilegien es soweit bringen kann! Das ist nicht mehr und nicht weniger als amerikanisch!

Bei P. A. Muncks Tod dichtete Björnson:

Und wir fragen, nach den Schwärmen
von Gedanken starrend, die da
heimwärts ziehen, aufgelöst:
Wer wird wiederum sie sammeln?

Die Frage ertönt auch heute wieder, da der große Sammler dahingegangen ist. Keinen stärkeren Willkomm können wir Theodore Roosevelt bieten, wenn er auf seinem Besuch in Europa der Macht des Björnsonnamens begegnet, als indem wir die Hoffnung ausdrücken, daß er dessen Verantwortung übernehmen möge.

Herr Hofrat Heuschrecke ließ sich melden.

Ich stutzte. Nicht wegen des erheiternden Klanges seines Namens, der freilich diesem oder jenem Leser fremd sein mag. Mich wies er in die unverblaßte Realität von Thomas Carlyles Phantasiereich zurück; und alle die herrlichen Einfälle des visionären Professors Teufelsdröckh aus Weißnichtwo wurden in mir wach. Aber ich durfte nicht träumen. Es handelte sich nicht um eine Literaturgestalt; ich weiß seit lange, daß ein Träger dieses Namens wirklich existiert und heute zu den wichtigsten deutschen Zeitgenossen zählt. Eingeweihten — und in diesem Ausnahmefall gehört der Schreiber zu ihnen — sind Heuschreckes Beziehungen zum Minister wohlbekannt. Er gilt als sein eigentlicher und einziger Intimus; als sein Befruchter mit Ideen und historischen Analogien; als sein Gedächtnis und seine Bibliothek; als sein Orakel und Gewissen; als sein Büchmann und Lothar Bucher. Das klingt märchenhaft; aber unsere politische Wirklichkeit ist, in manchem Betracht, ein Märchen.. Also Heuschrecke existiert. Als ich des Ministers Wahlrechtsentwurf las, rief ich: Hofrat Heuschrecke. Als ich diesen Entwurf begründen hörte, mit den geflügelt gewordenen ‚gottgewollten Abhängigkeiten' (hat das vielleicht Lothar Bucher in Bismarcks skeptischen Mund gelegt?), wiederholte ich: Heuschrecke. Als ich ihn, dummen und kindisch nutzlosen Angriffen gegenüber, empfindlich werden sah und beobachtete, wie die ungegliedert lange Gestalt des Ministers sich reckte und in die ernsten, gütigen, versonnenen, aber etwas verglommenen Augen das ohnmächtige Gift ehrlicher Entrüstung aufstieg und zu den Worten gerann: ‚Ich beanspruche, daß man mich ernst nehme': da sagte ich erst recht: Heuschrecke. Peter Schlemihl hatte seinen Schatten, unser Minister hat seinen Heuschrecke. Eigentlich ist mir der Mann immer sympathisch gewesen, wie jeder, der seine letzten Entscheidungen à la Fichte ‚aus der Tiefe des Bewußtseins' hebt; nur für einen Woller habe ich ihn nie gehalten, nie für einen ‚Gärbottich' keimender Handlungen. Gleichwohl, ich hatte ihn mir oft zum gelegentlichen Umgang gewünscht. Und nun suchte er mich, umgekehrt, gar selbst auf; mich, den abseitigen Denker (und unter Gebühr geschätzten Schreiber).

Was wollte er von mir? Selbstachtung verbot mir, anzunehmen, daß er mich zu den vielen, nicht unempfänglichen Schmöcken der deutschen Publizistik rechnete. Doch die Sache des Meisters steht schlecht und rechtfertigt vielleicht verzweifelte Schritte.

Ich ließ Heuschrecke eintreten.

H.: Ich darf Sie als einen alten Bekannten begrüßen. In F. hörten wir zugleich die Vorlesung über des Aristoteles' Politik. Da sah ich Sie oft, mitten unter den grünen Jungen, die auf des Meisters Worte schwören, über die

krausen Ausführungen des gelehrten Herrn den Kopf schütteln und sagte mir erfreut: Gott sei Dank, nun bist du in einer Minorität von zweien. Ich verlor Sie seitdem nie aus dem Auge; las Ihre Aufsätze, kaufte Ihre Bücher. Neben manchem Wesenlosen und dem Ballast gelehrter fables convenues, die sich durch hundert Bände wälzen, regte mich diese oder jene Bemerkung an. Wie viele Schreiber gibt es, die heute ohne Prätension gebildet sein können und den billigen Lorbeer der Paradoxosophie verschmähen. Nur in letzter Zeit, offenbar seit Ihre Publizistik größeren Widerhall findet, geben Sie mir oft Ärgernis. Sie gehören nicht zu den Satten noch zu den Hungrigen, weder zum Pöbel noch zu den Protzen; und obwohl Sie sich, als Mill- und Comteschüler, verpflichtet fühlen, an die Illusionen des Fortschritts, der Freiheit, des Glückes der größten Menge und ähnlicher, schon gar nicht mehr moderner Ideen zu glauben, hüteten Sie sich doch vor der Mißachtung der traditionellen Lebensmächte, die sich z. B. in Preußens Geschichte so glänzend als Vorsehung bewährt haben. Ein bei geistigen Naturen unvermeidlicher Argwohn vor kompakten Massenmeinungen bewahrte Sie vor der Befleckung durch den öden Radikalismus der Demokratie. Aber nun . . .

Ich.: Aha!

H.: Sie fühlen sich schuldbewußt. Nach mancherlei Präludien, die Sie zuweilen in die Nähe des sogenannten Judenliberalismus brachten, des Liberalismus der Börse, des Zwischenhändlertums, der Großhändler, der Bilanz- und Konjunkturenthusiasten, bekannten Sie sich jüngst in der von mir hochgeschätzten „Neuen Rundschau" zur Demokratie sans phrase.

Ich: Bitte: sans phrase.

Heuschrecke: Ich weiß schon. Sie machen Vorbehalte. Der Typus Mensch, den der Kapitalismus auf die Beine und in den Vordergrund brachte, behagt Ihnen innerlich nicht. Beim Plutokraten, als dem Endziel der Bewegung, können Sie sich nicht beruhigen. Sie sagten selbst einmal, der Plutokrat habe, von Berufs wegen, die Tendenz, alle Seelenwerte in Marktwerte umzustempeln.

Ich: Das behaupte ich auch heute noch. Aber ich verzeihe, weil ich ihn als notwendiges Zwischenspiel begreife.

Heuschrecke: Sie sagten selbst einmal, der ritterlich-feudale Typus habe in seinen Treu- und Ehrbegriffen gesellschaftbildende Eigenschaften ersten Ranges besessen und gepflegt. Und darum bekämpfen Sie ihn in seinen preußischen Vertretern, deren wir, Gott sei Dank, noch eine ganze Anzahl besitzen.

Ich: Nicht darum. Ich betrachte manche von ihnen (nicht zu viele) als ‚ehrwürdige Tempel der Tradition'. Aber alte Tempel verehre ich; sie machen mich träumen; wir umgeben sie mit Schmuckplätzen, verstecken sie hinter dichtes Grün und lauschen andächtig, wenn von ihren früheren Funktionen erzählt wird. Doch nur Romantiker wie Ruskin muten ihnen, als Gruppe, moderne Funktionen zu.

Carlyle erkannte, luchsäugig, ihren dekorativen Charakter; nannte sie, im Vergleich zu ihren Rechtsnachfolgern, den midasöhrigen Hauptleuten der Industrie, eine unworking aristocracy. Wo sie heute lebendige Werte schaffen, haben sie ihre Seele von Feudalität und Mittelalter gereinigt und: plutokratisiert, vergeistigt, demokratisiert. Es gibt kein Mittel, sich zu modernisieren, als indem man sich mit den Tugenden und zugleich den Lastern der Zeit erfüllt. Haben Sie, Hofrat, je dem Geist unsrer heutigen aristokratischen Kerntruppen gelauscht, etwa im Automobil- oder Yachtklub? Nur der Einzelmensch entzieht sich dieser Erdrosselung; und der wird Romantiker, wenn er unschöpferisch, und Revolutionär, wenn er Willensmensch ist. Jene Treu- und Ehrbegriffe sind, nach Jahrhunderten voll vulkanischer Ausbrüche, nach Krämpfen und Krisen, die man bald Reformationen bald Revolutionen nennt, von der Kaste losgelöst und seither zu einem Extrakt reiner, unprivilegierter Menschlichkeit umdestilliert worden. Unsere Wirtschaft, unsere Wissenschaft (Massenbetrieb), unsere Kunst (ja: Kunst; Marktbetrieb), unsere Erziehung, unsere Technik, unsere Sitte und Sittlichkeit, unser Patriotismus und was der Mensch sonst ‚mit hohen Götternamen' nennt, jede, jede Form unseres Gemeinschaftslebens ist auf organisierte Massenarbeit und Massenbeteiligung gestellt; auf Methode und Lernbarkeit und Drill und Demokratie. Plebejersprößlinge ‚aristokratieren' sich in kürzester Zeit, und nicht bloß im üblen Sinne, indem sie Affen leerer oder lasterhafter Salongepflogenheiten werden. Die geistig belebte Atmosphäre, in der wir stecken, erleichtert diese schnelle Anpassung an den Standard guter Sitte. Der Plebejersprößling (Vater: Trödler oder Schlächter oder Subalterner) lernt guten Geschmack; gewöhnt sich schnell an englische Tischsitten; wird Sammler und Kenner; besucht Ausstellungen und Theater und hilft den Kunstmarkt bestimmen. Das Resultat sind nicht nur die massenhaften Karikaturen, über die man sich lustig macht, sondern die massenhaften anderen, die in kaum einer halben Generation eine leidliche Einfühlung in unseren Kulturbesitz und unser Kulturstreben zustande bringen. Das Richtige wäre, zu sagen: unsere moderne kapitalistische Gesellschaft bietet in den Teilen, die nicht hoffnungslos im proletarischen Sumpf faulen, das Bild unfertiger aber strebend bemühter Menschen. Auf diese Massenmenschen, diese nimmermüden Arbeitsmaschinen, Kindererzeuger, Steuerzahler, diese mittlere Spezies Bürger, die einem mittleren Herdenglück mit Beamtencharakter entgegenstrebt, ist die Politik in allen modern organisierten Ländern zugeschnitten. Nur in Preußen geschiehts nicht; nur hier sucht ein weltfremder Ideologe . .

Heuschrecke: Sie wissen, daß Sie mich treffen, indem Sie vom anderen sprechen.

Ich: Ich weiß und darum spreche ich. Daß ich den Kulturträgerparagraphen des preußischen Wahlrechtsgesetzes eine romantische Grille genannt habe, hat Sie vermutlich am meisten befremdet. Aber wer hätte das Maß, den

Kulturwert jedes einzelnen abzumessen und danach politische Rechte zu verteilen?

Heuschrecke: Damit landen Sie fast schon, Sie Intellektueller, Sie Kulturträger, bei der proletarischen Demokratie, legitimieren Sie fast schon die Herrschaft der Kesselflicker.

Ich: Wer hätte Fatalitäten zu rechtfertigen oder gar zu legitimieren? Ich suche mir nur unvermeidliche Entwicklungen zu verdeutlichen. In diesem System organisierter Kollektivarbeit von Millionen, die von Staatswegen gezwungen werden, sich zu bilden, die in die höheren Ansprüche förmlich hineingetrieben und dabei ökonomisch im labilen Gleichgewicht festgehalten werden: in diesem System ist eine aristokratische Oligarchie, wie die in Preußen, die eben ihren letzten Kampf kämpft, ebenso unmöglich wie, auf lange Dauer, die Herrschaft der reinen, unverfälschten Plutokratie. Selbst in Amerika, wo sie unerhörten Raubbau getrieben und aus der Heimat der Pilgerväter, der Washington, Lincoln, Franklin das Jagdrevier derer um Wallstreet gemacht hat, sieht man auf ihren Glanz dunkle Schatten fallen. Was in England vorgeht, dem uns wirtschaftlich und seelisch so viel näherliegenden Dorado der Kapitalaristokratie, wird Ihnen nicht entgangen sein. Bedeutet das die Herrschaft der Straße? Die Götzendämmerung der proletarischen Demokratie? Ich sehe vielmehr überall dieses Gemeinsame: der Proletarier, der Mann der Straße, der von den mitleidlosen Dämonen der Marktgötzen Angebot und Nachfrage hin- und hergetriebene Handlanger unsrer Wirtschaft, bekommt Beamtencharakter. Er erstrebt ihn: das ist die letzte Triebfeder seiner Politik. Er umwickelt sich mit den wärmenden Hüllen der Versorgung, der Versicherung. Der Revolutionär der Straße verbürgerlicht sich; auch in der Gesinnung. Das blöde Angstmachen vor dem zahmen Haustier, das in jedem gewerkschaftlich und genossenschaftlich organisierten Arbeiter steckt und fast schon reif ist für das dumme Kulturgesinnungsspiel seiner plutokratischen Beherrscher, ist ein beschämend rückständiges Mittel rückständiger Politiker. Wenn man in Preußen so klug wäre, das parlamentarische Ventil zeit- und wirtschaftsgemäß ziemlich weit zu öffnen, so weit, um die Proletarier von gestern einzulassen, die sich zu Affen der Bourgeoiskultur „empor" entwickelt haben, so würde man den törichten Versuch aufgeben, die Erteilung politischer Rechte an eine gerechte Skala der Kulturwerte zu knüpfen. Man würde merken: plus ça change, plus ça reste la même chose. Denn noch auf ziemlich lange wird als Ideal einer modernen Bourgeoisregierung die Aktiengesellschaft m. b. H. gelten; die fiskalischen Bedürfnisse, durch den weltwirtschaftlichen Imperialismus ins Unersättliche gesteigert, sind ihr mächtigster Verbündeter.

Heuschrecke: Aber dieser Export-Imperialismus ist ein Wolf im Schafspelz. Er hat eine machtpolitische und militärische Seite. Große Prüfungen stehen uns bevor, die andere als Plutokraten- und Proletariertugenden heischen.

Ich: Obwohl sie durch Plutokraten- und Proletarierbedürfnisse herbeigeführt werden.

Heuschrecke: Gewiß. Um so mehr müssen wir froh sein, daß wir noch eine Kaste mit wachen kriegerischen Instinkten, mit Heroismus im Leibe haben. In ihr allein lebt, losgelöst von allem zahlenmäßigen Eigennutz, der Wille zur nationalen Selbstbehauptung quand même. Ein animalischer Grundtrieb, der moralisch wirkt. Sie lächeln . .

Ich: Muß ich nicht, wenn ich den preußischen Samuraï Zahlenfremdheit nachrühmen höre? Im übrigen wäre es schlimm, wenn dieser animalische Heroismus eine Kasteneigenschaft wäre. Bei anderen Gelegenheiten preist fromme Geschichtschreibung die Volksschule und das Volksheer, also die organisierte Intelligenz und den organisierten Heroismus der Masse. Und zweifellos besitzen wir reichlich den Fonds Barbarei, den wir brauchen, um uns zu wehren. Aber es sei. Rechtfertigt darum das bißchen Extra-Heroismus der märkischen und ostpreußischen Klitsche unerhörte politische Vorrechte, den Anspruch des l'Etat c'est nous? Das Groteskeste freilich leistet sich der Meister mit der Privilegierung der sogenannten Kulturträger. Worin besteht deren Heroismus?

Heuschrecke: In der unverdrossenen Arbeit am Kulturwerk. Sie sind dessen Mehrer und Erhalter. Wenn das Kulturleben trotz allem genußreich sein kann: ihnen danken wirs. Auch sie gehören darum zu den Gegengewichten gegen die Anarchie, die in den Eingeweiden der Masse wühlt.

Ich: Das rote Gespenst. Wissen Sie, deutscher Idealist, was Fichte, des Bandwirkers Sohn aus Rammenau in der Oberlausitz, über das Volk lehrt? Und vielleicht machen Sie sich klar, welcher Demokratismus in den puritanischen Eingeweiden Martin Luthers wühlte. Demokratismus: darunter verstehe ich den gewaltigen Trieb, in das entsetzliche lebende Chaos von Unwissenheit und Hunger, das man früher Volk nannte, Licht, Gestalt, Ordnung, Kultur zu bringen. Doch lassen wir das. Wir kommen auf den springenden Punkt und wollen nicht wie Banausen oder Advokaten aneinander vorbeireden. Der Minister will bremsen. Gut. Die höhere Steuerleistung: meinetwegen. Ich liebe das Plutokratische nicht; es ist der Schwamm, der alles aufsaugt, fremdes Gehirn so gut wie fremdes Verdienst. Aber Wirtschaft ist Wirtschaft. Alles ist heute Wirtschaft, Markt, Verkehr, Austausch. Früher sagt man: Was nicht in den Akten ist, ist überhaupt nicht (non est in mundo). Veraltet. Heute heißt's: was nicht in Marktnotierungen sich ausdrücken läßt, ist überhaupt kein Wert. Das wundervolle internationale Verkehrs- und Austauschsystem werden wir beibehalten und bis zur höchsten Produktivitätssteigerung vervollkommnen müssen; die Entbindung unserer letzten Energien, die Aktivierung unserer letzten Kräfte ist schließlich das Werk des Leviathan Kapitalismus; zum Teil auch des

Kapitalisten. Vielleicht will sein Urwille das Böse; aber er schafft das Gute. Wie dem sei: der Plutokrat pur sang wird beseitigt, der Wertbegriff wieder verpersönlicht, der Mensch als Gut aller Güter, als genießendes Subjekt der Wirtschaft wieder begriffen werden müssen. Allein: noch ist unser Tun überwiegend kapitalistisch bestimmt; noch ist das Zwischenspiel . . . Haupt- und Staatsaktion. Vorläufig ist der Staat, wo er relativ am besten organisiert ist, eine G. m. b. H. Der höchste Zensit ist ihm das liebste Kind. Er begreift den Bürger als chair à impôts. Er hat für die staatserhaltende Gesinnung den sichersten, den einzig zuverlässigen Maßstab gefunden. Aber der Kulturträger? Ehre dem Kulturschöpfer in jeder Gestalt, er heiße Michelangelo oder Beethoven, Newton oder Faraday, Liebig oder Helmholtz. Leute dieses Schlages stehen abseits vom gemeinen Wesen; und es darf vermutet werden, daß ihre Keime im Zukunftsstaat sich vielleicht noch freier entfalten werden. Steigen wir etwas tiefer herab, so sind auch hier die Etagen noch dünn bevölkert. Hier hausen die produktiven Spezialisten, die Männer von Geist und Methode; die wirklichen Begabungen und Talente. Sie wären schon ausfindig zu machen. Aber ihre paar Pluralstimmen sind für das Endergebnis ohne Gewicht. (Die Frage, ob ihre politische Einsicht oft nicht etwa unklar, kraus und absonderlich ist, soll gar nicht erst erörtert werden.) Nun betreten wir die Gehege, zu denen die Examina die Pforten öffnen. Neben geprüften Idioten, neben massenhafter Inaktivität und Unintelligenz, die der Drill der Methode für irgendwelchen akademischen Kärrnerdienst flottmacht, neben dem Hochmut auf unlebendiges Wissen und dem Übermut des Amtes stoßen wir hier auf massenhafte Tüchtigkeit und Ehrlichkeit und treue Hingebung und die kleinen Schattierungen des Durchschnittstalentes, von dem besser kein Aufhebens gemacht wird, obwohl seine Kollektivleistung staunenswert und unentbehrlich ist. Aber steckt viel mehr Individualität in seiner Einzelleistung als in des Bauern, dessen Pflug eine richtige Furche zu ziehen, des Mechanikers, der eine Dynamomaschine zu bedienen, des Kommis, der einen genauen Kostenvoranschlag zu machen versteht? Wo sind hier die Grenzen des Verdienstes, der Begabung, des gesellschaftlich größeren Nutzwertes, der höheren sozialen Unentbehrlichkeit?

Heuschrecke: Halt, Sie verlieren sich in Paradoxosophie.

Ich: Vielleicht mit Bewußtsein. Ich kenne die seelischen Unterschiede und weiß, daß eine Gesellschaft zugrunde geht, die à la Babeuf Gleichheit der Geltung dekretiert. Aber die Ungleichheit der politischen Geltung auf Diplom und Beamtenqualität gründen wollen, auf die Kulturträgereigenschaft des Reifezeugnisses (lucus a non lucendo), auf die Intelligenz des Militäranwärters, heißt den Spott, die Eifersucht, den Groll, die tausend berechtigten Empfindlichkeiten von Millionen Ungeprüfter und Nichtbeamteter wecken. Heuschrecke, ich sage Euch, Ihr baut auf Sand. Zieht politisch die reinere Orthographie

und die höhere Geschicklichkeit in der Handhabung des ästhetisch-literarischen Schwatzes nicht in den Kalkül. Das gehört in die Kulturatmosphäre, sichert aber nicht die Fundamente des Staates in Zeiten, wo Wissen und Bildungsmöglichkeiten auf den Straßen liegen und der letzte danach greifen kann und sie zusammen mit der Zucht der Verbände und Organisationen den Proletarier . . entproletarisieren.

Heuschrecke: Utopia!

Ich: Besser, wir tragen zu viel Utopia im Gemüt, als zu wenig. Besser, wir gehen an zu viel Liebe zugrunde als an zu viel Haß. Ihr Regierenden in Preußen habt zu wenig davon; zu wenig Optimismus und Mut, zu vertrauen. Wenn diese Einsicht bei uns aufgeht, beginnt eine neue Epoche.

Heuschrecke: Ich höre Jean-Jacques, den naturtrunkenen Evangelisten der Volkssouveränität.

Ich: Sie sollten wissen, der Sie mich gelesen zu haben vorgaben, daß ich seine Gründe, seine Theorien, seine Konstruktionen nicht mag. Aber ich liebe den Rausch seiner Stimmungen und den — wahrscheinlich — grundlosen Optimismus in seinem verbitterten, menschenscheuen Herzen. Zwischen dem Tierbändiger mit Eisenstangen und dem sentimentalen Volksbeglücker, der die irrationale Grundnatur des Menschen nicht sieht, liegt ein weiter Spielraum; und wer nicht fühlt, daß die Zeit gekommen ist, wo der Tierbändiger dem Enthusiasten weichen muß; wer vielmehr glaubt, seinem Lande einen Dienst zu leisten, indem er mit unzulänglicher Psychologie sein Volk in die Reichen und die Armen, die Gebürtigen und Nichtgebürtigen, die Gebildeten und Ungebildeten, die Kulturträger und Kulturempfänger teilt: den müssen wir als Feind unserer Zukunft betrachten . . .

Der Ärztestand/ von Robert Hessen

Wenn Bismarck den Lauf der sozialen Gesetzgebung hätte vorausahnen können, würde er sie dann wohl noch ersonnen und eingeführt haben?

Wir sollten bei der Antwort eines nie vergessen: die objektive Ursache für einen gewaltsamen Umsturz fehlt seither. Das ist ungeheuer viel, wenn es auch nur im stillen wirkt. Der Versuch, den Wohlstand von unten herauf zu begründen, ist großartig eingeschlagen. Selbst fanatische Marxisten fürchten sich lächerlich zu machen, wenn sie noch länger von „Verelendung der Massen" reden, denn wir buchen in Deutschland an vierzehn Milliarden Mark Sparkasseneinlagen, und die Hälfte davon wird auf „kleine Leute" gerechnet. Also auch hier schon steht mehr auf dem Spiel, als daß leichtsinnig der Lockung zu

einer „Revolution" nachgegeben werden könnte. Die Gewerkschaften waren darum bisher schlechterdings für keinen Generalstreik zu haben, so oft auch politische Demagogen ihn wünschten.

Subjektiv stellt sich das Urteil freilich anders. Die Regierenden sind unzufrieden, weil der direkte Zweck Bismarcks: die Aussöhnung der Handarbeiter mit dem Staat, nicht erreicht worden ist, obschon von den rund 817 Millionen Mark, die im Jahr 1907 durch die große allgemeine (Kranken-, Unfall- und Invaliden-) Arbeiterversicherung vereinnahmt wurden, die Arbeitgeber 367,1, das Reich 49,6, die Arbeitnehmer nur 314,5 Millionen beigesteuert hatten, während etwa 85,8 Millionen durch Zinsen einkamen.

Kenner sagen: jene Unversöhnlichkeit rührt von den nebenhergehenden kleinlichen Schikanierungen, durch welche dem Volk die soziale Wohltat vergällt wurde. Zunächst war da das Sozialistengesetz mit seinen fortwährenden polizeilichen Ausweisungen; dann seit 1892 das immer auffälligere Zurückgleiten in den Privilegienstaat mit „persönlichem Regiment", das Wiederhochkommen des Junkertumes, das heut in Preußen pocht, die Reichsfinanzreform im vorigen Jahr verhunzt hat und zurzeit die preußische Wahlrechtsreform illusorisch macht. Man will das Volk wohl sattfüttern, aber es fehlt an der großen Auffassung, um ihm Freude am Staat gewähren und es zur selbstbewußten Mitarbeit gewinnen zu wollen. Man beliebt seine politische Reife nicht zu bemerken, weil es sonst gehässig wäre, ihm bessere politische Rechte noch länger zu verweigern. Das aber ist ein Herzenswunsch. Immer noch soll es Herren und Knechte geben. Diesen Traum sind unsre Junker niemals losgeworden, und unsre heutigen Großindustriellen sind hierin vielfach um kein Haar besser.

Blickt man auf die Reichsversicherungsvorlage, die, der Einheitlichkeit wegen lange schon gefordert und seit einem Jahr in ihren wesentlichen Zügen bekannt, am 20. April durch den Reichstag einer Kommission von achtundzwanzig Mitgliedern überwiesen worden ist, so bestätigt sich leider unser Mißtrauen in den heutigen Regierungsgeist vollauf. Überall zeigt jener Entwurf den leidigen Pferdefuß der Bureaukratie. Der Staat will sein Beamtenheer wieder einmal erheblich vermehren und die neuen Kaders aus Gemeindemitteln besolden lassen. Daher der Riesenaufbau von Versicherungsämtern, Oberversicherungsämtern und Landesversicherungsämtern mit einer großen Zahl von Ausschüssen. Der Landrat entscheidet nach dieser Vorlage, was er früher nur beantragen durfte: die Unfallrenten. Bei den Krankenkassen soll die bisherige Generalversammlung einfach wegfallen, was eine böse Entrechtung der Mitglieder ist. Durch diese Generalversammlungen mit ihren komplizierten Interessen und durch das, was nebenherging, schulte sich der kleine Mann für parlamentarische Debatten, ward er den Aufgaben der Kommunalverwaltung gewachsen. Aber die plebejischen Magistrate, auch wo sie sachlich arbeiten und bei der Leitung hochent-

wickelter Gemeinwesen Umsicht bewährt haben, sind oben schlecht angeschrieben. Daher überall in dem neuen Entwurf die Tendenz auf Unselbständigkeit, auf Zwangsversicherung mit staatlichen Lokalinstanzen, ohne jede Lust an der Selbsthilfe mit ihrer nobeln Stärkung des Rückgrats.

Aus diesem Grunde sieht man auch scheel auf die wirtschaftliche Organisation der Ärzte, die sie sich 1900 geschaffen haben, und möchte sie am liebsten zerbrechen, — ein Wunsch, in welchem sich merkwürdigerweise der Staat mit der Sozialdemokratie zusammenfindet. Um dies zu verstehn, muß man freilich wissen, daß die sogenannten Ortskrankenkassen (der großen sozialen Versicherungsanstalt) nicht nur Kassen für Kranke, sondern vor allem Hochburgen der Gewerkschaften oder, was allerdings ziemlich auf dasselbe hinauskommt, der Sozialdemokratie sind. Längst existieren hier professionelle Verwaltungsbeamte, die aus Kassenmitteln gut besoldet werden. Die Generalversammlung aber hat nichts dagegen, denn in ihr sitzen erst recht lauter Sozi, die ihre Leute kennen oder denen gewinkt wird, wer von den verdienten Parteiführern einen guten Ruheposten als Belohnung verdiene oder wenigstens vorübergehend eine finanzielle Stärkung nötig habe. Diese Herren pflegen die Geschäfte heut an größeren Plätzen pflichteifrig und nicht ohne Bonhommie zu führen, mitunter jedoch, und zumal in engeren Verhältnissen, den Arzt seine Abhängigkeit durch Hochmut und kleinliche Schikanen fühlen zu lassen. Denn ganz natürlich hatte mit der Macht auch die Lust an ihr sich eingestellt. Das Kuriosum, daß gewesene Zigarrenwickler oder Metallbohrer über Nacht zu Brotherren studierter Arbeitnehmer geworden waren, mußte das Selbstgefühl solcher Kassenhäuptlinge nicht wenig reizen. So haben fast zwei Jahrzehnte lang an den meisten Stellen ganz unwürdige Sitten mit den widerlichsten Zumutungen bestanden. Ja vielfach sind Ärzte, was die Entlohnung betrifft, unter die Barbiere heruntergedrückt worden. Und weil der Appetit beim Essen kommt, so machte sichs wie von selber, daß von den reichen Mitteln, die alljährlich (1907 waren es 320,2 Millionen Mark bei den Orts- und Knappschaftskassen) zur Ausschüttung gelangten, nicht sowohl die ärztlichen Honorare aufgebessert, als vielmehr Kassenpaläste errichtet wurden, mit schönen Dienstwohnungen für die Beamten, herrlichen römischen Bädern usw. Der Arzt aber mußte sich anherrschen und wegjagen lassen, sobald seine Nase nicht mehr gefiel. Denn er war ja nicht „organisiert"; und ehe die Ärzte sich nicht organisiert hatten, waren für jeden freiwerdenden Posten Anwärter in Menge zu haben. Not und Gewissenlosigkeit im Verein unterboten kämpfende Kollegen und fielen ihnen in den Rücken.

Eben deshalb hat die Gründung des Leipziger Ärzte-Verbandes „zur Wahrung ihrer wirtschaftlichen Interessen" im Jahre 1900 Epoche gemacht. Ihm gehören heute von den mehr als dreißigtausend Ärzten Deutschlands über drei Viertel an, von den in der zivilen Praxis stehenden fast neun Zehntel. Da der

Jahresbeitrag zwanzig Mark beträgt, verfügte der Verband schnell über reichliche Mittel. Und nun begann eine lange Kette von Niederlagen der übermütigen Ortskassen, die irgendwo mit ihren Ärzten abzufahren wünschten, doch ihr Ziel nicht mehr erreichten. Willige Streikbrecher wurden durch Entschädigungen beschwichtigt und weitergeschoben, die Lohnzwistigkeiten fast überall zugunsten der Ärzte entschieden. Sogar bei dem Riesenkampf in Leipzig 1904 bekam die mächtige Ortskasse nicht ihren Willen. Seitdem hat sich das Honorar allgemein ganz erheblich verbessert und ist, wenn auch immer noch gering, doch nicht mehr entehrend wie in den achtziger und neunziger Jahren. Ja sogar das hohe Reichsamt des Innern, das bisher auf diesem Gebiet aus dem Fell der Ärzte seine Riemen geschnitten, das nicht einmal bei Gründung des Ortskassenwesens die Ärzte als Sachverständige zugezogen oder auch nur gehört und Jahr für Jahr ihre Eingaben wie die von „beschränkten Untertanen" und Querulanten unbeachtet gelassen hatte, zog plötzlich andere Saiten auf. Als am 11. und 12. Juni 1908 unter dem Vorsitz des damaligen Staatssekretärs von Bethmann-Hollweg eine Konferenz das Verhältnis zwischen Ärzten und Krankenkassen regeln sollte, wurden außer andern Interessenten endlich einmal auch Ärzte geladen. Noch pikanter fast ist aber das Faktum, daß in jenem selben Sommer, als die rheinischen Berufsgenossenschaften (der Großindustriellen) unter dem deckenden Programm „Versicherungsreform" Vorbereitungen trafen, um die bisherige Selbstverwaltung der Ortskassen zu vernichten, die Sozialdemokraten diesen ihren Todfeinden gleichwohl, als Bundesgenossen beim Kampf gegen die Leipziger, zujubelten.

Aus dieser einen Tatsache mag man den Haß ermessen, der in der Tiefe glimmt, den heißen Wunsch nach Rache an den organisierten Ärzten, gegen die die stolzen Kassen so und so oft den kürzeren gezogen hatten. Die „beschränkte freie Arztwahl", so daß jedes Kassenmitglied sich am Ort unter einer bestimmten Anzahl von „angeschlossenen" den Arzt seines Vertrauens auswählen darf und die Kasse ihn honorieren muß, hat sich an den verschiedensten Plätzen gut bewährt. Indessen ziehen eben autokratische Vorstände festangestellte Kassenärzte vor, die dann einen Revers unterschreiben müssen, daß sie für fünftausend Mark im Jahr auf Ausübung jeder andern Praxis verzichten, die sie dafür ganz in die Hand bekommen und an deren Klingel allnächtlich der Kassenheerbann reißen, auf deren Selbstachtung der Kassenvorstand spazierengehn darf.

Dies ist das eine der wichtigsten hier schwebenden Probleme. Das andere bildet die von den Ärzten geforderte Grenze von zweitausend Mark Jahreseinkommen für die Zulassung zur Mitgliedschaft bei Krankenkassen.

Auch diese Forderung will verstanden sein. Es handelt sich hier keineswegs nur um die Besorgnis vor Wiederaufhebung eines großen Teiles der materiellen Vorteile, die in dem zähen Kampf des letzten Jahrzehnts errungen worden

waren, keineswegs nur, wie der Statistiker Dr. Guttstadt ausgerechnet hat, um den Ausfall an Honorar durch die drohende Einschränkung des privaten ärztlichen Betriebsfeldes auf ganze $2^1/_2$ Prozent der städtischen, auf ganze 0,6 Prozent der ländlichen Bevölkerung. Sondern es ist die prinzipielle Herabsetzung der künstlerischen Arbeit, die beim Überschreiten jener Grenze (von zweitausend Mark) eintreten müßte. Kassenpraxis, ehedem eine Ausnahme, jetzt fast schon die Regel, mit all ihrem Ärger wie ihren sonstigen Attributen der Überhäufung, des Zeitmangels, des mechanischen Großbetriebes, der selbst bei Gewissenhafteren leicht in gemütlose Flüchtigkeit ausartet, ist nicht die Form der ärztlichen Kunstübung, die das Herz befriedigt und Lust am Beruf erweckt. Sie war von vornherein als Notbehelf für die ganz Unbemittelten gedacht und hätte niemals mehr als das werden dürfen. Sie hebt das ursprünglich individualistisch geordnete Verhältnis zwischen Arzt und Patient auf und modelt es schablonenmäßig um. Hätte die ärztliche Kunst von Anbeginn stets nur in Kassenpraxis geübt werden müssen, der ärztliche Stand würde niemals gesucht worden sein, niemals die Anziehung eines freien Berufes ausgeübt haben. Die Praxis außerhalb der Kassen war und blieb es, was dem Arzt seine Lebenslust, seine Freude an der Kunst erhielt. Und gerade dieses Gebiet soll nun eine weitere Abgrabung erfahren, indem der ganze sehr kopfreiche Mittelstand, bisher eine Hauptstütze aller jüngeren Kollegen, die erste Basis der wirklichen „Privatpraxis", dieser entzogen und kassenmäßig organisiert werden soll. Ganz wie bei der Inszenierung der Reichsversicherung hören die Ärzte wiederum, freilich mit wunderlichen Drohungen untermischt, jene Sirenenklänge von ihrem hohen ethischen Wert, ergeht ein frischer Appell an ihr soziales Pflichtgefühl, hält man plötzlich so viel von ihrer echt christlichen Standesauffassung für den lieben Nächsten. Ein Redner leistete sich gar das kostbare Apophthegma: „Die Ärzte können sich wohl auf andere Weise gegen den Ausfall decken". Ob durch Skatspielen oder Erbschaft, ward ihnen nicht verraten. Allein sie sind durch bösen Schaden klüger geworden. Sie wissen, daß jener liebe Nächste ihnen seinerseits „die kalte Schulter" zeigen wird, sobald er sein Kassenbuch weghat. Der außerordentliche Ärztetag, der jüngst in Berlin versammelt war, hat kein Ultimatum gestellt und sich für Verhandlungen den Weg offen gehalten. Aber er hat auch seinen festen Willen bekundet, sich nicht weiter herunterwirtschaften zu lassen.

Inzwischen ist von Leuten, die den ärztlichen Beruf immer so „schön" finden, weil sie, nach Schweninger, „ungern Rechnungen bezahlen", dem Publikum gruselig gemacht worden mit einem Ärztestreik. Man denke: zehn Ärzte in einer Stadt und keiner will behandeln; wie inhuman! Doch selbst in Köln sind im vorigen Jahr, wo es beim Kampf um die freie Arztwahl heiß herging, von den streikenden Ärzten die schwereren Fälle weiterbehandelt worden, und es haben

außerdem nichtorganisierte Kollegen zur Verfügung gestanden. Natürlich ist der Streik ein äußerstes und ein zweischneidiges Mittel, weil er die Kämpfenden bei Leuten, die die Sachlage nicht durchschauen, und bei allen unmittelbar Betroffenen verhaßt macht. Aber weshalb gerade die Ärzte, damit andre Leute ihre Notgroschen sparen könnten, die ihrigen drangeben und fremder Leute Kinder billig behandeln sollten, damit die eignen nach des Ernährers Tod ins Elend geraten, das ist nicht einzusehen. „Charity begins at home." Und eine Sozialpolitik, die die berechtigten Interessen eines in der Welt nicht ganz unberühmten Standes mit Füßen tritt, scheint mir ihren Namen nicht zu verdienen. Sie ist im Gegenteil äußerst unsozial.

Die Idee, daß durch die Gründung der Ortskassen sich das ärztliche Jahreseinkommen glatt um nachgerade dreißig Millionen Mark im Jahr gehoben habe, beruht auf Illusion. Denn einmal sind in jenen dreißig mindestens fünfzehn Millionen enthalten, die ohne Kassen privatim zur Liquidation gekommen wären, und der schließliche Zuwachs ist erfolgt auf Kosten der innern Festigkeit des Standes, durch Ermöglichung eines ausgedehnten, großgekümmerten Ärzteproletariats. Von 1887—1904 wuchs die deutsche Bevölkerung um 24, die Zahl der Ärzte jedoch um 92 Prozent. In früheren Zeiten war der Arzt, falls er nur wirklich arbeiten wollte, ein gemachter Mann gewesen, dem Oberlehrer, dem Pfarrer, dem Amtsrichter, dem Regierungsrat ökonomisch überlegen und oft von ihnen beneidet. Freilich fehlte ihm, was diese alle hatten: die Pensionsfähigkeit und die Hinterbliebenenversorgung. Eben darum bedurfte er höherer Einnahmen, um für spätereren Bedarf zurücklegen zu können. Heute steht der Durchschnittsarzt, immer noch ohne staatliche Pension für sich, seine Witwe, seine Waisen, um nichts besser als Oberlehrer und Amtsrichter, ja viele tausende bleiben nicht nur durch die schweren Anfangsjahre hin, sondern dauernd unter dem Lebensminimum kleben, auf Schuldenmachen angewiesen, weil die Kassen fälschlich, als eine gute „Einführung" in die Praxis, zum Studium der Medizin angelockt haben. Heute stellt sich für den Praktiker die Sache so, daß ihm in den begüterten Schichten die pilzartig wuchernden Sanatorien die Kundschaft wegnehmen und nun auch in den mittleren schon, wo er sonst seine Privatpraxis hatte, der übliche ernüchternde Kassenschein auf ihn gezückt werden soll.

Da ist man auf den alten, im Kurfürstentum Hessen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts schon einmal verwirklichten Gedanken verfallen, sämtliche Ärzte staatlich anzustellen. Aber die Spuren schrecken. Vorläufig hängt unsre Ärzteschaft noch an dem Ideal des „freien Berufes". Sie hat es bei der liberalen Gesetzgebung kurz nach der Reichsgründung im ganzen doch äußerst angenehm empfunden, unliebsame Patienten zurückweisen zu können und nicht jedem aufspringen zu müssen; obschon jenes Gewerbegesetz ihr gleichzeitig das heut ins Kraut geschossene Kurpfuschertum auf den Hals lud. Auch genießt

unsre Bureaukratie nicht eines Rufes, daß man die Einschmelzung eines bis dahin unabhängigen Standes in sie hinein freudig begrüßen könnte. Viel dringender wäre es, die tatsächlich beamteten Kreisphysici in Preußen endlich anständig und auskömmlich zu besolden.

Nun, das letzte Wort zur Reichsversicherungsvorlage ist längst noch nicht gesprochen. Die Ärzte werden es mit Gewehr bei Fuß erwarten und ihr Pulver trocken halten. Der neue Entwurf gibt ihnen und nimmt. Er will das frivole Kündigungs-, richtiger Wegjagungsrecht der Krankenkassen anullieren, aber in Fällen mißglückter Einigung Ärzten den „Kurierzwang" auferlegen. Darüber wird noch zu reden sein. Bei dem geplanten Versuch aber, ihre Organisation zu zertrümmern und ihnen das Koalitionsrecht zu rauben, das doch auch Mittelschul- und Hochschullehrer längst für sich in Anspruch genommen haben, dürften die Ärzte einen Bundesgenossen finden, der vielleicht nur noch eine Stimulanz braucht, um sich zu erheben: den Liberalismus aus dem Jahre des Heils 1848.

Die Bücher der Verzweiflung/ von Willi Handl

Jede tiefere Bewegung in unserer kämpfereichen Zeit wird irgendwie von religiösen Wurzeln getragen. Der starke, zehrende Drang, das Leben als sinnvolle Einheit mit dem Gefühl zu umfassen, stößt immer wieder, in Schrecken, in Zorn oder in blindem Hochmut gegen den Intellekt mit seinen Gründen, der nur zu gut gelernt hat, das Leben als sinnlos, den Menschen als hilflos und das Individuum als beziehungslos nachzuweisen. Dieses Ringen der tieferen Wahrheit in unserem Herzen mit der stärkeren in unsern Gedanken ist die eigentliche, nie verwundene Qual der Gegenwart. Wir sind von einer peinigend kalten Übermacht intellektueller Hilfsmittel und Ergebnisse umlagert, die uns das einzig ersehnte, einzig wünschenswerte Endergebnis — den Kern und Ansatzpunkt einer geordneten inneren Welt, im weiteren Sinne: Religion — viel eher zu verwehren, als näher zu bringen scheinen. Ein nie beschwichtigter Kampf, voll unterdrückter Weherufe und heimlich ausblutender Seufzer, spinnt sich längs den Grenzen unserer grausam bewehrten geistigen Macht fort, mit wieder und wieder versuchten Einbrüchen, Einschränkungen, Unterminierungen. Ein Kampf, in dem viele freiwillig abrüsten, um das Leiden ihrer Seele zu verkürzen: sie laufen vor ihrem eigenen Intellekt davon, vernageln ängstlich die offenen Fenster jeder entschiedenen Kritik und sind — in irgendeinem Sinne — religiös, auf Kosten selbst des geringen Maßes von Wahrheit, das ihrer Erkenntnis zugänglich wäre. Die meisten kompromittieren, richten sich langsam auf ein amphibisches Innenleben ein, wechseln munter zwischen instinktiver Hitze und überlegender Kühle, beschwichtigen jene mit

dieser, entzünden diese an jener und werden mit ihrem Gewissen fertig, indem sie es erwürgen. Ganz wenige nur, Künstler zumeist, und solche, die aus künstlerischem Gefühl heraus schaffen, haben um das Heiligtum ihrer religiösen Instinkte eine so stachelig starrende Schutzwehr der Ironie und der abweisenden Selbstverhöhnung zu ziehen gewußt, daß auch die listigsten und die wütendsten Angriffe gedanklicher Übermacht, mag es nun eigene oder fremde sein, nicht dorthin können.

So hat jeder auch seine Weise, das Unerträgliche zu ertragen. Aber Frieden wird nicht; der Kampf des fühlenden Menschen gegen das Werk seines Intellektes muß die Epoche überdauern. Dieses uralte Elend hat noch auf keiner Menschheit so trostlos gelastet, wie auf der unsrigen. Es reißt die bangsten Furchen in das unheimliche Gesicht dieser Zeit. Es vernichtet jeden höheren, ins Allgemeine ausgreifenden Stil des Lebens und der Künste. Aber es schafft auch ganz sonderbare Verwandtschaften zwischen Menschen oder Werken von sonst sehr verschiedenem Wesen. In der Welt der literarischen Künste hat es einen eigenen Typus erzeugt: die Bücher der Verzweiflung. Im Grunde ließe sich ja unsere ganze Literatur von Wert mit einigem Rechte da einbeziehen. Aus jedem solchen Buche ist irgendwie noch die gefahrvolle Spannung zwischen Erkenntnis und Gefühl herauszuspüren; aus dieser Spannung entlädt sich ja der Funke, der ihm das Leben gegeben hat. Aber zumeist bedeutet das Werk ein Ausruhen im Kampf, einen Waffenstillstand: den Versuch, einen Frieden abzuschließen, wie ihn die Klugheit oder die Demut diktieren möchte. Und da kein Friede wird, so werden immer neue Werke dieser Art; ein jedes aus dieser bittersten Not unserer Zeit geboren und keines über sie weg zu Endgültigem weisend. Manche von diesen Werken aber wollen nicht einmal die Absicht einer Tröstung zugestehen, geben kein Aufatmen in stilleren Pausen, sondern unmittelbare Rufe im Streit. Mitten aus der Verzweiflung sind sie herausgeschleudert. Sie nähren sich von ihr.

Kein noch so flinker Witz und kein noch so gravitätischer Ernst deckt diese Grundstimmung völlig zu. Auf einem Witz ruht eigentlich der Gedanke, der dem letzten Buch von Max Burckhard, dem Roman „Trinacria", den Titel gegeben hat. Trinacria — die Dreiecksinsel — Sizilien: ein Name — eine Vorstellung — eine Wirklichkeit. Nun stellt sich aber heraus, daß Sizilien, wenn man's auf der Karte genauer betrachtet, gar kein richtiges Dreieck, und daß Trinacria, wenn man dem Namen etymologisch nachgeht, die mißverständliche Latinisierung eines griechischen Wortes von ganz anderer Bedeutung ist. So gibt der gefälschte Name eine falsche Vorstellung und diese drängt sich uns dann verwirrend und entstellend vor die Wirklichkeit. Und so — der Witz demaskiert sich jetzt und zeigt sein verzweifeltes Gesicht — geschieht es uns das ganze Leben lang; nicht nur in unserm Wissen, sondern auch im Fühlen und

Wollen. Worte sind da, von irgendwoher überkommen, mit ungültiger Wahrheit und falscher Deutung überlastet; das Wort löst eine bestimmte Vorstellung aus, die uns schließlich zum Zwang wird. Sie setzt sich fest, hat ihren guten Anteil an aller Fülle und Bewegung unseres innern Lebens und gibt ihn niemals preis. Zehnmal von der logisch und wissenschaftlich bewaffneten Kritik zerstört, wächst sie zehnmal wieder zusammen, immer gleich stark und gebieterisch. Hinter dem Rücken der besseren Erkenntnisse sozusagen steht sie, als ein unfaßbarer und unlösbarer Teil unseres Empfindens, zu stets erneutem Leben wieder auf und macht uns zu nie geheilten Narren jenes Wortes, aus dem sie rätselhaft entsprungen ist. Und der verzweifelnde Geist, zehnmal rebellisch und zehnmal zurückgeworfen, liefert sich endlich ohne Widerstand an die Wirrnis des Lebens aus. Über diese sehr bittere Grundstimmung hat indessen das starke Temperament und die denkerisch höchst geschulte Sprache des Autors die Lichter eines ganz eigentümlichen Witzes hingestreut. Eines Witzes freilich, den wieder nur das vom Worte genarrte Vorurteil als spaßhaft und gauklerisch heiter nimmt. Eigentlich sind es die Finten und Fechterkünste eines Geistes in grimmiger Gegenwehr; sehen sehr luftig und lustig aus, bedeuten aber blutigen Ernst. Denn der Hauptwitz des ganzen Buches ist, daß neben dem Lügenwort Trinacria plötzlich noch ein anderes Lügenwort, weit mächtiger und gefährlicher als jenes, dasteht: Liebe! Trug des Wissens und Trug des Gefühls: Verzweiflung hier und dort für den, der Wahrheit will. Aber der dies alles erlebt, ist natürlich der Marlhuber, recte Doktor Max Huber aus Wien, sehr fesch, sehr gebildet und nicht im mindesten problematisch in seinem Auftreten und Gehaben. Er bummelt durch Sizilien und bummelt gleich auch durch ein paar verliebte Abenteuer; ist kein prinzipieller Forscher und kein besessener Erotiker. Nur weil er die ehrgeizige Schwäche hat, jeder Situation und jeder Erscheinung, die ihn ein bißchen angeht, auf den Grund zu kommen — den jungweiblichen Erscheinungen eben noch gründlicher als anderen — so sieht er sich auf einmal ganz unten durchgerutscht und aus jeder Möglichkeit geordneten Lebens herausgefallen. Auf Sizilien und in der Liebe stößt er Schritt für Schritt auf den unentwirrbaren Wust von antiken, christlichen und modern-indifferenten Trugvorstellungen, die, uns eingeboren, anerzogen oder aufgedrungen, die blanke Geradheit unseres Denkens und unseres Fühlens zerknittern und verbiegen. Seine letzte Möglichkeit, mit sich selber in Ordnung zu kommen, ist die, daß er jede andere Ordnung aufgibt: er wird Landstreicher. Er hat das zwangvolle Pathos des Irrtums von sich getan und bekennt sich offen und frei, auch dem äußeren Leben gegenüber, als ein rastlos Irrender.

Nicht Jeder hat genug leichten Sinn, sich also künstlerisch vom Pathos zu erlösen. Es gibt Naturen, die sich selbst vernichten müßten, um ihren Ernst loszuwerden; denn dieser ist ihnen das Heiligste, ist die Flamme ihres Glaubens

und die Quelle ihrer schaffenden Kraft. Solche Künstler gestalten zumeist sehr plastisch, doch ohne Objektivität; denn sie sind immer Partei, sind fanatisch für oder gegen das Gebilde, das sie doch ihrer Welt entnommen und aus sich hingestellt haben. Sie sondern es höchst reinlich aus ihrer Persönlichkeit ab, damit sie um so besser nach persönlichstem Gutdünken mit ihm verfahren können; erreichen eine prächtige Objektivität der Gestaltung, die einer nur um so größeren Subjektivität des Urteils zu dienen hat. (Im vollkommenen Kontrast dazu die Methode Burckhards: bewußt egozentrische Diktion und Linienführung bei sorgfältigster Unparteilichkeit der verkündeten Meinung.) Mit derart ergrimmtem Pathos, das keinen Spaß und keine Schonung kennt, faßt Jakob Wassermann in seinem Roman „Die Masken Erwin Reiners" einen Typus moderner Intellektmenschen. Es ist der Typus der genialen Wurzellosen, die keine Heimat, keine Tradition und keine Zugehörigkeit haben. Ihnen bleibt aller innere Reichtum, den sie erwerben können, im sehr geräumigen Geist und in den sehr gefräßigen Nerven stecken; ihr grundloses Gemüt bleibt leer. Sie siegen überall, wo Geist, Wissen, Geschicklichkeit, Gepflegtheit und alles sorgfältig Erworbene siegen kann. Wo aber Instinkt, Natur, Sittlichkeit und alles eingeboren Tiefe gegen sie aufsteht, zerbrechen sie. Der Roman ist nichts anderes als eine Geschichte solcher Siege und solchen Zerbrechens; die Geschichte einer Verdammnis. Es ist ein besonders feiner Zug, daß der Verdammte selbst, in seiner letzten wissenschaftlichen Arbeit, das psychologische Fazit seines Lebens errechnet: „Daher muß das Gesetzlose das schlechthin Unsinnige, das Gestaltlose das schlechthin Chaotische und das Unpersönliche das schlechthin Unmoralische sein." Er trifft damit in das Zentrum seines eigenen Wesens. Er gibt damit die „Charakteristik eines dreifachen Fluches unserer Zeit, des Anarchisten im Geiste, des Proteus am Leibe und des Verantwortungslosen in der Seele. Dessen, der sich befreit und dem Freiheit zum Verbrechen dient, dessen, der sich verwandelt und durch Verwandlung Gott und Menschen täuscht, dessen, der keine Schuld auf sich nimmt, weil er nie zu finden ist". In so aggressiver Grausamkeit reißt hier der Dichter das Geschöpf seines Hasses hinter all seinen Masken hervor. Dies ist in dem merkwürdigen Buch die einzige Stelle, wo die Erbitterung ihre scheinbare Objektivität aufgibt und einen Vorwand für den direkten Angriff sucht. Aber auch sonst muß, wer Persönliches aus Dargestelltem herauszulesen vermag, die finstere Wut des Erzählenden gegen das, wovon er erzählt, noch durch die prachtvolle Klarheit und Gesetztheit seiner Sprache hindurch verspüren. In gigantischen Dimensionen ist der Typus hingemalt; höchstes Maß aller äußeren Vorzüge, aller Güter des Glücks, aller Kräfte des Witzes und der Bildung ist auf ihn gehäuft. Nur um seine Leere um so schwärzer, seinen Zusammenbruch um so schrecklicher erscheinen zu lassen! Natürlich ist's auch hier wieder die Liebe, an der sich der Kampf der beiden

unversöhnlichen Welten entzündet und entscheidet. Aber der Sinn des Buches schaltet jeden Zweifel an ihrer Wirklichkeit und ihrem dauernden Bestande aus und setzt sie als Fatum, als Symbol für die schicksalhaltige Macht derjenigen Instinkte, die Band und Sitte unter den Menschen schaffen, die den in ruchloser Freiheit Treibenden, den im tiefsten Sinne Unsittlichen, unter sich kriegen und zermalmen. Die Menschen, die in der Richtung jener Instinkte leben, — die Guten, um sie moralisch einzuteilen — zeichnet der Roman in äußerst sparsamen, ganz geraden Strichen. Man sieht sie nur dastehn, gut sein und auf ihrem Charakter beharren. Nicht ihre Aktion, sondern die Unmöglichkeit, sie zu verrücken ist es, die diesen anderen, den Beharrungslosen — den Bösen, um ihn moralisch einzuteilen — zermürbt und auflöst und tötet. Diese Vernichtung ist der Sinn des Buches; es ist geschrieben als eine Abrechnung der standfesten Tüchtigkeit mit der unfruchtbaren Genialität des Sittenlosen; als ein Bannfluch des instinktiv sozialen gegen den prinzipiell unsozialen Menschen; als ein Trostbuch für die Verzweiflungen des Gemüts, das sich der herrischen Übermacht des Intellektes erwehren will.

Der Kampf zwischen Erkenntnis und Instinkt, der im Romane Burckhards mit einem Achselzucken plötzlich aufgegeben wird, ist hier durch vorgefaßte Parteinahme, durch künstlerisch subjektives Diktat, entschieden. Aber seine ganze Schwere, Endlosigkeit und Ergebnislosigkeit lastet — deformierend beinahe — auf Arthur Holitschers „Worauf wartest du?" Da keucht und zittert noch alles in der würgenden Angst dieses Kampfes gegen sich selbst. Ein Wurzelloser, der keine Heimat hat, als seine Gedanken, vergeht in Sehnsucht nach menschlicher Zugehörigkeit. Qualvoll langsam verbröckelt er seine letzten Kräfte, in freiwilliger Sklaverei: Wahngebilden, Ideen, Bewegungen unterjocht, die nicht von ihm sind und nichts von ihm haben. Schattenhaft gespenstert alles durcheinander, in seltsamen Verzerrungen; nichts hat eigene feste Form, alles ist Spiegelung dieses vom Gemüte her gepeinigten Denkens. Bis in den Rhythmus der Sprache dringt diese Stimmung wehrlosen Niedersinkens ein. So vollendet sich eine Vision der Auflösung, die kaum mehr Kraft und Klarheit hat als ein dumpf bedrückender Traum, und doch von einer harten und nahen Wirklichkeit erfüllt ist: von der Wirklichkeit unserer Verzweiflungen.

Ein rührendes, kleines Buch ist bei Bruno Cassirer erschienen, genannt „Im Kampf um die Kunst", von einer Jungverstorbenen, deren Gatte es aus ihren Briefen und Tagebüchern zusammengestellt hat. Vally Wygodzinski wäre vielleicht vor diesem Mausoleum erschrocken. Ihr Leben war so typisch für die Empfindsamkeit junger feiner moderner Seelen, daß ihr jede Kodifizierung widerstrebt haben müßte. Es ist eine einzige Hingebung. Die Aufzeichnungen sind von einer grenzenlosen Liebe zur Kunst und zum Schaffen diktiert, zur neuen Kunst und zum persönlichen Schaffen, bis diese 30jährige Blüte, die alle Ansätze zu einer reifenden Frucht hatte, gemäht wurde. Ein feiner Krankheitsschimmer scheint uns jetzt nachträglich wie eine milde Luft verfrühter Frühlingstage darüber zu liegen.

1896 ist sie in Paris. Was regt sie dort am meisten an? Was wird dieser Generation der umschwingende Eindruck? Im Kreise von l'Hermitte und Brandon strebt sie zu Manet empor! Sie sieht den ersten Manet, seit sie L'oeuvre gelesen, dessen Helden sie nur äußerlich in Cézanne, innerlich in Manet wiedererkennt. „Er ist mein Lehrer, mein Meister, mein Gott und von nun an auch mein Richter. Es war, als risse es mir eine Binde von den Augen, daß es schmerzte, und schüttelte mich zusammen wie Fieber. Und doch ist es gar nicht das einzelne Motiv, im Speziellen will ich es anders. Die jubelnde, jauchzende, rücksichtslose, wahrhaftige Liebe ist es, die ihn zu meinem Meister macht. Kein Fuß eines Stuhles, kein verborgenes Eckchen, in dem diese Liebe nicht waltet. Wo nur irgend Luft und Licht ist, da ist er da mit seiner großen Ehrfurcht."

In solchen Urteilen spricht sich die Empfindung der Jugend aus, die dem Meister folgt, der ihr alle Wahrnehmungen zu Erlebnissen macht. Aber es hat sich gezeigt, daß Manet auch dem Erwachsenen und noch mehr vielleicht dem Übergewachsenen einen unerreichbaren Wert darstellt durch seine Beziehungen zur Tradition, durch die Altmeisterlichkeit, die ihn mit der Vergangenheit verbindet. Wir sehen in ihm die neue Flächenmalerei und doch die Kompaktheit der Niederlande, das Ringen um die Illusionen der Luft und doch die Substanz, die Anbetung der durchgeführten Einzelfigur und doch den Sinn für die beweglichen Imponderabilien. Neulich hatten wir die berühmte Pariser Manetsammlung von Pellerin hier. Dieses Zwar-aber sprach aus jedem Bild. Stilleben, aber Spiele der Luft und des Lichts. Der Kupferstecher Desboutin, ein der größten Niederländer würdiges Porträt, aber ganz auf den Ton gehalten in einer unendlich genialen Beherrschung der Fläche. Die Erinnerungen an Monet in Argenteuil, aber Monet als Gärtner und Monet in seinem Atelierboot. Das Treiben des Eislaufs, der Dämmer des Ateliers, aber vorn die Einzelfigur als substanzieller Extrakt. Nana — ein Stoff in der Überraschung des „Neuen

Tannhäuser", aber rokokoblaß. Die Ausstellung traf genau, wohin sie treffen sollte. Sie war ein beispielloser Erfolg mit einer pekuniären Hausse, die augenblicklich wohl nur hier für Manet möglich ist, im Lande des historischen Beruhigungsbedürfnisses. Pellerin sammelt jetzt Cézanne. So werden Anbetungen und Einflüsse eine halbe Generation später Geschichte und Sammlertugenden.

Herr Kallmorgen hat sich über diese Wirkungen geärgert und bei der Eröffnung der großen Berliner Ausstellung von dem schädlichen Einfluß der vielen ausländischen Darbietungen gesprochen. Er ist für Heimatkunst. Er wundert sich, daß die deutsche Kunst im Auslande nicht mit derselben Liebe und denselben Summen bedacht wird, wie die ausländische bei uns. Aber er hat wohl zu wenig darüber nachgedacht, ob dies vielleicht auch ein bißchen an der Kunst selbst liegt. Meint er im Ernst, daß fünfzig der Moabiter Säle nur einen einzigen Strich von Manet aufwiegen und daß unsere ganze geschätzte Jahrhundertausstellung, die jetzt noch in den Salons gefährliche Nachblüten treibt, irgendeinen gebildeten Pariser Sammler reizen würde? Daß die französische Kunst europäisch wurde, ist so wenig ein Zufall, wie daß es die deutsche Musik wurde. Nichts beweist besser unsere malerische Inferiorität, als solche Moabiter Eröffnungsreden.

Die Eröffnungsrede der Sezession betonte die Gefahren einer frühreifen Genialität und die Notwendigkeit der handwerklichen Grundlage. Liebermann tritt jetzt in eine Epoche ein, die ihm die Form, das Können, das Zeichnen wertvoll macht, wie man sich in zunehmendem Alter nach Grenzen, nach Prinzipien, kurz nach Religion sehnt. Es ist keine andere Entwicklung, als die unserer ganzen Kunst, die so weit ausgebrochen ist, daß sie jetzt das dringende Bedürfnis nach Stil und Synthese empfindet. Liebermann erzählt gern, wie er in seiner Jugend zu Menzel bestellt wurde und nun froher Erwartung sich auf den Weg machte. Menzel empfing ihn: „Ich möchte Ihnen Ihre Bilder um die Ohren schlagen!" Warum? Es fehlt das Handwerk, die Zeichnung, das Können. Er schluckte einen Schafskopf herunter. Wenn er sich jetzt manchmal selbst wie dieser Menzel der Jugend gegenüber vorkommt, so irrt er sich. Seine Formanbetung ist keine Schulmeisterei, sondern eine Stilsehnsucht, die nicht nur das natürliche Produkt aller fortgeschrittenen Naturalisten, sondern auch der notwendige Reflex der von ihm geleiteten Ausstellungen ist. Er muß sich einem Chaos gegenüber finden. Ein Saal mit Zorns — abgestanden. Einer mit Trübners — festgeworden. Einer mit Habermanns — locker geworden. Wie heben sich seine eigenen Porträts von dieser Umgebung ab: Naumanns redende Güte und Dehmels knorrige Zähigkeit — Menschen, die zur Malerei wurden, indem das Runde oder das Strähnige, das Bewegliche oder das Versessene, das Belichtete oder das Lichtsuchende den Stil fand in der Textur des Fleisches, der Komposition der Stellung, der Akkorde der Kleider. Ringsherum ein teilweise guter Manet, ein ganz süßlicher Renoir, ein guter

und zwei schlechte Monets, ein schlagender van Gogh — warum? Ich sehe keine Ordnung, keine Form, kein Zeichnen im Bau dieser Ausstellung. Nehmt einiges seltene Historische, hängt die bewährten Meister zusammen, treibt die Novizen aufeinander, gebt Vergleiche, Überblicke, Rechenschaften, keinen Markt. Lovis Corinth versucht Phantasien, um gute Akte zu malen. Seine Frau verzichtet auf die Poesie, um breite Wirklichkeit zu geben. Leo von König schneidet neue Formen phantasievoller Beobachtungen: im Pierrot trifft er den Ton und Takt. Slevogt denkt sich einen Hörselberg, den er im Lichte und in der Gruppierung unvermögend ist darzustellen. Weiß geht Cézanne nach. Baum hat seine Methode. Ulrich Hübner seine Liebenswürdigkeit. Hodler seinen rhythmischen Stil. Beckmann — ja hier hätten wir einmal eine mutige Entwicklung. Seine reiche malerische Begabung soll einem großen Sinn gehorchen. Er möchte das letzte. Die Männer am Strande waren gut gewachsen, weil sie nicht nötig hatten, sich in eine bewegte Komposition zu wagen. Dann kam das Geistige. Es sollten Gefühle zur Darstellung gebracht werden, die auf eine große Menschenmenge verschieden wirken. Das himmlische Gericht im vorigen Jahr war in ein grünliches Licht gebunden. Die Ausgießung des Heiligen Geistes diesmal ist bunter und zwingt das Auge um so mehr zur Analyse. Die Analyse hält nicht stand. Man sieht einzelnes voll Gefühl und Dichtung, aber wozu stellen sich diese Menschen zur Schau? Es ist ein wenig Hypertrophie im geistigen Willen dieses Malers, dessen Disziplin man lehrreich mit Hodler vergleichen mag. Ich habe bei Hodler den Eindruck, daß er sich selbst erreicht, bei Slevogt, daß er hinter sich zurückbleibt, bei Beckmann, daß er sich überholt. Zum Handwerk aber gehört nicht nur das Können in der Erfassung der Form, sondern auch die Selbsterziehung in den Bezirken zwischen Malerei und Menschentum. Man wird von Liebermann nicht einen einzigen Ausschlag in seiner ganzen Laufbahn nachweisen können, nachdem ihm Menzel die Jugend wegdisputiert hatte. Wie in seinen Porträts die Modelle ganz Malerei werden, so bleibt seine Technik und sein Vorstellungskreis stets mit seinem Menschentum identisch. Die Differenzen zwischen Phantasie und Technik bei Corinth und wieder ganz anders bei Brandenburg, die starke Schule der Cézanne-Nachahmer, die Neigung eines weichen Landschafters wie Rösler zur religiösen Malerei, dann wieder die Verzweigungen des Goghismus bei Nauen oder Brockhusen, alle diese Schwankungen zwischen der Kunstfreude und der Lehrmeinung oder dem Ideal und der Schule mögen ihr Interesse haben als künstlerische Vorgänge, die Gefahr liegt nicht in einer Überschätzung des Auslandes oder in der Spezialisierung einer Methode, sie liegt in der Inkongruenz von Objekt, Vorstellungsfähigkeit und Menschentum, die dem Pinsel eine Macht gibt, welche dem inneren Künstlertum zukommen müßte. Aus dem Boden der Moabiter Kunst kann so etwas nie entstehen. Aus dem der Sezession immer noch eher, wenn sie sich rechtzeitig

besinnt, diese auseinanderliegenden Glieder wenigstens durch die Disziplin ihrer Ausstellungen, durch klaffende Beweise, rücksichtslose Kontraste und scharfe Lehren zu sammeln. Nie war es weniger der Fall.

Auf der Sezession befindet sich Manets größtes Bild: die Erschießung des Kaisers Maximilian. Obwohl es auf der linken Seite, in der Gruppe der zu Erschießenden, flau und gewöhnlich geblieben ist, wirkt es doch in dieser Umgebung wie eine seltene Sammlung, wie eine Konzentration von Ruhe. Dies Gefühl wird vor allem durch die ausgezeichnet gemalten Soldaten hervorgerufen, die in ihren Farben und in der Größe der Behandlung von einer seltenen Meisterschaft und Ruhe sind. Ein historischer Stoff ist auf seine einfachste Melodie gebracht: der Inhalt von Manets ganzem Leben. Gerade in diesen Tagen der Maneterneuerung erschien bei Paul Cassirer eine prachtvolle deutsche Ausgabe des berühmten Manetbuches von Theodore Duret, das auch den gesamten Katalog seiner Werke enthält. Es empfiehlt sich darin wieder und wieder zu lesen. Nicht als ob Duret, der mehr ein bewundernder Parteigänger als tiefer Kunstkenner ist, uns jetzt noch Aufschlüsse über Manets Bedeutung geben könnte, aber die Art, wie er in breiter, behaglicher, anekdotischer Form die Kämpfe dieses Künstlers um die Anerkennung seiner Zeitgenossen erzählt, läßt den Stil von Manets Leben, die vornehme und zielbewußte Sicherheit seines künstlerischen Auftretens, seine kultivierte Revolution besonders lehrreich in die Erscheinung treten. Es ist so merkwürdig, das mit heutigen Zuständen zu vergleichen. Wie in der Sezession der Bilder, sehe ich in einer gewissen Sezession der Literatur Stilsehnsucht und Stilverachtung, Tradition und Revolution, Handwerk und Nervosität nebeneinander herlaufen, von dem großen Kritiker zu ordnen, der diese geschriebene Ausstellung von Memoiren zu leiten hätte. Heute lese ich Hans W. Fischers „Der Dreißigjährige" — ein halb theoretisches, halb dichterisches Werk über die Bedeutung des Schaffenden, dem der Autor in unerbittlicher Schärfe und mit einer wahrhaften inneren Bildung, aus Kenntnissen und Erfahrungen gehärtet, die Parole im Daseinskampfe gibt. Und gestern las ich Ludwig Hatvanys „Ich und die Bücher", auch die Abrechnung eines Dreißigjährigen, aber in einer bewußten Auflösung seiner Kenntnisse und Erfahrungen, dissolut bis zur Selbstzersetzung, impressionistisch bis zur Paradoxie: eines der Bücher beweglichster Geister, die sie hinter sich haben müssen, um vorwärts zu kommen. „Das Verkennen einer Hälfte dieser Welt bedingt die Erkenntnis der anderen. Verkennen ist Kraft, parteiisch sein, einseitig sein ist Leben — aber wert ein Leben genannt zu werden ist nur das Leben dessen, der alles Verkannte auch zu erkennen vermochte." Manet war dreißigjährig, als er das Déjeuner sur l'Herbe malte, mit dem die neue Zeit begann. Es war das Hauptstück des Salon des refusés, der Vater aller Sezessionen. Aber in Manet steckte sowohl etwas von der organisierten Entschlossenheit jenes ersten Dreißigjährigen

als von der mutigen Diffusität des zweiten. Darum schloß er, indem er begann, und führte, indem er folgte. Dieses machte ihn mit der Zeit zum Klassiker, so daß in sein Leben und Schaffen der Segen einer Kongruenz des Künstlerischen und Menschlichen kam, die die Deutschen auf anderen Gebieten längst als das Höchste verehren.

Am Abend ist das Sezessionsfest bei Adlon. Eine vielfältig interessierte große Gesellschaft. Die Zwistigkeiten, die die Sezession unterhöhlt hatten, werden bei dem höchst feudalen Essen vergessen. Ich denke an den Dreißigjährigen. Einst arbeiteten ganze Generationen an ihrem Abbruch, heute genügen halbe. Die Jüngeren wollen die Plätze, die ihnen zukommen, die Älteren bezweifeln es. Weiter war es nichts. Liebermanns starke Persönlichkeit hielt noch einmal alles zusammen. Er redet auf die Gäste, Corinth auf die Meister, Baluschek auf die Damen und Naumann — in deutscher Herzlichkeit und Gründlichkeit erzählt er, mit welcher Wonne er, als Liebermann ihn malte, sich ihm als Objekt hingegeben habe, um von Stunde zu Stunde mehr zu erkennen, wie der Maler den Menschen finde und gestalte. Dann wird getanzt.

Chronik/ Aus Junius' Tagebuch

I

König Albert Eduard von England, aus der Galerie unserer politischen Charakterköpfe einer der markantesten, ist im zehnten Jahre seiner Regierung gestorben. Von allen regierenden Königen war er der beliebteste; und die Trauer um seinen unerwarteten Tod, während sein Land von einem schweren Verfassungskrampf gerüttelt wird, ist unter seinen Landsleuten aufrichtig und allgemein. Er war . . ach nein, er war kein Gerechter des Alten Testaments, kein Richter und Prophet; aber Gewitterschwüle lagert über dem Lande, die Nation ist in zwei Heerlager gespalten und so könnte man, zumal beim dumpfen Glockenton der Nekrologe, an Elias denken, der unter Donner und Blitz im Feuerwagen gegen Himmel fährt . . Für die Zuerkennung großer Herrschertugenden gibt es keinen geaichten Zollstock, kein gemeinsames Maß; gibt es, seit die Objektivität der Historiker etwas in Mißkredit geraten ist und die Gelehrten aus dem Sumpf methodologischer Disputationen keinen Ausweg finden, als Stützpunkt nur die offiziellen und freiwilligen Nekrologe, die Staatsdepeschen, die über den Erdball fliegen, die Zeitungen, die Haltung der Hinterbliebenen, das Klubgespräch, die öffentliche und private Meinung. Die Einmütigkeit ist verblüffend; Nuancen in der Wertung sind kaum sichtbar. Wer schüchterne Einwände erheben, wer daran erinnern wollte, daß keine wirklich bedeutende Leistung so schnelle und so allseitige Anerkennung gefunden hat, könnte leicht in

den Geruch eines eigensinnigen Querkopfs geraten. Es muß offenbar der Fall vorliegen, daß heutige Ansprüche an die Größe der königlichen Lebensleistung andere sind als zur Zeit etwa des großen Friedrich; daß man sich hüten muß, den Arbeitswert eines durch Verfassung und Herkommen gegängelten Herrscherlebens mit dem zu vergleichen, der Männern wie Stein, Bismarck, Cavour, Gladstone, Disraeli die Unsterblichkeit gesichert hat.

Die unverrückbare Unterlage für Eduards Popularität war ohne Zweifel der ganze mondäne Zuschnitt seines Lebens. Man könnte den Satz wagen: die moralische Grundlage seiner unverwüstlichen Beliebtheit war seine Immoralität. Von dem durch den Prinzen Vogelfrei angesammelten Kapital zehrte Eduard bis an seines Lebens Ende. Auf dem schlüpfrigen Gebiet der gesellschaftlichen und sexuellen Konventionen war er kein verstohlener Sünder; er sündigte offen und mit einer graziösen Keckheit, die an Don Juans romantische Periode gemahnt. Weiber, Spiel, Pferde, Sport schienen sechzig Jahre der einzige Inhalt seines Lebens; und wenn Millionen mit unverhohlenem Neid auf die Ausdauer des vieux marcheur blickten und in seiner Lebensführung den Gipfel aller Daseinskünste bestaunten, so zeigt das, wie sich die Millionen dieser christlichen Welt das Lebensideal vorstellen. Das puritanische Gewissen seines Landes freilich runzelte die Stirn; Gladstone, the grand old man, machte, bei irgendeiner Neuordnung der kronprinzlichen Apanage, eine bissige Bemerkung, über die wohl nur die goldenen Trikots der Halbwelt gekichert haben mögen. Der Spielerprozeß, in den der Prinz verwickelt war, eine Affäre aus dem unsauberen Dunstkreis eines Obersten North (wenn ich nicht irre), machte über den verpariserten Helden von Cheapside selbst duldsame Gemüter ungeduldig. Der englische cant erlaubt nur verstohlene Sünden, für die eine handfeste Sonntagsgläubigkeit Absolution verleiht.. Was man sonst von ihm wußte, schlug in die gleiche Kerbe. Ein arbitre des élégances, aber mit dem schöpferischen common sense des Engländers und modernen Menschen, der nicht duldet, daß Eleganz den geschmackvollen Boden der Einfachheit und Bequemlichkeit verläßt; kein Beau Brummel, der unter den toten Gewichten seiner Modenarrheit erstickt. Sonst war, von ernsteren Neigungen, nichts bekannt. Kein Sammler, — eine Tätigkeit für reiche Leute, die so leicht das Prestige der Kulturträgerschaft einbringt; kein Mäcen; keine ausgesprochenen literarischen und künstlerischen oder gar wissenschaftlichen Sympathien oder Antipathien. Das Theater allein vertrat das Höhere, es gehört ja durch das Froufrou seidener Röcke in die „mondäne" Sphäre. Welcher Abstand von des großen Friedrich in Rheinsberg verbrachte Wartezeit; hier die beschauliche Konzentration auf das zukünftige Lebenswerk, die den Anti-Macchiavell gebar, der Gedankenaustausch mit Voltaire, die hingebende Pflege der Musen, die des Lebens Ernst vergolden und später noch dem Tatmenschen die unentbehrliche und stets heißersehnte Entspannung geben; dort eine vertändelte und an tausend

Nichtigkeiten vergeudete Jugend und Manneszeit . . Der Leser lächelt. Der Vergleich ist gewiß sehr dumm. Seit Karl Stuart für seine Sehnsucht nach schöpferischem Absolutismus mit dem Haupte gebüßt und die herrschende Adelsoligarchie mit einem landesfremden Geschlecht einen Vertrag geschlossen hat, nach dem die englische Krone auf die schöpferische Initiative kontraktlich verzichtete, ist sie eine Würde ohne die Bürde der Funktion und der persönlichen Verantwortung. Nur weil man sagt, die Herrschaft dieses constitutional cant sei infolge von Parteizerklüftung und Imperialismus zu Ende, infolge der demokratischen Zerfahrenheit und Vielfältigkeit aller wollenden Energien, nur darum ist mir der Vergleich in die Feder gerutscht. Denn tatsächlich macht die englische Entwicklung die wachsende Sehnsucht nach einem obersten Schiedsrichter über die tausendköpfige Hydra der öffentlichen Meinung notwendig; und da ist schon begreiflich und verzeihlich, wenn in die Vorstellung dieses obersten Schiedsrichters die Merkmale großer schöpferischer Tatmenschen eintreten: Merkmale, die nach bisherigem historischem Erleben ohne den mondänen Geruch sind. Dafür fallen in Eduards Wesen einige neuzeitliche Eigenschaften auf, die vielgerühmte Vorurteilslosigkeit vor allem. Er rieb sich an all sorts and conditions of men. Sein Gehirn war, was Menschenkenntnis betrifft, wirklich ein curiosity shop, vielleicht noch reicher und amüsanter als der von Dickens. Viel beredet war seine Vorliebe für Juden. Ich finde nichts verständlicher. Das Reich John Bulls und seiner kolonialen Familie ist die größte vorhandene Annäherung an eine kapitalistische Betriebsgesellschaft, die wir gesehen haben; und die Juden prägen vielleicht den kapitalistischen Geist der Neuzeit am reinsten und unerbittlichsten aus, — darum war der Jude Karl Marx ja auch sein tiefster und unerbittlichster Analytiker. Diese philosemitische Vorliebe, zum Beispiel zum Türkenhirsch, ist auf allzumenschliche Motive zurückgeführt worden, gewiß mit Recht; und zur Zeit des Transvaalkrieges, der zunächst um den autonomen Besitz der in Londoner Börsenhänden befindlichen Randminen geführt wurde und darum der Judenkrieg hieß, war sie weniger belächelt als verflucht. Aber diese Vorliebe hatte wohl auch tiefermenschliche Ursachen, denn sie zog so ungemein kluge und schöpferische Köpfe wie Sir Ernest Cassel und Sassoon in den kronprinzlichen Kreis. (Beim indisch-jüdischen Sassoon speiste auch Gladstone „rituell", weniger aus Neigung als aus Prinzip.) Mehr als die Juden waren Franzosen seine Lieblinge. Mit Gambetta, Waldeck-Rousseau, Clémenceau pflegte er intimen Umgang. Diese Richtung seiner Seelenverwandschaften weist deutlich auf die kontinentale Herkunft seines Blutes; sie ist unenglisch. Englisch dagegen war, neben der völligen Freiheit von Pose, sein aufrichtiger und aktiver Sportenthusiasmus. Einem leutseligen Grandseigneur und wiederholten Derbysieger können die englischen Sympathien sich nicht entfremden.

Zeigt der König ein wesentlich anderes Bild als der Prinz von Wales?

Keineswegs. Er blieb, der er war; mit den Einschränkungen, die Alter und die Königswürde von selbst schaffen. Sein Lebensstil blieb unverändert und das steigerte die Sympathie für ihn ins Schwärmerische. Der englische Mittelschlag fühlte sich ihm wesensähnlich; der König, das ferne und fremde Wesen aus der Feudalzeit, war auf sein Niveau herabgedrückt; das Niveau der guten Geschäfte, des Friedens, des Sports und des Spiels. Keine Imperatorengeste schreckte; nichts, was eine Persönlichkeit hors ligne und hors cadre stellt. Dem liebevoll gehüteten Hofzeremoniell fehlte die feierliche Strenge. Eduard im Königsornat zwinkerte seinen Untertanen vertraulich zu: Ich meine es so wie Ihr; es ist Augengepränge und liebe alte Gewohnheit, hat keine ‚Bedeutung', nichts, was Distanzgefühle erwecken soll. Das, was man das Moderne an Eduard nennt, steckt darin. Wir wollen unsere Könige wie wir sind; mit viel Plutos und viel Demos. Also Takt, ‚mondäner' Geschmack und bon sens waren ihm stets nachgerühmt worden; höchstens überraschte die Kraft zur diplomatischen Initiative und zum Ausgleichen der wachsenden Parteispaltungen. Psychologisch war diese Überraschung unbegründet. Diplomatische Initiative setzt keine schöpferische Aktivität voraus, keine Fähigkeit für Kombinationen gesellschaftlicher Grundkräfte, die den Staatskörper auf lange Frist neu organisieren. Der Graf Cavour und Bismarck, der die deutsche Einheit schuf, waren geniale Staatsmänner, in ihren Bahnen bewegt sich heute noch das Leben ihrer Völker; der Bismarck des zerbröckelnden Dreibundes dagegen hatte nur jene diplomatische Initiative, die vor den elementaren Grundkräften des Völkerlebens ins Leere zurückweicht. So haben alle Ententen Eduards, alle Minen, die er gegen den diplomatischen Zickzack und die beunruhigende Vielgeschäftigkeit Deutschlands in den zwei letzten Jahrzehnten legte, nur ganz vorübergehenden Wert; denn die Eifersucht auf die wachsende imperialistische Größe war längst vor ihm eine konstante Größe aller Großmächtepolitik. Rußlands Zusammenbruch, Japans Sieg, die Versöhnung mit Frankreich: in allem war auch ein bißchen seine geschickte und zielsichere Hand; aber nirgends der göttliche Finger des Genies. Die Verständigung mit Deutschland, die Schrecken des Flottenwettrüstens, die Organisation des größerbritischen Imperiums, der Ausgleich der feindlichen Parteien in der Verfassungsfrage: alles, was im tieferen Verstande politisch den Welthorizont verdüstert, ließ dieser kluge und liebenswürdige Monarch durch sein Wirken unberührt.

II

Bernhard Dernburg ist der öffentlichen Meinung als Vordergrundgestalt geschenkt worden. Wann wär er's nicht gewesen, seit seiner sensationellen Berufung ins Kolonialamt und dem Aufstechen der klerikalen Eiterbeule? Das Bild ist rein optisch zu nehmen. Auch wenn er im Dunkel der Amtsstube sitzt, sieht man ihn. Und man nimmt ihn wahr, wenn er zwischen Kuisib und dem

26. Grad kamelreitet, unter den sengenden Strahlen der tropischen Sonne, dort wo Minen, Konterminen, Pools und Kulissen sämtlicher Börsen der Welt schweigen. Er ist heute unser einziger Regierungsmann, von dem nicht nur die Amtstätigkeit mit der bekannten gewissenhaften deutschen Gehässigkeit kritisiert wird. Auf das ganze schillernde Mosaik seiner Persönlichkeit fällt dauernd das grellste Licht: auf sein Vorleben, seinen Charakter, seinen sozialen Anhang, seine geschäftlichen und geselligen Beziehungen; nichts was daran nicht interessierte. Er ist der einzige deutsche Regierungsmann, der in allgemeinerem als dem politischem Sinne dauernd Ärgernis gibt oder Genugtuung verursacht. Die Beamten seines Amtsbezirks mögen ihn offenbar gar nicht; hoffentlich nicht nur deswegen, weil er ihre Arbeitskraft über die Vorstellungen des Festangestellten hinaus ausnutzt und seine Umgangsformen aller Bureau- und Salonregeln spotten. Gouverneure nehmen seinetwegen den Abschied, Kolonialoffiziere bitten um Versetzung; in Dernburgs Amt beginnen die wundervoll disziplinierten deutschen Subordinationsgefühle gegenüber dem vorgesetzten Willen zu versagen, dessen Verletzung als Vergehen gleich nach der Schändung der Hostie kommt. An dem Mann muß etwas Besonderes sein, etwas ganz Besonderes. Das bißchen jüdische Blut in ihm (die Mutter war arische Christin) ist keine ausreichende Erklärung. Die Friedenthals und Friedbergs ließen das öffentliche Interesse kalt; nur die Privatrancüne eines leicht erregbaren antisemitischen Gemütes nahm an ihnen Anstoß. Dieser Mann mit dem steifen Nacken und der hoch gewölbten Brust, dieser massige Assyrerkopf mit den etwas glotzenden Augen, der breiten eckigen Stirn, der harten, unmelodischen Stimme ist von anderem Kaliber. Auf dem Bilde von Slevogt — in einer Ausstellung der Berliner Sezession vor einigen Jahren fiel es auf — sprach er den Beschauer an: Ich bin Ich. Sein Gang ist etwas watschelnd; der Kopf trotzig gehoben. Der einfache, ganz unelegante Schnitt seiner Kleidung steht in auffallendem Kontrast zu der vielfach gigerlhaften Zustutzung der Bank- und Börsenmänner. Wer nur sein Äußeres kennt und hört, daß laute Anklagen und vorsichtig getuschelte Verdächtigungen ihn umtosen, wird kaum überrascht sein. Die Lüderitzbuchter haben in ihrer Denkschrift den Haß gegen Dernburg in Paragraphen gebracht; man fühlt, daß wahr ist, was behauptet wird: der Staatssekretär sei keinen Augenblick seines Lebens sicher, wenn er sich drüben sehen lasse. Sie erklären, er habe die ausgedehntesten fiskalischen Land- und Bergrechte preisgegeben, er habe den in den Kolonialgesellschaften kristallisierten Großkapitalismus zum Schaden der Kolonisten und der Staatskasse privilegiert, er habe diesen Gesellschaften den Löwenanteil am Reichtum der Diamantfelder gesichert, aber ohne daß diese das geringste Risiko gelaufen und erst nachdem die Ansiedler unter Millionenopfern den Beweis ihrer Abbauwürdigkeit erbracht hätten . . . Der Name Fürstenbergs, des bekannten klugen und witzigen Direktors

der Berliner Handelsgesellschaft, taucht im Zusammenhange dieser privilegierten Gesellschaften auf; und Fürstenberg ist Dernburgs Freund. Und gleich fällt, sobald dieser Name genannt wird, hellstes und grellstes Licht auf das Grundmotiv der Anklage: Dernburg ist Fleisch vom Fleisch und Blut vom Blute des Großkapitalismus. Dieses eine Grundmotiv interessiert uns. Alles mag wahr sein, was gegen den Kolonialstaatssekretär vorgebracht wird, seine Willkür, die Eigenmächtigkeit in der Behandlung von Rechtsverhältnissen, die genialische Freiheit, mit der Zahlen nach dem Gebot seiner Zwecke gruppiert werden, die Taktlosigkeit, mit der die tüchtigen deutschen Ansiedler als Gevatter Schuster und Schneider abgetan werden: das ganze schwere Geschütz des Hasses richtet sich gegen seine großkapitalistische Seele oder Seelenlosigkeit. Jetzt wird begreiflich, warum die Alldeutschen, die Konservativen, das Zentrum, die Mittelstandsparteien stillschweigend einen Ring gebildet haben, um ihn zu stürzen; warum die dem Kapitalismus insgeheim verbündeten Fortschrittler und Liberalen sich als Leibgarde um ihn scharen. Aber noch vertraut ihm der Kaiser. Und das Prestige seiner Persönlichkeit ist im Lande immerhin noch so groß, daß er Glauben findet, wenn er vom Bundesratstisch hinausschmettert: Ihr Erzberger macht Euch zu Anwälten aller Mittelstandsverdrossenheit, aller Rancüne des kleinen Mannes gegen das Großkapital. Nur dieses kann im großen Stil ein Land, eine Kolonie modern organisieren. Ihr wollt es erdrosseln, indem Ihr ihm Kriegslasten aufbürdet, die auf Vermögenskonfiskation hinauslaufen. Siegen Eure Grundsätze, wehe dann den werbenden Kräften der heimischen Wirtschaft. Die ist groß geworden, seit sie sich rücksichtslos kapitalistisch organisiert hat; sie wird verzwergen, wenn man ihr die Bewegungsfreiheit nimmt, jeden Verdienst den Mehrwert wie einen krebsfräßigen Zahn auszieht und ihn gewissermaßen nach moralischen Anteilscheinen verteilt. C'est le socialisme en plein . . . So ungefähr sprach Dernburg. Wieviel persönliche Sünden er durch dieses allgemein und prinzipiell gehaltene Glaubensbekenntnis decken wollte, weiß ich nicht. Ehemalige Freunde weisen ihm nach, daß sein bankdirektoriales Gebahren eher nach Wallstreet als nach der Behrenstraße weist. Möglich. Ich habe kein großkapitalistisches Herz und kenne die Lücken in Dernburgs Beweisführung. Aber fabelhaft bleibt sein Temperament; fabelhaft der Mut, sich und seine Art zu wollen; fabelhaft die Kraft seiner Ablehnung, in die Froschhaut des Beamten zu schlüpfen, der nur mag, was andere mögen, und will, was andere wollen. Und der Mann ist doch schließlich, als er ins Amt berufen wurde, kein unbeschriebenes Blatt gewesen. Er hatte den Auftrag, die deutschen Kolonien, die nach dem beschämenden Fiasko der Kayser und Stübel und Hohenlohe von der öffentlichen Meinung aufgegeben waren, nach dem Schema eines Finanzgeschäftes zu verwalten. Er tat es und tut es in seiner Weise. Er hat durch seine Propagandareden das allgemeine Interesse wachgerüttelt und Kapital in die

anscheinend hoffnungslosen Striche zu locken gewußt. Er baut das Bahnnetz planmäßig aus. Er behandelt die Eingebornen als wirtschaftlichen Wert, im Einklang mit den Geboten der Humanität. Natürlich hatte er Glück. Aus Südwest kam er hoffnungslos zurück und sagte Vertrauten: lasciat' ogni speranza. Dann fanden sich die Diamanten. Aber Glück haben ist eine wichtige Seite des Talents. Und Dernburg hat mehr als Talent. Er assoziiert außerordentlich rasch. Sein Wille hat die frische Farbe der Entschließung. Er ist der geschickte Regisseur seines Ruhms und bewegt sich damit auf — Verzeihung — napoleonischen Bahnen. Etwas Abenteurerluft umweht ihn; gewiß. Es wird sich zeigen, ob ein Mann mit Hemmungen von der Art, wie sie Dernburg nachgesagt werden, in ein leitendes deutsches Staatsamt gehört; denn bei uns ist die Politik bekanntlich eine Provinz der Moral. Aber wir müssen es schon als ziemlich starkes Verdienst betrachten, wenn jemand mit charaktervoll gefärbtem Wollen da ist, der die Ansprüche an die leitenden Männer über die gewohnte Synthese von Tüchtigkeit, Gewissenhaftigkeit, Temperamentlosigkeit und Mangel an Initiative steigern hilft.

Irrlehre

Die evangelische Landeskirche Preußens hat sich ein Irrlehregesetz gegeben. Der durchschnittliche Zeitungsleser faßt sich an den Kopf, hat er gerade Andersen gelesen, vielleicht auch an die Beine, ob er etwa wie jener weiland Justizrat vermöge unbewußter Unglücksgaloschen in die Zeiten des guten Königs Hans, welcher um 1500 regierte, zurückgerutscht sei. Aber es stimmt: ein Gesetz über Irrlehre.

Es ist sogar ganz human. Gerade die oberste Leitung der preußischen Landeskirche hat auch bisher am meisten Verständnis für die Schwierigkeiten der Lage gezeigt. Leider balanciert durch um so stärkere politische Gebundenheit, die möglicherweise der Kaufpreis für die dogmatische Freiheit war, entrichtet an die konservativen Parteien, von denen nach der Selbstausscheidung des Liberalismus die Kirche in ein fast sklavisches Abhängigkeitsverhältnis geraten ist.

Es ist im Streit um das neue Irrlehregesetz mancher gute und kluge Spruch gesagt worden, das Beste wohl von dem Kirchenrechtler Rudolf Sohm, einem Mann von erfrischend echtem gutem alten vorortho-dorem Luthertum, und, in schärferer Tonart, von dem tapferen und scharfsichtigen Friedrich M. Schiele, sehr Gutes in mehr entgegenkommender Form auch von Erich Förster, einem sehr frei urteilenden und gründlichen Kenner der landeskirchlichen Verhältnisse.

Indessen ist ein Gesichtspunkt, soviel ich sehe, bisher unberührt geblieben, den ich am besten an ein höchst sonderbares und vielleicht nicht zufälliges Zusammentreffen anknüpfe: Es sieht fast so aus, als habe der Ruhm der päpstlichen Enzyklika gegen die Modernisten den Protestantismus nicht schlafen lassen und als sei das Irrlehregesetz trotz der auf den ersten Blick fast gegensätzlichen Intention dennoch eine ebenbürtige Parallele zu jener Tat Pius' X.

Zwar geht die Enzyklika von modernistenfeindlicher, das Irrlehregesetz — wenigstens scheinbar — von modernistenfreundlicher Seite aus. Und während die Enzyklika alles belebt und bestärkt, was es an Inquisition und Beschnüffelung in der katholischen Kirche noch gibt, so spricht das Irrlehregesetz eher eine umgekehrte Tendenz aus. Was aber beiden gemeinsam ist, das ist die Richtung auf Zentralisierung. Und das ist wichtiger als die vom Zeitwind abhängige Stimmung für oder gegen den Modernismus; schon weil diese Zentralisation in harten Gesetzesparagraphen Gestalt erhält, jene Stimmung aber nur in völlig ephemeren persönlichen Verhältnissen sich ausdrückt. Dann auch weil die modernere oder weniger moderne Gestaltung des Mythos auch an sich viel unwichtiger ist als eine Zentralisation, die seine fortschreitende Weiterumgestaltung für die Zukunft überhaupt in Frage bringt. —

Die evangelische Kirche ist von Haus aus Sektenkirche. Wo sie sich frei entfalten konnte, hat sie sich in der Form von Sekten entfaltet. Es ist das ja auch die naturgemäße Gegenform gegen die katholische aristokratisch einheitliche Kirchenverfassung.

Und im großen und ganzen bleibt die Sektenkirche die für den Protestantismus charakteristische Kirchenform, ob nun einzelne Teile wie die deutschen Landeskirchen innerhalb der Gesamtheit eine Vermittlung nach der katholischen Art hin versuchen oder nicht. Auch die englische Hochkirche ist etwas derartiges, nur daß sie ein reiches unabhängiges Sektenleben neben sich hat, was man von unserer Kirche immer noch nicht sagen kann.

Doch ist diese deutsche Zwischengestalt nicht ohne Interesse. Gerade weil die Sekten fehlen. Sie stellt den Versuch dar, den ganzen Reichtum religiöser Möglichkeiten

in eine freie und doch einheitliche Institution zusammenfassen. Es ist dadurch verständlich, daß sie manchmal nach der einen, manchmal nach der anderen Seite gravitiert.

Zurzeit weist der Zeiger auf Konsolidierung und Zentralisierung. Das ist schon seit langen Jahren in steigendem Maße wahrnehmbar, und wenn man will, bereits seit einem Jahrhundert.

Es ist nun aber die Frage, ob gerade die Betonung dieser Seite der Kirche heute das Dringliche ist. Auch unter dem geschichtlichen Gesichtspunkt dieser Kirche selbst gesehen. Sie will doch religiöse Selbständigkeiten zusammenfassen. Es ist aber die Frage (und für viele keine Frage mehr!), ob nicht schon die bisherige Form im Verhältnis zu dem bißchen religiöser Selbständigkeit, das sie umfaßt, viel zu zentralistisch ist.

Das moderne Geistesleben hat eine außerordentliche Breite gewonnen. Seine religiöse Unterbauung und Kräftigung schreitet vor, zeigt aber noch wenig einheitliche Tendenz und steht jedenfalls aller Verinstitutionierung gründlich feindlich gegenüber. Mit gutem Instinkt. Denn selbst wenn eine institutionelle Zusammenfassung erstrebt wird, so muß man sich doch darüber klar sein, daß die wirkliche Einheitlichkeit sich auf jeden Fall erst sehr allmählich herausstellen könnte.

Unter so bewandten Umständen müßte für eine Kirche, die das ganze Volk umfassen will, und das muß eine „Landeskirche" wollen, das eigentlich Wichtige das sein, eine Form zu finden, in der sie auch Bewegungen sich einverleiben oder angliedern könnte, die weit von dem ihr Zentralen abweichen. Dem neuen Gesetzentwurf zufolge scheint ihr vielmehr umgekehrt nichts so wichtig gegenüber dem, was neu aufwachen will, als es von der Kirche fern zu halten oder einheitlich auszuscheiden.

Sehen wir zu, was für Dinge das Gesetz zu ändern berufen ist.

Die bisherige Lage war die, daß der Geistliche nur auf das Evangelium verpflichtet war. Alle Verklausulierungen hinderten nicht, daß er dadurch nicht nur berechtigt, sondern angehalten war, selbst zu untersuchen, was in Bibel und gar Bekenntnisschriften als Evangelium anzusehen ist. Da doch beispielsweise das sinnenfrohe Hohelied und der skeptisch ironische Prediger Salomo zwar als große Kunstwerke aber nicht gut als religiöses Evangelium anerkannt werden können, und andererseits Luther selbst ganze weite Strecken der Bibel (wie die sogenannte Offenbarung Sankt Johannes') mit unverhülltester Geringschätzung behandelt und selbst innerhalb der einzelnen Stücke sehr unterschieden hat.

Dies kritische Prinzip konnte natürlich sehr ausgedehnt werden und es konnten also sehr bedeutende Abweichungen von der Überlieferung auftreten. Dagegen war eigentlich nur ein Einschreiten von „Fall" zu „Fall" möglich. Wenn nämlich eine Gemeinde sich über den Prediger beklagt hatte. (Im demokratischen Interesse lag ja, der Gemeinde auch gegen den Prediger ein gewisses Recht einzuräumen.) Sobald aber eine liberalere Gemeinde den gemaßregelten Geistlichen berief, so stand der Berufung an sich nichts im Wege. Erhob das betreffende Provinzkonsistorium Einspruch, so war das von vornherein als Gehässigkeit gebrandmarkt.

Dieser Zustand hat mancherlei Unklarheiten und Reibungsmöglichkeiten in sich. Was ändert das neue Irrlehregesetz daran?

Zunächst will es im Zusammenstoßfall alles persönlich Herabsetzende aus der Verhandlung verbannen. Es soll sich nur noch darum handeln, nicht ein Vergehen zu bestrafen, sondern eine Tatsache festzustellen. Die nämlich, daß der betreffende Geistliche nicht mehr geeignet sei, zu leisten, was man von ihm verlangen könne. Eine Art Pensionierung also; auch finanziell als Pensionierung behandelt. Das ist human und auch klug.

In diesen Liberalismus sorgfältig eingebettet liegt nun aber die stramme hochkirchliche Tendenz auf Zentralisation.

Denn die neu eingerichtete Behörde entscheidet nicht mehr den einzelnen Fall für

die Bedürfnisse einer einzelnen Gemeinde, sondern sie entscheidet über eine bestimmte Lehre für die Gesamtheit aller in der Landeskirche zusammengefaßten Gemeinden. Sie entscheidet, was von Tilsit bis Frankfurt am Main Wahrheit ist. Man freut sich schon kindlich darauf, wie man die Entscheidungen sammeln und zu einem juristisch handbaren Kodex wird vereinigen können.

So ist also die schwierige Frage gelöst, wie eine Kirche, die religiöse Selbständigkeit gibt, und ihre Lehrer allein auf die letzte ihnen erreichbare Wahrheit verpflichtet, dennoch einheitlich bleiben kann.

Im wesentlichen besteht die Lösung darin, daß die religiöse Selbständigkeit anerkannt bleibt, aber — außerhalb der Kirche.

Die Kirche konstituiert sich als geschichtliche Größe. Eine Institution zur Verkündigung und Pflege einer so und so gewordenen Frömmigkeit und Wahrheit. Was dieser durch Kommissionsbeschluß feststellbaren Frömmigkeit und Wahrheit nicht konform ist, bleibt ungeschmäht, aber abgeschieden.

Dies ist nun in der Tat eine wirkliche Lösung. Nur zu sehr. Man fühlt ordentlich, wie die Spannung weicht. Nur ist die Frage, ob es nicht eigentlich die lebengebende Spannung ist, welche durch diese Lösung aufgehoben wird.

Den Kampf um die Wahrheit wird man nicht zum Stehen bringen. Man verlegt ihn nur aus der Kirche hinaus. Das war schon bisher zum größten Teil so. Das Neue ist, daß man sich dazu bekennt, daß man sozusagen ein ständiges Organ dafür schafft.

Arthur Bonus

Bodelschwingh

Der Name Bodelschwingh ist im Verlaufe des letzten Menschenalters ein Programm geworden. Kein sozialpolitisches. Wenn Nachrufe auf ihn den Namen eines Sozialpolitikers anwendeten, so verkannten sie gründlich die Eigenart dieses Mannes. Nichts lag ihm ferner, als den wirtschaftspolitischen Gründen unserer modernen Entwicklung nachzuspüren. Er nahm die Dinge wie sie sind. Die „lieben Brüder von der Landstraße" sind da, waren da und werden immer da sein. Man hat sich mit ihnen zu allen Zeiten gesorgt und gequält. Ein Mann des Erbarmens war Bodelschwingh, eines unendlichen Erbarmens und unendlicher Güte voll. Ein Diener des Wortes und ein Seelsorger. Will man ihn durch Vergleiche charakterisieren, so muß man weit zurückgehen. Eine große karitative Gestalt taucht vor den Blicken auf. Franz von Assisi. Der heilige Mann, der mit ebensolchem unendlichen Erbarmen nicht nur die Menschen, sondern Tiere und Blumen, alles Geschaffene umfaßte. So heilig und rührend ist die Gestalt Bodelschwinghs, rührender noch den Späteren, die ihn als alten Mann kannten, ihn bis zum letzten Atemzuge in der unermüdlichen Arbeit sahen, den Verstoßenen, den Entrechteten eine Heimstätte zu schaffen. Die Fürsorge für die Wanderarmen ist Bodelschwinghs Werk. Wanderarbeitsstätten, Arbeiterkolonien, Moorkolonien, wie hat er sie auf liebendem Herzen getragen. Noch wenige Tage vor dem Hinscheiden des fast Achtzigjährigen erhielt ich von ihm einen Brief, in dem er mir sein jüngstes Werk, die Frauenkolonie empfahl. Ein Geistlicher und Seelsorger, aber keiner der nur Worte macht. Aus jenen tiefen unerforschlichen Gründen der Seele schöpfte er, die jedem Messen und Wägen unzugänglich sind. Selbstlos war er; des Mantels entblößte er sich, um ihn über den Bedürftigen zu breiten, den er am Wege traf. An der Arbeit der Wanderer nahm er mit dem Beil und mit der Hacke teil, nur um ihnen zu zeigen: Arbeit schändet nicht. Ein Redner war er, der ergriff und fortriß, weil, was er sagte, aus der Tiefe seines liebenden Gemütes kam. Man mochte beistimmen oder nicht; ihn konnte man nicht mit einer abwehrenden Gebärde abtun. Doch wäre die reine Güte nicht hinreichend gewesen, um

seine weitreichende Wirksamkeit zu begreifen. Eine ungewöhnliche Gabe praktischen Verständnisses, zielbewußter Organisation war ihm verliehen. Damit schuf er sein in der Welt einzig dastehendes Bethel, die Zufluchtsstätte vieler tausender von Elenden, Kranken und Schwachen. Ein Bettler war er, der größten einer, dessen Blick und Wort niemand zu widerstehen vermochte; vielleicht der letzte große Bettler aus dem Kreise derer von Assisi. Denn die Zeit ist für die Bettler nicht mehr so günstig, seit die Welt das sozialpolitische Kleid angezogen hat. Die arbeitenden Klassen wollen nicht Mitleid, sondern Gerechtigkeit. Vielleicht werden wir noch lange nicht wissen, was Gerechtigkeit ist und wenn wir es wissen, die Formel nicht gefunden haben, mittels deren wir Erkenntnis in Tat umsetzen. Vielleicht auch wird die Gerechtigkeit allein den Menschen zu frostig erscheinen und irgendwo im menschlichen Herzen noch immer ein leises Sehnen nach der Sonnenwärme der Barmherzigkeit zurückbleiben. Nur sind die Bodelschwinghs selten.

Emil Muensterberg

Sumurun

Noverre, zu Lessings Zeiten, schwärmte für die Pantomime. Er ließ antike Mythologien von Tänzern darstellen und begeisterte sich an der Leidenschaft, die keiner Worte bedarf. Es sollte eine Reform des uniformen, militärischen Tanzballetts sein. Aber es wurde eine Gefahr für die Ballettbühne, die schließlich nicht durch das Fehlen von Worten, sondern durch das Vorhandensein von Tanzkunst lebt. Der Beweis war, daß die Pantomime nur dann reüssierte, wenn sie von wirklichen Tanzkünstlern gemacht wurde: wovon wir in der Darstellung der Adamschen Giselle durch die Pawlowa in unserer Zeit noch eine Probe erlebten. Sonst war sie schnell dem Dilettantismus ausgeliefert: Sardanapal. Es gab einige Pantomimendichter, die durch geschickte Vereinigung von Szene und Tanz ihre Gattung zu retten wußten: Denken wir an den Verlorenen Sohn oder den Buckelhans. Aber es gab noch mehr Dichter, die in dieser idealisch-schemenhaften Kunst eine Befreiung vom Naturalismus der Bühne suchten: die Ballette Hofmannsthals, Dehmels, Bierbaums. Die Pantomime schwand niemals ganz aus den Wunschzetteln der feineren Geister. Es mußte ein eigener Reiz darin sein, zu ihrer Abstraktion zurückzukehren, die in gewissem Sinne für das Dialektische unverantwortlich war und das Opernhafte doch auch wieder nicht ganz zugestand. Die moderne dekorative Strömung mußte auch darauf zurückkommen. Das war Material. Man konnte Szenenvorgänge stilisieren und Bewegungen tanzmäßig ausgestalten. Also war das Gegenteil von Noverre erreicht. Der wollte mit der Pantomime in das Ballett die Wahrheit bringen, wir wollen mit ihr in die Wahrheit den orchestischen Stil bringen.

Nach der Aufführung von Frekfas Pantomime Sumurun im Deutschen Theater frage ich mich: was ist davon erreicht? Vor dieser Frage aber fällt mir alles wieder auseinander. Frekfas Dichtung ist kein Wille zum Stil. Er nimmt aus den orientalischen Märchen die Liebesverhältnisse eines Scheichs zur Tänzerin und eines Tuchhändlers zur Scheichin und die Tragikomödie eines Buckligen, der als Scheintoter die Welten rechts und links verwirrt. Er verwickelt dies so, daß es nicht mehr Gestalt bleibt. Damit war viel verloren: der tänzerische Reiz. Das Visionäre orientalischer Situationen genügt nicht. Der Regisseur Reinhardt versucht das zuerst festzuhalten: es wird zu breit. Zuletzt faßt er scharfe Mordszenen nach japanischer Art: das wird gut und strafft sich im Rhythmus. Das Stück wird nicht mit Tänzern, sondern mit Schauspielern besetzt, die sich mit Tänzerinnen mischen — es entsteht wieder kein Stil, sondern eine Skala von Bewegungsorganismen. Grete Wiesen-

thal, die Scheichin, ist die wahre zukünftige Einheit von Spiel und Tanz, das ist von seelischer Darstellung und plastischer Ausarbeitung in einer selbständigen Folge von Stellungen und Erregungen, die auf dem Stück sitzen, wie eine — noch außerdem an sich schöne Körpermelodie. Moissi der Tuchhändler, ist italienische Harmonie in der realen Bewegung. Die Tänzerin Leopoldine Konstantin ist entzückende Erotik im naturalistischen Rhythmus. Schildkraut ist eine so hahnebüchene tote Puppe, daß er jede Sekunde schreien möchte, daß er nicht sprechen darf. Und so fort: die ganze Stufenfolge vom Nichtsprechendürfen zum Nichtsprechenbrauchen. Die Sternschen Dekorationen geben Gelegenheit zu vielen Etagen, Treppen und Akrobatiken: was wiederum zu den Dieben von Richard und Matray, zu der Alten von Großmann paßt, aber nicht zu Wegeners stolzem Scheich und zur geradlinigen Eleganz der Else Wiesenthal. Schließlich die Musik ist von Viktor Holländer: sie, die den Zauber des Stils zu halten, zu begründen hätte. Ich sage: darum fällt mir dies Unternehmen auseinander. Ich habe in der zweiten Hälfte bei den Liebes- und Mordszenen (Liebe und Mord schweigen) Eindrücke von stärkster Konzentration empfangen, aber das Ganze hätte gewonnen, wenn man das Problem rücksichtsloser gefaßt hätte. Fünf Differenzen der Stile waren so zu zählen. Ich denke mir von den Szenen der Grete Wiesenthal mit Moissi und Wegener (Liebe und Tod) aus das ganze Stück durch, ich übersetze es ganz in die Sprache ihres Körpers — dann glaube ich es zu haben.

Oskar Bie

Schattenbilder

Die Reden, die Herbert Eulenberg im Düsseldorfer Schauspielhaus Sonntag für Sonntag an seine Stadtgenossen richtete, gewinnen nun, als Buch (bei Bruno Cassirer) gesammelt eine stärkere Resonanz. Der Titel, der sie zusammenhält: „Schattenbilder" ist allzu bescheiden; denn da ist kaum eines, das an die mühevolle und unbeholfene Manier der Silhouette erinnert; viele gleichen vortrefflichen Photogrammen, Momentaufnahmen durch die Kamera einer starken Phantasie, Blitzlichtporträts vielleicht, — andere wieder sorgsamen Zeichnungen, von einer Hand gezogen, in die das Herz hinübergewandert scheint. Manche aber sind wie große Gemälde mit einer tiefen Landschaft im Hintergrund, die, immer anders, den Reichtum des Malers bewundern läßt, sei es nun eine dunkle, schwermütige deutsche Stadt wie Nürnberg oder Wetzlar, sei es das weite Gefilde um Stratford am Avonfluß oder gar ein Phantasiebild wie die prachtvolle Hölle Byrons und Oskar Wildes, die tiefschwarze Stadt des Dis.

Es möge ein Wort die seltsame Ausdruckskunst dieses Dichters berühren, dieses Sprechen zwischen Lachen und Weinen diese ganz eigene melancholische Mischung von Lyrik und Humor. Trübselig beide wie eiliges Wasser, das zwischen hingeneigten Weiden blauen Himmel neben Wolken spiegelt, haben sie eine wunderbar lösende Gewalt über das Herz, in dessen Äolsharfensaiten sie greifen, um ihre Rührung über sich selbst besser zu bergen. Es ist der Humor Shakespeares, dieser tragische Humor, der nur zwei Arten hat, ich bezeichne sie als „vergleichende" und „folgernde (konsekutive)" ausgedrückt durch ein „wie" oder „daß", immer aber so, daß zwischen Wort und Lachen ein kleines Staunen bleibt, sich gleichsam umsieht und beschämt davonläuft: mitten ins Lachen. Dieser im Grunde ernste, herbe Humor — „Galgenhumor" wäre man oft versucht, ihn zu nennen, — macht mit dem treuen, eindringlichen und still begeisterten Ton eine Einheit von warmer Anteilnahme, tief liebevollem, väterlichem Nacherleben, die aus dem bloßen Vortrag langsam in die Erzählung und endlich, wunderbar aufblühend, in Gedichtetes hinübergeht.

Dichter sind fast alle die Schatten ge-

wesen, die hier zu kurzem Verweilen aus der Nacht des Vergessens beschworen werden, aber auch solche, deren Namen die Geschichte anderen Tafeln eingegraben hat, sind mit den Dichtern heraufgekommen. Rembrandt, Dürer und Nietzsche gehören zu ihnen — das begreift sich leicht, auch der alte Fritz — aber was wollen die fremden Schatten Napoleons, Bismarcks, Schopenhauers? Geduld! — wenn sie nicht heimliche Dichter (wie Schopenhauer), nicht unbewußte (wie Napoleon) waren, so haben sie alle drei Landschaften erschaffen, aus denen Dichter hervorgeblüht sind wie Blumen; so bietet ihr Charakter in seiner Beziehung zu den Künsten viel des Wissenswerten, auch wenn diese Beziehung eben keine ist wie bei Bismarck (wie gut, den Deutschen einmal dies zu zeigen!) Alle aber werden in ihrem Tiefsten geschaut und bezeichnet, nicht wie Gelehrte das Zentrum einer Persönlichkeit durch ihren — wie sie es nennen — Stil ausfindig machen, sondern — so sehen nur Dichteraugen! — von ihrem Leben her, dem Menschen, den sie „um ihr Herz zu tragen" haben. Man kann hier — endlich wieder! — einem Schriftsteller lauschen, dessen Worte aus dem Quell Ehrfurcht entspringen. Herbert Eulenberg, selbst ein Anwärter auf das ehrende und dankbare Gedächtnis späterer Geschlechter, lebt sich vor unsern Augen schauspielerhaft in fremdes Sein immer neu um und ein, sich selbst bis auf sein Herz verlassend, um süßen Preis: ein abgeschiedenes Leben durch einen kurzen Traum zu führen. Man hört ihn mit inniger Stimme Grabreden halten, ein Gedenken ausrufen, ein anderes verteidigen, sieht ihn ein drittes retten wie Engel Seelen retten. Mag er über Lessing, über Dürer, über Nietzsche sprechen, immer haben seine Worte einen gerührt bebenden Ton, scheint er in ihnen sein Gefühl wie eine Hostie zu verspenden. Aber tiefer noch regt dieser Dichter auf, wenn er vergißt, vor vielen zu sein, und plötzlich träumt, sich einspinnt und auf einmal den jungen Goethe sieht, wie er in Wetzlar ankommt, die Nächte durchschwärmt und endlich, von Liebe getroffen, die Freunde fliehend, einsam irrt, „mit der Pistole in der Hand zwischen Tod und Leben schwankend, von Schatten zu Schatten flüchtet", daß noch heute „am Abend alle Bäume in Wetzlar von dem Tränentau jenes Unglücklichen" glitzern und es ist „als ob sein Schmerz noch die ganze Stadt überschatte". Clemens Brentano sieht er in Dülmen, den Verzückungen der stigmatisierenden Nonne hingegeben; den Einzug des neuen Pfarrers Mörike in Cleversulzbach muß er als Zuschauer in der Menge miterlebt haben. Die Gestalt des alternden Shakespeare schreitet rührend durch unsere Phantasie, die sich zu Stratford umgewandelt hat und den Zurückgekehrten wehmutvoll begrüßt, ihn, der wie Prospero Abschied von seiner Kunst genommen hat, um, still in sich, schlichtem Tod entgegenzuleben. Und sieht man nicht dort den Pilgrim Giordano Bruno von den Alpen in die Lombardei niedersteigen? Nicht hier den jungen Emile Zola, hungergehetzt, durch enge Gassen des Quartier Latin zum Bäcker eilen, für einen Sou das Brotstück zu erstehen, das er oben in seiner Dachkammer mit seiner Liebsten teilen wird? — Was flattert dort auf? die weiße Fahne! Gewehre sinken — Dostojewsky wird leben! Und dort — ein Schiff fährt die Oder hinauf, von Studenten gefüllt, die das lustige Stück des Syndicus Gryphius so ausgelassen probieren, daß „die Wolken am Himmel und die Weiden am Flußufer" es den Matrosen im Lachen gleich tun müssen. — In der Hölle macht der eben angekommene Oskar Wilde dem Lord Byron einen Besuch, der gerade im Gespräch mit Shelley „aus einer riesigen Flasche Feuerwasser trinkt" und sich gar nicht geniert, daß er nichts anhat als Stulpenstiefel. Da haben es Ibsen und Martin Greif in ihrem Münchener Café bequemer — wie lacht einem das Herz, da sich der Sieg in diesem heftigen Disput dem langsamen Skandinaven sicher zugeneigt! Und Goethe

und Wieland sprechen über den unseligen Kleist. Dann kann man auch Briefe lesen: einen des Cervantes über seine arabische Gefangenschaft (ah! er hätte sicher so geschrieben „wenn er Schreibpapier gehabt hätte"), dann einen, den ein Ritter über Dante, ein Mönch über Boccaccio, ein Maler über Goethe in Italien schreibt. So mannigfach ist diese Welt! Erwähnt man noch vortreffliche Einzelporträts wie das von Schiller, der „in seine Verse wie ein Sänger in seine Harfe fällt", von E. T. A. Hoffmann, dessen Geschichten „den elektrischen, phosphorfarbenen Funken ähneln, die er aus dem Fell seines Katers strich", von Hebbel, der nordischen Göttereiche, vom alten Hofrat Grillparzer, so hat man alle Arten dieser Bildkunst beisammen und ist leicht imstande, seinen Enthusiasmus wie sein Amüsement durch einen exakten kritischen Beweis zu rechtfertigen. Es bleibt dann nur noch ein Lob zu vergeben: das für das Selbstporträt des Dichters, die lange Vorrede in Versen, die ihn, abgehoben vom deutschen Literatentum, prachtvoll spiegeln. In ihnen ist der Dichter Herbert Eulenberg, den man von seinen Theaterstücken her lieben muß, und der nun — schönste Überraschung und Freude! — wie Boccaccio „Blumen zu Gedichten windend" den ehrwürdigsten Gärtnern der Lyrik zur Seite tritt, mit jedem neuen seiner unvergleichlichen Sonette und Widmungsverse in dieser Kunst wie in der dramatischen seinen Namen in immer tieferem Licht aufleuchten läßt.

Felix Braun

Tragödie der Dummheit

Zweifellos ist es beträchtlich verrucht, seinen Vormännern den Tod brieflich ins Haus zu schicken, Zyankalipillen als erotisches Stärkungsmittel zu versenden, den Mord als aphrodisische Hoffnung zu verkleiden. Indes, der verruchte Einfall des Oberleutnants Hofrichter ist auch dumm. Zuerst bemerkt man das nicht, weil die sensationelle Aufmachung verblüfft. Es scheint ja furchtbar einfach menschliche Hindernisse auf postalischem Wege aus der Ferne zu beseitigen, den ahnungslos selbstmörderischen Feinden als Verheißung künftiger Freuden das letzte Leid darzubieten. Die Tat eines Teufels, doch eines dummen Teufels. Konnte der plötzliche Tod von zehn Generalstabs-Offizieren ohne Argwohn bleiben? Hofrichter aber kauft in der biederen Kleinstadt Linz, die überall ihre neugierigen Augen hat, pedantisch genau, sogar in Raten, das Zubehör zu seinem Mord ein. Und hält sich für gesichert, weil er sich überall dabei auch eine Ausrede ausgedacht hatte. Es geht ihm jedoch wie bei seinen Prüfungen; er hat eifrig seine Lektion auswendig gelernt, aber der Geist des Ganzen bleibt ihm verschlossen. So versagt er durchaus in der Technik des Verbrechens, hätte auch hier eine schlechte Nummer verdient und geduckt zusehen müssen, wie die Begabteren ins Haus des Erfolges einziehend, vor ihm das Tor zuschlagen.

Äußerlich ähnelt seine Dummheit dem Ehrgeiz. Allein in seinem Streben lag nie die edle Sehnsucht zu wirken, sondern bloß die Gier nach dem Avancement. Das eigentliche Wesen seines Berufes blieb ihm stets fremd, und er war ein guter Offizier, nur weil er eben wußte, daß gute Offiziere rascher avancieren. Seine Beschränktheit nahm das Symbolische des Metiers, die Beförderung, für dessen Inhalt, ein Mißverständnis, das gerade im Soldatischen so leicht ist, weil hier ja der höhere Rang automatisch die höhere Tüchtigkeit darstellt. Deshalb kann seine Tat als durchaus militärisches Verbrechen gelten, als der in solcher Heftigkeit noch nicht beobachtete Fall einer seelischen Berufskrankheit, und nie ist der Sinn des Offiziers schrecklicher karrikiert worden als in diesem Manne, der hemmungslos, feige, gleichgültig aus dem Hinterhalt mordete, und diese ungeheuerlichste Ehrlosigkeit beging, um geschwind

höhere Ehrenzeichen zu erhalten. Seine eigensinnige Dummheit wußte nur von dem Verordnungsblatte, den Distinktionen auf dem Kragen, und als letztes Ziel sah er die roten Generalstreifen auf den Hosen. Gewiß, alle Offiziere sind ambitioniert, bedeutet doch die Beförderung eine Karesse für ihre Eitelkeit, ein klein wenig Behagen oder vielleicht gar einen vulgären Lurus; aber ihre Ambition ist mit ihrem seltsamen Handwerk verwachsen, nicht losgelöst und frei schwebend, nicht Selbstzweck wie bei Hofrichter.

Schon als Kind war er wie benommen von dem Gelüste der Karriere. Der Wunsch hatte ihn, nicht er den Wunsch. Und auf der Kadettenschule gelingt es ihm noch; er bleibt immer der erste, trotzdem er nur mäßig begabt ist und niemand den unjungen Jungen mag. Während die anderen Knaben lachen, spielen, sich zerstreuen, ihre Seele ihren Neigungen, der Freundschaft, bald der Liebe hingeben, schließt er sich nirgends an, er lebt sich nicht aus wie sie und behauptet durch diese krankhafte Vereinigung seiner geringen Kräfte den unnatürlichen Vorsprung vor ihnen. Freudlos und gefroren ist seine Jugend. Er strebt rastlos: Der Generalstab! Dorthin gelangen die Auserwählten, rasch klimmen sie dann die Sprossen der Beförderungsleiter hinan, während der gemeine Haufen der Linien-Offiziere in jämmerlichen Provinz-Garnisonen verkümmert. Hofrichter wird in die Kriegsschule aufgenommen, er besteht die Prüfungen, allein andere sind noch besser qualifiziert als er, um zehn Nummern bleibt er hinter den Siegern zurück. Und damit wird sein ganzes Leben sinnlos, er muß hinunter zu den Gewöhnlichen. Wenn — wenn aber die zehn Vormänner verschwinden, dann rückt er vor, kommt in den Generalstab, kann General werden. Also müssen sie verschwinden. Er haßt sie nicht, er kennt sie kaum, obwohl sie seine Kameraden auf der Kriegsschule waren, er kennt ja nichts als das Verordnungsblatt, das die Beförderungslisten enthält. Er wird bald darin stehen, wenn er die Zehn ins Grab befördert. Wie dies erreichen? Er weiß, diese Männer haben gewissen, gelebt, wie er niemals lebte, da werden sie wohl neuer Kräfte bedürfen. In seinem Pilleneinfall steckt so etwas wie höhnische Verachtung jener Narren, die sich immerzu und gierig mit solchen Dingen abgeben! Und er ist weltfremd und dumm genug zu glauben, alle Zehn würden den Köder schlucken. Er angelt wie selbstverständlich Menschen, inmitten einer verzärtelten Zeit. Aber nur Einer beißt an, gerade wie er an seine heimliche Braut, eine Varietee-Sängerin, schreibt. Hier berühren sich grotesk zwei Tragödien.

Die Hanswurstrolle in der Tragödie der Dummheit spielte die öffentliche Meinung. Seit Dreyfus sind gerade militärische Justizmorde bei der allgemeinen Entrüstung sehr beliebt. Und so übersah sie, daß der Fall Hofrichter eben wegen des schlechten österreichischen Militär-Strafgesetzbuches so gründlich, so beispiellos gewissenhaft untersucht wurde wie niemals und nirgendswo eine Kriminal-Affäre auf unserem Planeten. Es gibt in keinem Lande der Erde ein bürgerliches Gericht, bei dem nicht auf einen kleinen Teil der Indizien hin, die Hofrichter erdrückten, auch ohne sein Geständnis ein „Schuldig" ausgesprochen würde. Dennoch glaubte die Menge lange leidenschaftlich an seine Unschuld. Ihre Romantik erwartete als Täter einen pfiffigen Routinier der Schurkerei, der alle Stufen des Verbrechens erklettert hatte, nicht einen hübschen Offizier gerade vor seinen ersten Vaterfreuden. Sie sah nicht in diesen engen Geist, der, um die Bedeutung seines Seins geprellt, zu kraftlos war, sich einen anderen Zweck zu suchen als goldene Sterne auf seinem Kragen. Knapp vor dem Ziele brach er erschöpft zusammen. Keine Leidenschaft trieb Hofrichter zum Verbrechen, nur ein tiefes Nichtbegreifen, eine Explosion seines unnatürlich zusammengepreßten Willens. Ohne daß er es ahnte, erhoben sich rächend in ihm seine zermarterte Jugend, sein nicht gelebtes Leben,

und die Dummheit des Zweitklassigen wurde tragisch.

Ludwig Bauer

Paris

Den Zaungast der Boulevards spielte Siegmund Feldmann beinahe drei Jahrzehnte. Oder richtiger: er spielte ihn nicht, er war es. Und von diesem Zaungaststandpunkt hat er seine ungezählten feuilletonistischen Arbeiten gemustert und die Stücke, in denen sich Anschauungsklarheit und Lebensfülle noch trächtig erhalten haben, zu einem Buch über das „Paris von gestern und heut" übersichtlich aneinandergereiht (Berlin, bei Hermann Ehbock). Ich möchte den Nachdruck auf das „gestern" legen. Denn uns alten Parisern ist wohl das Paris von „gestern" tiefer ans Herz gewachsen als das Paris von heute. Wir finden Paris stark demokratisiert, stark internationalisiert. Ein beträchtlicher Zufluß fremder Menschen war dort immer zu finden; aber diese Menschen kamen wie zu einer Kulturandacht, mit einer gewissen Demut gegen die ästhetischen Offenbarungen, gegen den künstlerischen Geist der großen unvergleichlichen Stadt; sie fühlten sich als freiwillige Gefangene der Schönheit.

Etwa seit einem Jahrzehnt nun ist das anders geworden. Der Engländer, vermehrt durch den Amerikaner, hat von Paris Besitz ergriffen, mit dem Anspruch, daß die Stadt ihm diene: er wünscht sein Land im fremden Lande wiederzufinden, und ein witziges Schicksal will, daß es ein Engländer war, George Moore, der vor Jahr und Tag schon mit Leidenschaft eine zündende Strafrede gegen die zumal angelsächsische Völkerwanderung losließ, die seine geliebte Stadt, die Stadt seiner Künstlerträume, so sehr verschandelt habe. Die Verschandelung macht grausame Fortschritte — trotz der Verzweiflung der Chansonniers und der Revuesatiriker. Paris war immer die bevorzugte und gesegnete Stätte des Vergnügens, „le règne du bon plaisir", und in dem Königreich war Montmartre die Zitadelle — doch diese Lustigkeit entsprang einem Lebensbedürfnis; sie war der natürliche Ausfluß eines künstlerisch gearteten Volkstemperaments. Nachgerade aber ist Paris ein Markt der Distraktionen für die Fremden geworden, und die durchtriebensten Regisseure der Lustbarkeit bringen ihr Schäflein sehr rasch ins Trockene. Montmartre, nach dem göttlichen Salis einst das „Gehirn der Welt", wurde ein banales Schaubudenviertel, wo angestellte Dirnen dir den großen Rausch des Lebens vorgaukeln, bezahlte Spaßmacher eine falsche Bohême vortäuschen, eine schauspielernde Phantastik makabre Erschütterungen feilhält.

Nachdem ich mich jüngst einmal bei Fursy, dem letzten Meister der Chanson populaire ergötzt hatte, wollte ich in der Abbey de Thélème auf der Place Pigalle den angebrochenen Abend beschließen. Da hatte einst das Haus des feinen Orientmalers und Schriftstellers Fromentin gestanden; aus dem Heim der Kunst war ein Restaurant geworden, wo man gut und billig dinierte und später dem Souper der kleinen Montmartremädchen und der Lebejünglinge beiwohnen konnte, denen „Maxims" zu teuer war. Jetzt ist die alte ehrliche Abbey zum „Stelldichein der feinen Welt" erhoben oder herabgesunken, zu dem sich sogar die kostspieligen Demimondänen des Etoile-Viertels in ihren Automobilen hinbemühen, weil dieses Nachtlokal auf dem Programm der amerikanischen „richards" steht. Ein langer Lümmel in erotischer Livree verstellt mir den Weg; seine anmaßenden Blicke machen sich hinter meinem halb aufgeschlagenen Überzieherkragen zu schaffen: „Ist der Herr im Frack?" „Nein." „Dann darf ich Sie nicht hineinlassen!" Ein paar Camelots und Kutscher grinsen dazu. Auf Montmartre wird der Frack verlangt! Das ist der Gipfel der Entartung. In dem Nebel, der über dem Boulevard de Clichy lag, sah

ich den zürnenden Schatten Murgers vorüberziehen. . . .

Wissen Sie noch, lieber Feldmann, wie wir vor bald fünfundzwanzig Jahren eben diesen Montmartre in Stunden des Tages, in Stunden der Nacht zusammen durchstreiften? Unser Paul Schlenther hatte mich an ihr noch junges Pariser Herz gelegt, und auf mich ging der Pulsschlag dieses Herzens über. Die wahre Lebenskunst blühte damals noch; man konnte noch in Ekstase durch diese schöne, immer sonnige Kulturwelt stürmen. Der künstlerische Impressionismus wagte sich tatenfroh hervor; man witterte schon das „Théâtre libre"; Sie führten mich in das kühne „Chat noir", wo werdende Dichter ihre Jugend austobten, in den „Divan japonais", wo eben ein Fräulein Yvette Guilbert von Hugues Le Roux entdeckt worden war, zum Sozialrevolutionär Aristide Bruan. Und ich begleitete dann Ihren eigenen Werdegang, Jahr auf Jahr; ich konnte verfolgen, wie Sie sich zum bedeutenden Kenner und Erkenner des Volkes entwickelten, unter dem Sie lebten, wie in Ihnen aus den verstreuten Gliedern eines Zeitungsberichterstatters, Chronisten, Tageskritikers, „échotier" und Poeten der kunstfertige Schriftsteller wurde, der sein eigenes Erlebnis anderen zum Erlebnis macht, der aus einzelnen Beobachtungen, Zügen, Anekdoten runde menschliche Charaktere fügt und diese Menschen zu Maßstäben der Zeit aufwachsen läßt. Was Ihren Stil betrifft, so sind Sie, bei aller Franzosenfreundschaft, doch nie Französling geworden. Sie haben unter Franzosen Ihr Talent gestärkt, das Material von Bildung und Beobachtung lächelnd vorzutragen, unterhaltend zu belehren und belehrend zu unterhalten, — doch Sie schreiben im deutschen Geiste und für Deutsche, sinnreich, ohne erborgten gallischen Phrasentand, mit den tieferen Schattierungen des Psychologen, mit der zugreifenden Unmittelbarkeit des einsichtigen Mannes, dem das stark zuströmende Leben die Zunge löst. . . .

Die gut gewählte Sammlung nennt sich „Porträts" — sie könnte auch „Masken" heißen, denn aus den Physiognomien der Persönlichkeiten, die manchmal wie im Totentanz an uns vorüberziehen, ist etwas Typisches herausgearbeitet, etwas, das aus dem Besonderen in die Allgemeingültigkeit hinüberweist, aus dem Bildnis ins Weltbild, aus dem Einzelschicksal in die Komödie und Tragödie oder Tragikomödie des Daseins, vom Menschen in den Zeitenhintergrund, vom gefallenen Individuum in die sündige Gesellschaft. Dieser „amoureux de la vie" nähert sich so gern den Abenteuerern, den armen Narren, den Opfern des Lebens, den halbkomischen, halbtraurigen Originalen, den Desperadonaturen, die aus den unwahrscheinlichsten Ländern auf den Pariser Boden geworfen wurden. Das „ancien régime" und seine ziemlich entarteten Nachkommen, die im Spiegel der Republik zur Karikatur werden, senkt diesem unverdrossenen Wanderer durch die politische und literarische Zeitgeschichte, der drei Präsidenten sah, besondere Humore in den Geist. Wie ein Abbé des achtzehnten Jahrhunderts plaudert er über die Aventüren der höchst adligen oder höchst bürgerlichen Weibsleute, die zur Liebe geboren sind, — schmunzelnd, schalkhaft, verstehend, vergebend. Wärmer freilich wird er bei jener andern Art Liebe, die Erbarmen heißt. Da unternimmt er wohl auch ein Rettungswerk: das Kapitel über Louise Michel gehört zu den feinsten des Buches. Aus der „roten Jungfrau" tritt die Inkarnation des menschlichen Mitgefühls hervor; die zarteste Weibseele, die in das Panzerkleid der aufrührerischen Gewalt schlüpfte, um eine Liebestat sozialer und geistiger Befreiung an den Mühseligen und Beladenen vollbringen zu können.

Julius Elias

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

AP
30
N5
1910
Bd.2

Neue Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY